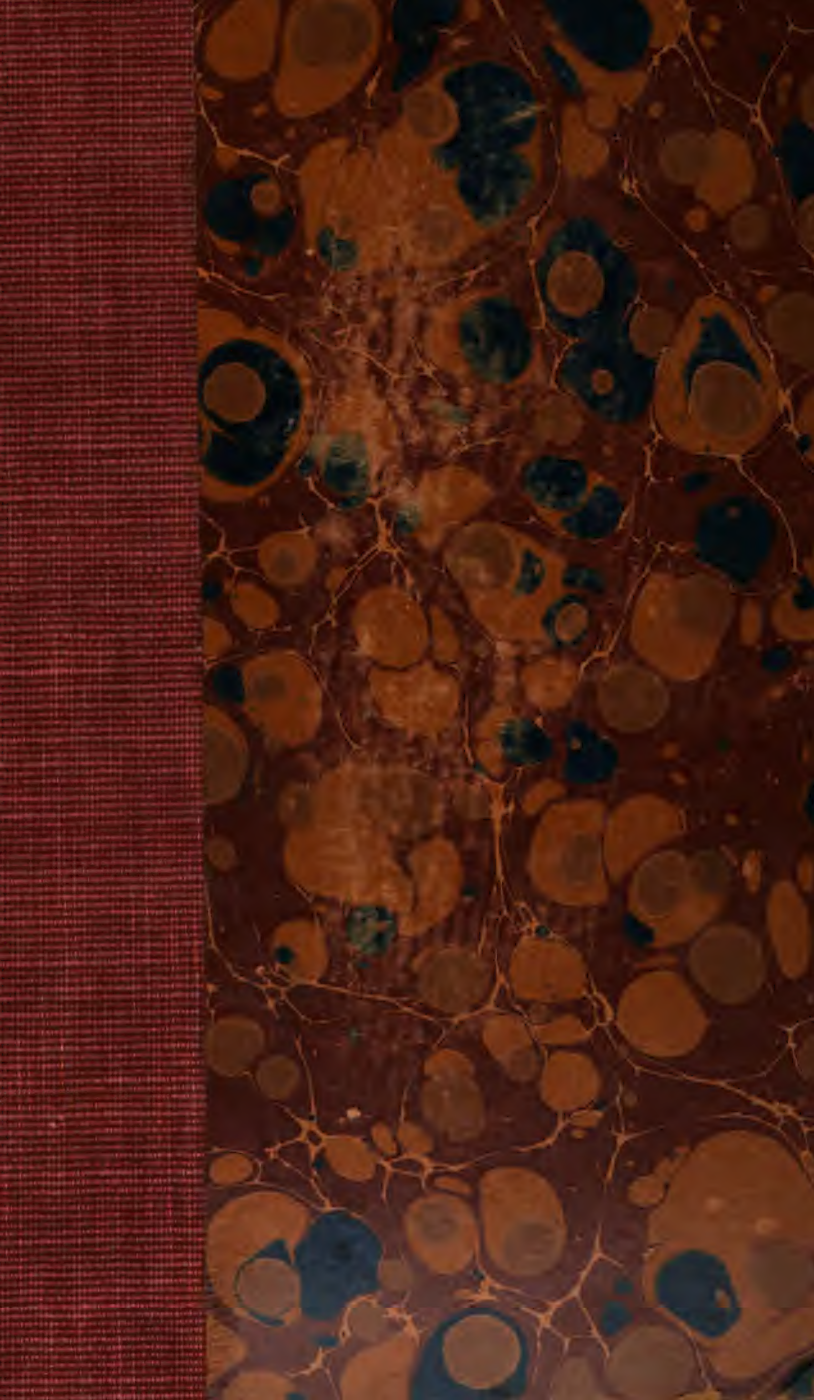
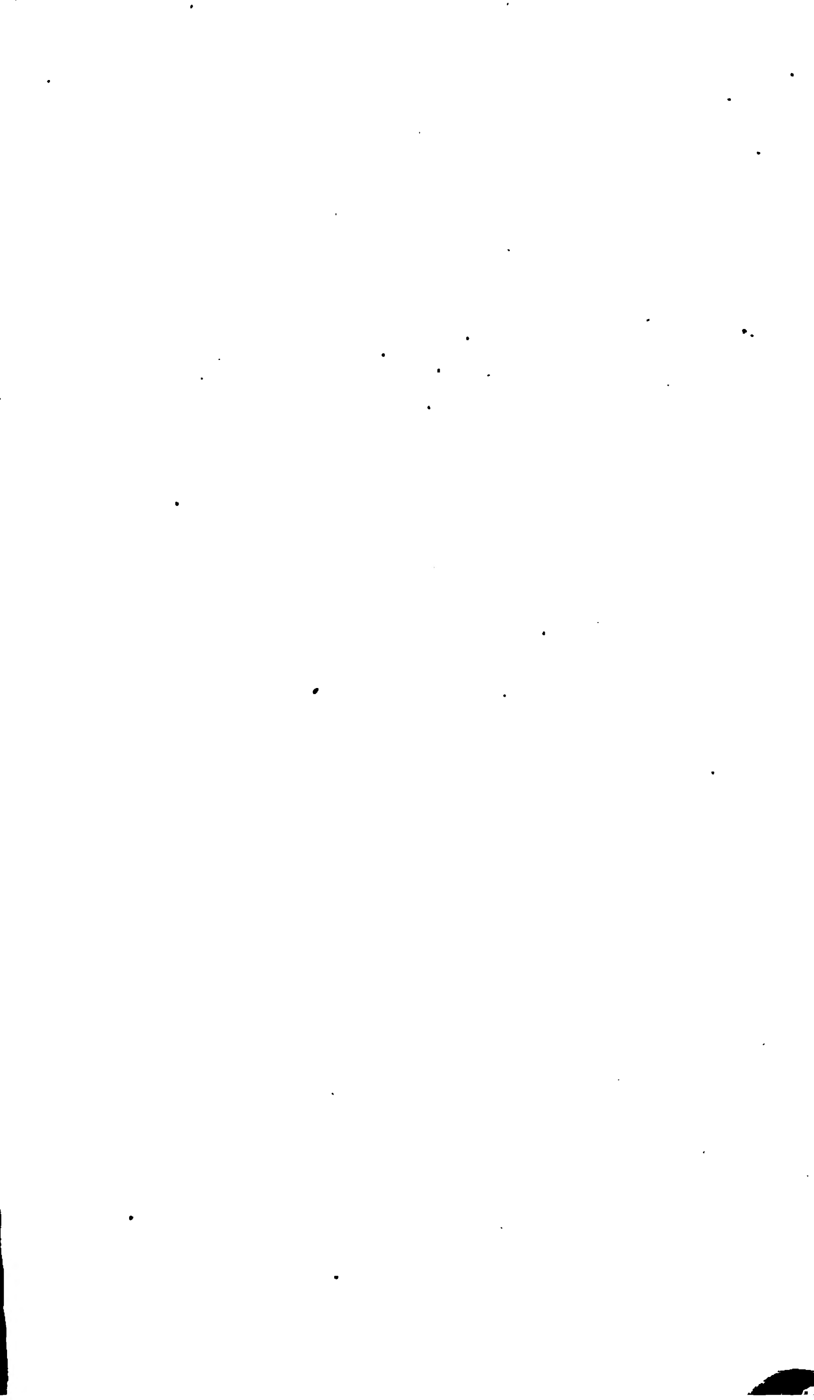
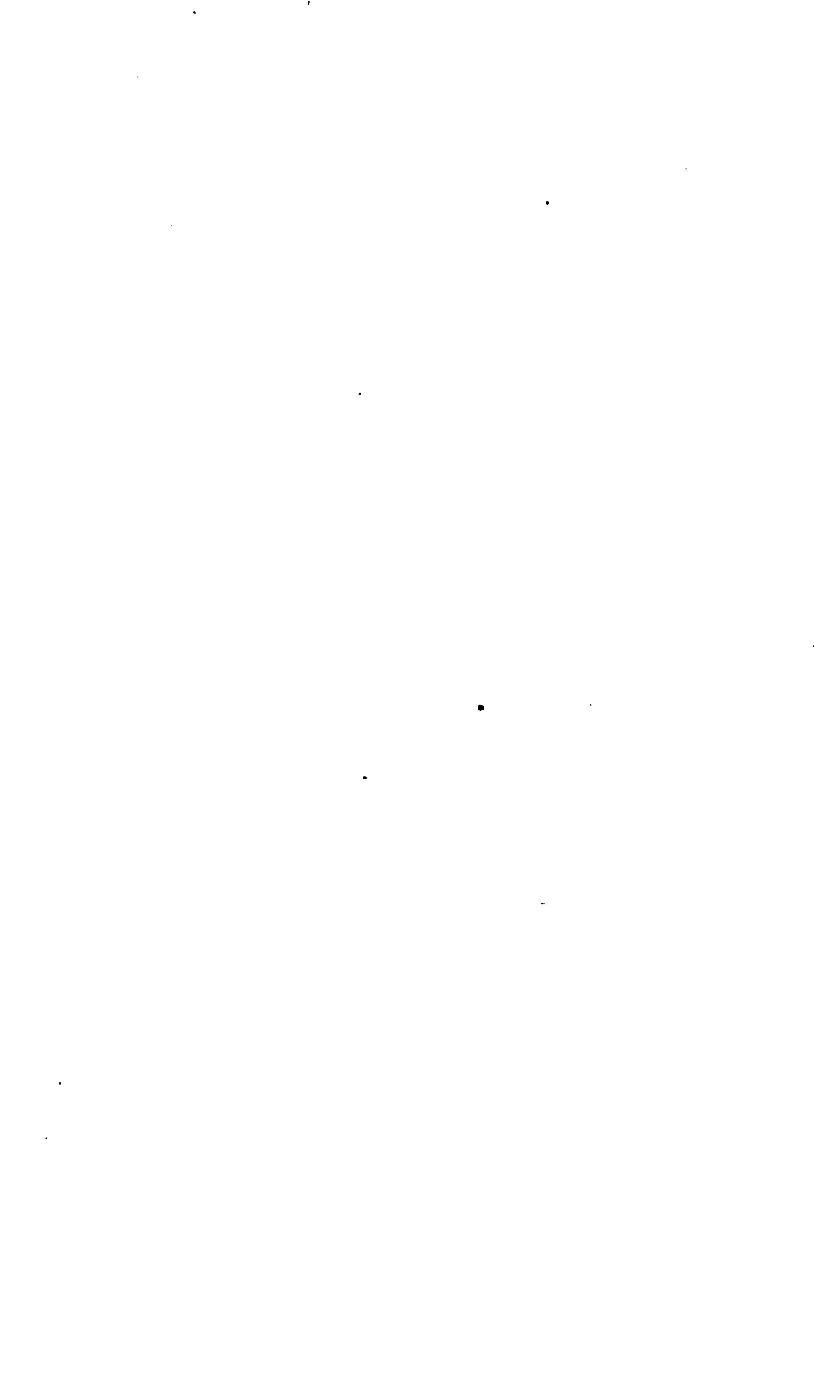



VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY









FRIEDRICH WILHELM III

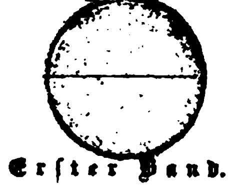
König von Preußen.

Ausführliche
Lebens- und Regierungs-Geschichte
Friedrich Wilhelms III.
Königs von Preußen.

Bearbeitet

von

Dr. A. Cohnfeld.



Erster Band.

Berlin 1840.
Lement's Verlagsbuchhandlung.

Vorwort.

Die Liebe eines Volkes zu seinem Könige, ist der sicherste Beweis, daß das Volk sich glücklich fühlt, denn ein Volk ist stets glücklich, wenn der König seiner Liebe würdig ist.

Das Geschick der Völker ist wandelbar, wie das Geschick einzelner Menschen, der hellste Sonnenschein des Glücks kann durch düstre Gewitterwolken des Unglücks verhüllt werden; aber ein Volk, das seinen König liebt, kann dem Unglück nie erliegen, kann nicht untergehen, denn die Liebe eines

Volkes zu seinem König macht es **mächtig**; die Liebe ist stärker, als das Unglück.

Einen Zeugen habe ich, der meine Worte bestätigt, einen Zeugen, durch dessen Mund Gottes eigene Stimme spricht: dieser Zeuge ist die Weltgeschichte! Wenn das Schicksal ein Volk in das Buch der Vernichtung eingeschrieben hat, so giebt es ihm schlechte Herrscher; wenn ein Volk groß und glücklich werden soll, setzt das Schicksal weise und gute Könige auf seinen Thron.

Das Volk ist die Familie, der König ist ihr Vater. Die Bösen sagen, dem sei nicht so; — aber es giebt auch Böse, die da fragen: „Was kümmert uns unser Vater? Warum sollen wir ihn lieben? Weil er uns genährt hat? Das hat er gemußt; wir werden ihn dafür wieder nähren müssen, wenn er alt ist; und wenn er es auch aus Liebe gethan hat, darum brauchen wir ihn doch nicht wieder zu lieben!" — Dem Guten und Edlen flößen solche Worte Abscheu ein, — dem Bösen ist nichts heilig. Er frägt auch: warum soll ich Gott lieben? —

Ein Volk ohne König ist eine Familie ohne Vater: herrscht Keiner in ihr, so herrscht die Zwie-

tracht und ihr unseliges Gefolge. Tritt aber Einer von den Brüdern auf und spricht: „ich will des Vaters Stelle vertreten und über Euch gebieten," so neiden ihm die Andern und sagen: „warum sollen wir ihm gehorchen? Er ist unser Vater nicht; wir können eben so wohl gebieten als er." Und wenn sie ihm gehorchen, so thun sie es aus Zwang; das aber ist ihnen keine Ehre, denn wer aus Zwang gehorcht, der ist ein Sclave. Und wenn sie den Bruder auch freiwillig zu ihrem Oberherrn eingesetzt haben, das ändert es nicht, dann sind sie freiwillige Sclaven, denn sie gehorchen nicht aus Ehrfurcht und Liebe, wie man einem Vater gehorcht, sondern aus Zwang.

Einer muß herrschen! Ueber die Familie ein Vater, über das Volk ein König. Welche Söhne gehorchten nicht lieber dem Vater, den Gott und Natur zu ihrem Oberhaupte eingesetzt haben, als einem Fremden, oder auch einem Bruder, den nur der Zwang der Nothwendigkeit ihnen zum Herrscher gegeben hat? Wer einem Fremden gehorcht, der ist ein Sclave; wer seinem Vater gehorcht, der ist ein Sohn.

So ist es mit den Völkern und den Königen. Einer muß herrschen! Der König aber ist — von Gott bestellt, — der Vater des Volkes; ein Volk das seinem König gehorcht, ist frei, es gehorcht ihm, wie der Sohn seinem Vater. — Sclaven lieben nicht, sie gehorchen und fürchten; ein Volk, das seinen König liebt, gehorcht nicht aus Furcht, sondern aus Liebe. Ein solches Volk ist edel. Böse gehorchen nicht aus Liebe, denn Böse können nicht lieben; sie gehorchen und hassen. Ein Volk, das seinen König liebt, ist ein gutes, ist ein braves Volk.

So aber seid Ihr, Preußen, weil ihr Euren König liebet mit warmer, inniger, treuer Liebe, so seid Ihr glücklich und mächtig, frei und edel, gut und brav!

Es giebt gute und böse Väter, es giebt gute und schlechte Könige! Ich habe immer geglaubt, — und Forschen und Nachdenken hat mich darin bestärkt, — ein gutes Volk kann keine schlechte Könige haben. Es ist nicht möglich. So irret nicht die Weisheit des Schicksals, so nicht die Gerechtigkeit des Allvaters im Himmel, daß er einem guten Volke schlechte Könige geben sollte. Schlechte Kö-

nige bringen den Untergang der Völker zu Wege; aber ein gutes Volk kann nicht untergehen. Ein König ist ein Mensch, ein König kann irren, kann Schwächen haben; darum aber ist er noch kein schlechter König. —

Ein Volk soll nicht mäkeln an der Menschennatur seines Königs, wie der Sohn nicht an der seines Vaters. Vor Gott ist der König Mensch, vor dem Volke ist er Vater und Herr! Der König soll seinem Volke heilig sein, um seiner Würde willen. In des Vaters Hand liegt das Wohl der Familie; in des Königs Hand liegt das Heil eines ganzen Volkes. Fasset Ihr den unermeßlichen Inhalt dieser Worte? Wer kann Euch ehrwürdiger und erhabener sein, als Derjenige, in dessen Hände Gott das Schicksal von Millionen Menschen gelegt hat, von Millionen Menschen, die Eure Brüder sind?

Ein gutes Volk kann keine schlechte Könige haben! Ein guter König ist der, der das Glück seines Volkes will. Meinet Ihr, es sei möglich, daß ein König den Thron eines guten, edlen Volkes besteigen könne mit dem Vorsatze, dieses Volk in's Verderben zu stürzen? Ein so wahnsinniger Wider-

spruch steht nicht im Buche des Schicksals. Nur verderbte Völker haben schlechte Könige. Wenn aber ein König das Glück seines Volkes will und es schlägt dennoch nach Eurem Glauben nicht sogleich zum Guten aus, überhebet Euch dann nur nicht und fället das Urtheil! Ein König ist ein gewaltiges Werkzeug in der Hand Gottes; durch die Könige lenkt Gott das Geschick der Völker; die Könige sind es, die das Buch der Weltgeschichte schreiben. Hütet Euch, Gottes Willen und Absichten zu bekritteln und zu tadeln!

Wenn Gott ein Volk liebet, so giebt er ihm gute Könige, die das Volk groß, mächtig und glücklich machen. Uns, meine Preußen-Brüder, uns liebet Gott, denn er giebt uns gute, edle und große Herrscher! Leset das Buch unserer Geschichte, leset, wie die ruhmwürdigen Fürsten aus dem Hohenzollerngeschlechte seit Jahrhunderten für unser theures Vaterland gekämpft und gestritten, gesorgt und gewirkt haben! Leset, was wir waren und was wir geworden sind, und hebet Eure Hände mit inbrünstigem Dank zu dem allmächtigen Gott, der uns, meine Preußen-Brüder, uns zu so hohem Glücke ausersehen.

Unsern Vätern ist Herrliches widerfahren! Große Herrscher, deren Name nie vergessen werden wird, so lange das Preußenvolk lebt, haben unsere Vorfahren von Stufe zu Stufe der Größe und dem Glück entgegengeführt. Wir aber, wir sind größer noch und glücklicher noch als unsere Vorfahren, und wem, Preußen, wem haben wir das zu danken!

Ueber uns hat ein König geherrscht, — ein herrlicherer, ein besserer hat nie auf einem Throne gesessen, und dieser König, meine Preußen-Brüder, hat uns geliebt, wie nie ein anderer König sein Volk mehr geliebt hat. Aber wir haben auch ihn wieder geliebt mit heißer, treuer Liebe; denn wir haben den König erkannt in seinem hohen Werthe, und auf diese Erkenntniß können wir stolz sein, stolz wie auf seine Liebe zu uns! Die Völker Europas haben uns gepriesen, haben uns beneidet! Ist Einer unter Euch, der mich Lügen straft? Ist Einer, der da sagen kann: Der spricht in hohen Worten, aber seine Worte sind hohl? Wohl klingt, was ich sage, wie eine schöne Dichtung aus dem Reiche der Ideale; — das aber ist das Wunderbare, daß diese Dich-

tung unter uns zur Wahrheit und zur Wirklichkeit geworden ist! Habet Ihr nie gehört, daß fremde Völker, wenn sie wider ihre Könige murrten, daß sie sagten: „Ja, wenn wir einen König hätten, wie die Preußen? aber so einen König giebt es nicht mehr!“ Die Armen! Uns Preußen giebt Gott gute Könige, denn uns liebet Gott! Wir aber sind auch guter Könige würdig, denn wir wissen unsere Könige zu lieben!

Wo giebt es ein Volk, das so um seinen König weinte, wie wir weinen um den König, der uns gestorben ist? Von den Thürmen hallen die Sterbeglocken, — mächtiger aber und erschütternder tönen die Seufzer aus unserer Brust, und der Schmerz in Euren Zügen, die Zähre auf Euren Wangen klagen noch lauter, noch inniger als Eure Seufzer! Ist Einer unter Euch, der um den gestorbenen König nicht weint, der ist kein Preuße geboren, und wäre er's, so ist er nicht werth ein Preuße zu sein! Wer um den König, der uns gestorben ist, nicht weint, der ist nicht werth der Thränen, die die Natur seinen Augen geschenkt hat.

Gott liebt das Preußenvolk und giebt ihm

herrliche Könige! Habet Ihr gehört, wie der Erbe des Thrones Ströme heißer Thränen vergossen hat, da der sterbende Vater und König ihn segnete? Sehet, wie wir nicht blos weinen um den König, sondern um einen Vater, so hat des Thrones Erbe nicht blos geweint um den Vater, sondern um den König! Und Er, der nicht blos den Vater geliebt, sondern in Ihm die Größe des sterbenden Königs erkannt hat, Der sitzet jetzt auf dem Throne, Der ist jetzt unser König! Die Thränen, die Er um seinen großen Vater, um unseren theuren König geweint hat, sind uns Bürge, daß auch Friedrich Wilhelm der Vierte uns ein herrlicher König sein wird. Er hat es gelobt, Er wolle wandeln in den Wegen des Vaters! O, theurer König und Herr, wir, Deine Unterthanen und Kinder, haben es gewußt, bevor Du es gelobt hast; — ehe Deine Lippen es sprachen, haben es Deine Thränen uns gekündet, die heißen Thränen, die Du geweint hast auf das Sterbekissen Deines — unseres herrlichen Königs und Vaters! Um dieser Thränen willen müßten wir Dich lieben, wenn wir Dich nicht liebten, weil Du unser König bist. Sind wir nicht

Preußen? Unsere Könige sind unser Stolz, und unsere Ehre ist, daß wir unsere Könige lieben können.

Gott giebt den Preußen herrliche Könige! Welch ein König ist uns gestorben! Welch ein Heldenkönig, welch ein Friedenskönig! Noch leben unter Euch Viele, die als Jünglinge Ihn, den Jüngling, auf den angestammten Thron haben steigen sehen. Ihr wisset es, wie die Herzen ihm entgegenjauchzten, wie die Hoffnung eines treuen Volkes ihm das Haupt krönte! Ihr habet es gehört, wie er aus tiefstem Herzen Euch zurief: „Meine Kinder, ich will Euch Vater sein!“

Schön ist es, solches zu geloben; — schöner es zu halten. Saget, ob Er es gehalten hat! Ob Er unser Vater gewesen ist immerdar bis zu seinem Tode! — Ist Einer da, der es verneinen kann, Einer unter Millionen? Wenn er es wagte, — nicht wir, meine Preußen-Brüder, allein, nein, alle Völker Europas würden ihn einen Lügner schelten.

Nie hat ein König mehr sein Volk geliebt, als uns unser gestorbener König geliebt hat. Da das Unglück über ihn hereinbrach und über uns, da Gott, Ihn und uns zu prüfen, die Geißel gab in

die Hand eines fremden Tyrannen, daß er unser Peiniger würde und unser Bedrücker, da unseres Königs Herz und unserer herrlichen Königin Herz — jener Königin, die Er uns gab, daß wir eine so gute Mutter hätten, wie Gott uns einen guten Vater in Ihm gegeben hatte, — da ihre Herzen bluteten in Kummer und Gram, da senkte unser großer König nicht muthlos sein Haupt und sagte: „gehet hin, beuget Euch dem Verderben! Ich vermag Euch nicht zu helfen!“ — Nein, nein, nein! Gottvertrauend hob der theure, volkestreue König seine Augen zum Himmel und sprach freudigen Muthes: „Du sollst nicht untergehen, mein Volk! Nicht daß Du untergingest hat Gott der Allmächtige so heiße Liebe zu Dir in mein Herz gepflanzt! Wie ich Dich liebe, mein Volk, kannst Du nicht untergehen!“

Und weise und treue Räthe sammelte er dann um sich, und die großen Gedanken, die seine unendliche Liebe zu uns, seinen Kindern, ersann, die lieh er seinen Räthen und sprach: „Helfet mir, daß ich mein Volk stark mache!“ Millionen leben noch auf deren Nacken in jener trüben Zeit das Joch des Unterdrückers lastete. Wie viele unter Euch haben den Muth behalten? Wie Viele wagten es zu hoffen, daß der riesenstarke Tyrann zerschmettert

sich werde beugen müssen unter die, welche sein herzloser Uebermuth gehöhnt hat? — Unser König aber war groß im Leid! Welche herrliche Gesetze schrieb er in der Zeit, da ein nichtsachtender Despot den Weltgesetzen Hohn sprach! Welche Saat des Glücks hat er gestreut in der Zeit des Unglücks! Wie hat Er das Mark seines Volkes gekräftigt in der Zeit unserer größten Schwäche!

Aber da er mit treuer, unermüdlicher Vatersorge uns stark gemacht hatte, da sprach er: „Nun sollet Ihr auch groß werden!" Und mit seiner lieben Vaterstimme rief er: „Kommt, meine Kinder, die Sonne geht auf! Der Tag der Freiheit bricht an!"

Aber die Kinder waren auch würdig eines solchen Vaters! Wie eilten sie herbei, die wackeren Preußen-Söhne, wie schaarten sie sich zu Hunderttausenden in begeisterter Liebe um ihren Vater und König, wie jubelten ihre Herzen ihm entgegen, welche Heldenschlachten haben sie mit ihrem König und für ihren König geschlagen!

So waren wir stark geworden, durch unseren herrlichen König, und so sind wir groß durch ihn geworden, groß und frei!

Und da der Sieg errungen und die Freiheit erkämpft war, da sprach der Heldenkönig: „Nun

will ich ein Friedensfürst sein! Und Gott, den ich liebe und der mich liebt und mein treues Heldenvolk, den will ich bitten, daß er mein Thun auch fortan segne, auf daß mein Volk durch mich glücklicher werde und größer von Tag zu Tage!"

Und so ist es geworden, meine Preußen-Brüder! O, daß es so geworden, wisset Ihr Alle, die Aeltesten unter Euch und die Jüngsten.

Unser Heldenkönig, unser Friedenskönig, unser Vater ist nun todt! Losgerissen von unseren Herzen, ist er heimgegangen zu seinen großen Ahnen, heimgegangen zu ewiger Seligkeit, — uns aber hat er zurückgelassen mit unserem Schmerz, mit unseren heißen Thränen und hat unsere verwaiste Liebe an Den gewiesen, in dessen Adern sein Blut, in dessen Haupt sein Geist, in dessen Herzen seine Liebe zu uns, seinem treuen Volke, fortlebt!

Des gestorbenen herrlichen Königs Geschichte will ich Euch erzählen. Wie er gelebt, was er gelitten, was er Freudiges empfunden, was er Großes gedacht und Großes gewirkt hat, will ich Euch künden. Meint Ihr, ich überhebe mich, daß ich so Gewaltiges unternehme? Tadelt mich nicht! Wohl weiß ich, daß nur ein Meister es wagen dürfte das Bild seines Lebens und Wirkens zu zeichnen! Aber nicht auf meine Weisheit vertraue ich. Meine heiße

unvergängliche Liebe zu dem großen, uns gestorbenen König giebt mir den Beruf. Darum habet Nachsicht. Wo meine Liebe fehlet, lasset Eure Liebe den Mangel ersetzen. Vertrauet meinem Willen! Ein Werk, das meinem Herzen so heilig ist, ein Werk, dem ich das volle Maaß meiner Kräfte mit Freuden zu widmen geschworen habe, — das wird, ich hoffe es, nicht ganz mißlingen. Mein Buch soll ein Katechismus Eurer Liebe zu dem heimgegangenen König werden; mein Buch soll der Born sein, aus dem Euer Schmerz seine Wahrheit und Eure Erinnerung ihre Freude schöpft.

Dazu möge Gott mir seinen heiligen Beistand verleihen!

Cohnfeld.

I.

Jugendgeschichte.



Einleitung.

Zwei Jahrhunderte sind jetzt verflossen, seit Friedrich Wilhelm der Große den churfürstlichen Thron von Brandenburg bestieg; seit jenem Moment fing der kleine Staat, der eben damals am Rande der Vernichtung stand, an, eine Hauptrolle in dem Drama der Weltgeschichte zu spielen. Mit dem letzten Athemzuge Georg Wilhelms hätte Brandenburg untergehen können, es hätte von seinen Feinden, von seinen treulosen Bundesgenossen zerstückelt werden können, ohne daß der Europäische Staatenkörper den Verlust eines so unscheinbaren Gliedes schmerzlich empfunden hätte, oder dadurch in seinem Gesammtleben gehemmt oder behindert worden wäre. So viel Heil das Geschlecht der Hohenzollern bis dahin über das von ihnen beherrschte Land gebracht hatte, so war dies doch noch keineswegs dahin gekommen, daß seine Existenz eine nothwendige gewesen wäre. Daß Brandenburg auf jene Stufe staatlicher Lebensentwickelung gelangte, daß es sein Lebensprinzip in sich selber fand, daß es in dem Boden der Weltgeschichte Wurzeln schlug, die durch keine Gewalt wieder

ohne tödtliche Mitverwundung der anderen Staatenglieder, die mit ihm zugleich in dem weltgeschichtlichen Boden wurzelten, herausgerissen werden konnten, das ist das große Resultat der Regierung des großen Churfürsten.

Das Churfürstenthum war seinem Range entwachsen; es war an Macht und Bedeutung ein Königreich geworden, — nur die Krone fehlte ihm noch. Friedrich I gab ihm das Fehlende. Hätte der große Churfürst, wie er es gekonnt, das Königliche Diadem schon sich auf das ruhmgekrönte Haupt gesetzt, so würde die Geschichte, weit entfernt dies als kleinlich zu tadeln, darin vielmehr neue und wichtige Beweggründe gefunden haben, dem Helden von Fehrbellin den Namen des Großen zu ertheilen. Friedrich I hat sich mindestens den Ruhm erworben, eine Vergeßlichkeit seines großen Vaters gut gemacht zu haben. Brandenburg war dahin gekommen, daß es ein Königreich werden mußte; ohne die Krone war es ein Torso seiner eignen Größe. Der Neid und die Mißgunst Einiger haben in der Seele Friedrichs I nur kleinliche Eitelkeit erkannt; — als ob es nicht schon groß wäre, den Königsgedanken überhaupt zu denken! Wenn Alle, denen Friedrich seinen Vorsatz mittheilte, vor der Größe desselben erschraken, gehörte dann nicht Muth dazu, diesen Gedanken nicht nur auszudenken, sondern auch seine Verwirklichung mit unerschütterlicher Beharrlichkeit zu verfolgen? Giebt es keinen andern Muth, als den auf dem blutigen Schlachtfelde? Friedrichs Ruhm ist es, daß er es klarer und besser, als seine Räthe, erkannt hat, was der Geschichte Noth that. Wie er, so hat es sein großer Zeitgenosse,

Peter von Rußland eingesehen, der Friedrich I in seinem Vorsatze bestärkte, und doch warlich nicht, um ihm zu schmeicheln, — denn was hätte den mächtigen Czaaren dazu bewegen sollen? — sondern weil er einsah, daß es so sein mußte, wenn Brandenburg nicht mit sich selber in Widerspruch stehen sollte.

Den Kampf um die Krone hatte der große Churfürst gefochten, er hatte gesiegt, aber den schönsten Sieges-Preis hatte er aufzuheben vergessen; Friedrich I brauchte das Schwerdt nicht mehr zu ziehen, aber kämpfen mußte er dennoch, und die blutlosen Schlachten der Unterhandlung und des Prunkes, die er um und für die Krone schlug, leerten den Schatz. Es giebt keinen Siegespreis ohne Kampfesopfer; Friedrich I mußte dieses Opfer bringen, und seine Prachtliebe muß jedem Preußen um so weniger beklagenswerth erscheinen, als ohne dieselbe Brandenburg kein Königreich geworden wäre, oder doch erst um zwei Generationen später. Wer aber will ermessen, was mit der Versäumniß eines halben Jahrhunderts verloren geht?

Friedrichs I ernstsinniger Sohn, Friedrich Wilhelm I, hatte eine weniger glänzende aber nicht minder wichtige Mission zu erfüllen: er sollte die Opfer ersetzen, die das junge Königreich für die Krone gezahlt hatte. Er that es. Der Schatz füllte sich, und die innere Verwaltung, unter seinem Vater schlecht beaufsichtigt und daher schlecht geleitet, nahm die Regelmäßigkeit einer mathematischen Construktion an. Die goldene schimmernde Kuppel von dem Dome der Monarchie war verschwunden, aber der Bau ward durch kräftige Strebepfeiler gestützt; der äußere

Abputz verlor seinen Glanz, aber der Mörtel ward immer fester, das Fundament immer sicherer.

Grade hundert Jahre nach dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten bestieg Friedrich der Große den Thron. Dieser Thron, vor einem Jahrhundert ein Kurstuhl, den der leiseste Hauch einer weltgeschichtlichen Begebenheit hätte umwehen können, stand jetzt fest; die Stützen der Monarchie im Innern waren stark und sicher, von Außen fehlte jede Anfechtung, jeder Bedroher. Friedrich der Große ward durch Nichts gezwungen, das Schwerdt zu ziehen, als — durch seine weltgeschichtliche Bestimmung. Friedrichs wahre Größe besteht darin, daß er nicht die Gelegenheit benutzte, sondern die Gelegenheit schuf. Darum überwiegt seine weltgeschichtliche Bedeutung die des großen Kurfürsten. Dieser übte Nothwehr, Friedrich aber fühlte die Kraft, deren Nutzung das Schicksal ihm anvertraut hatte; er errieth die Pläne des Weltgeschicks und zögerte nicht, sie auszuführen. Durch ihn ward das kleine Preußen eine große Macht; aber der hauptsächlichste Zuwachs, den die Monarchie bekommen hatte, bestand nicht in dem eroberten Ländergebiet, sondern in dem Genie des großen Königs. Mit Friedrichs Tode brach diese Stütze zusammen; Preußens Größe war von diesem Augenblick nur eine scheinbare, nur bedingt durch Friedrichs des Großen weltgeschichtliche Existenz; nur weil Friedrichs Name in dem Buche der Geschichte stand, nur weil ein Friedrich gelebt hatte, war Preußen nach seinem Tode groß. Allein diese Größe war eine Illusion, die nur so lange bestehen konnte als die Wirklichkeit dem falschen Bilde nicht feindlich ent-

gegentrat. In Preußens Größe war nichts wirklich als Friedrichs Größe; als Friedrich starb, war Preußen nur noch um so viel größer gegen früher, als es an Ländergebiet, an Einwohnerzahl und an innerer Consolidation zugenommen hatte. Dies war allerdings nicht unerheblich, allein es stand nicht im fernsten Verhältniß zu der staatlichen Bedeutung, die Friedrich seinem Königreich zu erringen gewußt hatte.

Irren wir nicht, so ist dies der Gesichtspunkt, aus welchem die politische Existenz Preußens bei Friedrichs Tode betrachtet werden muß. Friedrich hinterließ seinem Nachfolger eine gefährliche Erbschaft. Preußens größte Macht bestand in Friedrichs Genie; dies ging mit Friedrich zu Grabe und als Ersatz blieb nichts zurück, als Friedrichs Name, groß und ruhmgekrönt, aber dennoch für die Wirklichkeit keine Stütze, sondern nur ein Schmuck. Wenn Friedrichs Erbe nicht das Genie seines Vorgängers hatte, so konnte Preußen seine Größe nicht behalten, denn diese Größe war keine materielle.

Friedrich Wilhelm II hatte dies Genie nicht. Die Geschichte rühmt von ihm, er habe das Rechte und Gute gewollt, habe mannigfaltige Kenntnisse besessen und sei mild, wohlwollend und gutmüthig gewesen; allein den großen Verlust, den Friedrichs Tod herbeigeführt hatte, zu ersetzen, war er von der Natur nicht ausgerüstet. Daß seine kurze Regierung dem Staate nicht wesentlich geschadet hat, verdankt er dem Geschick, das ihn ungefährdet an gefährlichen Klippen vorüberführte, und ihn in dem Augenblicke abrief, als, erschüttert von einem entsetzlichen

Weltsturme, die Säulen des Europäischen Staatenbaues zu wanken anfingen.

Friedrich Wilhelm der Dritte bestieg den Preußischen Thron unter Umständen, die den Kühnsten zittern machen mußten. Die Stütze, die Friedrich Wilhelm II noch besessen hatte, war ebenfalls zusammengebrochen. Friedrichs Name war keine Macht mehr. Aus dunklem Schooße grauenvoller Begebenheiten stieg riesenhaft eine neue weltgeschichtliche Größe empor, vor der die Schatten gewesener Größen scheu zurückwichen. Bonaparte, der kühne Sohn der französischen Revolution, stand mit gezücktem Schwerdt auf der Weltbühne. Seine Rolle in dem großen Trauerspiel der Geschichte hatte begonnen. Das Schicksal hatte den Staaten Europas Verderben geschworen und die Blitze in Bonapartes Arme gelegt.

Was war Preußen jetzt? Ein Staat, der den Keim seines Falles in sich trug, weil er größer schien, als er war. Diese Scheingröße zu erhalten fehlten, dem Verderber gegenüber, alle Mittel; die Zeit war gekommen, da die Wirklichkeit fragte: »was vermagst du und wie viel darfst du gelten?« — Was vermochte Preußen? Was das kleine Preußen gegen das große Frankreich? Was mit einem leeren Schatze gegen die unversiegbaren Reichthümer der Revolution, die Alles besaß, was genommen werden konnte, und die Alles nahm, was der Muth einer wahnsinnigen Aufregung und die Kraft eines fanatischen Enthusiasmus zu bezwingen im Stande war! — Warlich Preußen war der ärmste unter allen Staaten Europas, der ärmste und schwächste, denn außer sich selbst hatte es noch

seine eingebildete Größe zu beschützen. — Preußen hatte aber seinen König. Friedrich Wilhelm III hatte geschworen sein Volk glücklich zu machen. Er hat noch mehr gethan, er hat sein Volk groß und glücklich gemacht! Friedrich der Große hat sich unsterblichen Ruhm erworben; Friedrich Wilhelm der Dritte hat seinen Ruhm mit seinem Volke getheilt; Friedrich der Große hat in einer 46jährigen Regierung sein großes Werk nicht vollenden können, er ist vom Schauplatz abgetreten, bevor er seiner gewaltigen Schöpfung ein selbstständiges Leben, ein Leben, das ohne ihn fortzudauern vermochte, einhauchen konnte, Friedrich Wilhelm III hat in einer fast eben so langen Regierung Preußen zu einem ersten Staate Europas, das Preußische Volk zu einer großen Nation erhoben, und diese gewaltige Schöpfung ist in sich selber so befestigt und gesichert, so wirklich und thatsächlich, daß Preußen jetzt nicht mehr untergehen kann, als mit dem Aufhören einer weltgeschichtlichen Epoche. Was Preußen unter Friedrich dem Großen schien, das ist es jetzt in noch höherem Maaße wirklich, und während Friedrich der Große nur eine Preußische Armee schuf, hat Friedrich Wilhelm III ein Preußisches Volk geschaffen.

Indem wir diese Thatsachen vergleichend sich gegenüberstellen, sind wir weit davon entfernt, es in der Absicht zu thun, den Ruhm jenes großen Königs zu schmälern, der Preußen auf die Bahn des Glücks und der Macht geführt hat, und dessen Name die Ehre und der Stolz der Preußischen Geschichte sind; allein so wenig Jemand es

leugnen kann, daß das, was der große Kurfürst erreicht hat, gegen das zurücksteht, was Friedrich der Große errang, eben so wahr ist es und so entschieden muß man es aussprechen, daß die Resultate, die aus Friedrich Wilhelms III Regierung hervorgegangen sind, an und für sich größer und wichtiger sind, als die, welche Friedrichs des Großen Regierung ergab. Sollen wir eine Behauptung beweisen, die als Thatsache vor uns liegt? Lebt Einer, der es bestreiten will, daß Preußen jetzt größer, glücklicher und mächtiger ist, als zu Friedrichs des Großen Zeiten? Freilich hat Friedrichs Genie die Größe ertrotzt und die Mittel, dies zu können, sich selber bereitet. Friedrichs Feldherrn-Talent hat Armeen geschaffen, denn in jener Zeit schlug man mit Armeen; aber unsere Zeit hat mit Völkern gekämpft, und Friedrich Wilhelms Herz hat sich ein Volk geschaffen! Friedrich wagte und gewann; Friedrich Wilhelm wagte nicht und gewann noch mehr.

Erwägt man, in welchem Zustande Preußen sich befand, als Friedrich Wilhelm III den Thron bestieg, erwägt man ferner das Verderben, das bald darauf über Preußen hereinbrach, ermißt man die gewaltige Größe des Verderbers, der Preußen mit Vernichtung bedrohte, und vergleicht man damit den Zustand der Monarchie in dem Augenblick, in welchem Friedrich Wilhelm III durch Gottes Ruf von dem Herzen seines Volkes losgerissen wurde, so dürfte man sich wundern, daß die Geschichte nicht auch diesem Könige den Namen des Großen beigelegt hat. Die Antwort hierauf ist jedoch nicht schwer

zu finden. Die Geschichte beobachtet eine eigensinnige Consequenz bei der Verleihung dieser Gunstbezeigung, sie gesteht sie nur den Königen zu, die das Schlachtschwerdt siegreich zu schwingen verstehen. Darum ist der Beiname der Große keinesweges der größte Ruhm eines Regenten. Man hat Friedrich Wilhelm »den Gerechten« genannt, man könnte ihn eben so gut den »Gütigen« nennen, und man könnte noch zehn andere Beinamen wählen, wollte man die großen Eigenschaften seiner Seele bezeichnen. Aber eben weil Friedrich Wilhelm nicht Eine Größe besaß, auf Kosten anderer Eigenschaften, so wird man sich schwerlich für einen Beinamen entscheiden können, es sei denn, daß man ihn »den Allgeliebten« nenne. Und warlich er war allgeliebt, weil er als König wie als Mensch wahrhaft groß gewesen ist.

Wir haben diese einleitende Übersicht vorangeschickt, weil wir es für zweckmäßig gehalten haben, gleich von Anfang an, den Standpunkt zu zeigen, von dem aus wir die Lebensgeschichte Friedrich Wilhelms III, dieses Königs, dem wir mit der heißesten Liebe, deren wir fähig sind, angehangen haben, und den wir bis zum letzten Athemzuge unseres Lebens nicht vergessen werden, auffassen und darstellen wollen.

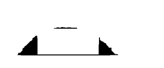
Nachdem wir dieser Pflicht gegen den Leser wie gegen uns selbst genügt haben, gehen wir zu der geschichtlichen Darstellung des Lebens dieses unvergeßlichen Königs über.

Erstes Kapitel.

Geburt.

Friedrich der Große lebte bekanntlich in kinderloser Ehe und hatte deshalb seinen nächsten Bruder August Wilhelm, als muthmaßlichen Thronerben zum Prinzen von Preußen ernannt; nachdem dieser jedoch bereits im Jahre 1758 gestorben war, erhielt der Sohn desselben, Friedrich Wilhelm, (nachmals der Zweite) den Titel als Prinz von Preußen. Friedrich Wilhelm vermählte sich zuerst mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche bis zum März des Jahres 1840 zu Stettin gelebt hat. Die Ehe mit ihr ward am 21. April 1769 gerichtlich aufgelöst, worauf Friedrich Wilhelm sich mit Friedrike Louise, Tochter des Landgrafen Ludwig IX von Hessen-Darmstadt vermählte. Der erste Sprößling dieser Ehe war Friedrich Wilhelm III. Er ward am 3. August 1770 zu Potsdam geboren, und seine Geburt wurde sowohl von Friedrich dem Großen als von seinem ganzen Hofe und nicht minder von der Bevölkerung mit großer Freude aufgenommen. Das glückliche Ereigniß ward den Einwohnern der Residenz am Nachmittage durch dreimalige Abfeuerung der im Lustgarten aufgepflanzten 24 Kanonen angekündigt. »Alle Vaterlands-Freunde, heißt es in der Berliner Zeitung vom 4. August 1770, welche diesem festlichen Tage





mit einer sehnsuchtvollen Ahndung entgegensahen, erheben dankerfüllte Herzen zum Thron der Vorsicht und vereinigen ihre feierlichen Wünsche für das Leben und Gedeihen dieses hoffnungsvollen Prinzen, in welchem unsere späten Enkel dereinst eben die Tugenden und erhabene Eigenschaften verehren sollen, die wir jetzt an dem Größten unter seinen großen Ahnherrn bewundern.«

Von der Freude, welche Friedrich der Große und die ganze Nation über die Geburt des jungen Prinzen empfand, in welchem der geliebten Herrscherfamilie, welche damals auf wenige Mitglieder zusammengeschmolzen war, ein neuer Zweig emporblühte, geben folgende 2 Briefe* Friedrichs des Großen den Beweis.

An den General-Lieutenant von Krockow schreibt Friedrich unterm 12. August 1770. »Mit vielem Vergnügen empfange Ich die neuen Beweise Ihres Eifers und Ihrer Hingebung für Mich bei Gelegenheit der Geburt des Prinzen, welchen Meine theure Nichte, die Prinzessin von Preußen, Uns geschenkt hat. Ein Ereigniß, welches für Mich und Mein ganzes Königliches Haus so wichtig ist, hat Mich mit der lebhaftesten Freude erfüllt, die Ich um so inniger empfinde, weil das ganze Vaterland sie mit Mir theilt. Möchte es eines Tages auch die Freude mit Mir theilen, diesen jungen Prinzen auf der ruhmvollen Bahn seiner Ahnen einherschreiten zu sehen.«

In einem Briefe Friedrichs an Voltaire vom 26. September 1770 heißt es: »Ich danke Ihnen für den

---

* Die Originale sind in französischer Sprache geschrieben.

Antheil, den Sie an unserem neugeborenen Prinzen nehmen. Ich wünsche, daß er diejenigen Eigenschaften haben möge, welche er haben muß, und daß er, anstatt eine Geißel der Menschheit zu sein, einst ihr Wohlthäter werde.«

In Potsdam ward die in der Nacht zwischen 2 und 3 Uhr erfolgte Geburt des Prinzen gleich frühmorgens durch Trompeten und Paukenschall vom Nicolaithurm den Bewohnern der Stadt angezeigt. Gegen Mittag besuchte Friedrich der Große die hohe Wöchnerin, schenkte derselben eine höchst kostbare Haarnadel von Brillanten und küßte, mit Freudenthränen in den Augen, den in der Wiege ruhenden jungen Prinzen. Am nächsten Sonntage wurden in allen Kirchen der beiden Residenzen Dankgebete gehalten, auch die Judenschaft zu Potsdam führte in ihrer Synagoge eine eigends zu diesem Behufe gedichtete und componirte Cantate mit Instrumental-Begleitung auf. In Breslau wurde in sämmtlichen Kirchen das »Herr Gott Dich loben wir« unter Trompeten und Paukenschall gesungen und Mittags von allen Thürmen geblasen; die Schützengesellschaft feierte den Tag ebenfalls »mit vieler Pracht und Ordnung« und Abends war nicht nur Ball bei dem Minister v. Hoym und dem Gouverneur von Breslau, General-Lieutenant Tauenzien, sondern auch die Bürgerschaft gab ihre Freude durch prachtvolle Illumination vieler Gärten kund.

Es hat etwas ungemein Rührendes und Ergreifendes, uns in solcher Weise in einen wichtigen Moment der Vorzeit zurückzuversetzen, dessen unmittelbare Folgen auf uns selber so mächtig eingewirkt haben. Freudenbezeigungen und

Ceremonien, die damals theils in dunkeln Ahnungen oder im Wünschen ihren Grund hatten, theils wesenlos und unbegründet erschienen, gewinnen in unsern Augen, nach dem, was wir erlebt haben, eine unbeschreiblich hohe Bedeutung. Friedrichs des Großen Wünsche werden für uns zu Prophezeihungen, die glänzend in Erfüllung gegangen sind; die freudige Ahnung des Volkes ist bei den Enkeln zu einer Wirklichkeit geworden, die ihre Herzen mit den wärmsten Empfindungen des Dankes und der Liebe erfüllt hat, und selbst das Gebet der Judenschaft erscheint jetzt als eine prophetische Ahnung der hohen Wohlthaten, die die Bekenner des alten Testaments dereinst von demjenigen Fürsten empfangen sollten, dessen schönster Ruhm es ist, daß er ein wahrhaft christlicher König war.

Am 8. August fand zu Potsdam die Taufe des neugebornen Prinzen statt. Friedrich der Große hielt ihn selber über der Taufe, in welcher der Prinz den Namen »Friedrich Wilhelm« empfing. Abwesende Taufzeugen waren außerdem: der Römische Kaiser, die Kaiserin von Rußland, Prinz Heinrich, (damals auf der Reise nach Schweden begriffen) die Prinzessin von Oranien und der Fürst von Pfalz-Zweibrücken.

Wer ahnte damals, daß der junge Prinz einst mit den Kaisern von Österreich und von Rußland vereint sein werde durch die Bande einer gegenseitigen innigen Freundschaft und eines gemeinsamen welterschütternden Kampfes! Wer glaubte, daß er nach einem halben Jahrhundert mit seinem Volke Schlachten geschlagen haben werde, die demjenigen den blutigen Lorbeer entreißen sollten, den Viele

den größten Feldherrn aller Zeiten genannt haben! Wer ahnte, daß dieser junge Prinz einst von seinem Throne ein Ländergebiet überblicken werde, das doppelt so groß wäre, als das, was Friedrich der Große damals nach seinen Heldenschlachten beherrschte!

Wenn indessen die ahnungslose Zeit die Zukunft nicht voraussehen konnte, so waren doch an der Wiege des neugeborenen Prinzen Wahrzeichen genug, die auf eine Folgezeit des Glücks und der Größe hindeuteten; Nichts aber ließ jene harte Prüfungen vorausahnen, von denen der glückliche Täufling einst heimgesucht werden sollte, für dessen Thron ein Friedrich gefochten hatte; am wenigsten schienen die nächsten Tage, die Zeit der Kindheit und der Jugend von einem Gewölke bedroht, denn in der Freude der Eltern und des großen Königs fand der junge Prinz die Bürgschaft ihrer Zärtlichkeit und seines Glückes. Und dennoch trügte diese Bürgschaft. Die rosige Zeit der Kindheit, wo die Unschuld vor Kummer schützt und die Unerfahrenheit an keine düstere Wolken, an keinen Gewittersturm glaubt, jene Zeit der schuldlosen Freuden und Genüsse, jene Zeit der reinen Kindesliebe, der treuen Offenheit und des herzlichen Vertrauens, sie ward für Friedrich Wilhelm eine Zeit des Kummers, der Entbehrung, ja eines tiefempfundenen Seelenschmerzes.

Zweites Kapitel.

Jugend.

In den ersten Lebensjahren war die Erziehung Friedrich Wilhelms weiblichen Händen anvertraut, und obwohl seine Mutter, die Prinzessin von Preußen, ihn zärtlich liebte und seine Erziehung beaufsichtigte, so hatte sie doch oft tagelang nicht die Gelegenheit, den Prinzen zu sehen. Auch Friedrich der Große zeigte sich im Ganzen selten in der jüngeren Familie des Prinzen von Preußen, der seinerseits nebst seiner Gemahlin nur selten, selbst nicht einmal zu allen feierlichen Gastmahlzeiten, zum Könige geladen wurde.

Indessen blieben die trefflichen Eigenschaften, die Friedrich Wilhelm bereits in seiner Kindheit zu entfalten anfing und die zu schönen Hoffnungen berechtigen mußten, von dem Adlerauge Friedrichs des Großen keineswegs unbemerkt. Der junge Prinz zeigte ein offenes kindliches Antlitz, ein schuldloses frohes Gemüth, Lebhaftigkeit des Geistes und eine gewisse Schnelligkeit im Auffassen von Begriffen, so wie Schärfe im Vergleichen und Unterscheiden. In seiner Seele war nicht die leiseste Spur von Bosheit, Rache, Neid, Hochmuth oder Anmaßung, wohl aber sprach sich schon jetzt bei öfteren Gelegenheiten jene Stärke des Charakters und die Festigkeit und Beharrlichkeit aus, die, nächst der großen Milde und Herzensgüte, während der ganzen Lebensdauer Friedrich Wilhelms,

die Hauptzüge seines Charakters ausgemacht haben, so wie sie für die meisten Handlungen seines Regenten- und seines Privatlebens die veranlassenden Beweggründe, und im Unglück die eigentlichen Nothanker seiner Seele gewesen sind. Einen Zug von der Festigkeit, mit welcher der junge Prinz ein gutes Recht zu behaupten wußte, liefert folgende Anekdote:

Der junge Prinz spielte eines Tages in dem Kabinet des Königs, als dieser eben schrieb, mit dem Federball. Da der Ball einmal auf den Arbeitstisch des Königs flog, so warf ihn Friedrich der Große in die Stube und schrieb weiter; bald darauf nahm der Ball seinen vorigen Flug und auch diesmal ließ es der König dabei bewenden, den Ball vom Tisch zu werfen. Als aber wenige Augenblicke später das Spielwerk auf das Blatt fiel, auf dem der König eben schrieb, da ward dieser verdrießlich und steckte, um vor neuen Störungen sicher zu sein, den Ball in die Tasche. Der kleine Prinz bat, mit dem Gelöbniß sich besser in Acht nehmen zu wollen, wiederholt um seinen Ball, da er aber keine Erhörung fand, trat er keck vor den König hin, stemmte den Arm in die Seite und sagte drohend: »Wollen mir, Ew. Majestät, nun meinen Ball wiedergeben oder nicht?« da reichte der König ihm lachend den Ball hin und sagte: »Du bist ein braver Junge! Du wirst Dir Schlesien nicht nehmen lassen.«

Sobald Friedrich Wilhelm das Knaben-Alter erreicht hatte, ward seine Erziehung männlicher Leitung anvertraut; leider wählte jedoch der König zu diesem wichtigen Posten in dem Geheimen-Rath Benisch einen Mann, der, bei aller geistigen Befähigung, zu nichts weniger ge-

eignet war, als zu einem Erzieher, und am wenigsten zu dem Erzieher eines Prinzen von so zartem, gefühlsreichem Gemüth und so sinnigem Wesen, als Friedrich Wilhelm. Benisch war ernst, ja mürrisch, unfähig mit einem Kinde zu empfinden, die Träume seiner Unschuld mitzuträumen und an seinen Spielen sich zu ergötzen. Er glaubte seine Pflicht im vollen Maaße zu erfüllen, wenn er jede lebhafte Regung in der Seele des Prinzen erstickte, und die einzige Tugend, die er von einem Knaben verlangte, schien die zu sein, daß er nichts wolle und nichts empfinde. — Benisch war kränklich und sein körperlicher Zustand verdoppelte die Düsterkeit seines Wesens. Die leiseste Äußerung von Frohsinn oder von kindlicher Lebhaftigkeit zog dem Prinzen einen Verweis zu, den der misanthropische Gouverneur noch dadurch schärfte, daß er auf das Bitterste sein Loos beklagte, das ihn dazu verdammt hatte, den Ausdruck der Freude eines unschuldigen, lebensfrohen Knabenherzens ertragen zu müssen, und daß er oft sich und sein Leben verwünschte, gleich als wenn er, statt der Gouverneur eines wohlgearteten, liebenswürdigen Prinzen zu sein, zu der peinvollen Arbeit eines Galeeren-Sclaven verurtheilt gewesen wäre. — Friedrich der Große hatte diesen traurigen Mißgriff bei der Wahl des Erziehers nicht aus Achtlosigkeit oder Mangel an Theilnahme für den jungen Prinzen begangen, sondern in Folge eines gutgemeinten Irrthums. Ein geistreicher Schriftsteller* äußert sich hierüber in folgender Weise:

»Friedrich der Große wählte die Erzieher seiner

* Heinrich Bardeleben.

Nachfolger; für den Thronerben that er dies in Zeiten, wo er selbst das Leben noch fröhlicher ansah und Ideen von Geistesfreiheit anhing. Friedrich Wilhelm II wuchs kräftig auf. Sein heller Blick faßte die Größe seines künftigen Berufs, die Lebhaftigkeit starker Gefühle zog ihn in den Strudel der Welt hinab. Als die Leidenschaften dieses Fürsten bemerkt wurden, waren sie schon genährt und verderblich gelenkt, und Friedrich versuchte daher vergebens sie zu unterdrücken. Da glaubte er auch hier gefehlt zu haben, und wollte der Zukunft in der Folgezeit vorbeugen. Was Friedrich Wilhelm der Vater in Güte, Milde und Leidenschaft verderben möchte, sollte der Sohn durch Ernst, Schärfe und strenge Sitten herstellen und verbessern.«

Doch die Ursachen des Irrthums mochten gewesen sein, welche sie wollten, so waren die Rückwirkungen desselben doch immer gleich schmerzlich für den Prinzen. Oft ist schon die Strenge der Erzieher unnütz, überflüssig; mürrische Misanthropie derselben ist immer verderblich. Der Zorn kann einem Knaben Schrecken, auch wohl eine gewisse Ehrfurcht einflößen; düstre Verschlossenheit aber und stiller Ingrimm rufen Grauen und Abscheu in der Seele desselben hervor. — Je reicher an Gefühlen und je zarter ein Kindesgemüth ist, um desto schmerzlicher muß es durch die Tyrannei eines gemüthlosen Erziehers verwundet werden, und dies war Friedrich Wilhelms Fall. Unverstanden in seinen Empfindungen, getadelt wegen jeder Äußerung von Lebhaftigkeit, zurückgewiesen, wo er sich vertrauen, düster und trübsinnig empfangen, wo er sich innig anschmiegen wollte, ward der unglückliche junge Prinz

schen, in sich gekehrt und verschlossen. Da Niemand ihn verstand, so bewachte er seine Empfindungen in seinem Innern wie ein Heiligthum, und da derjenige ihm keine Liebe weihte, an den er doch gewiesen war, den er als seinen Lehrer so gerne geehrt, als seinen Erzieher so gerne geliebt hätte, so glaubte er, diese Liebe nirgend finden zu können, denn ein Kind beurtheilt die ganze Welt nach seiner nächsten Umgebung. Daher ward er gegen jeden Andern eben so zurückhaltend, ängstlich und verlegen, als er es dem Despoten der Lehrstube gegenüber war. Dies ist eine Erscheinung die zu oft im Leben wiederkehrt, als daß sie irgend auffallen könnte.

Zu diesen inneren Verletzungen und Entbehrungen kamen auch noch äußere. Die Ökonomie in dem Haushalt des Prinzen von Preußen ward so ungünstig verwaltet, daß für den Unterhalt der jüngeren Prinzen nur geringe Summen verwendet werden konnten; die Folge davon war, daß ihre Bedürfnisse nicht hinlänglich befriedigt wurden, was so weit ging, daß die Prinzen oft hungrig von der Tafel aufgestanden sein sollen. So verlebte Friedrich Wilhelm die schöne Jugendzeit seines Lebens in trostloser Stille, gefesselt an den dürren Unterricht, gehemmt, unterdrückt und zu Entbehrungen verurtheilt. Man wiederholte ihm oft, daß dieses Alles geschehe, um ihn zu seinem erhabenen Berufe vorzubereiten, und so lernte er denn schon früh, sich selber aufzugeben um des Allgemeinen willen, und das Schmerzliche als ein Opfer für seine heilige Bestimmung zu ertragen.

Die ersten Genüsse seiner Jugend fand Friedrich

Wilhelm im vorgerückteren Knabenalter in den Beschäftigungen seiner Erholungsstunden. Unter den Wissenschaften liebte er am meisten die Geschichte, besonders die vaterländische, und die Kriegskunst. Wir werden später Gelegenheit haben, Thatsachen anzuführen, welche darthun werden, daß Friedrich Wilhelm jenen Studien mit einem wahrhaft ausgezeichneten Erfolge obgelegen hat. Zeichnen und Malen, besonders von Kriegsgeräthen, war in den Mußestunden seine Lieblingsbeschäftigung; überhaupt entwickelte sich schon früh in ihm die Liebe für den Soldatenstand, in welchem die genaue pünktliche Ordnung, der Ernst der Beschäftigung, der Anstand und die Würde ohne flitterhaften Prunk seinen natürlichen Neigungen auf das Entschiedenste entsprachen. Außerdem mochte die Größe des Königs als Feldherr und die im Preußischen Königshause herrschende Sitte, welche alle Prinzen für den Kriegerstand bestimmt, ebenfalls dazu beigetragen haben, Friedrich Wilhelm eine lebhafte Theilnahme für einen Stand einzuflößen, den er als seinen nächsten Beruf ansah und welchem er seit seinem 7. Lebensjahre, wo er (am 29. Juli 1777) das Fähnrichspatent erhielt, angehörte.

Am Hofe seines Vaters, des Prinzen von Preußen, erschien Friedrich Wilhelm selten. Theils mochte es Friedrich der Große nicht wünschen, theils fand der junge Prinz selbst an dem geräuschvollen, prunkenden Treiben in dem Hofhalt seines Vaters nicht den mindesten Gefallen, denn schon damals sprach sich in seinem ganzen Wesen ein entschiedener Widerwille gegen eitle Ceremonien und nichtigen Prunk aus.

Unterdeß war an die Stelle des hypochondrischen Geheimeraths Benisch, der General v. Brühl Gouverneur des Prinzen geworden. Dieser Wechsel übte keinen bedeutenden Einfluß mehr auf das Gemüth und den Charakter Friedrich Wilhelms. Die Güte seines Herzens, die Reinheit und Erhabenheit seiner Gesinnung blieben eben so fest in seiner Seele, als die stille Verschlossenheit, die seit der zartesten Kindheit seinem Wesen eigen war. Aber in diesem stillen, verschlossenen Herzen entwickelte sich frühzeitig ein sicheres Gefühl des Schicklichen und Wahren, sein Geist reifte zu schneller Einsicht und scharfer Urtheilskraft, sein Gedächtniß zeigte schon damals jene bewundernswerthe Stärke, von der Friedrich Wilhelm in seinem spätern Leben vielfältige Proben gegeben hat, und der Charakter des Prinzen nahm zum Erstaunen derer, die noch einen Knaben zu leiten glaubten, männliche Festigkeit und Energie an. »Der Prinz,« sagt der oben erwähnte Schriftsteller, »faßte sich und sein ernstes Loos, und beschloß in der Ahnen Geist gerecht und milde, vorsichtig und fest zu leben und zu herrschen.«

Diese Gesinnungen des jungen Prinzen waren die Folge theils einer angebornen edlen Natur, theils und vornehmlich aber einer hohen und wahrhaft ächten Religiosität, die schon früh in seiner Seele sich festgesetzt hatte. Dies ist eine Thatsache für deren Wahrheit das ganze Leben Friedrich Wilhelms vollgültiges Zeugniß ablegt. Als ein in vielfacher Beziehung höchst interessantes Dokument wollen wir unseren Lesern bei dieser Gelegenheit das Glaubensbekenntniß mittheilen, welches Friedrich Wilhelm bei seiner Con-

firmation am 4. Juli 1787 abgelegt hat. Es lautet wörtlich folgendermaßen:

Glaubensbekenntniß.

Ich bekenne mich von Herzen zu derjenigen Religion, die sich auf die Lehre Christi und seiner Apostel gründet, und glaube, daß diese Lehre aus den Schriften der Evangelisten und Apostel hinlänglich erkannt werden kann.

Alles, was mich ein richtiger Gebrauch der Vernunft von Gott und seinem Willen lehrt, das nehme ich als Wahrheit an, und erkenne meine heilige Verbindlichkeit, mich darnach zu richten. Denn ich glaube, daß sich das höchste Wesen uns Menschen sowohl durch seine Werke und Einrichtungen in der Natur, als auch durch die Unterweisungen in der heiligen Schrift offenbaret habe. Ich sehe daher die sogenannte natürliche und die geoffenbarte Religion nicht als zwei verschiedene und sich widersprechende Religionen an; halte es aber für eine der dankwürdigsten Wohlthaten Gottes, daß er der menschlichen Vernunft durch außerordentliche und zuverlässige Belehrungen zu Hülfe gekommen ist; denn die Erfahrung lehrt es genugsam, daß diejenigen, denen diese besondern Unterweisungen nicht zu Theil geworden, oder die dieselben verachten, sich auf die traurigste Weise in der Religion verirren.

Ich erkenne es demnach für ein Glück, ein Christ zu sein, und will als ein solcher leben und sterben.

Wenn ich diesem Vorsatz getreu bleibe, so wird es mir nie an der erfreulichsten Überzeugung von den allerrichtigsten und trostreichsten Wahrheiten fehlen, ich werde in mir

selbst den stärksten Antrieb zur Tugend haben, und von allem, was unrecht und böse ist, kräftig abgehalten werden; ich werde mit meinem Zustande in der Welt auf eine vernünftige Weise zufrieden sein; ich werde zu allen Zeiten ein reines und gutes Gewissen haben, und in meinen künftigen Widerwärtigkeiten wird es mir nie an Trost fehlen: dabei kann ich dann auch auf eine ewige Glückseligkeit nach diesem Leben getrost hoffen.

Wie ich aber Religion und Christenthum für die Quelle der menschlichen Ruhe und für die beste Stütze der Tugend halte: so erkenne ich es auch für die allgemeine Schuldigkeit aller Menschen, Gott nach ihrem besten Wissen zu verehren, und seinem Willen gehorsam zu sein. Weit gefehlt, daß die Mächtigen und Glücklichen in der Welt dazu weniger verpflichtet sein sollten; so sind sie im Gegentheil dazu noch mehr verbunden, als die Geringen und Armen. Gott ist aller Menschen Oberherr, Wohlthäter und Richter, und diejenigen, denen er am meisten Gewalt und Macht, und die meiste Gelegenheit, eine gute Erkenntniß zu erlangen, gegeben hat, die müssen auch ihm am dankbarsten und ergebensten sein.

Ich halte mich auch verpflichtet, meinen Glauben als ein Christ jetzt und zu jeder Zeit freimüthig vor den Menschen zu bekennen. Ich werde nie das verleugnen oder verhehlen, was ich für meine Ehre und für mein Glück halte.

Ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.

Unglauben und Aberglauben will ich als die beiden gefährlichsten Abwege von der wahren Religion sorgfältig vermeiden. Ich will mich vor allem dem hüten, was in mir nach und nach einen Widerwillen des Herzens gegen die Wahrheiten der Religion erzeugen und mich zu dem unglückseligen Wahne verleiten könnte, daß kein höherer Gesetzgeber und keine zukünftige Vergeltung des menschlichen Thuns sein möchte. Ich will aber auch mit Hülfe einer vernünftigen Überlegung und eines treuen Gebrauchs der heiligen Schrift die vielfachen Verirrungen des Aberglaubens zu vermeiden bemüht sein; damit ich nicht die Frömmigkeit in solche Dinge setze, worin sie nicht besteht, oder menschlichen Wahn für die Regel meines Thuns und Hoffens halten möge.

Da ich aber weiß, daß Religion und Glauben sich nicht befehlen und erzwingen lassen, so will ich darin Jedermann nach seiner Einsicht und seinem Gewissen handeln lassen. Ich darf und will die Irrenden weder hassen, noch verfolgen, und erkenne für das einzige Mittel ihrer Zurechtweisung, daß man sie durch Belehrung zu erleuchten und zu überzeugen suche. Ich weiß, daß es unzähliges Unheil in der Welt veranlaßt hat, daß man hat vorschreiben wollen, was die Menschen glauben sollten; und ich erkenne allen Gewissenszwang für eine Sache, die sowohl der Gerechtigkeit und Klugheit, als auch der Lehre und dem Verhalten Christi gänzlich entgegen ist.

Dabei aber halte ich es keineswegs für einerlei, was ein Mensch in der Religion glaubt oder nicht glaubt. Es muß daher ein Jeder für sich mit allem Ernste dahin

trachten, daß er die Wahrheit recht erkenne und festhalte. Da mancher Irrthum in der Religion äußerst schädlich sein kann, so kann ich als ein vernünftiger Mensch nicht dabei gleichgültig sein, ob Gott und sein Wille von mir und Andern richtig erkannt werde oder nicht.

Die Überzeugungen, die ich als ein Christ von Gott und seinen gnädigen Absichten mit uns erlangt habe, und die Gesinnungen und Vorsätze, die dadurch in mir erweckt worden sind, will ich nun freimüthig zu erkennen geben.

Ich glaube, daß von Ewigkeit her ein allmächtiger, allweiser und allgütiger Geist da gewesen, der der Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt ist. Dieses allerhöchste Wesen erkenne ich also auch für meinen Schöpfer und Wohlthäter. Ich erkenne meine gänzliche Abhängigkeit von ihm, und ich bete seine Vollkommenheiten mit der tiefsten Demuth an.

Das unsichtbare Wesen Gottes ist allen vernünftigen Geschöpfen geoffenbaret; denn Gottes Dasein und Eigenschaften werden aus dem Dasein und aus der bewunderns-würdigen und wohlthätigen Beschaffenheit der Werke Gottes hinlänglich erkannt.

Die Welt müßte entweder durch sich selbst und von Ewigkeit vorhanden sein, oder ein Ohngefähr muß sie in diesen ihren gegenwärtigen Zustand gesetzt haben, oder es muß ein allmächtiges und verständiges Wesen da sein, welches alles durch seinen Willen hervorgebracht und in diese Ordnung gesetzt hat. Ewig und durch sich selbst bestehend kann diese Welt nicht sein, weil alle Dinge in derselben

veränderlich und vergänglich sind; es ist auch wider alle gesunde Vernunft, zu glauben, daß sie von ohngefähr entstanden, da überall in derselben eine so bewunderungswürdige Ordnung und weise Absicht wahrgenommen wird; folglich muß sie von einem ewigen, allmächtigen und allweisen Schöpfer hervorgebracht worden sein.

Ich kann Gott weder in seinem Wesen, noch in einer einzigen seiner Eigenschaften ganz ergründen. Es ist mir genug, daß ich seine allgegenwärtige Macht wahrnehme und seine Güte empfinde, und daß ich ihn nach der trostvollen Lehre Jesu als meinen für mich sorgenden und barmherzigen Vater verehren darf. Ich will seine Vollkommenheiten und seinen Willen immer richtiger zu erkennen suchen; ich will bemüht sein, ihm in seiner Weisheit, Heiligkeit und Güte immer ähnlicher zu werden; ich will die Kräfte, die er mir verliehen, nach seinem Willen gebrauchen, allen seinen Gesetzen gehorsam, für alle seine Wohlthaten dankbar sein, und mich allen seinen Fügungen voll Vertrauen unterwerfen. So will ich ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, wie es mich Christus gelehrt hat.

Ich erkenne den allmächtigen Schöpfer der Welt zugleich für den allweisen Regierer derselben. Ich glaube, daß alle Geschöpfe durch Gottes allgegenwärtige Macht und Fürsorge erhalten werden, und daß alle Veränderungen und Begebenheiten in der Welt nicht allein nach seinem Vorherwissen, sondern auch nach seinem unveränderlichen ewigen Rathschlusse geschehen.

Es findet also in der Welt kein bloßes Ohngefähr und kein blinder Zufall statt; sondern Gott hat alles, das

Kleine, wie das Große, geordnet, und er lenkt und regiert alles nach seinem allerweisesten Willen, daß es zuletzt zur Verherrlichung seiner Vollkommenheiten dienen muß.

Auch die Sünden der Menschen stehen unter Gottes Aufsicht und Regierung. Gott weiß alle böse Gedanken, Anschläge und Werke der Menschen vorher; er setzt den Sünden auf mancherlei Weise Maaß und Ziel, und er leitet sie so, daß zuletzt seine Weisheit und Gerechtigkeit verherrlicht werden wird.

Ich weiß sehr wohl, welche Einwürfe von den Gegnern der Religion gegen diese auf alle Menschen und alle Begebenheiten sich erstreckende Regierung Gottes gemacht werden. Man stellt es der Majestät Gottes als verkleinerlich vor, daß er alle unwichtige Begebenheiten und die kleinen Angelegenheiten der Menschen seiner Aufsicht und Regierung würdigen solle; man führt die mancherlei Übel, die sich in der Welt befinden, und die ungleiche Austheilung des Guten und Bösen in den menschlichen Schicksalen als einen Beweisgrund an, daß keine feste moralische Regierung vorhanden sein könne. Aber alle diese Einwendungen der Ungläubigen und Zweifler können meine Überzeugung von Gottes allwaltender Vorsehung nicht wankend machen. Ich bescheide mich zwar, daß mir die Absichten und die Wege Gottes in vielen Stücken dunkel und unerforschlich bleiben müssen; ich sehe aber die trostvolle Lehre Jesu von einer alle Dinge leitenden göttlichen Vorsorge auch durch unzählige Erfahrungen bestätigt. Ich sehe ein, daß der unendliche Verstand Gottes alle Dinge in ihren Wirkungen und Folgen umfassen müsse, und daß es ver=

möge des genauen Zusammenhangs in der Welt keine Regierung derselben geben könne, als eine solche, die sich auch auf alle einzelne Geschöpfe und Begebenheiten erstreckt. Auch erkenne ich, daß eine Welt nicht ohne alle Übel sein könne, da sie aus unendlichen und eingeschränkten Geschöpfen besteht. Des Guten sehe ich unzählig viel mehr, als des Bösen, es scheint vieles ein Übel, was es nicht ist, und viele wirkliche Übel erkenne ich schon jetzt für Mittel zur Erreichung weiser und gütiger Absichten. Ich traue es also der höchsten Weisheit des Allmächtigen getrost zu, daß sie zuletzt alle Dinge zu ihrer Verherrlichung und zur Wohlfahrt des Guten hinlenken werde. Dieses Vertrauen beruhigt mich auch bei der scheinbaren Straflosigkeit der Übelthäter und bei dem Elende, das die tugendhaften Verehrer Gottes zuweilen bis an ihren Tod zu verfolgen pflegt. Da überhaupt die Einrichtung der Dinge von Gott so gemacht ist, daß das Gute belohnt und das Böse bestraft wird, so erwarte ich auch, daß diese Ordnung in allen einzelnen Fällen, wo nicht in dieser Welt, doch gewiß in einem zukünftigen Zustande statt finden werde.

Da ich also fest davon überzeugt bin, daß auch ich unter der beständigen Aufsicht und Leitung Gottes stehe, so erkenne ich auch meine Schuldigkeit, mich der göttlichen Vorsehung mit dem völligsten Vertrauen zu überlassen. Im Glücke will ich Gott dem Geber alles Guten dankbar, in der Gefahr will ich getrost, in der Widerwärtigkeit will ich unverzagt und geduldig sein; denn mein ganzes Schicksal ist in den Händen eines allmächtigen und allgütigen Vaters.

Mein Bemühen soll aber vornehmlich dahin gehen, daß ich die besondern Absichten, die die Vorsehung mit mir hat, nicht nur vor den Augen behalte, sondern sie auch nach meinem besten Vermögen erfülle. Diese Absichten können keine andern sein, als daß ich in Nachahmung der göttlichen Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe ein Beschützer und Wohlthäter andrer Menschen sei, und überall, so weit meine Macht reicht, Ordnung und Recht, Zufriedenheit und Glückseligkeit verbreite und befördere, denn darum hat mir Gott mehr Ansehn und Gewalt verliehen, als Andern. Nur in so fern, als ich diesen Beruf erfülle, bin ich ein treuer Diener der Vorsehung, und kann mich ihres Schutzes und ihrer Vergeltung getrösten. Ich weiß zwar, daß, wenn ich ein ungerechter und böser Fürst würde, ich doch ein Werkzeug in der Hand Gottes bleiben würde; denn auch die Bösen und Menschenfeinde müssen ihm dienen. Ich würde aber, wenn ich nicht in Gottes gute Absichten einstimmte, meine eigene Ehre, meine Ruhe und mein Glück zerstören, und eine schwere Verantwortung haben.

Ich erkenne es nach diesen Grundsätzen für einen thörichten Unglauben, wenn ein Mensch meint, daß er ohne Gottes Willen und Beistand etwas zu Stande bringen werde, oder daß ihm seine Anschläge wider Gottes Rathschluß gelingen werden.

Ich erkenne es aber für einen eben so thörichten Aberglauben, wenn man die Ordnung verläßt, in der uns Gott helfen und wohlthun will, und ohne Gebrauch vernünftig gewählter Mittel glücklich zu werden gedenkt, oder wenn man bei bösen Unternehmungen und ungerechten Thaten

auf Gottes Schutz und Segen baut. — Meine Entschließung ist demnach, in allen Dingen mit Verstand und Überlegung zu handeln, und die besten Mittel zur Ausführung guter Absichten anzuwenden. Da aber mein Verstand eingeschränkt ist, und ich sehr leicht irren kann, so will ich in allen wichtigen Dingen den Rath weiser, erfahrener und guter Menschen suchen und benutzen. Ich will überall nur das unternehmen, was ich als Recht vor Gott, und für meine Pflicht erkenne; und dann will ich auf Gott hoffen und mir alle seine Schickungen gefallen lassen.

Da ich vollkommen einsehe, daß die Menschen, als Sünder und wegen ihrer dem Tode unterworfenen Natur, einer Erlösung und Hülfe von Gott höchst bedürftig sind, so erkenne ich es auch für den stärksten Beweis der Barmherzigkeit und Liebe Gottes, daß er uns diese Hülfe, die wir selbst uns nicht schaffen könnten, so gnädiglich veranstaltet hat.

Ich glaube, daß Jesus Christus der von Gott verordnete Erlöser und alleinige Heiland der Menschen sei. Ich halte für wahr alles, was er von sich behauptet hat, und was seine Apostel von ihm und den Absichten Gottes, die er ausführen wird, gelehrt haben. Ich verehre ihn nicht blos, als den von Gott gesandten untrüglichen Lehrer, der durch seine Unterweisungen der menschlichen Vernunft ein Licht angezündet, und ihr die wahre Religion auf das zuverlässigste bekannt gemacht hat, sondern ich erkenne ihn auch für den barmherzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, der sich zur Vergebung der Sünden in Leiden und Tod willig

dahin gegeben und ein ewig gültiges Opfer der Versöhnung gebracht hat. Ich bete ihn daher mit der dankbarsten Freude auch als meinen Heiland und Herrn an; ich setze mein völliges Vertrauen auf alle seine Versicherungen und Verheißungen; ich erwarte durch ihn die Begnadigung und Vergebung, deren ich bedarf; alle meine kindliche Zuversicht zu Gott gründet sich auf ihn, und seine Lehre soll die Vorschrift meines Verhaltens und mein Trost bleiben, so lange ich lebe.

Ich erwarte insbesondere in dem Glauben an ihn den Beistand des heiligen Geistes, welchen er allen denen verheißen hat, die Gott mit Aufrichtigkeit darum bitten würden. Ob ich gleich die außerordentlichen Gaben und Kräfte, die den ersten Zeugen Jesu verliehen wurden, nicht hoffen darf, so kann ich mich doch mit Zuversicht aller der Hülfe, Leitung und Unterstützung getrösten, die mir zu meiner Besserung und Bewahrung im Guten und zur standhaften Ertragung aller Leiden, die Gott zu meiner Läuterung und Erziehung auf Erden gut finden wird, nöthig sind.

Das Geheimnißvolle und Dunkle in der Lehre der heiligen Schrift von dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste soll mich in meinem Vertrauen auf die Wahrheit des Evangeliums nicht wankend machen. Um des Schweren und Unbegreiflichen willen kann ich das Verständliche und Trostvolle nicht fahren lassen, und das hellere Licht der Ewigkeit wird alle Dunkelheiten meiner gegenwärtigen Erkenntniß aufhellen. Der feste Grund meines Glaubens an das Evangelium ist die Lehre selbst, die der Sohn Gottes verkündigt hat,

und die durchaus die Kennzeichen ihres göttlichen Ursprungs an sich trägt; die Unschuld und Heiligkeit, mit der Jesus gelebt hat, und die Ruhe und Getrostheit, mit der er gestorben ist; die merkwürdige Erfüllung seiner Weissagungen, und derer, die wir in den Schriften des alten Testaments antreffen; die Wunderwerke, die er zur Beglaubigung seiner Sendung von Gott verrichtet hat; seine Auferstehung von den Todten, und die Art, wie der Glaube an ihn in der Welt ausgebreitet worden ist.

Am besten aber hoffe ich beständig von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums überzeugt zu bleiben, wenn ich die Wirkungen des Glaubens an Jesum an mir selbst erfahre. Diese Wirkungen sind ein kindliches und festes Vertrauen zu der Vaterliebe und Barmherzigkeit Gottes; ein ruhiges und reines Gewissen; eine herzliche Lust und Neigung zu allem, was recht ist, und eine frohe Hoffnung einer zukünftigen ewigen Glückseligkeit. Wenn ich nach meines Heilandes Anweisung den Willen des himmlischen Vaters thue, so werde ich es auch immer mehr inne werden, daß seine Lehre von Gott sei. Ich erkenne mich für verpflichtet und ich will es mir beständig Freude sein lassen, meinen Glauben an Christum auch vor der Welt öffentlich zu bekennen. Ich halte es für niedrig und sündlich, sich des Bekenntnisses der Religion zu schämen und aus Menschenfurcht oder Eigennutz sich wider sein Gewissen Andern gleichzustellen. Ich weiß aber, daß der beste Beweis, wie die beste Frucht des Glaubens an den Erlöser ein gerechter und seiner Lehre gemäßer Wandel sei. Es soll mein

redliches Bemühen bleiben, es der Welt beständig auf diese Art zu zeigen, daß ich ein aufrichtiger Christ bin und von dem Geiste Jesu regiert werde.

Ich bin überzeugt, daß das Evangelium einen Jeden, der auf die rechte Art daran glaubt, zur Seligkeit führe. Ich erkenne aber auch die christliche Religion für die stärkste Stütze eines jeden Staats und für das beste Beförderungsmittel der Ruhe und Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft; indem sie sowohl überhaupt die Menschen zu allem, was recht ist und Tugend heißt, auf das kräftigste antreibt, als auch insbesondere Obrigkeiten und Unterthanen zur Erfüllung ihrer Berufspflichten auf das heiligste verpflichtet und eine allgemeine Menschenliebe mit der wahren Gottesverehrung unzertrennlich verbindet.

Der vielerlei Aberglauben, der unter den Völkern, die sich zur christlichen Religion bekennen, herrschend geworden ist, und die Ungerechtigkeiten der Verfolgungen, deren sich die Christen schuldig gemacht haben, sind mir nicht unbekannt. Sie verringern aber nicht meine Ueberzeugung von der Göttlichkeit und Wohlthätigkeit des Christenthums. Es ist dieses alles die Schuld menschlicher Irrthümer und Leidenschaften. Man hat die Lehre Christi und seiner Boten auf mancherlei Weise verlassen und durch mancherlei Zusätze verfälscht, und daher ist aller dieser Aberglaube mit seinen traurigen Folgen entstanden.

Ich sehe es daher für eine große Wohlthat der Vorsehung an, daß ich zu einer Zeit und in einem Lande geboren worden bin, da ich die Lehre Christi in ihrer Reinigkeit habe kennen gelernt. Ich unterwerfe meinen Verstand

und mein Gewissen nicht den trüglichen Aussprüchen der Menschen, sondern allein Gott und seinem Worte, und ich bekenne mich von ganzem Herzen zu der Lehre und der Freiheit der protestantischen Kirche.

Ich weiß, daß leider auch unter den Protestanten zwei Hauptkirchenpartheien entstanden sind. Ich halte sie in allem Wesentlichen des christlichen Glaubens für vereiniget und die eine für so gut als die andere. Ich bekenne mich aber, so lange sie noch von einander getrennt bleiben zu der evangelisch-reformirten Kirche, weil ich sie mit der heiligen Schrift am einstimmigsten finde, und ich bin entschlossen, bei derselben zu verharren.

Meine Hoffnung zu Gott ist nicht auf dieses Leben eingeschränkt. Ich will auch darum an dem christlichen Glauben festhalten, weil durch ihn Leben und Unsterblichkeit recht gewiß geworden ist.

Die Überzeugung, die ich von der Weisheit, Gerechtigkeit und Güte meines Schöpfers habe, erweckt in mir zwar schon die Erwartung eines zukünftigen Lebens. Ich sehe ein, daß es der Weisheit Gottes gemäß sei, daß durch das Künftige noch vollendet werde, was hier unvollkommen und unvollendet bleibt; ich erkenne es der Gerechtigkeit Gottes für gemäß, daß die Tugend, die hier leidet, künftig belohnt, und der Lasterhafte und der Menschenfeind, der hier glücklich ist, künftig bestraft werde; ich finde es der Güte Gottes gemäß, daß der Wunsch nach reinerer und höherer Glückseligkeit, den er in seinen Verehrern erweckt hat, nicht unerfüllt bleibe. Ich darf also von der Allmacht Gottes erwarten, was ich seiner Weisheit und

Güte so angemessen finde. Aber diese meine Erwartung wird durch die Lehre Jesu von allen Zweifeln befreit und auf die trostvollste Weise bestätigt. Denn diese Lehre versichert mich nicht allein, daß Gott einen andern Zustand des Daseins für die Menschen bestimmt habe, sondern sie unterrichtet mich auch noch näher von den gnädigen Absichten Gottes. Als ein Christ weiß und glaube ich, daß Gott durch Jesum Christum alle Menschen von den Todten wieder auferwecken werde; ich glaube, daß der Erlöser der Menschen auch ihr zukünftiger Richter sein, und einem Jeden ohne Ansehen der Person mit der genauesten Unpartheilichkeit vergelten werde nach seinen Werken; ich glaube, daß die Frommen und Tugendhaften zu einer unvergänglichen himmlischen Glückseligkeit gelangen, die Gottlosen und Lasterhaften aber die verdienten Strafen leiden werden.

In diesem meinem Glauben will ich mich üben, ein unverletztes Gewissen zu haben. Ich sehe mein gegenwärtiges Leben als einen Stand der Erziehung und Vorübung an; und da ich einmal Rechenschaft ablegen muß von allem meinem Thun, so will ich mich vor aller Art der Ungerechtigkeit und der Sünde auf das sorgfältigste hüten. Ich will meine große Bestimmung als eine zur Unsterblichkeit Berufener, vor Augen behalten und das Laster nicht allein als eine wahre Erniedrigung und Schande, sondern auch als etwas, das mir auch noch nach dem Tode Schaden und Elend bringt, meiden. Dagegen will ich meine Seele immer mehr zu veredlen bemüht sein, und die Tugend auch dann üben, wenn sie mir in dieser Welt nachtheilig sein sollte. So werde ich unter allen Umstän-

den meines Lebens einen standhaften Sinn, und Hoffnung zu Gott behalten, und der Tod wird auch einst für mich ein Uebergang zu einem weit vollkommneren und glückseligeren Zustande sein.

So setze ich demnach das Wesen der christlichen Religion in einen solchen Glauben an Gott und an Jesum Christum, durch welchen unser Herz wahrhaftig gebessert und wir zur gewissenhaften Erfüllung aller unserer Pflichten angetrieben werden.

Ich erkenne die Nothwendigkeit einer wahren Bekehrung und Ablassung vom Bösen für alle, die an der Gnade Gottes und den Wohlthaten der Erlösung Christi Antheil zu haben wünschen. Nicht weniger bin ich überzeugt von der Nothwendigkeit und einer treuen Erfüllung aller meiner Pflichten, im Gehorsam gegen Gottes Gebote. Für den Hauptinhalt des göttlichen Gesetzes erkenne ich nach der Lehre Jesu eine aufrichtige Liebe zu Gott und eine aufrichtige Menschenliebe.

Meine Liebe zu Gott muß sich in freudiger Anbetung seiner Größe und Güte, in kindlichem Gehorsam gegen alle seine Gesetze, in gewissenhaftem dankbarem Gebrauch aller seiner Wohlthaten, in Unterwerfung unter alle seine Fügungen, und in einem festen Vertrauen auf seine Weisheit, Wahrhaftigkeit und Güte beweisen.

Die Liebe des Nächsten bin ich schuldig dadurch zu beweisen, daß ich nicht allein Niemand in der Welt auf irgend eine Art beleidige und kränke, mich gegen Niemand ungerecht, hart und unversöhnlich beweise; sondern gegen Jedermann redlich, freundlich, sanftmüthig und dienstfertig

sei, mein gegebenes Wort heilig halte, einem Jedem so viel Gutes erweise, als ich nur irgend kann, und auch meinen Feinden und Beleidigern von Herzen vergebe.

Eine sichere Regel des gottgefälligen Verhaltens habe ich in meinem eignen Gewissen; und dieser will ich folgen; wie ich wünsche, daß Andere sich gegen mich betragen, so will ich mich auch gegen sie betragen, und nie will ich mir erlauben, was ich an Andern verdammen muß.

Ich erkenne mich für verbunden, vorzüglich diejenigen Pflichten als ein Christ auszuüben, die ich nach dem besondern Stande und Berufe, den mir die Vorsehung angewiesen, zu erfüllen habe. Ich muß also vor Andern gerecht, freigebig, großmüthig und gütig sein. Ich muß für die Wohlfahrt Andrer sorgen, und mich in allen Eigenschaften und Handlungen als ein Vorbild der Tugend zeigen.

Ich erkenne es daher für heilige Pflicht, die ich gegen mich selbst zu beobachten habe: daß ich nach nützlicher Kenntniß strebe, daß ich mich der Mäßigkeit und Ordnung in allen Stücken befleißige, daß ich meine Leidenschaften beherrsche, und das allgemeine Beste höher achte, als meinen eignen Vortheil.

Dieses alles wird allerdings seine besondern großen Schwierigkeiten haben; denn ich bin den Versuchungen der großen Welt, der Gewalt, der Sinnlichkeit und dem Betruge der Schmeichler mehr als Andre ausgesetzt.

Es wird mir demohnerachtet mit Gottes Hülfe möglich sein, daß ich als ein Christ mich verhalte und die Tugend übe, wenn ich Gott vor Augen und im Herzen behalte; wenn ich über mich selbst wache; wenn ich auf mein

Gewissen Achtung gebe; wenn ich den vertrauten Umgang mit lasterhaften Menschen meide und täglich mein Herz im Gebet zu Gott erhebe und ihn um den Beistand seiner Gnade anflehe.

Zu beten bekenne ich nicht nur für meine Pflicht und meine Ehre, sondern auch für ein nothwendiges Hülfsmittel zur Bewahrung und Vermehrung guter Gesinnungen.

Ich bekenne mich aber auch zu der Pflicht, den öffentlichen Gottesdienst in Ehren zu halten und mit Andacht daran Theil zu nehmen. Es ist mein Vorsatz, auch diese Pflicht zu meiner eignen Erbauung und zur Erbauung Andrer fleißig zu beobachten.

Ich ehre die Weisheit meines Erlösers, daß er seinen Jüngern nicht eine Menge von gottesdienstlichen Gebräuchen geboten hat. Desto theurer sind mir die beiden von ihm ausdrücklich verordneten heiligen Handlungen. Sie sind mir rührende Denkmäler der Liebe Gottes und der Wohlthaten der Erlösung durch Christum, und kräftige Erweckungsmittel zu einem christlichen Sinn und Leben. Die Absicht, in welcher Jesus das heilige Abendmahl eingesetzt hat, soll mir bei einem jedesmaligen Gebrauche desselben vor Augen sein; ich will es mit dem dankbarsten Andenken an seine Liebe, und mit den aufrichtigsten Vorsätzen der Besserung feiern, und dabei zugleich ein freudiges Bekenntniß meines Glaubens ablegen. So soll mir auch die Erinnerung an meinen Taufbund eine beständige Erweckung sein, allem sündlichen Wesen von ganzem Herzen abzusagen, und mit reinem Gewissen und reinem Herzen vor Gott zu leben, damit ich mich auch zu jeder Zeit des Be-

wußtseins, ein wahrer Christ zu sein, erfreuen könne. — Dieses ist mein aufrichtiges Glaubensbekenntniß, daß ich hier vor Gott mit herzlichem Dank, daß er mich zur Erkenntniß seines Willens hat kommen lassen, ablege. Ich bin fest entschlossen, bei diesem Glauben zu verharren bis an mein Ende. Ich erkenne diese Treue gegen die erkannte Wahrheit nicht blos für meine heilige Pflicht, sondern auch für den allein sichern Weg zu meiner wahren Wohlfahrt. Denn wenn ich den Grundsätzen und Lehren der Religion, zu der ich mich bekannt habe, gewissenhaft folge, so werde ich in mir selbst Ruhe und Zufriedenheit haben, und von Gott, meinem himmlischen Vater, nie verlassen werden; ich werde ein gerechter, weiser, menschenfreundlicher Fürst sein, und von den Menschen nicht blos gefürchtet, sondern von Herzen geehrt und geliebt werden. Mein größester Gewinn aber wird darin bestehen, daß ich der ewigen Glückseligkeit in dem Reiche meines Herrn und Heilands Jesu Christi theilhaftig werde.

Ich will also ein Christ sein und bleiben, und ich bin zu dem Ende hier erschienen, dieses vor Gott und vor dieser Versammlung feierlich zu versprechen. Ich bin daher bereit, mein Taufgelübde zu erneuern und zu bestätigen:

Ich bestätige und bekräftige mein Taufgelübde; ich sage allem ungöttlichen Wesen, aller Lasterhaftigkeit und Sünde auf ewig ab; und ich gelobe es hier vor Gott und vor diesen Zeugen, daß ich meinen Glauben freimüthig vor den Menschen bekennen, und als ein wahrer Christ leben und sterben will; wozu mir Gott den Beistand seines heiligen Geistes verleihen wolle! Amen.«

Wir glauben, uns den Dank der geneigten Leser für die Mittheilung dieser wahrhaft kostbaren und authentischen Urkunde verdient zu haben. Denn wenn einerseits die in diesem Glaubensbekenntnisse ausgesprochenen Grundsätze im höchsten Maaße unsere Achtung und Bewunderung in Anspruch nehmen dürfen, so drücken andrerseits darin sich die eigenthümlichen Gesinnungen des Kronprinzen, seine edle Denkungsweise, ja man kann sagen sein Charakter so deutlich und scharf aus, daß dadurch dieses an sich werthvolle Dokument noch einen besonderen und höheren Werth erhält. Auf den hier ausgesprochenen Grundsätzen ruht in hohem Maaße der Ausdruck der Wahrheit, der Natürlichkeit und der Ueberzeugung. Da ist kein hohles Wort, keine buntgeschmückte innerlich todte Phrase, keine Scheinheiligkeit, kein Spielen mit überschwenglichen religiösen Gefühlen, keine heuchlerische Zerknirschung, nichts von allem dem, sondern lautere, reine Wahrheit, deren Gepräge so kräftig und klar ist, daß man sie in jeder Zeile in jedem Worte erkennt. Das Ganze liegt vor uns wie der freiwillige fromme Erguß eines ächt religiösen Gemüthes, dem ein verständiger, gebildeter und aufgeklärter Geist die Weihe der Menschlichkeit gegeben hat. Nächst dieser vernünftig-gläubigen Hingebung an die Hauptlehrsätze der Religion aber finden wir in dem mitgetheilten Glaubensbekenntniß eine warme, rührende Pietät, die sich zu den schönsten Grundsätzen reinmenschlicher Tugend und Moral mit jener tiefen Innigkeit bekennt, die das sicherste Wahrzeichen einer festgewurzelten Überzeugung ist. Es ist ein Fürst, der Erbe einer Königskrone, der hier der Tugend Treue schwört,

und was uns so mächtig ergreift, ist, daß wir den Königssohn hier nicht nur zur Fürstentugend, sondern auch zur Bürgertugend mit aufrichtiger Gesinnung sich bekennen sehen.

Das Herrlichste und Größte aber ist, daß wir uns nicht scheuen dürfen, dieses Glaubensbekenntniß, das der siebzehnjährige Kronprinz abgelegt hat, der Welt mitzutheilen, nachdem Friedrich Wilhelm in seinem siebzigten Jahre von der Welt geschieden ist. Wahrlich, es ist kein geringer Ruhm, von einem Könige sagen zu können, daß er während eines langen Lebens, während einer fast 50jährigen Herrschaft, ein solches Tugendgelübde mit unerschütterlicher Treue gehalten hat!

Wir nehmen nun den Faden der Geschichte wieder auf.

Der Tod Friedrichs des Großen und die Thronbesteigung des bisherigen Prinzen von Preußen, als Friedrich Wilhelm II, änderte in den Lebensverhältnissen des jungen Prinzen, der jetzt den Titel Kronprinz annahm, im Ganzen wenig, obwohl er bei dieser Veranlassung seinen bisherigen Aufenthaltsort wechseln mußte. Bis zu seinem achten Lebensjahre nämlich hatte der Prinz sich fast ununterbrochen in Potsdam aufgehalten; hierauf befand er sich während des einjährigen (Baierischen Erbfolge-) Krieges zu Berlin, (Sommer 1778—79), kehrte aber nach Beendigung desselben nach Potsdam zurück, und vertauschte diesen Ort erst jetzt wieder bei der Thronbesteigung seines Vaters mit Berlin.

Die wichtige Umgestaltung des Hoflebens, wo geräuschvolle und prächtige Feste der früheren Stille folgten, welche

der Königliche Heldengreis um sich hatte herrschen lassen, übte indeß nur wenig Einfluß auf die Lebensweise des Kronprinzen und noch viel weniger auf seine Neigungen. Der Widerwillen, den schon der Knabe gegen alle schimmernde Repräsentationformen empfunden hatte, blieb auch dem Jünglinge eigen. Mitten im Geräusch des Hofes lebte er geräuschlos und still, dem Glanz prunkender Hof-Feste gegenüber einfach und schlicht; er fühlte sich am glücklichsten in dem traulichen Zirkel einiger Auserwählten, die seine Gesinnungen theilten, sein Herz verstanden und den würdevollen Ernst des jugendlichen Prinzen, dessen Brust mitten in dem sorglosen Leichtsinn der Gegenwart von gewaltigen Ahnungen erfüllt schien, nach seiner vollen Bedeutung würdigten. Einige Schriftsteller haben behauptet, die Abneigung Friedrich Wilhelms gegen lautes Festgeräusch, Prunk und schimmernde Repräsentation sei einzig die Folge der Verschüchterung gewesen, welche sich seines Gemüths durch den Zwang bemächtigt habe, den ein mürrischer und grämlicher Erzieher ihm auferlegte. Allein man hat irriger Weise den Ernst für schüchterne Befangenheit gehalten, man hat geglaubt, daß das Gemüth, welches sich nicht nach außen kehren wollte, um nicht verletzt zu werden, sich aus Schüchternheit verschließe. Dieser Irrthum war um so leichter und natürlicher, je schwerer es ist, den Ernst und die gemüthvolle Verschlossenheit eines Knaben, die sich fast immer nur durch Zurückgezogenheit und Stille äußert, von scheuer Blödigkeit zu unterscheiden. Nur ein tieferes Eindringen in die eigenthümliche Natur des Prinzen, nur ein sorgfäl-

tigeres und theilnehmenderes Beobachten seiner Neigungen und ihrer Äußerungen, kurz ein richtigerer und unbefangenerer Urtheilsblick, als er der Umgebung des jungen Prinzen möglich war, hätte den angedeuteten Irrthum verhüten können, einen Irrthum, den in späterer Zeit die oberflächlichste Beobachtung zu beseitigen im Stande war. Jener Ernst war keinesweges die Folge einer, für die Natur des Prinzen allerdings ungeeigneten Erziehung, sondern angeborene natürliche Neigung, die um so weniger Verwunderung erregen durfte, als andere Beispiele derselben in dem erlauchten Geschlechte der Hohenzollern durchaus nicht zur Seltenheit gehören. Wir finden in dem Charakter des Kronprinzen die edelsten Familien-Züge seines erlauchten Geschlechtes wieder; ein eigenthümliches Gepräge aber gab seinem Charakter in den jüngeren Jahren ein zartes, leicht verletzbares Gemüth, für dessen Weichheit ein sinniger Ernst das Gegengewicht bildete, ein Ernst, der, wie gesagt, der Seele des Prinzen angeboren war, dem aber äußere ungünstige Eindrücke den Anschein von Befangenheit und Verschlossenheit verliehen. In späteren Jahren gestaltete sich diese Gemüthsweichheit zu einer Fülle der reinsten und erhabensten Empfindungen, zu einer wahrhaft edelen Menschenliebe und zu einem hohen Reichthum von Güte und Wohlwollen. Der Ernst des Knaben aber verwandelte sich in den Ernst des Mannes, dem, außer der angeborenen Neigung, das klare Bewußtsein der hohen und heiligen Berufspflichten zum Grunde lag. Einen wahrhaft tiefen und scharfen Blick hat der geistreiche Mirabeau in die Seele des Kronprinzen geworfen

und wir theilen deshalb die Schilderung mit, die dieser Schriftsteller in einem seiner Werke von ihm entwirft:

»Der Kronprinz,« schreibt Mirabeau, »verdient schon jetzt (1786) in hohem Grade, daß man ihn beobachtet, nicht blos, weil sein Großoheim, Friedrich der Große, sein Horoskop in den Worten gestellt hat:

»Der wird mich wieder von vorn anfangen,«

sondern weil Alles in ihm Charakter ankündigt, aber nicht grade besonders einnehmend; ohne Gewandtheit, aber von vielsagender Physiognomie; ohne Tünche, aber wahr; von Allem will er das Warum wissen; nur vernünftige Antworten befriedigen ihn. Streng und fest bis zur Unbiegsamkeit und doch warmen und feinen Gefühlen nicht verschlossen, weiß er schon hochzuschätzen und zu verachten. Seine Verehrung für den großen Friedrich grenzt an Vergötterung und er äußert sie laut. Vielleicht reift dieser junge Mann einst zu großen Bestimmungen heran und sollte einst eine Springfeder irgend einer großen und merkwürdigen Revolution sich in ihm entwickeln, so werden diejenigen, welche in die Zukunft zu blicken verstehen, sich nicht darüber wundern.«

Dieses sind prophetische Worte deren Wahrheit eine Zeit voll gewaltiger Ereignisse zu bethätigen berufen war.

Weniger farbenreich aber doch nicht minder wahr ist das Bild, welches mit wenigen, treffenden Zügen ein vaterländischer Schriftsteller von dem Kronprinzen in späterer Zeit entwirft.

»Friedrich Wilhelm,« sagt Heinrich Bardeleben,*

* in dem Buche: Friedrich Wilhelm III und sein Volk S. 85.

hatte in der Blüthe der Jugend die edle, königliche Gestalt seines Vaters, den Ernst Friedrichs des Großen, die strengen Sitten Friedrich Wilhelms I und den mannhaften Sinn des großen Kurfürsten. Abneigung gegen das Ausländische und ein tiefes in sich gekehrtes Herz charakterisiren ihn unter seinen Ahnen.« Diese Schilderung wäre vollständig, wenn sie noch seiner wahren Frömmigkeit, seiner heiligen Begeisterung für den künftigen hohen Beruf, seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit und des glühenden Vorsatzes, Alles für die Beglückung des Volkes zu thun, dessen Herrscher er zu werden bestimmt war, Erwähnung gethan hätte.

Wir sind zu innig von dem Gefühl der Verehrung für den großen König durchdrungen, dessen Leben wir beschreiben, als daß wir es nicht für einen Verrath gegen uns selbst halten sollten, wenn wir im Stande wären, unsere Gefühle zu verleugnen. Wir haben bereits oben erklärt, auf welchen Standpunkt wir uns bei der Darstellung der Lebensgeschichte des eben gestorbenen herrlichen Königs gestellt haben. Wir wollen jedoch nicht, daß der Leser unserem Enthusiasmus und den Eingebungen unserer Liebe unbedingten Glauben schenke. Wir leben in der Zeit Friedrich Wilhelms III, und sein großartiges, unvergleichliches, segenvolles Wirken als König liegt in Tausend und aber Tausend Thatsachen vor uns, die kaum die Bosheit entstellen, die Blindheit kaum leugnen kann. Aber auch das Lob, das wir dem königlichen Jünglinge ertheilen, soll ohne Beweis nicht anerkannt werden. Man soll dem, was unsere Liebe und Verehrung

sagt, nicht glauben, ohne das Zeugniß solcher Schriftsteller, deren hämische Verkleinerungssucht und deren Rücksichtslosigkeit, zu der nicht selten selbst Hang zur Verleumdung sich gesellt, sie gewiß über den Verdacht der Partheilichkeit erheben.

Der Verfasser der »Charakteristik Friedrich Wilhelms III &c.«, ein Franzose, sagt von ihm: »der damalige Kronprinz hatte treffliche Naturgaben und das beste Herz, und besaß Verstand genug eine gegebene Idee ganz zu fassen. — — Seine Offenherzigkeit, Ehrlichkeit, Biederkeit und Herzensgüte erwarben ihm die Liebe und Achtung Aller, die ihn umgaben. Da er nur das Gute wollte und das Laster verabscheute, so hing er sich gern an solche Personen, von welchen er glaubte, daß sie so gut dächten, wie er.«

So spricht ein Mann, der es sich zum Beruf gemacht zu haben scheint, alle Schwächen des Hofes und der Regierung Friedrich Wilhelms II nicht nur mit den grellsten Farben zu malen, sondern auch noch über das Gebiet der Wahrheit hinaus Dinge zu sagen, deren bloße Wahrscheinlichkeit auf Kosten des Vorhandenen erkauft werden mußte. Von allen auch den schonungslosesten Schriftstellern jener Zeit, wagt es doch kein Einziger den Charakter des Kronprinzen anzutasten, und der Werth eines Prinzen kann nicht gering sein, den zu tadeln die Bosheit sich scheut, weil sie verzweifeln muß, Glauben zu finden.

II.

Der Kronprinz.



Drittes Kapitel.

Der kleine Dienst.

Wir haben bereits oben im Vorbeigehen erwähnt, daß Friedrich Wilhelm, nach der im Preußischen Königshause üblichen Sitte, schon früh dem Soldatenstande einverleibt wurde, indem Friedrich der Große ihn im 7ten Lebensjahre (am 29. Juni 1777) zum Fähnrich im ersten Bataillon Garde (Leib-Garde-Bataillon) ernannte. Sieben Jahre später (am 4ten Novbr. 1784) ward der Prinz Seconde-Lieutenant. Einige Wochen nach Friedrichs des Großen Tode beförderte Friedrich Wilhelm II durch ein Patent vom 7ten Septbr. 1786 den Kronprinzen zum Staabs-Kapitain.

Durch seinen ersten militairischen Gouverneur, den General Backhof, in den Kriegs-Wissenschaften unterrichtet, übte Friedrich Wilhelm den praktischen Theil der Kriegskunst, namentlich den sogenannten kleinen Dienst, bei demjenigen Truppentheil, bei welchem er die Stelle eines Officiers bekleidete.

General v. Scheel, Commandeur des Garderegiments, welchem der junge Prinz aggregirt war, wird als einer der strengsten und härtesten Officiere in der Ausübung des kleinen Dienstes geschildert. Solchergestalt fügte es sich, daß Friedrich Wilhelm, dessen gefühlvolle Seele einer so zarten und rücksichtsvollen Behandlung bedurft hätte, durch Alles, was er im praktischen Militär-Leben erblickte,

eben so tief verletzt werden mußte, als er es durch die hypochondrische Despotie in dem Unterrichtszimmer seines Gouverneurs Benisch geworden war. General Scheel handhabte die Disciplin mit einer an Grausamkeit gränzenden Strenge, und es ist natürlich, daß die ihm untergebenen Officiere und Unterofficiere im Sinne ihres Vorgesetzten handelten. Der lange Friede, den der einjährige Krieg fast nur zum Schein unterbrochen hatte, hatte, wie stets, eine strengere Beachtung des kleinen Dienstes zur Folge, und der zunehmende Ernst des großen Königs bei mehr vorrückendem Greisenalter gab überdies denjenigen Officieren, deren Natur zu einer mehr als gewöhnlichen Strenge im Dienste hinneigte, hinreichende Veranlassung, ihren soldatischen Eifer, welchem die Gelegenheit fehlte sich auf dem Schlachtfelde kund zu geben, auf dem Exercierplatze unter der Form einer rücksichtslosen Härte geltend zu machen. Friedrich Wilhelm hatte daher in seinen jüngeren Jahren Gelegenheit genug, diese für ihn gewiß schmerzliche Wahrnehmung zu machen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß schon damals bei dem Anblick der unerträglichen Plackereien und der entwürdigenden Behandlung, denen der gemeine Soldat preisgegeben war, in der menschenfreundlichen und wohlwollenden Seele des jungen Prinzen sich der Entschluß festsetzte, statt eines Heeres meist erkaufter, gepeinigter und mißachteter Söldlinge, eine Armee freier Kämpfer zu schaffen, deren Lebensprinzip Ehre und Vaterlandsliebe sein, und denen anzugehören als eine Ehre betrachtet werden sollte.

Am 28. März 1790 schied der Kronprinz vom Leibgarde-

Bataillon aus, indem er, zum Obristen ernannt, Chef des Regiments »Prinz von Preußen« wurde, welches nun den Namen »Regiment Kronprinz« erhielt. Einige Jahre später avancirte der Kronprinz, und zwar im Rheinischen Feldzuge gleich nach der Einnahme von Frankfurth am Main, zum General-Major und erhielt das Kommando über eine Brigade, während er jedoch gleichzeitig Chef seines Regiments blieb.

Der Umstand, daß Friedrich Wilhelm vor seiner Thronbesteigung keine höhere Militair-Charge, als die eines General-Majors bekleidete, hat zu einer hübschen Anekdote Veranlassung gegeben, die wir unsern Lesern bei dieser Gelegenheit mittheilen wollen, obwohl sie eigentlich in eine spätere Zeit fällt.

Als Friedrich Wilhelm nämlich schon König war, wurde ihm ein, von einem Landmanne an ihn gerichtetes, Schreiben vorgetragen, das mit den Worten anfing:

»Gnädigster Herr König! Ew. Excellenz!«

Bei Vorlesung dieses Prädikats, das bekanntlich im Militairstande nur dem General-Lieutenant zusteht, rief der König lachend:

»Warum nicht gar! Bin niemals Excellenz gewesen!«

Doch wir nehmen den Faden der Geschichte wieder auf.

Der Kronprinz nahm an den gewöhnlichen militärischen Übungen fortwährend mit vielem Eifer Theil und begleitete nicht minder den König, seinen Vater, auf den jährlichen militairischen Inspections-Reisen nach den Provinzen. Sein stilles ernstes Wesen ließ ihn nicht leicht auf eine auffallende Weise in die Öffentlichkeit treten, doch gab er

auch schon damals, wenn es auf eine unscheinbare und prunklose Art geschehen konnte, nicht selten Proben seiner außerordentlichen Herzensgüte.

Von solchen Charakterzügen sind freilich nur wenige dem Andenken aufbewahrt worden, eben weil der Kronprinz nichts von dem, was er that, für den Schein berechnete, und es vielleicht sogar unterließ, wenn er muthmaßen konnte, daß er beobachtet werde. Um so kostbarer sind uns einige, an sich nicht eben wichtige Thatsachen, welche durch einen glücklichen Zufall der Vergessenheit entrissen worden sind und die wir unseren Lesern mitzutheilen nicht verfehlen wollen. Das Lebensbild eines Menschen kann nicht wahrer und treffender gezeichnet und nicht deutlicher der Erkenntniß vorgeführt werden, als wenn man nachweist, wie in dem Charakter, wie er sich im Alter darstellte, nichts Gezwungenes, Gekünsteltes oder Angelerntes vorhanden war, sondern wie sich Alles naturgemäß aus den Keimen entwikkelte, die sich in der jugendlichen Seele offenbarten.

Im Jahre 1791 begleitete der Kronprinz den König zur Revüe nach Stargard und stieg wie gewöhnlich im ehemaligen Jüterbogkschen Garten vor dem Wallthore ab. Eines Tages legte er sich nach aufgehobener Mittagstafel ins Fenster und sah, wie ein kleiner Knabe lange Zeit eifrig etwas suchte, was er wahrscheinlich verloren hatte, und endlich bitterlich zu weinen anfing. »Was fehlt dir, mein Sohn?« fragte hierauf der Kronprinz voll Mitleiden den Knaben. »Ick hebbe mien Metz verloren,« erwiederte dieser. Der Kronprinz gab sich vergebliche Mühe, von dem Knaben herauszubringen, was »ein Metz« sei, bis endlich

der Hauswirth, der nebst dem Kammerdiener in der Hausthüre stand und dem Gespräch zuhörte, dem Kronprinzen erklärte, daß von einem Messer die Rede sei. Sogleich befahl der Kronprinz dem Kammerdiener, dem Knaben nicht nur einiges Geld zu geben, sondern auch dafür zu sorgen, daß derselbe ein eben solches Messer dafür kaufe, als er verloren habe, damit er zu Hause vor Strafe sicher sei. — Ein anderes Mal bot ein kleines mit Kuchen handelndes Mädchen dem jungen Kronprinzen, der ohne alle äußere Zeichen seiner hohen Würde im Garten spazieren ging, ihre Waaren zum Kauf an. Freundlich erkundigte sich der Kronprinz nach ihren Familienverhältnissen und fragte namentlich, wie viel sie wohl täglich verdiene. »Zwei Groschen, lieber Herr!« antwortete das Mädchen. Da nahm der Kronprinz ein Stückchen Kuchen, warf dem Mädchen zwei Thaler in den Korb und eilte rasch davon, sich dem Danke der Hocherstaunten zu entziehen.

In diesen unscheinbaren Thatsachen spricht sich doch ebenfalls jener Verein von Herzensgüte und ruhigem Ernst aus, die die Hauptzüge in dem Charakter Friedrich Wilhelms ausmachen. Ein Anderer würde vielleicht reichere Geschenke gegeben haben, und dies wäre ohne Zweifel ein Zeichen von Freigebigkeit gewesen; in dem aber, was der Kronprinz that, sprach sich eine höhere Tugend aus: wahre, herzliche Theilnahme, und mit derselben zugleich jene Besonnenheit, die das zweckmäßigste Mittel zur Hülfe genau abwägt. Daher wird diese scheinbar geringfügige Anekdote bedeutsam, wenn wir sie zum Vergleichspunkt für die Hand-

lungsweise Friedrich Wilhelms wählen, nachdem derselbe auf dem Thron zu ähnlichen Thaten mehr Gelegenheit und Mittel hatte.

Von aller Theilnahme an den Regierungs-Geschäften auch im reiferen Jünglingsalter ausgeschlossen, fuhr Friedrich Wilhelm fort, nach wie vor, still und eingezogen zu leben; sein Umgang blieb auf seine Brüder und die Personen seiner nächsten Umgebung eingeschränkt und seine Unterhaltung bestand, wie früher, in militärischen Übungen und in den Studien seiner Lieblings-Wissenschaften. So blieb es bis zum Jahre 1792, wo der Feldzug am Rhein begann, dem der König nebst seinen Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig sowie dem Prinzen Louis Ferdinand selber beiwohnte.

Der innige Zusammenhang, in welchem die Begebenheiten, die sich jetzt zu entwickeln anfingen, mit der Zeit stehen, in welcher Friedrich Wilhelm dem Dritten eine Hauptrolle vom Schicksal zugetheilt war, lassen es als zweckmäßig erscheinen, dem Leser hier einen gedrängten Überblick der damaligen Ereignisse und der daraus hervorgegangenen Zustände zu gewähren.

In Frankreich hatte die Revolution bereits jene furchtbare Höhe erreicht, welche nicht nur die Fürsten mit Besorgniß, sondern überhaupt jeden vernünftigen Menschen von reinem Urtheil mit Abscheu und Entsetzen erfüllen mußte. Nicht nur gegen die bestehende Ordnung der Dinge und gegen die Gesetze, sondern auch gegen die Person des Königs von Frankreich waren Gewaltthätigkeiten verübt

worden. Außerdem hatte die National-Versammlung die Rechte mehrer deutscher Reichsfürsten empfindlich gekränkt, die deshalb ihre Beschwerden beim Deutschen Kaiser vorbrachten, dem die Pflicht oblag, die Reichsfürsten zu beschützen. In diesen Umständen lag für alle Fürsten, insbesondere aber für den Kaiser hinreichender Grund, sich dem fortschreitenden Verderben in Frankreich entgegenzustemmen. Eine große Anzahl Franzosen war ausgewandert, unter ihnen die Brüder des Königs, die Grafen von Provence (nachmals Ludwig XVIII) und von Artois (nachmals Karl X), ferner der Prinz Condé, dessen Sohn, der Herzog von Bourbon, und dessen Sohn, der Herzog von Enghien. Diese Emigranten haben sicher viel dazu beigetragen, den Entschluß der Fürsten in Bezug auf Frankreich zu verwirklichen.

Im August 1791 hatten der Kaiser Leopold II und König Friedrich Wilhelm II eine Zusammenkunft zu Pillnitz, woselbst sie theils einige streitige Hausangelegenheiten ausglichen, theils ein gemeinschaftliches Verhalten gegen Frankreich verabredeten, durch welches die Rechte des Königs von Frankreich mit dem Wohle der Franzosen in Einklang gebracht werden sollte. In Folge dieser vorläufigen Verabredungen kam am 7ten Februar 1792 ein förmliches Defensiv-Bündniß zwischen Preußen und Östreich zu Stande, in welchem beide Mächte sich gegenseitig ihre Besitzungen garantirten und zur gemeinschaftlichen Vertheidigung im Falle eines Angriffs, so wie zur Aufrechthaltung der Unverletzbarkeit des Deutschen Reichs und seiner Verfassung sich verpflichteten. — Als nun die National-

Versammlung am 20. April 1792 an König Franz von Ungarn und Böhmen (Nachfolger des am 1. März gestorbenen Kaisers Leopold) den Krieg erklärte, stellte Preußen, der übernommenen Verpflichtung gemäß, ein Hülfsheer von beinahe 50,000 Mann.

Während diese verbündete Armee, über die der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl erhalten hatte, sich bei Koblenz zusammenzog, unternahm der König in Begleitung des Kronprinzen eine Reise nach Anspach und Baireuth, welche Länder er, in Folge eines mit dem letzten kinderlosen Markgrafen von Anspach-Baireuth am 2. Octbr. 1791 abgeschlossenen Vertrages, seit dem Beginn des Jahres 1792 mit dem Königreich vereinigt hatte. Am 9. Juli trat der König die Reise, von Potsdam aus, an, nachdem einige Stunden vorher der Kronprinz bereits abgegangen war. Friedrich Wilhelm II wurde auf dieser Reise allenthalben mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen; in den Städten, welche er passirte, wurden die Glocken geläutet und Kanonen gelöst; Bürger-Deputationen und zierlich geschmückte Mädchen mit Gedichten und Blumenkränzen empfingen den Monarchen an den Stadtgrenzen und Thoren und an vielen Orten waren Ehrenpforten gebaut.

Der Kronprinz, seinen Neigungen getreu, suchte öfters wenn es anging, diesen Ehrenbezeugungen für seine Person auszuweichen. In Erfurt wurde der König von dem Coadjutor mit einer Abtheilung Husaren an der Grenze empfangen und bis zum Gasthofe zum »Römischen Kaiser« begleitet. Hier stieg der König aus, um sich umzukleiden,

während welcher Zeit, drei Staats-Karossen vorgefahren waren, um den König nebst den Prinzen nach der Statthalterei zu bringen. Der König stieg ein; als man sich aber nach dem Kronprinzen umsah, erfuhr man, daß dieser sich zu Fuß durch das Volk geschlichen habe und bereits auf der Statthalterei angelangt sei.*

Am 13. Juli traf der König zu Anspach ein, verweilte daselbst bis zum 18. und ging dann über Würzburg nach Mainz, wo er mit dem Kaiser Franz und der Kaiserin (am 19.) zusammentraf. Nach mehren Festlichkeiten, unter anderem einem glänzenden Ball, von dem Kurfürsten veranstaltet und von dem Kronprinzen und der Kaiserin eröffnet, begab sich der König am 21. nach Koblenz, woselbst die Armee unterdessen das Lager bei Rübenach bezogen hatte.

Viertes Kapitel.

Der Feldzug am Rhein.

Dem Kronprinzen sollte nun zum ersten Male die Gelegenheit gegeben werden, den Soldatenstand von seiner ernsten Seite kennen zu lernen. Von dem feurigsten Muthe, dem Erbtheil der Hohenzollern, beseelt, theilte er ohne Zweifel die hohen Erwartungen, die man von diesem Kriege um so mehr hegte, als man die Thaten des großen Friedrichs in die Wagschale der Hoffnungen legte und als die Emigranten-Häupter versichert hatten, daß die

* Berliner Nachrichten. 1792. Nr. 91.

Französischen Linientruppen sich mit den Verbündeten vereinigen würden.

Die ersten Erfolge schienen die gehegten Erwartungen zu rechtfertigen. Die Preußische Armee rückte Ende Juli aus dem Lager zu Rübenach bei Koblenz aus, und bereits am 11. August führte die Avantgarde unter dem Prinzen von Hohenlohe einen glücklichen Sturm auf das feste Schloß und Städtchen Sierk aus. Unter leichten Gefechten immer weiter vorrückend, ward am 20. August die Einschließung der Festung Longwy durch die Verbündeten bewirkt und die Übergabe durch Bombardement am 23. erzwungen. Acht Tage später wurde Verdün beschossen und ebenfalls rasch durch Kapitulation eingenommen (2. Septbr.). Die Verbündeten gingen hierauf über die Maas, die Östreicher schlugen die Franzosen unter Luckner bei la croix au bois und einige Tage später siegten auch die Preußen über sie bei Grandpré (den 16. Septbr.).

Bis dahin war das Glück entschieden auf der Seite der Verbündeten gewesen und bestärkte ihre Hoffnung, durch die Champagne in raschem Zuge auf Paris loszugehn und die von dem Herzog von Braunschweig in seiner Proklamation ausgesprochene Drohung gegen diejenigen Franzosen, welche sich Gewaltthätigkeiten gegen Ludwig XVI erlauben würden, zu verwirklichen. Vielleicht wäre dies in der That geschehen, wenn der Herzog von Braunschweig die Gelegenheit zu einer entscheidenden Schlacht nicht unbenutzt hätte vorübergehen lassen. Am 20. Septbr. standen sich nämlich die feindlichen Heere (die Franzosen unter

Kellermann) auf den Höhen von Valmy und la Lune gegenüber. Beide Armeen eröffneten eine zwar lebhafte aber fruchtlose Kanonade, die den ganzen Tag über dauerte; schon aber war die Preußische Avantgarde zum Angriff gerüstet, als der Herzog von Braunschweig den bestimmten Entschluß faßte, die Schlacht zu vermeiden.

Daß die Schlacht, wenn sie von den Verbündeten gewonnen worden wäre, diesen den Weg nach Paris geöffnet und so vielleicht der Revolution und ihren Gräueln ein Ende gemacht haben würde, darüber sind alle Stimmen einig. Keinesweges aber darüber, ob für die Verbündeten hohe Wahrscheinlichkeit zum Siege vorhanden gewesen sei, oder nicht, und ob demnach der Herzog von Braunschweig wohl daran gethan habe, der Schlacht aus dem Wege zu gehen.

War der verbündeten Armee der Weg zum weiteren Vorrücken hierdurch nun fürs Erste versperrt, so zeigten sich andrerseits auch gleichzeitig dringende Ursachen zum Rückzuge. Der erwartete Übergang der feindlichen Truppen hatte nicht stattgefunden, obgleich in Paris der National-Konvent an die Stelle der National-Versammlung getreten war und die Königswürde abgeschafft hatte. Nächstdem hatte die verbündete Armee mit den größten Schwierigkeiten wegen des Terrains, das durch einen ununterbrochenen Regen fast grundlos geworden war, zu kämpfen gehabt, die Ernährung der Truppen war nur mit der größten Mühe zu bewerkstelligen, das Getreide war schlecht und verdorben, das Trinkwasser kalkhaltig, und endlich hatte sich in Folge dieser Umstände in der Preußischen

Armee eine höchst gefährliche Ruhr eingefunden, welche furchtbare Verheerungen anrichtete.

Bei dieser Lage der Dinge ward der Rückzug beschlossen und dieser mußte, da die verbündete Armee starke Abtheilungen nach den Niederlanden und Deutschland, wo unterdeß die Franzosen unter Küstine eingebrochen waren, zu detaschiren genöthigt war, bis über die Maas ausgedehnt, auch die Festungen Longwy und Verdün deshalb wieder geräumt werden. — Als die Preuß. Armee am 24. Octbr. bei Luxenburg wieder anlangte, zählte sie nur kaum noch die Hälfte ihres früheren Bestandes. In der ersten Hälfte des November erreichte die Armee wieder ihre frühere Stellungen am Rhein. Der ganze Rückzug der Armee ging mit der gehörigen Vorsicht und in der größten Ordnung von Statten und wurde von der feindlichen Armee nirgend gestört.

Unterdeß war schon Anfangs September die Besatzung des Östreichischen Hauptmagazins zu Speier durch den nothwendigen Abmarsch des Generals Erbach so geschwächt worden, daß eine Abtheilung der französischen Rheinarmee unter Küstine, Speier am 30. Septbr. einnahm, worauf auch Mainz am 20. Octbr. von dem altersschwachen Gouverneur, dem Östreichischen General v. Gymnich, ohne Schwerdtstreich übergeben wurde. Zwei Tage später öffnete Frankfurth am Main ohne Widerstand den Franzosen die Thore, und demselben Beispiele folgte die nur von einer Invaliden-Abtheilung besetzte kleine Bergfestung Königstein.

Nachdem die Preußische Armee sich in ihren Kantonnirungen diesseits des Rheins erholt hatte, die Ruhr ver-

schwunden und das Heer durch neue Truppen verstärkt war, setzten sich die Verbündeten (Ende November) wieder in Bewegung um das rechte Rheinufer vom Feinde zu säubern. Bei den zum Vorrücken getroffenen Dispositionen ward dem Kronprinzen das Kommando der Reserve übergeben. Die Avantgarde unter dem Preußischen General Kalkreuth erschien am 28. Novbr. vor Frankfurth a. M., da aber die Aufforderung zur Übergabe von dem Französischen Kommandanten, General van Helden, zurückgewiesen ward, so ließ König Friedrich Wilhelm II die Stadt am 2. December mit Sturm nehmen, während er selbst mit der Avantgarde den Franzosen, welche der Stadt zu Hülfe kommen wollten, entgegenrückte und sich hierbei dem Feuer in dem Maaße aussetzte, daß der in seiner Nähe haltende General Eben einen Schuß in die Schulter erhielt.

Mit dieser Erstürmung von Frankfurth am Main trifft ein höchst entscheidender Wendepunkt in dem Leben des Kronprinzen zusammen. Hier nämlich ist es, wo Friedrich Wilhelm, mitten im Waffengetümmel, seine zukünftige Gemahlin, die Prinzessinn Luise von Mecklenburg-Strelitz kennen lernte, jene Fürstin, die bald das höchste Glück seines Lebens ausmachen sollte, jene Fürstin, die die hohe Liebe ihrer engelreinen Seele zwischen ihren Königlichen Gemahl und das Volk theilte, dessen Stolz es war, sie seine Königin zu nennen, jene Fürstin endlich, die, des schönsten Glückes würdig, doch von bitteren Leiden heimgesucht, durch einen frühen Tod der Erde entrissen und noch heute geliebt und beweint, die Mutter derjenigen

wurde, die das Glück, den Stolz und die Hoffnung unseres Vaterlandes ausmachen.

Der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz (Bruder des regierenden Herzogs) befand sich zu jener Zeit mit seinen beiden Töchtern, den Prinzessinnen Luise und Karoline, zu Darmstadt. Der Kronprinz und Prinz Ludwig, welche beide das schöne Schwestern-Paar jetzt kennen lernten, fühlten sich sogleich von den hohen Vorzügen der reizenden Fürstinnen auf das Lebhafteste ergriffen. Es ist bekannt, daß die Heirath des Kronprinzen nicht aus Rücksichten politischer Konvenienz hervorgegangen, sondern das Ergebniß freier Wahl und aufrichtiger Herzensneigung gewesen ist. Diese Wahl war in jeder Beziehung eine so überaus glückliche, daß der König keinen Augenblick Anstand nahm sie gut zu heißen. Die in Betreff der fürstlichen Doppelheirath des Kronprinzen mit der Prinzessin Louise und des Prinzen Ludwig mit der Prinzessin Karoline Friederike angeknüpften Unterhandlungen führten so rasch zum Ziele, daß schon in wenigen Monaten (am 24. April 1793 zu Darmstadt), die Verlobung beider Paare Statt hatte. Es ist gewiß als ein sehr hohes Glück zu betrachten, daß dem Kronprinzen die freie Wahl seiner Gattin gestattet wurde, und daß er bei dieser Wahl keine andere Rücksichten zu Rathe ziehen durfte, als das reine, gesunde Urtheil seines hellen Geistes und die Neigungen seiner erhabenen Seele. Die ganze Persönlichkeit des Kronprinzen war von der Art, daß eine erzwungene Heirath ihn in seiner innersten Natur verletzt haben würde. Wir Alle wissen nur zu gut, welch un-



LOUISE

Königin von Preußen.



beschreibliches Glück Friedrich Wilhelm an der Seite der Gattin seiner Wahl gefunden hat, als daß irgend Jemand zweifeln könnte, daß eine Konvenienz-Heirath das wahre Lebens-Unglück Friedrich Wilhelms ausgemacht haben würde. Jener hohe Reichthum von Wohlwollen und Herzensgüte, die in der Seele Friedrich Wilhelms III lebten, so wie die Reinheit und Lauterkeit seiner Gefühle äußerten sich während seines ganzen Lebens auch besonders in der unwandelbaren Treue und Anhänglichkeit an diejenigen Personen, die er einmal seiner Liebe und Freundschaft werth gefunden hat. Sein ganzes Leben bezeugt die Wahrheit dieser Behauptung. Doch können wir nicht umhin, bei dieser Gelegenheit noch ein besonderes Zeugniß in einem Briefe anzuführen, den Friedrich Wilhelm noch als Kronprinz im Jahre 1794, da er, während seines Aufenthalts bei der Armee in Polen, den Tod seines ehemaligen Gouverneurs, des Majors v. Schack erfuhr, eigenhändig an die Wittwe des letzteren schrieb.

»Hat jemals* — so lautet der Brief — eine Nachricht mich tief erschüttert, so war es, bei Gott, die von dem Tode meines würdigen, vortrefflichen und unvergeßlichen Freundes. Sie können daher gewiß überzeugt sein, daß ich an Ihrem Schmerz den innigsten Antheil nehme. Ich weiß nur zu gut, daß der Verlust, welchen ich erleide, unersetzlich ist, denn nie fand ich einen Mann, der mit ihm zu vergleichen wäre, der so viele vortreffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens in sich vereinigt hätte,

* Das Original ist französisch

als der, welcher uns nun entrissen ist. Er selber ist nicht mehr zu beklagen, er hat seine irdische Laufbahn vollendet und nimmt das süße Bewußtsein mit sich hinüber, ohne Wandel und im wahren Sinn des Wortes als ein vollkommen rechtschaffener Mann gehandelt zu haben, und Gott wird ihn für das Gute, was er that, und für das tadellose Leben, welches er geführt hat, gewiß reichlich belohnen. Nur wir sind zu beklagen; denn für den großen Nutzen, den er hätte stiften können, ist er der Welt leider viel zu früh entrissen worden. Ich hoffe, Sie werden von der Aufrichtigkeit meiner Versicherungen überzeugt sein, und mir verzeihen, wenn meine Feder zu schwach ist, alles das auszudrücken, was mein Herz bei diesem Verluste empfindet. Ich weiß, Sie kennen meine Gesinnungen zu gut, um einen Augenblick hieran zu zweifeln.

Was die Papiere des Verstorbenen betrifft, so glaube ich, daß sich viele darunter befinden, welche zum Theil das Militär betreffen, auch mehre andre, die ich ihm zum Aufbewahren anvertraut hatte, und die ich wohl zu gelegener Zeit zurückzuerhalten wünschte. Jetzt ist das Alles in guten Händen, und ich behalte mir vor, bei meiner Rückkunft mit Ihnen darüber zu sprechen. — Erhalten Sie mir Ihr Andenken und Ihre Freundschaft, und sein Sie von der wahren Hochachtung überzeugt &c.

Im Lager bei Opalin vor Warschau d. 15. Juli 1794.

Friedrich Wilhelm.«

Dieser aus dem Herzen fließende Brief läßt einen tiefen Blick in die reine gefühlvolle Seele Friedrich Wilhelms thun. Wie allen Menschen, welche selber einer

edlen und treuen Freundschaft und Liebe würdig sind, waren diese schönen Empfindungen für das Herz Friedrich Wilhelms ein Bedürfniß. Ein glückliches Geschick hat ihm, auch da er noch Kronprinz war, in den Personen seiner nächsten Umgebung solche zugeführt, die seiner erhabnen Freundschaft würdig waren, und consequent in dieser Gunst hat ihm das Schicksal auch in der Gemahlin seiner Liebe die edelste und herrlichste der Frauen, die treueste und zärtlichste Gefährtin und in ihr das höchste Glück seines Lebens gewährt, um so mehr, als jene herrliche Fürstin den heiligen Beruf der Königin eben so vollkommen erfüllte, als den der Gattin, indem sie des Königs Liebe zu seinem Volke mit ihm theilte und dafür an der heißen Liebe des treuen Volkes zu seinem guten König ihren vollen Antheil wieder erhielt.

Wir kehren nun zur Geschichte des Rheinischen Feldzuges zurück. Nach der Einnahme von Frankfurt räumten die Franzosen unter Küstine das rechte Rheinufer mit Ausnahme von Hochheim, Kostheim und Kassel. Während nun ein Theil der Verbündeten Kantonnirungen bezog, bewirkte das Korps des Erbprinzen von Hohenlohe, bei welchem der Kronprinz wiederum die Reserve kommandirte, die Vertreibung der Franzosen aus Hochheim und die Blokade der Bergfestung Königstein, deren Leitung ebenfalls dem Kronprinzen übertragen wurde, so wie die Einschließung von Kassel, (Anfangs Januar), worauf die ganze Armee wegen der vorgerückten Jahreszeit Winterquartiere bezog. Der König, die Prinzen und der Herzog von Braunschweig nahmen ihren Aufenthalt zu Frankfurt,

wo wir den Kronprinzen öfters an der Seite seines Bruders, des Prinzen Ludwig, inmitten einer fröhlichen Geselligkeit finden, indem er theils selber Festlichkeiten veranstaltete, theils die von den angesehenen Kaufmanns-Familien veranstalteten besuchte und stets durch sein ernstfreundliches, herablassendes Benehmen alle diejenigen erfreute, die in seine Nähe kamen. Von Zeit zu Zeit machten die Prinzen auch Ausflüge nach den benachbarten Fürstlichen Höfen, und wir dürfen wohl voraussetzen, daß Darmstadt nicht zu den am seltensten besuchten Orten gehört habe. —

Nach einer kurzen Rast begannen die Kriegsoperationen wieder, so bald die Jahreszeit es nur erlaubte. Bereits in den letzten Tagen des März fing die Preuß. Armee an, den Rhein bei Bacharach zu überschreiten. Der nächste Zweck war die Wiedereinnahme von Mainz; allein es fehlte so gänzlich an dem nöthigen Belagerungsgeschütz, daß dasselbe erst mit großen Kosten und Zeitverlust aus Wesel und Magdeburg herbeigeschafft und aus Holland und von Würzburg geliehen werden mußte. Unterdeß hatte die Armee beim Vorrücken von Zeit zu Zeit mehr oder minder wichtige Gefechte zu bestehen, die auch den Prinzen Gelegenheit verschafften, stets neue Proben ihres Heldenmuths zu geben. Bei Rhein-Türkheim griff der Prinz Ludwig (Sohn des Königs) an der Spitze von 3 Schwadronen, und unterstützt von einer Batterie, eine Abtheilung der französischen Armee mit solcher Heftigkeit an, daß ihm 900 Gefangene, 6 Fahnen, 3 Kanonen und eine Kriegs-Kasse in die Hände fielen und der König den Prinzen

sofort zum Obristen ernannte (30. März 93). Mitten in diesem Kriegsgetümmel und gleichsam beim Donner der Schlachtkanonen vollzog der König die Verlobung der Prinzen zu Darmstadt am 24. April und ging bereits am 26. wieder in das Hauptquartier ab. Zwei Tage später finden wir auch den Kronprinzen wieder auf dem Kampfplatze. Der französischen Besatzung von Mainz war es nämlich gelungen durch die Nachlässigkeit einer Schildwache bei einem Ausfall aus Mainz mehre Preuß. Kanonen zu vernageln. Dieser Vorfall bestimmte den Grafen Kalkreuth ein Detachement nach Ginsheim überzusetzen, und zu gleicher Zeit ließ der Kronprinz eine andere Abtheilung nach Oppenheim rücken. Am 3. Mai leitete der Kronprinz einen stürmischen Angriff gegen das Dorf Kostheim und die hinter demselben befindlichen Schanzen. Die letzteren wurden von dem Regiment Borch gestürmt, bei dessen erstem Bataillon sich der Kronprinz befand, während der König selbst bei dem zweiten verweilte und auch hier wieder dem Kampf so in der Nähe beiwohnte, daß eine Kanonenkugel dicht an ihm vorbeiflog. Der Kronprinz zeigte bei dieser Gelegenheit, wie überhaupt in dem ganzen Feldzuge, den höchsten persönlichen Muth, einen richtigen Blick und eine unermüdliche Beharrlichkeit. Wie hitzig der Kampf bei Kostheim gewesen, geht daraus hervor, daß allein das Regiment Borch, an dessen Spitze sich der Kronprinz eben befand, an Todten und Verwundeten nahe an 150 zählte, worunter mehre Offiziere; auch verlieh der König dem Grenadier-Bataillon wegen der bewiesenen außerordentlichen Bravour ein Geschenk von 1000 Thalern.

Wie die Verlobung der Prinzen selbst mitten in dies Kampfgetümmel fiel, so sehen wir in Bezug auf die Prinzen fast beständig Züge zärtlicher Empfindungen mit denen eines unerschrockenen Heldenmuths, so wie Scenen eines süßen Glückes mit blutigen Schlachten und drohenden Gefahren wechseln. Fast unmittelbar von dem Kostheimer Kampfplatze eilte der Kronprinz nach Darmstadt, wo er am 12. Mai eintraf. Einige Wochen später (30 Mai), sehen wir den Prinzen Ludwig in der höchsten Gefahr, von den Feinden, in Folge eines gelungenen Überfalls, in dem Hauptquartier zu Marienborn nebst dem Grafen Kalkreuth aufgehoben zu werden. Nur durch seinen Muth und seine ungewöhnliche Geistesgegenwart entging der Prinz der Gefangenschaft, indem er beim ersten Schuß sich an die Spitze von drei in der Nähe befindlichen Kompagnien stellte und, bald darauf von Kavallerie unterstützt, den Feind zurückschlug.

Wir haben schon oben erwähnt, daß das zur Belagerung von Mainz nöthige Geschütz erst mit vieler Mühe herbeigeschafft werden mußte; dies war die Ursache, daß die regelmäßige Belagerung bis zur Mitte Juni sich verzögerte; seit diesem Zeitpunkte aber wurden die nöthigen Arbeiten mit vielem Eifer betrieben. Bei der Belagerung von Mainz hat sich besonders Prinz Louis Ferdinand durch wahrhaften Heldenmuth ausgezeichnet; in der Nacht vom 6. Juli erstürmte und schleifte er an der Spitze von drei Bataillonen, die vom Feinde hinter Zahlbach aufgeworfenen Verschanzungen, und in der Nacht zum 17. eroberte er wiederum eine vorgeschobene Feldschanze, indem

er dieselbe mit einem Bataillon in der Fronte angriff, während sein Gouverneur, Kapitain Bülow die linke, Major Pfuhl aber die rechte Flanke turnirte. Der Prinz war der Erste auf der Schanze. Ein Franzose schlug in solcher Nähe auf ihn an, daß der Schuß dem Prinzen das Gesicht verbrannte, die Kugel aber hart an seinem Kopf vorbeiging. Einige Minuten drauf ward der Prinz durch eine Kartätschen-Kugel in die Lende verwundet, stieg aber nach rasch angelegtem Verbande wieder zu Pferde und blieb noch 4 Stunden an der Spitze seiner Bataillone, bis Alles beendet war. Der heldenmüthige Prinz wurde von dem König sofort zum Generalmajor ernannt, und ließ sich sodann zu Wasser nach Mannheim bringen, um dort seine Wiederherstellung abzuwarten.* (Bis zum 24sten September).

---

*Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit noch einige andre Züge von dem ächten Hohenzollerngeist des Prinzen Louis Ferdinand mitzutheilen. Der Hauptmann Braig und der Lieutenant Bion wurden (am 14. Juli) mit 80 Mann kommandirt, eine vorgeschobene Redoute fortzunehmen. Bei ihrer Annäherung warf sich der Feind in den verdeckten Weg, der mit 600 Franzosen besetzt war. Trotz der Ueberzahl griffen die Preußen an und verjagten nach 3stündigem Gefecht den Feind. Als während des Kampfes den Preußen die Munition zu fehlen anfing, füllte Prinz Louis Ferdinand Hut und Taschen mit Patronen und theilte sie selbst unter die Mannschaft aus. — Auf dem Rückmarsche, nach beendetem Kampfe, sah der Prinz einen blessirten Oestreicher auf dem Kampfplatz in dem Bereich der feindlichen Kanonen. Der Prinz zeigte ihn seiner Mannschaft und rief: „Wer rettet den Unglücklichen?“ da sich aber nicht gleich Jemand bereit fand, ging der Prinz selbst zurück, ladete den Verwundeten unter dem feindlichen Kanonenfeuer auf seinen Rücken und brachte ihn so in die eroberte Redoute, wo er ihn verbinden ließ. (Berl. Zeitung 1793 Nr. 91).

Nach einer mehrmonatlichen Belagerung, die den Verbündeten an Todten und Verwundeten 120 Offiziere und 2600 Mann gekostet hatte, ergab sich die Festung Mainz am 22. Juli. Der König war nun entschlossen weiter gegen die Saar vorzudringen und Saarlouis zu belagern, allein die zu diesen Operationen nöthige Zustimmung des Wiener Hofes ließ so lange vergeblich auf sich warten, daß der König, um die Zeit nicht ganz zu verlieren, die Armee unterdeß eine Stellung einnehmen ließ, welche die Ausführung jenes Planes vorbereitete. Zu diesem Ende rückte die Armee in vier Abtheilungen vor; der General Kalkreuth stellte sich bei Neukirchen auf (13. Aug.), das Korps des Prinzen von Hohenlohe bezog ein Lager bei Homburg, der Herzog von Braunschweig führte seine Abtheilung bis Huster-Höhe bei Pirmasenz (16. Aug.) und der König rückte mit einer Abtheilung nach Edenkoben vor. Nachdem die Preußen in einzelnen Gefechten verschiedene Vortheile erlangt hatten, versuchte der Feind am 14. September einen Überfall, wurde aber in Folge der vom Herzog von Braunschweig sofort getroffenen Dispositionen gänzlich geschlagen und ihm ein Verlust von 20 Kanonen und 4000 Mann an Gefangenen und Verwundeten beigebracht. (Schlacht bei Pirmasenz). Der Kronprinz und Prinz Ludwig, welche einen Tag vor der Schlacht bei der Armee wieder eingetroffen waren, gaben namentlich in dieser Schlacht vielfältige Beweise von Kühnheit und Geistesgegenwart.

Unterdeß herrschte unter den verbündeten Generalen keinesweges jene vollständige Übereinstimmung, die allein

den Erfolg vereinter Bestrebungen sichern kann. Der Östreichische General Wurmser hatte, wie es scheint, den, den Absichten des Herzogs von Braunschweig nicht entsprechenden Plan, den Elsaß zu besetzen. Diesem Plane entsprachen auch die Vorschläge, welche endlich vom Wiener Hofe anlangten und die zunächst die Eroberung von Landau betrafen. Mit dieser Kreuzung der Pläne des Königs trafen mehre Umstände zusammen, welche das Preußische Interesse an diesem Feldzuge schwächen mußten. Der Feldzug von 1792 hatte nicht im Geringsten den Erwartungen entsprochen, mit denen er begonnen worden war. Die Französischen Truppen waren nicht übergegangen, der Zug nach Paris hatte sich als unmöglich erwiesen, ja die verbündete Armee hatte, ohne ein einziges Mal geschlagen worden zu sein, nicht nur die errungenen Vortheile wieder aufgeben und sich zurückziehen müssen, sondern ihr war die Verpflichtung zur Wiedereroberung von Mainz noch gleichsam als Erbtheil aus dem ganzen Feldzuge geblieben. Diese Wiedereroberung war den Preußen zugetheilt worden, die sie demnach als eine Ehrensache betrachteten. Nachdem sie vollbracht war, konnte der König sich unmöglich mehr für einen Krieg interessiren, der seine ursprüngliche Absicht ganz verrückt hatte, aus dem für Preußen durchaus keine Vortheile hervorgehen konnten, und in welchem endlich der König seine Pläne ungestört zu verfolgen gehindert war. Für den Kronprinzen, in dessen Leben dieser Krieg überhaupt einen wichtigen Incidenzpunkt bildet, mußten die mannichfachen und eigenthümlichen Erfahrungen, welche er in diesem seinem ersten Feldzuge zu

machen Gelegenheit hatte, von nachhaltiger Wirkung sein, worauf wir im Verlaufe seiner Lebensgeschichte öfters zurückzukommen Veranlassung haben werden.

Verleideten nun die oben angeführten Umstände dem Könige schon ohnehin diesen Krieg, so bestimmten ihn die Vorgänge, die sich unterdeß in Polen entwickelt hatten um so mehr, die Armee zu verlassen und, wenn nicht augenblicklich doch bald, sich von der ferneren Theilnahme an diesem Kriege loszusagen. Bereits unterm 18. Septbr. schrieb der König an den Herzog von Braunschweig:

»Die Sicherstellung Meiner eignen Gränzen zwingt Mich zu dem Entschluß, für jetzt die Armee zu verlassen und nach Südpreußen zu eilen 2c.«

Indessen verließ der König die Armee erst am 29., nachdem er noch den Gefechten, in Folge deren die Franzosen am 26. und am 27. aus ihren Lagern bei Bliescastel und Hornbach vertrieben worden waren, beigewohnt hatte. Der Herzog von Braunschweig erhielt jetzt das ausschließliche Kommando der Preußischen Armee; das Korps jedoch, welches unter den unmittelbaren Befehlen des Königs gestanden hatte, ward unter das besondere Kommando des Kronprinzen gestellt, während sein Bruder, Prinz Ludwig, als Brigadier zum Korps des Erbprinzen von Hohenlohe kam.

Östreichischer Seits war es jetzt der Hauptplan, den Feind aus den Weissenburger Linien zu vertreiben; am 13. October wurde dieser Plan unter Mitwirkung von 7000 Mann Preußen durch die Östreicher unter Wurmser glücklich ausgeführt, und den Feinden dabei ein sehr be-

trächtlicher Verlust beigebracht. — Keinen so günstigen Erfolg hatte die Belagerung der Festung Landau, deren Leitung dem Kronprinzen übertragen worden war. Die Östreicher, ihre besonderen Pläne verfolgend, versagten, zu des Herzogs Verwunderung, ihre Mitwirkung zu der Blokade. Alle Zeugnisse stimmen indessen darin überein, daß der Kronprinz unter diesen mißlichen Umständen die zweckmäßigsten Maßregeln getroffen habe, um die Übergabe von Landau auch ohne Mitwirkung der Östreicher zu erlangen; allein seine Bestrebungen waren umsonst. Die Unzulänglichkeit der Belagerungsbedürfnisse zwangen ihn überdies meist seine Thätigkeit auf Maßregeln der Vorsicht zu beschränken, und höchstens zu versuchen, in wiefern er durch Überraschung auf den Feind wirken könnte. Am 6. Octbr. kam die Munition zum Bombardement von Landau in 40 Transportschiffen vor Mainz an. Am 13. October, an welchem Tage der Angriff auf die Weissenburger Linien stattfinden sollte, wurde die Festung während des ganzen Vormittags aus Haubitzen und Mörsern, die in dem Nusdorfer Hohlwege aufgefahren waren, heftig beschossen, wodurch der Kommandant von Landau verhindert werden sollte, Sukkurs nach Weissenburg zu schicken. Wirklich versuchten die Belagerten Nachmittags einen Ausfall, wurden jedoch leicht zurückgetrieben. In den nächsten 14 Tagen wurde gegen die Festung selbst nichts unternommen, dagegen betrieb der Kronprinz sehr eifrig die Vervollständigung des Belagerungsgeschützes und traf nächstdem verschiedene zweckdienliche Dislokationen der Belagerungs-Truppen. Am 27. October Abends wurde

endlich der Anfang zur Eröffnung der Trancheen gemacht, wozu der Kronprinz eine ausführliche Disposition ertheilte. Er selber begab sich in Begleitung des Majors v. Schack und zweier andern Offiziere an Ort und Stelle und blieb daselbst bei der Arbeit gegenwärtig, bis die Arbeiter völlig gedeckt sich eingegraben hatten. Am nächsten Tage in der Frühe ließ der Kronprinz den General Rüchel eine halbe reitende Batterie auf der Weissenburger Chaussee aufstellen und daselbst mit dem Feuer beginnen, um die Aufmerksamkeit des Feindes irre zu leiten, worauf das eigentliche Bombardement von der Nusdorfer Seite anfing und hier so kräftig fortdauerte, daß es in der Festung nicht aufhörte zu brennen. Nachdem der Kronprinz hierauf am 29. eine Aufforderung zur Übergabe durch einen Offizier nebst einem Trompeter an den Festungs-Kommandanten abgeschickt hatte, der jedoch den Brief gar nicht annahm, wurde das Feuer während der nächsten Tage fortgesetzt. Am 31. Octbr. machte der Kronprinz einen neuen Versuch, den Festungs-Kommandanten durch eine Aufforderung zur Übergabe zu bewegen, allein auch diesmal wurde die Aufforderung gar nicht angenommen, worauf das Feuer bis zum Abend fortgesetzt, dann aber, laut vorhergetroffener Disposition, die Geschütze aus den Batterien abgefahren wurden. Am 5. Novbr. mußte der Kronprinz ein Regiment von dem Belagerungs-Korps detaschiren; in den nächsten Tagen machte die Belagerung keine Fortschritte, und da überdies in Folge des anhaltenden Regens das lemigte Terrain fast grundlos geworden war, so ließ der Kronprinz am 12. Novbr. die Kavallerie und am Tage

darauf auch die Infanterie in die Kantonirungs-Quartiere rücken und ertheilte sodann folgende selbstverfaßte Instruktion, die wir unsern Lesern, als authentisches Dokument, und schon als solches interessant, mittheilen.

Instruktion.

»Da die Wachen zur Sicherheit der Kantonnements der Truppen und zur Abhaltung eines feindlichen Ausfalles ausgesetzt sind, so müssen sie bei Tage und bei der Nacht um so aufmerksamer und munterer sein, da zu Schonung der Truppen sie so schwach, als die Umstände es nur erlauben, gegeben werden. Sie müssen stets ihre Aufmerksamkeit auf Alles haben, was aus der Festung kommt, und allezeit zur Gegenwehr parat sein. Die Offiziere müssen ihre Posten genau instruiren, und ihnen keine Nachlässigkeit und Faulheit erlauben. Des Nachts müssen unaufhörlich Patrouillen längs der Chaine der Posten gehen, und außerdem von jeder Wacht 2 Schützen vor und nach der Festung patrouilliren und aufpassen, daß nichts unbemerkt herauskomme. Diese lösen sich alle 2 Stunden ab, und gehen nicht eher zurück, bis ihre Ablösung angekommen.

Die wachthabende Compagnie in Nusdorf ist stets zur Ergreifung des Gewehrs in Bereitschaft, weshalb sie nicht weitläuftig im Dorf aus einander, sondern in den vordersten Häusern gegen Landau gelegt werden müssen, und zwar des Nachts so lang als möglich.

Es werden vor der Hand, bis die Wachthäuser fertig sind, Posten und Wachen bei Tag und Nacht so ausgesetzt, wie es bisher geschehen ist.

Eine Compagnie ist allezeit zur Reserve bestimmt, um sich dahin zu begeben, wo der in Nusdorf kommandirende Staabs=Offizier sie zur Verstärkung des angegriffenen Theiles schicken wird. Von diesen 3 Compagnien müssen besonders die Schützenpatrouillen unaufhörlich vorwärts geschickt werden, weil dies der Punkt ist, der einem Ausfall am meisten ausgesetzt ist.

Der kommandirende Staabs=Offizier in Nusdorf ist zugleich du jour und muß darauf bestehen, daß der Dienst aller Wachen und Posten aufs pünktlichste geschehe. Beim Angriff des Feindes sucht er gleich die gehörigen Gegenanstalten zu machen, um ihn abzuschlagen und den Truppen Zeit zu geben, aus ihren Quartieren zu rücken. Die Kavallerie=Feldwachen müssen ebenfalls sehr munter sein und sich bei einem Ausfall des Feindes dahin begeben, wo sie ihm schaden und in die Flanke kommen können. Die Redouten müssen instruirt werden, daß nichts Fremdes unexaminirt durch kann. Wenn die Feldwachen gewahr werden, daß der Feind aus der Festung herausmarschirt, melden sie es dem Prinzen und dem Major in Nusdorf.

Beim Allarm auf dem rechten Flügel rücken die Eskadrons aus Gleißweiler, Burweiler und Flemlingen, vor. Auf dem linken Flügel rücken die von Kneringen und Essingen vor. In jedem Quartier ist ein Zug zum Piket parat.

Von jeder Brigade wird 1 Kapitain kommandirt, der 2 Mal vor Mitternacht die Ronden geht, die Wachen in den Schanzen und Chaine der Posten zu visitiren. Zwei Ronden nach Mitternacht werden durch den jüngsten

Subaltern-Offizier aus den Schanzen, wo 2 Offiziere sind, gethan. So lange keine Fanals aufgerichtet, schicken die Kavallerie-Feldwachen gleich zu der nächsten Dorfwache der Infanterie, um sie zu avertiren, wenn der Feind wirklich einen Ausfall machen sollte. Bei jeder Dorfwache wird ein Tambour gegeben, der bei einem Avertissement von Angriff oder bei einer Kanonade gleich Lärm schlägt; so sehr allart die Wachen sein müssen, um nicht überfallen zu werden, so müssen sie sich doch hüten, unnützen Allarm zu verursachen, weshalb die Schützen-Patrouillen gut zu instruiren sind, daß sie mehr suchen, den Feind aufzulauern und zu entdecken, als sich mit seinen Patrouillen unnütz herum zu schießen.« Soweit die Instruktion.

Der Herzog von Braunschweig schreibt über die Belagerung von Landau unterm 2. Novbr. an den König:

»Da Ew. Königliche Majestät von des Kronprinzen Königliche Hoheit das Detail von dem Anfange, Fortgange und Beendigung des unter den Befehlen Sr. Königlichen Hoheit bewerkstelligten Bombardements der Festung Landau gemeldet wird, so bitte ich um Erlaubniß, darauf mich in mehrerem beziehen und nur noch unterthänigst bemerken zu dürfen, daß, wenn gleich durch dieses mit der größten Lebhaftigkeit und Wirksamkeit betriebene Bombardement die Hartnäckigkeit des Kommandanten nicht hat zur Übergabe vermocht werden können, dennoch durch den in den Mehl- und Fourage-Magazinen und Vorräthen von Lebensmitteln in der Stadt und Festung angerichteten empfindlichen Schaden, ein solcher wichtiger Zweck erreicht und die Hoffnung begründet ist, daß bei nunmehro unmittelbar

zu veranstaltender Blokade und durch die von des Kronprinzen Königl. Hoheit noch vor völliger Beendigung des Bombardements getroffene sehr zweckmäßige Verfügung, welcher zufolge aus den jenseit Landau in der Nähe der Stadt gelegnen Dorfschaften alles Vieh und Fruchtvorräthe weg und in entfernte Orte gebracht sind, die Übergabe dieses wichtigen Platzes vielleicht in Kurzem erfolgen werde.

Geruhen Ew. Königl. Majestät meine ehrerbietigsten Glückwünsche zu einer für Ew. Majestät glorreiche Waffen unter den Befehlen und eifrigstem Betriebe Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen so ruhmvoll und mit so geringem Verluste ausgeführte Unternehmungen gnädigst anzunehmen.«

Da indessen bei dem fortwährenden Mangel der hinreichenden militärischen Kräfte die gewaltsame Eroberung der Festung nicht in Aussicht stand, so versuchte der Kronprinz derselben auf friedlichem Wege Meister zu werden. In dem Regiment v. Thadden diente ein ehemaliger Magister aus Halle, Namens Laukhardt, der ein Universitäts-Freund des Konvents-Deputirten Denzel in Landau war. Laukhardt desertirte nach Landau und knüpfte mit seinem Freunde Denzel Unterhandlungen an, die jedoch, so günstig sie im Anfange sich zu gestalten schienen, am Ende zu keinem Resultate führten, und der Kronprinz mußte sich endlich, da ihm auch zu einem fortgesetzten Bombardement die nöthige Munition fehlte, darauf beschränken, die Festung einzuschließen, in der Absicht, ihre Übergabe durch Hunger zu bewirken.

Der Preußischen Armee waren indessen vor Beendigung des diesjährigen Feldzuges noch einige ruhmvolle

Tage aufbehalten. In der Nacht zum 17. Novbr. wurde von 1600 Freiwilligen unter dem Obersten Grafen Wartensleben ein Handstreich gegen das feste Schloß Bitsch unternommen, der jedoch trotz der glänzenden Beweise ausdauernder Tapferkeit, die die kühne Schaar gab, nicht gelang. Desto glänzender war der Sieg, den Graf Kalkreuth am 17. Novbr. bei Biesingen über eine bedeutende feindliche Übermacht unter dem französischen General Hoche erfocht. Die Preußen bewiesen in diesem Gefechte einen Muth und eine Kaltblütigkeit, die an die glorreichsten Tage des 7jährigen Krieges erinnerten. Endlich erfocht auch noch der Herzog von Braunschweig in den Tagen vom 28. bis 30. Novbr. bei Kaiserslautern einen großen Sieg über die Franzosen, die zum Entsatz von Landau heranrückten.

Um diese Zeit endigte die kriegerische Thätigkeit des Kronprinzen in diesem Feldzuge. Er nebst dem Prinzen Ludwig verließen bereits am 27. Novbr. die Armee und begaben sich nach Darmstadt von dort aber nach Berlin, woselbst sie am 8. December einige Stunden nach dem Te deum eintrafen, welches zur Feier des Sieges bei Kaiserslautern abgesungen worden war, während im Lustgarten 24 Kanonen abgefeuert wurden. Die Abreise der Prinzen vor gänzlicher Beendigung des Feldzuges hatte einen eben so wichtigen als erfreulichen Grund, nämlich die auf Ende December angesetzte Hochzeits-Feier beider Prinzen.

Fünftes Kapitel.

Vermählung.

Friedrich Wilhelms III Charakter, an sich der hervorstechenden großen und edlen Züge wegen verehrungswürdig, wird es noch mehr durch die Konsequenz, die wir in demselben herrschen sehen, durch die staunenswürdige Gleichartigkeit in allen seinen einzelnen Zügen, eine Gleichartigkeit, die als das vollgültigste Zeugniß betrachtet werden kann und muß, daß wir es hier nicht mit einer ungeregelten, ungefesselten Natur zu thun haben, sondern mit einem Charakter, der auf Grundsätzen beruhte, welche die Folge eines hohen Selbstbewußtseins, der Selbstüberwindung und der Selbsterziehung waren. Friedrich Wilhelms Charakter ist nicht geworden, sondern Friedrich Wilhelm hat ihn gebildet und zwar er selbst; er selber ist sein größter Lehrer gewesen, in der Schule seines eignen Geistes und Gemüths hat seine angeborene edle Natur sich entfaltet und gebildet. Wir finden Friedrich Wilhelm daher als Regent, als Mensch, als Gatten und als Vater stets nach denselben Prinzipien handeln, so wie wir in allen seinen Grundsätzen stets die angeborene herrliche Natur als innersten Kern wiederfinden. Wir halten diese Bemerkung für die Charakteristik Friedrich Wilhelms von großer Wichtigkeit. Mehre Schriftsteller haben diese Thatsache angedeutet, indem sie den Ernst schilderten, mit welchem Friedrich Wilhelm als Kronprinz, selbst in den früheren Jünglingsjahren, das Leben betrachtete und genoß, oder indem sie des Contrastes Erwähnung

thun, der zwischen der ungeeigneten Jugenderziehung und dem Charakter des Kronprinzen auf so auffallende Weise herrschte; allein sie haben vergessen, die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinungen zu erforschen, oder doch mitzutheilen, weshalb sie auch unterlassen haben, den bezeichnendsten Zug in dem Charakter Friedrich Wilhelms hervorzuheben, nämlich die innere Konsequenz und Gleichartigkeit desselben.

Die Handlungen des Menschen, sein ganzes Leben, ja man kann sagen seine Schicksale werden durch seine Denk- und Fühlweise, oder mit andern Worten durch seinen Charakter bestimmt. Oft dürfte es freilich schwer sein, den innern Zusammenhang nachzuweisen, doch wird die ursächliche Einwirkung des Charakters des Menschen auf dessen Schicksal überhaupt wohl Niemand leugnen. In Friedrich Wilhelms ganzem Leben aber tritt diese Thatsache auf eine besonders in die Augen fallende Weise hervor. Es gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigsten und beachtungswerthesten Umständen seines Lebens, daß Friedrich Wilhelm in der Wahl seiner Umgebung stets glücklich gewesen ist. Selten dürfte ein Monarch während der Dauer einer fast 50jährigen Regierung eine solche ununterbrochene Reihe höchstfähiger und treuer Räthe und Diener gehabt haben, wie Friedrich Wilhelm III. Dies ganz auf den Zufall oder das Glück zu schieben, hieße in der That nicht nur die Sache sich leicht machen, sondern vielmehr über ein großes Menschenleben mit kindischem Leichtsinn, oder mit blöder Unbeholfenheit urtheilen. Der Grund liegt ganz unzweifelhaft in dem bewunderungswürdigen Charakter dieses herrlichen Königs, der seine Wahl nach den An-

sprüchen seiner Grundsätze und seiner innern Natur traf. So war es auch bei der Wahl seiner Gattin. »Friedrich Wilhelm wählte seine Gemahlin frei und eben darum glücklich« sagt ein Schriftsteller, und in diesen wenigen Worten liegt die Bestätigung unserer Behauptung.

Louise (Auguste, Wilhelmine, Amalie) war die Tochter des Erbherzogs Karl von Mecklenburg Strelitz (Bruders des regierenden Herzogs) und ward am 10ten März 1776 zu Hanover geboren, wo ihr Vater damals Kommandant war. Als sie in ihrem sechsten Jahre ihre Mutter, eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, durch den Tod verlor, blieb sie fürs Erste noch der vortrefflichen Leitung ihrer Gouvernante, des Fräuleins von Wolzogen, anvertraut; in der Folge aber begab sie sich an den Hof ihrer Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, unter deren Aufsicht eine Schweizerin, Demoiselle Gelieux, die fernere Erziehung und Ausbildung der Prinzessin leitete. Schon damals entzückte die kleine Prinzessin durch ihre Schönheit, ihre Geistesanlagen, ihre natürliche Anmuth und ihr herrliches Gemüth alle diejenigen, welche sie näher zu beobachten Gelegenheit hatten. Sie war die Freude ihrer Großmutter, wie des ganzen Hofes und der Stolz ihrer Lehrerin. Ihre Jugend verlebte sie in glücklicher Heiterkeit; Künste und Wissenschaften gewährten ihrem Geiste Nahrung und ihrem Gemüth eine reine erhabene Befriedigung. Die Blüthezeit der Heroen der deutschen Poesie, Herders, Wielands, Göthes und Schillers, fiel in die Jugend der geist- und gemüthreichen Prinzessin, die die Erzeugnisse dieser großen Geister

mit schönem Eifer sich eigen zu machen bemüht war. Am meisten zog sie im Anfange der markvolle, gefühlswarme und fromme Herder an, dessen Schriften sie stets, selbst auf Reisen in ihrer Nähe hatte. Späterhin waren es hauptsächlich Göthes Dichtungen, denen die Prinzessin die höchste Bewunderung zollte und die sie mit dem innigsten Genusse las. Nicht minder machte Schillers aus dem tiefsten und reinsten Gemüthe erblühende Poesie einen mächtigen Eindruck auf sie; außer seinen lyrischen und dramatischen Werken aber, las sie mit besonderer Theilnahme seine Geschichte des Abfalls der Niederlande, so wie die des dreißigjährigen Krieges, wie überhaupt die Lektüre geschichtlicher Werke und deshalb auch von Memoiren besonderen Reiz für sie hatte. Wie rein und hochgebildet ihr Geschmack und wie treffend und richtig das Urtheil ihres Geistes gewesen, beweist noch besonders der Eifer, mit dem sie Übersetzungen aus dem Alterthum, besonders von den unsterblichen Werken der griechischen Trauerspieldichter und auch die großen Dichtungen Shakespeares las.

Geist und Herz einer Prinzessin, die zu so reinen und erhabenen Genüssen sich so mächtig hingezogen fühlte, und die den Eindrücken so glänzender Schöpfungen des menschlichen Geistes sich mit inniger Befriedigung hingab, konnten nicht gewöhnlicher Art sein. Ihre Seele glich einem Edelstein, an welchem eine in jeder Hinsicht vortreffliche Erziehung und strebender selbstbewußter Eifer die glänzendsten Facetten herausgeschliffen hatten. Ein klarer besonnener Verstand, ein schnell und sicher treffendes Urtheil, ein zarter und reiner Geschmack und vor Allem eine unbeschreibliche Grazie

der geistigen Bewegung charakterisirten den Geist der Prinzessin, wie maaßlose Herzensgüte, Innigkeit und Beharrlichkeit der Empfindungen, Milde, Wohlwollen und das wärmste Gefühl für Menschenwohl die vorzüglichsten Eigenschaften ihrer Seele ausmachten.

Einer so reichen, geistigen Ausstattung entsprachen vollkommen die körperlichen Vorzüge Louisens. Ihr Wuchs war hoch, ihre Glieder voll und vom reinsten Ebenmaaß und über ihre ganze Gestalt war ein unendlicher Reichthum ächt weiblicher Anmuth ausgegossen, die durch eine gleichzeitige wahrhaft königliche Würde in Haltung und Bewegung nur um so ergreifender wirkte. Ihr Antlitz zeigte eine bewunderungswürdige Schönheit, ihre milden, zartgezeichneten Züge, ihre edelgeformte Nase, das klare Weiß ihrer Haut und die rosige Frische ihrer Wangen, ganz besonders aber ihre unbeschreiblich schönen Augen, die um so schöner waren, je klarer in ihnen die herrliche Seele sich spiegelte, machten die körperliche Erscheinung der Prinzessin zu einer überaus reizenden.

Durch die Unruhen des französischen Revolutionskrieges veranlaßt, hatte sich die Prinzessin Louise mit ihrer älteren Schwester Charlotte (Gemahlin des Herzogs Friedrich von Sachsen-Altenburg, † 1818) nach Hildburgshausen begeben, woselbst sie bis zum März 1793 blieb. Auf der Rückreise von dort nach Darmstadt war es, wo sie, wie wir bereits erwähnt haben, zu Frankfurt a. M. die Bekanntschaft des Kronprinzen machte. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen machten ihre hohe Schönheit, der Adel ihrer Gestalt und die unbeschreibliche Grazie ihrer

Bewegungen einen tiefen Eindruck auf Friedrich Wilhelm, einen Eindruck, der bei näherer Bekanntschaft mit dem ungewöhnlichen Reichthum ihres Geistes und mit der Reinheit ihres herrlichen Gemüths sich rasch zu glühender Liebe steigerte.

Die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Louise war auf den 24. December, und die des Prinzen Ludwig mit der Prinzessin Friederike auf den 26. desselben Monats zu Berlin festgesetzt. Beide fürstliche Schwestern hatten um die Mitte des Monats Darmstadt verlassen und trafen am 21. Abends zu Potsdam ein.

Sowohl in Potsdam als in Berlin wurde das fürstliche Schwesternpaar mit großer Feierlichkeit eingeholt. Die Schlächter-Innung zu Potsdam ritt ihnen bis Baumgartenbrück entgegen, um sie von dort nach der Stadt zu geleiten. Sämmtliche Meister trugen bei dieser Festlichkeit braune Röcke mit goldnen Epaulets, rothe Atlaswesten mit Gold verbrämt, Tressenhüte mit rothen Federbüschen und Kokarden und krumme Husaren-Säbel; ebenso hatten die Pferde rothe mit Gold besetzte Schabracken. Ein Meister mit der Gewerksfahne und drei Trompeter ritten diesem stattlichen Zuge voran. Außer dem Schlächtergewerk zogen noch 16 blasende Postillons und 3 Compagnien Bürger, von denen die eine aus jungen als stattliche Jäger gekleideten Bürgersöhnen bestand, den Prinzessinnen bis Baumgartenbrück entgegen. Sobald der Zug die Potsdamer Stadtgrenze erreichte, fingen die am Thore aufgepflanzten Kanonen der Schützengilde an zu feuern. Ein auf dem Thore selbst postirtes

Musikkorps mit Trompeten und Pauken blies fröhliche Fanfaren, in die der Jubel des Volkes begeistert einstimmte. Innerhalb der Stadt, nicht weit von dem Brandenburger Thore, war eine geschmackvolle Ehrenpforte erbaut, an welcher der Magistrat und die Geistlichkeit die Prinzessinnen in passenden Anreden bewillkommten. Eine zweite Ehrenpforte, mit Blumengewinden, Myrthen und sinnigen Versen geschmückt, befand sich in der Nähe des Schlosses. Zwischen beiden Ehrenpforten hatten alle übrigen Gewerke nebst der Schützengilde, alle mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen, ein Spalier gebildet. An der zweiten Ehrenpforte standen 76 weißgekleidete Bürgertöchter, von denen die beiden jüngsten, 11 und 12jährige Mädchen, den Prinzessinnen Gedichte auf prächtigen seidenen Kissen überreichten. Während des Einzuges waren nicht nur die Fenster mit Tausenden von Lichtern, sondern auch die Straßen mit Wachsfackeln erleuchtet. Im Schlosse selbst wurden die fürstlichen Schwestern von den ihnen anverlobten Prinzen empfangen, die schon Tages vorher ihnen entgegengeeilt waren. Die Prinzessinnen brachten die Nacht in Potsdam zu und wurden am nächsten Morgen mit denselben Feierlichkeiten wieder bis zur Glienicker Brücke geleitet.

Noch glänzender und großartiger war die Einholung in Berlin. Die Prinzessinnen trafen um die Mittagsstunde in Schöneberg ein, woselbst die ihnen entgegengesendeten Kammerherren, Hofdamen und Marschälle sie empfingen. Bis hierher waren auch die zur Einholung bestimmten Korps entgegengeritten, die von hieraus einen

höchst imposanten Zug bildeten. Vorauf eilten 40 blasende Postillone von 6 Postsekretären angeführt. Hierauf folgte das Korps der Berliner Frachtfuhrleute, sämmtlich in blauer Uniform und zu Pferde, blasende Trompeter voran. Dann kam die »Berliner Stadt-Kavallerie« d. h. die Schlächterinnung in zwei Schwadronen getheilt und mit zwei Standarten, in derselben Uniform, wie in Potsdam. Ihnen folgte die Schützengilde ebenfalls zu Pferde, in grüner Uniform mit rothen Aufschlägen, goldnen Epaulets, Federhüten, gelben Schabracken und gezogenem Degen. An sie reihete sich ein Zug von 24 altdeutschen Rittern in ledergelbem Wamms mit rosafarbenen Aufschlägen, roth seidenen Bandelieren und schwarz seidenen Scherpen mit Goldfranzen. Über dem Wamms trugen sie glänzende Harnische und auf dem Kopf Helme mit schwarzen und weissen Federbüschen. Ein weiß seidenes Panier mit den Preußischen und Mecklenburger Wappen und 3 Trompeter machten diesen imposanten Zug vollständig. Hierauf kamen die vereinigten Brauer- und Brenner-Innungen zu Pferde, in blauen Röcken und Scharlachwesten mit Goldbordirung und mit gezogenen Schwerdtern; vorauf ein Pauker, acht Trompeter und eine prächtige Fahne von Silbertuch. An sie schloß sich ein Zug jüdischer Kaufleute in blauer Uniform mit rothen Aufschlägen und Silberstickerei, silbernen Epaulets und mit gezogenem Degen. In ähnlicher Kleidung folgten ihnen zunächst ein Korps von Handlungsdienern; beiden Zügen ritten Trompeter vorauf. Den Beschluß machten die drei Kaufmannsgilden von Berlin (Tuch- Seiden- und Spezereihändler) in blauen Röcken mit ponceau-

farbenen Aufschlägen. Hierauf kam endlich der achtspännige Wagen der Prinzessinnen, dem 30 Mann von der Garde du Korps voranritten, und dann ein sechsspänniger Wagen, in welchem der Vater der Prinzessinnen, Erbprinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, nebst ihrer Großmutter, der verwittweten Landgräfin von Hessen-Darmstadt sich befanden. Hierauf kamen noch 9 Wagen, in deren erstem der Bruder der Prinzessinnen, Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz saß, während die übrigen von Hofdamen, Hofmarschällen und Kammerherren eingenommen waren. Der ganze unermeßliche Zug bewegte sich zunächst von Schöneberg bis nach dem Potsdamer Thore, wo die Prinzessinnen von dem Magistrat und den Stadtverordneten bewillkommt wurden. Von hier bis zur Wilhelmsstraße ging der Zug durch ein Spalier von Bürger-Milizen, die zu beiden Seiten mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen aufmarschiert standen, und sich dann dem Zuge anschlossen. Dieser ging nun die Wilhelmsstraße hinauf nach den Linden und unter den Linden, deren Querbarrieren fortgenommen waren, entlang. Hier bildeten wiederum 22 Bürgerkompagnieen ein Spalier, die sich dann ebenfalls dem Zuge anschlossen. So langte der Zug endlich am Ausgange der Linden an. Hier, zwischen dem Palais des Prinzen Heinrich (jetzt Universitäts-Gebäude) und der Königlichen Bibliothek hatte die Judenschaft eine kolossale und prächtige Ehrenpforte von 80 Fuß Breite und 40 Fuß Höhe errichten lassen. Vor derselben hielt der Wagen der Prinzessinnen an, worauf ihnen zuerst von jungen Mädchen zwei Körbchen mit Blumen, dann von andern ein

Gedicht und endlich von 24, in apfelgrünen Tafft gekleideten Knaben von der französischen Kolonie ein Blumenkranz überreicht wurde. — Von der Ehrenpforte bis zum Schloß endlich bildeten die Innungen der Zimmerleute, Maurer, Weber und Bäcker ein Spalier. Um 3 Uhr Nachmittags langten die Prinzessinnen im Schloßhofe an, wurden hier von den Prinzen, ihren Verlobten, empfangen und dem Könige und der Königin zugeführt.

Der Jubel des Volkes bei der Einholung war unbeschreiblich; von dem Potsdamer Thore bis zum Schlosse stand eine unübersehbare dichtzusammengedrängte Menschenmenge, die man auf 150,000 Personen veranschlagte, und deren schallender Freuderuf die Musik der Züge weit übertönte. Alle waren entzückt von der Schönheit und Anmuth der Prinzessinnen, die, unter unablässigen Grüßen, Ströme von Freudenthränen vergossen. — Am 24. Decbr. Abends zwischen 6 und 7 Uhr fand die Vermählung des Kronprinzen unter angemessenen Feierlichkeiten Statt. Die Trauung ward durch den Ober-Hofprediger Sack, den ehemaligen Religions-Lehrer des Kronprinzen, im sogenannten weißen Saale auf dem Königlichen Schlosse vollzogen. Unter einem Baldachin von rothem Sammt mit Goldstickerei stand ein mit rother Sammtdecke behängter Tisch und eine ähnliche Traubank, auf der das Brautpaar Platz nahm, während rechts und links die Königlichen Eltern nebst dem Hofstaat standen. Die Prinzessin trug eine Robe von Silbertuch, im Haar die diamantene Hauskrone, um Brust und Hals den kostbaren Hausschmuck, dem der König noch ein prachtvolles Bouquet in Brillanten als

besonderes Geschenk für die Braut hinzugefügt hatte, die, so geschmückt, einer Erscheinung aus der Zauberwelt glich. Nach einer kurzen aber gehaltvollen Rede des genannten Geistlichen, wechselte das schöne Brautpaar die Ringe, kniete dann nieder und wurde nach dem Ritus der reformirten Kirche eingesegnet. Die Prinzessin, die die ganze Wichtigkeit des großen Augenblicks fühlte, der sie nicht nur zur Gattin eines der vortrefflichsten Fürsten machte, dem sie mit glühender Liebe zugethan war, sondern in welchem sie auch die erste heilige Verpflichtung ihres künftigen hohen Berufes als Königin eines großen, treuen und redlichen Volkes übernahm, weinte während der ganzen Ceremonie Thränen frommer Erhebung, indeß der Kronprinz dem feierlichen Akt, der ihm das reinste und kostbarste Glück zuführte, mit stillem, freudigem Ernst beiwohnte. Zwei und siebzig Kanonenschüsse verkündeten der Residenz die geschehene Vermählung und erfüllten die Herzen der Bewohner mit jener hohen Freude, die eine glänzende Hoffnung, deren Erfüllung bereits durch Tausend Wahrzeichen verbürgt ist, zu gewähren pflegt. Die Bürgerschaft hatte die Absicht, ihre freudige Theilnahme durch eine glänzende Illumination zu erkennen zu geben, allein diese unterblieb auf den Wunsch des Kronprinzen, welcher erklärt hatte: es würde ihn mehr freuen, wenn die etwa von bemittelten Personen zu einer Illumination bestimmten Summen, zur Beihülfe für die Wittwen und Waisen der im Felde gebliebenen Krieger verwendet würden.

Unmittelbar nach vollzogener Trauung kehrte der Hof in den Rittersaal zurück und setzte sich daselbst zum Spiele,

nach dessen Beendigung, gegen 9 Uhr, das Souper begann. Während desselben war allen anständig gekleideten Personen der Eintritt in den Rittersaal als Zuschauer gestattet. Nach einer Stunde ward die Tafel aufgehoben und nun beschloß ein Fackeltanz im weißen Saale, der ungefähr eine Viertelstunde dauerte, den festlichen Tag. Den gänzlichen Beschluß der Vermählungs-Feierlichkeiten machte jedoch erst am folgenden Tage (dem ersten Weihnachts-Feiertage) der feierliche Kirchenzug des neuvermählten Paares nach dem Dome. — Indessen verging noch einige Zeit, bevor dem Kronprinzen der volle Genuß jener häuslichen Glückseligkeit zu Theil wurde, auf welche ihm die Wahl seiner herrlichen Gemahlin einen so reichen Anspruch gewährte. Die Vermählungs-Feierlichkeiten des Prinzen Ludwig, die in den nächsten Tagen Statt hatten, und die Festlichkeiten, die noch längere Zeit der Doppelheirath folgten, nahmen die Zeit des neuvermählten Paares natürlich vielfach in Anspruch. Sobald die Verhältnisse es aber gestatteten, widmeten der Kronprinz nebst seiner ihm gleichgesinnten Gemahlin ihre Tage einer stillen und glückseligen Zurückgezogenheit, in welcher Beide bald das unaussprechliche Glück in seinem vollen Umfange kennen zu lernen Gelegenheit hatten, welches eine wunderbare Übereinstimmung der Charaktere, Gleichheit der Neigungen, der Grundsätze und der Gesinnungen und eine innige treue Liebe zu gewähren im Stande sind.

Man war damals nicht gewohnt, das Glück der Ehe in den Palästen zu finden, um so größer und freudiger war die Überraschung des Volkes bei der Wahrnehmung

der zwischen dem Kronprizen und seiner Gemahlin herrschenden ehelichen Verhältnisse. Von dem Kronprinzen, dem schon damals, wegen seines Allen kundigen trefflichen Charakters, die Herzen des Volks in Liebe zugewendet waren, mochte man Ähnliches allerdings wohl erwartet haben, zumal da es bekannt war, daß er seine Gemahlin nicht nach den Bestimmungen einer kaltberechnenden Konvenienz, sondern aus wahrer und aufrichtiger Zuneigung gewählt habe; allein der Charakter der Kronprinzessin war dem Volke unbekannt, und wenn auch ihre Schönheit und Anmuth, sowie die Huld, die aus ihren seelenvollen Augen sprach, die Herzen Aller freudig ergriffen hatte, so ward dadurch doch die schöne Überraschung nicht geschmälert, in der reizenden Fürstin auch das Muster einer trefflichen Gattin kennen zu lernen. Daß dem Publikum das schöne Glück nicht unbekannt geblieben war, welches in den Gemächern des Kronprinzlichen Palais herrschte, beweist unter andern folgende Thatsache:

Zur Feier des ersten Geburtstages, den die Kronprinzessin in ihrem neuen Vaterlande erlebte, am 10. März 1794, war aus der Werkstatt des Hof-Medailleurs Loos eine neue Medaille hervorgegangen, welche auf der Vorderseite das Brustbild der Kronprinzessin zeigte, auf der Rückseite aber einen behauenen Stein, als Sinnbild des festen Glückes, überhängt von einem Purpurmantel mit Kronen und Adlern. Darüber aber sah man, als Zeichen der Königlichen Würde, ein Diadem und außerdem einen Kranz. »Dieser letztere, sagt die Berliner Zeitung vom 20. März 1794 bei Beschreibung der Denkmünze, deutet

auf die allgemein bekannte Liebenswürdigkeit und die häuslichen Tugenden der Prinzessin, durch welche sie sich, selbst in einem geringeren Stande die höchste Achtung und Verehrung erwerben würde, daher gewiß Jeder die Worte der Umschrift: »Des Diadems, des Kranzes werth«, völlig wahr finden muß.«

Wenn gleich späterhin die hohe Musterhaftigkeit des ehelichen Verhältnisses zwischen Friedrich Wilhelm und Louise die unbestrittenste Anerkennung gefunden und die Freude des ganzen Volkes ausgemacht hat, so glaubten wir doch, unsern Lesern auch die ersten Merkmale des erfreulichen Eindruckes nicht vorenthalten zu dürfen, den die hohen und unverkennbaren Tugenden der unvergeßlichen Fürstin gleich in den ersten Monaten, in welchen sie Preußen angehörte, auf das Volk gemacht hat, und wir werden auch späterhin ähnliche Wahrzeichen, die jedoch um so lebendiger und ergreifender sich darstellen, je länger Louise unter ihrem Volke weilte, unseren Lesern mittheilen.

Der König selbst überraschte die Kronprinzessin an ihrem Geburtstage durch ein schönes Angebinde, indem er ihr das Lustschloß Oranienburg als Sommerwohnsitz schenkte, welches seit dem Tode des Prinzen August Wilhelm, Vaters des Königs, nicht mehr bewohnt gewesen war. Um die Überraschung zu erhöhen, veranstaltete der König eine Maskerade, in welcher eine Anzahl Damen und Herren vom Hofe, als eine Deputation der Bürgerschaft von Oranienburg gekleidet, der Kronprinzessin die Schlüssel des Schlosses überreichten und in feierlichen Anreden ihre Glückwünsche darbrachten.

Sechstes Kapitel.
Der Feldzug in Polen.

Wie aber der Kronprinz mitten im Getümmel der Waffen die Gefährtin seines Lebens gefunden hatte, so riefen ihn auch wieder einige Monate nach seiner Vermählung die kriegerischen Ereignisse in Polen aus den Armen seiner Gattin auf das Schlachtfeld. Wir haben bereits oben, bei Gelegenheit der Abreise des Königs von der Armee am Rhein, die Veranlassung erwähnt, welche den König bestimmte, seinen persönlichen Aufenthaltsort auf einem andern Gebiete militärischer Thätigkeit zu wählen. In Polen hatten sich wichtige Neugestaltungen entwickelt, von denen wir unsern Lesern um so mehr einen Überblick gewähren müssen, als sie folgenreich in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms III hinübergreifen.

Polen war nie ein gesunder Staat gewesen; selbst in den Jahrhunderten seiner größten Stärke ging es auf Krücken. Unter seinen ersten Herrschern, den Piastischen Herzogen, zerstückelt, war es auch unter den Jagellonen bei aller Gebietsausdehnung niemals zu einer innigen Einheit seiner Bestandtheile gelangt. Niemals hatte Polen eine gesunde Staatsverfassung gehabt. Die Religions-Kämpfe zwischen den Katholiken und Nicht-Katholiken (Dissidenten), welche seinen Untergang beschleunigen halfen, datiren schon aus dem 16. Jahrhundert. Die Übermacht, der Übermuth, der Eigennutz und der anarchische Sinn des polnischen Adels lebten, so lange es einen polnischen Adel gab. Das schöne Wort Vaterland lernten die Polen erst kennen,

als sie kein Vaterland mehr hatten. Jeder Einzelne sah mit dem Anwachs seiner persönlichen Macht theilnahmslos das Verderben des Ganzen seiner Vollendung entgegeneilen. Sobald gemeinsame Bestrebung des Eigennutzes Einige zu einer Parthei verband, drohete rasch eine Gegenparthei ihr und sich selber Vernichtung. Nachdem der Adel mit der Krone seines Vaterlandes Jahrhunderte lang Handel getrieben hatte, mußte er es sich gefallen lassen, daß Katharina von Rußland ihren Liebling Stanislaus Augustus Poniatowsky, auf den polnischen Thron setzte. Dieser Demüthigung gab ein wüthender Bürgerkrieg vernichtende Kraft. Die eine Parthei, die General-Konföderation, stellte sich unter das Machtgebot Rußlands, während die Gegenparthei, die Konföderation Bar, sich in die Arme Frankreichs warf. Machtlos in seiner Wuth, mußte es Polen für ein Glück halten, daß Preußen, Rußland und Östreich sich zu seiner Beschwichtigung vereinigten. So erfolgte die erste Theilung Polens, (1773) und die in ihrer Auflösung begriffene Republik hielt es für eine Erleichterung, die Abtretung von 3000 Qu.-M. zu sanktioniren. Jetzt sahen einige Verständige den unaufhaltsamen Tod des siechen Staates herannahen; den Unheilbaren zu retten, hoben sie das Wahlreich auf und entwarfen eine neue, den Anforderungen der Zeit entsprechende Verfassung. Nach derselben sollte Polen ein Erbreich in der kursächsischen Dynastie werden, das liberum Veto aufhören, allgemeine Religions-Freiheit bestehen, der Adel unter sich gleich sein, der Bürgerstand mehr begünstigt und der Bauernstand durch die Gesetze beschützt werden.

der Übermacht Rußlands sicherer widerstehen zu können, schloß das neue Erbreich einen Freundschafts- und Bundes-Vertrag mit Preußen, welches im Fall eines Angriffs ein Hülfsheer von 44,000 Mann versprach. Rußlands und Östreichs enge Verbindung war für Preußen die entschiedenste Veranlassung zu dem Bündniß mit Polen. Katharina von Rußland, damals eben in einen Krieg mit der Türkei verwickelt, schwieg zu den Vorgängen in Polen. Bald aber erhob sich in diesem Lande des ewigen Zwistes eine neue mächtige Parthei, welche die Aufhebung der eben beschworenen neuen Konstitution und Einmischung Rußlands, als allein heilsam für Polen, verlangte. Erschreckt von der drohenden Gefahr, fragte Polen den König von Preußen, ob es für den Fall eines Angriffs von Rußland sich seiner Hülfe versichert halten könne. Friedrich Wilhelm II. aber, noch in den Krieg gegen Frankreich verwickelt, fand sich zu der Erklärung bewogen, daß er zur Vertheidigung der polnischen Verfassung, an welcher er keinen Antheil genommen, deshalb vertragsmäßig auch nicht verpflichtet sei. Auf diese Erklärung erhob sich sogleich die General-Konföderation von Targowicz, welche die Aufhebung der neuen Verfassung verlangte, und zu diesem Behuf den Beistand Rußlands aufrief. Dem zufolge erklärte Katharina von Rußland am 18. Mai 1792 an Polen den Krieg, indem sie sich mit den Ansichten der Targowiczscher Konföderation einverstanden erklärte. Jetzt entbrannte von Neuem der Bürgerkrieg, aber schon am 23. Juli 1792 trat König Stanislaus Augustus selber dem Targowiczscher Bunde bei, erklärte die Ver-

fassung, welche er im vorigen Jahre beschworen hatte, für aufgehoben, und befahl dem Heer, das er wenige Wochen vorher gegen Rußland aufgerufen hatte, die Waffen niederzulegen. Das Heer löste sich auf, der Reichstag zu Grodnow ward eröffnet und die neue Konstitution förmlich auf demselben aufgehoben. Jetzt schloß Friedrich Wilhelm II eine neue Verbindung mit Rußland, und ließ ebenfalls Truppen in Polen einrücken, worüber er unterm 6. Januar 1793 folgende Erklärung erließ:

»Es ist ganz Europa bekannt, daß die Staatsveränderung, welche am 3. Mai 1791 ohne Vorwissen und Theilnahme der freundschaftlichen und benachbarten Mächte in Polen Statt gehabt hat, bald das Mißfallen und den Widerspruch eines großen Theils der Nation erregte, und daß diejenigen, die der alten Regierungsform ergeben blieben, den Beistand der erhabenen Souveraine anriefen, welche die Garantie darüber übernommen hat. Ihre Russisch-Kaiserl. Majestät gaben dem Ansuchen Gehör, und eilten ihnen mit einem ansehnlichen Truppen-Korps zu Hülfe, das sich in diejenigen Provinzen vertheilte, wo seine Gegenwart am unentbehrlichsten schien. Unter seinem Schutz traten nunmehr die angesehensten Mitglieder des Adels in eine General-Konföderation zusammen, deren jetzige Arbeiten der Abstellung der Mißbräuche eingeführter Neuerungen gewidmet sind, und den Zweck haben, der Grundverfassung ihres Vaterlandes ihre Kraft wiederzugeben.«

»Preußen mußte von jeher an dem Schicksal von Polen, theils als Nachbar, theils wegen der zwischen beiden Reichen

obwaltenden Verhältnisse, Antheil nehmen; es konnten daher jene großen Begebenheiten nicht anders als seine Aufmerksamkeit erregen: aber der König hoffte noch immer, daß die Unruhen ein glückliches Ende erreichen würden, und glaubte mithin sich seiner Einmischung, besonders in einem Augenblick überheben zu können, wo wichtige, seiner Sorge würdige Gegenstände ihn anderweilig beschäftigten.«

»Seine Erwartung wurde indessen nicht erfüllt; anstatt daß die sogenannte patriotische Parthei den heilsamen Absichten des Russischen Hofes hätte nachgeben sollen, hat sie sich nicht entblödet, den Kaiserl. Truppen einen hartnäckigen Widerstand entgegen zu setzen; und ohngeachtet ihre Ohnmacht sie bald dahin gebracht hat, dem chimärischen Entwurf eines offenbaren Krieges zu entsagen, fährt sie doch immer noch fort, geheime Anzettelungen zu veranstalten, die sichtbar zum Umsturz der Ordnung und öffentlichen Ruhe abzwecken. Selbst die Staaten des Königs haben die Folgen davon durch wiederholte Excesse und Verletzungen des Gebietes empfunden. Was aber noch mehr des Königs und aller benachbarten Mächte ernstliche Aufmerksamkeit erheischet, ist die Ausbreitung des französischen Demokratismus, und der Grundsätze jener abscheulichen Rotte, welche allenthalben Proselyten zu machen sucht, und die in Polen bereits so viel Eingang gefunden haben, daß man die Unternehmungen der Jacobinischen Emissarien daselbst nicht nur kräftig unterstützt, sondern sich sogar Revolutions-Gesellschaften bilden, die deren Grundsätze öffentlich bekennen.«

»Groß-Polen ist vorzüglich von diesem gefährlichen Gifte

angesteckt, und enthält die größte Anzahl der eifrigsten Bekenner einer mißverstandenen Vaterlandsliebe. Ihre Verbindungen mit den französischen Klubs müssen dem Könige wegen der Sicherheit seiner eignen Staaten ein gerechtes Mißtrauen einflößen, und setzen ihn daher in die Nothwendigkeit, zweckmäßige Maßregeln zu nehmen.«

»Da Se. Königl. Majestät genöthigt sind, in Vereinigung mit den verbündeten Höfen den Krieg fortzusetzen, und im Begriff stehen, eine zweite Kampagne zu eröffnen, so haben Sie geglaubt, sich zuvörderst über den Ausweg, den Sie zu ergreifen hätten, mit den Höfen von Wien und Petersburg vereinigen zu müssen, und Ihre Kaiserl. Majestäten haben nicht umhin gekonnt, zu gestehen, daß eine kluge Politik Ihnen nicht verstatte, den Faktionisten in Polen freie Hände zu lassen, und sich der Gefahr auszusetzen, einen Feind im Rücken zu behalten, dessen heftige und unüberlegte Unternehmungen eine neue Quelle von Verlegenheiten werden können. Se. Königl. Majestät haben daher beschlossen, ihnen dadurch zuvorzukommen, daß Sie ein zureichendes Korps Truppen unter dem Kommando des Generals von der Infanterie von Möllendorf, in das Gebiet der Republik, und namentlich in mehrere Distrikte von Groß-Polen, einrücken lassen. Diese Vorsichtsmaßregel hat die Absicht, die angrenzenden Preußischen Länder zu decken, die übelgesinnten Aufwiegler und Ruhestörer zu unterdrücken, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen und zu handhaben, und endlich den wohlgesinnten Einwohnern einen wirksamen Schutz zu verleihen. Es wird nur von ihnen abhangen, dieses durch

ein stilles und kluges Betragen zu verdienen, indem sie die Preußischen Truppen freundschaftlich aufnehmen und behandeln, und ihnen, so wie sie es bedürfen könnten, Beistand leisten, oder ihre Subsistenz erleichtern. Der kommandirende General wird seiner Seits nicht ermangeln, eine gute und genaue Mannszucht halten zu lassen, die Einwohner, so viel es von ihm abhangen wird, zu erleichtern, allen ihren Klagen abzuhelfen, und die Lieferungen, welche er verlangen könnte, mit Pünktlichkeit zu bezahlen. Der König hegt gern die Hoffnung, daß er bei so friedlichen Gesinnungen auf den guten Willen einer Nation werde rechnen können, deren Wohlfahrt ihm nicht gleichgültig sein kann, und der er thätige Beweise seiner Zuneigung und seines Wohlwollens zu geben wünscht.«

Wenige Monate nach dieser Erklärung ward Polen von Rußland und Preußen zum zweitenmal getheilt und der polnische Reichstag zu Grodnow bestätigte am 13. Juli 1793 die neue Abtretung. Bald aber erhob sich von neuem ein gewaltiger Aufstand zur Wiedererweckung der selbstverschuldeten Vernichtung von Polens Nationalität. Koscinsko und Modalinsky standen an der Spitze. Doch auch jetzt war die Begeisterung Polens keine reine, auch die Macht der allerdings gewaltigen Insurrektion war eine erborgte; denn während die Torgowiczsche Parthei unter dem Einflusse Rußlands stand, waren die Häupter des Aufstandes mehr oder minder Werkzeuge der französischen Klubbs. Von neuem entspann sich ein furchtbarer Kampf, an welchem Preußen nothwendig Theil nehmen mußte. Schon im Jahre 1793 durchstreifte Koscinsko Polen,

warb Theilnehmer für den Aufstand, bestimmte Krakau für den Vereinigungspunkt der Verschworenen und ging dann nach Deutschland zurück, wo er sich seit der letzterwähnten Theilung Polens (meist zu Dresden) aufgehalten hatte. — Den Winter des Jahres 1794 blieb Alles ruhig; als aber im Frühling desselben Jahres der Polnische Oberst Modalinsky zu Pultusk Befehl erhielt, seine Mannschaften zu entlassen, weigerte er sich dessen, zunächst unter dem Vorwande rückständigen Soldes, ging dann nach Mlawa, ließ die Preußischen Kassen in Soldau fortnehmen und zog sich hierauf längs der Südpreuß. Grenze, oft auf Preuß. Boden selbst, über die Weichsel nach der Woyewodschaft Sendomir, drängte die ihm unter Tormansof entgegentretenden Russen zurück und verschaffte sich dadurch die Verbindung mit Krakau, in welcher letztern Stadt sich bereits Kosciusko befand und bald darauf mit einer raschgebildeten Insurgenten-Armee vorrückte. Der Aufstand wuchs mit unglaublicher Schnelligkeit, in Warschau selbst erhob sich in der heiligen Woche ein Aufruhr, der mehr als 2000 Russen das Leben kostete, während gleichzeitig mehre Polnische Große, wie der Bischof Kossakowski, der Kronmarschall Ankwicz u. A. durch den Strang hingerichtet wurden.

Preußen beschränkte sich Anfangs blos auf die Deckung seiner Grenzen, als aber der Aufstand eine so unerwartete bedrohliche Wendung nahm, ließ Friedrich Wilhelm II in den ersten Tagen des Mai ein Heer unter Favrat in die Gegend von Krakau vorrücken, um Kosciusko anzugreifen.

Am 13. Mai 1794 ging der König nebst dem Kron-

prinzen und dem Prinzen Ludwig zur Armee nach Süd- preußen ab, und bald darauf, am 6. Juni, wurde jene entscheidende Schlacht bei Seelce geschlagen, in welcher der König an der Spitze seines Heeres einen entscheidenden Sieg über die Polen erfocht. Auch in dieser Schlacht hat sich der Kronprinz durch persönlichen Muth und militairischen Scharfblick ausgezeichnet, während Prinz Ludwig wiederum eine jede Gefahr verachtende Kühnheit zeigte, so daß er durch dieselbe an der Spitze seiner Kavallerie-Brigade viel zur glücklichen Entscheidung beitrug und deshalb von dem König sogleich auf dem Schlachtfelde zum General-Major ernannt wurde. Der König selber setzte sich dem Feuer in dem Maaße aus, daß zweien seiner Adjudanten, die dicht neben ihm hielten, die Pferde unter dem Leibe erschossen wurden.

Nachdem die Preußen 8 Tage später Krakau, welches Winiawski mit 7000 Polen vertheidigte, eingenommen hatten, zog sich der Kampf nach Warschau hinauf, wo die ganze Polnische Armee sich concentrirt hatte.

Bei dem weiteren Vorrücken der vereinigten Preußisch-Russischen Armee gegen Warschau, wurde dem Kronprinzen die Sicherung der Kommunikation zwischen der Armee und Südpreußen übertragen und zu diesem Behuf ein Detachement, bestehend aus drei Regimentern Infanterie, einem Regiment Kavallerie nebst hinlänglichem Geschütz unter sein Kommando gestellt. Dieser Posten erforderte in hohem Grade militairische Umsicht und Besonnenheit, und es darf sicher als ein besonderes Zeichen des Vertrauens angesehen werden, daß dem Kronprinzen diese Funktion, in welcher

er durchaus selbständig zu handeln angewiesen war, übertragen wurde.

Das Schicksal des Kronprinzen wollte es, daß er in diesem Feldzuge von Neuem jene sonderbare Erfahrung machen mußte, welche er ein Jahr vorher bei den Kriegs-Operationen in der Champagne erlebt hatte. Dort wie hier stand er einer Revolutions-Armee gegenüber, dort wie hier kämpfte ein wildzusammengeworfener Haufen ohne Disciplin, ohne Taktik, ohne Waffen und ohne geregelte Hülfsmittel gegen ein wohlorganisirtes Heer; dort wie hier sah er die Preußischen Soldaten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit kämpfen, allenthalben den Feind zurückdrängen, unaufhaltsam vordringen, — aber sobald die Armee muthig sich bis zu dem Punkte gekämpft hatte, der von den Feldherrn als das nächste Ziel festgestellt worden war, blieb hier wie dort Anstrengung und Sieg ohne alles Resultat. Die an keinem Ort geschlagene Armee zog sich zurück und mußte es noch für ein Glück halten, von dem Feinde auf dem Rückzuge nicht beunruhigt zu werden.

Die Preußische Armee, den König an der Spitze, war, wie gesagt, bis Warschau vorgedrungen und fing an, diese Stadt zu belagern. Aber es war mit Warschau, wie es mit Landau gewesen war; das Belagerungs-Korps stand auf seinem Posten, als man erst einsah, daß es an Geschütz fehle. Dies wurde von Graudenz her beordert, aber unterwegs vom Feinde weggenommen; die Truppen fingen an Mangel an Nahrungsmitteln zu leiden, Krankheiten stellten sich ein und, das Wichtigste von Allem, in Südpreußen, im Rücken

der Armee, brach ein wüthender Aufstand aus. Durch alle diese Übelstände veranlaßt, hob der König die Belagerung von Warschau auf (Septbr.) und ließ die Armee sich nach der schlesischen Grenze zurückziehen, während er selber nebst dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig nach Berlin zurückkehrte, woselbst sie am 18. Septbr. eintrafen.

Bei dieser Gleichartigkeit des Rheinischen und Polnischen Feldzuges, war der letztere nur durch seinen bekannten Ausgang von dem ersten verschieden; denn während am Rhein, nach Überwältigung der Weissenburger Linien (am 26. Septbr. 1793) die verbündeten Mächte sich zurückgezogen und Preußen, durch die stattgehabten Verluste und andere mißfällige Umstände in Spannung mit Östreich, an dem Kampfe des Jahres 1794 nur durch Eroberung der französischen Verschanzungen bei Kaiserslautern Antheil genommen und endlich am 5. April 1795 einen Separat-Frieden mit Frankreich geschlossen hatte, endigte der Kampf in Polen durch den Sieg der Russen unter Fersen bei Madziewic, wo Kosciusko gefangen genommen wurde, und durch die Erstürmung Pragas, der Vorstadt von Warschau, durch Suwarow, mit der dritten Theilung Polens.

Siebentes Kapitel.

Häusliches Leben.

Während der Abwesenheit des Kronprinzen lebte die Kronprinzessin in stiller Zurückgezogenheit zu Sanssouci, die ihr um so mehr Bedürfniß war, als sie sich in ge-

segneten Umständen befand. Die frohen Hoffnungen des fürstlichen Paares gingen jedoch dieses Mal nicht in Erfüllung, denn die Kronprinzessin ward am 7. Octbr. 1794 von einer todten Tochter entbunden. Das Publikum, welches mit jedem Tage die freudige Nachricht von der Niederkunft der hochverehrten Kronprinzessin zu erhalten hoffte, gab so lebhafte Zeichen von theilnehmender Besorgniß, daß dasselbe durch ein Bülletin über den Gesundheits-Zustand der hohen Wöchnerin beruhigt werden mußte.

Nach deren vollendeter Genesung kehrte auch das Leben voll stiller und tiefempfundener Freuden in das Palais des Kronprinzen zurück. Meist beschränkt auf die Genüsse einer glückseligen Häuslichkeit ward das hohe Paar immer mehr das bewunderte Vorbild des Volkes, das mit freudigen Hoffnungen zu ihm aufblickte. »Das junge Fürstenpaar bildete um sich einen Kreis fröhlicher und gutgesinnter Menschen, aus dem es sich nur ungern in die Festlichkeiten des Hofes verlor. Ihre Zeit widmeten Beide den Geschäften des Dienstes oder der Häuslichkeit; ihre Muße gemeinschaftlichen Studien und der Lektüre; ihre Herzen der Tugend; ihre Liebe Einer dem Andern; ihre Bewunderung dem Ruhme der Ahnherren, die vertrautesten Augenblicke frommen Entschließungen für die Zukunft; ihren Kummer den Betrachtungen des öffentlichen Verfalls; ihre Ersparnisse aber den Hülfsbedürftigen. — Dies waren die glücklichsten Zeiten des jungen Fürsten-Paars, dessen Schönheit, Einfachheit und Unschuld das Volk entzückte, das Ausland zur Bewunderung hinriß.«

Ein treues und ergreifendes Bild von dem Eindrucke,

welchen das innige Zusammenleben des Kronprinzen mit seiner Gemahlin auf die Gemüther hervorbrachte, gewährt folgender Aufsatz einer jungen Dichterin, Namens Maria Mnioch, welche im 20. Jahre ihres Lebens als Mutter von drei Kindern (im Jahre 1797) starb, und deren Worte, die der Ausdruck eines wahrhaft reinen, frommen und kindlichen Gemüthes sind, wir unsern Lesern hier buchstäblich mittheilen:

»Gott erhalte und segne den Kronprinzen und seine gute Frau! Sie sind uns nöthig!

Es hat ein großer Krieges- und Geschäftsmann auf dem Thron gesessen, aber immer wie unterm kalten Zelt im Kriegeslager, ewig und einzig umgeben von Männern, von Wehr und Waffen und Unruh. Er lebte ein kaltes Männerleben, eine Kampagne auch außer dem Kriege! — Nur scharfer Witz machte lächeln, nur ein männlicher Verstand, grad' und bewaffnet, wurde geschätzt, und die Stimme der Lieb' und Zärtlichkeit klang blos — aus einer Flöte. Der hohe Geist des eisernen Mannes fand sich nicht zurecht in den leisern Bedürfnissen des menschlichen Herzens.

Es soll aber die Zeit kommen, wo die eheliche Liebe auf zwei Stühlen sitzen wird unter dem Thronhimmel, und der Pallast wird ein freundliches Haus sein unter Palmen mit einem lieblichen Garten.

Herr Huber und andre politische Philosophen meinen zwar: ein rechter Fürst dürfe für bürgerliches Haus- und Ehe-Glück keinen feinen Sinn haben, sondern solle von Amtswegen ein bloßer reiner Fürst sein, ein bloßes

Amt, vorgestellt und abgezeichnet in einer lebendigen Person. Ich kann dies aber nicht begreifen, wenn ich es auch verstehe.

Kein Mensch kann durch und durch sein Amt werden und weiter nichts, und ein Fürst und eine Fürstin sind immer auch noch etwas Anderes, als Fürst und Fürstin. Das Beste unter allem möglichen Andern ist denn doch wohl, daß sie auch Mann und Weib, Vater und Mutter, Hausherr und Hausfrau seien. Soll ihnen dies aber gelingen, so müssen sie lieben und geliebt werden, sie müssen ein häusliches und eheliches Leben führen und gar wohl einen feinen Sinn haben für das Schöne, Gute und Glückliche dieses Lebens.

Der Mensch in uns geht wohl überall und wirkt überall mit. Unter dem Feierkleide des Amts schlägt dasselbe Herz, was im Hauskleide schlägt. Im Volkssenat und auf dem Throne sitzt doch Niemand anders, als der Mensch, der von Hause dahin gegangen ist. — Wenn dieser Mensch nicht ohne Amt gut ist, so macht ihn wohl das Amt nicht dazu, der gute Mensch aber hat auch die Bedürfnisse eines solchen, und man muß sie ihm nicht, um eines hohen Postens Willen, als niedrig und unziemend wegphilosophiren wollen. Es steht dabei immer nichts geringeres als der gute Mensch auf dem Spiele.

Unsere Nation wurde von einem männlichen Geiste erschüttert, darnach ist ein weiblicher gekommen; — aber die Harmonie zwischen Beiden ist noch zu hoffen.

Wenn es der guten Frau, der Kronprinzessin, nicht unangenehm sein müßte, so wär es für die Frauen des

Landes, besonders die vornehmen, gar gut und heilsam, daß ein trefflicher Maler die fürstliche Mutter und Hausfrau in den edelen Beschäftigungen, Scenen und Gruppen abbildete, wo sie Beides mit Herz und Seele als Hauptperson darstellt. Der Anblick solcher Madonnenbilder würde die trägen und blöden Gemüther erwecken und begeistern und manchem vornehmen verehelichten Wittwer seine Haus- und Ehefrau, und manchem vornehmen verwaisten Kinde seine rechte Mutter wiedergeben.«

„Seid uns nicht Götter, Ihr Fürsten, und nicht Göttinnen, Ihr Frauen
Unserer Könige, nein, verbleibet uns würdige Menschen,
Zeigt uns im edelsten Vorbild, wie man Großes und Kleines,
Beides richtig im Leben, harmonisch einander geselle,
Hohes und strenges Geschäft und freundliches Leben im Hausstand.
Habet Verdienst um die Welt, doch findet den Lohn des Verdienstes
In dem Kreise der Lieben, die Eure Tugend am reinsten
Schätzen, weil sie Euer Herz verstehen und Eure Gesinnung.
Liebe belohne die Tugend, nicht Ruhm, — so bleibet sie
Tugend.“

Dies sind die seelenvollen, theils philosophisch-, theils prophetischwahren Worte einer jungen Dichterin, welcher Herder einen jungfräulich-mütterlichen Geist zuschreibt, deren Name aber vielleicht nur durch die Zeilen unsterblich wird, in welchen sie dem trefflichen Fürsten-Paar eine so schlichte und aufrichtige Huldigung darbringt.

Doch nicht sie allein preist die Tugenden der Kronprinzessin, vielmehr thun es alle Schriftsteller jener Zeit, auch diejenigen, denen es eine Freude zu sein scheint, beißenden Tadel auszusprechen. Der Verfasser der ver-

trauten Briefe sagt von der Kronprinzessin: »Sie hatte von der Natur Alles erhalten, was an ihrem Geschlechte liebenswürdig genannt werden konnte. Die schönste Königin und eine noch schönere Seele. Sie war ganz Weib im eigentlichsten Verstande. Es war nicht der geringste Anspruch auf Theilnahme an der Herrschaft ihres Mannes in ihrem Charakter zu finden, nur Hingebung in den Willen desselben, eine Anhänglichkeit an seine Person, durch Liebe genährt und erhalten, das reine Bild der Unschuld und hoher weiblicher Sittlichkeit: das waren die Hauptzüge in dem Charakter Louisens, die bestimmt zu sein schien, einen König glücklich zu machen, und der Nation das Muster einer Ehefrau zu geben, wie sie sein sollte.«

Selten hat die Macht der Tugend sich so kräftig und ergreifend in ihren Wirkungen gezeigt, als man es hier bei dem ehelichen Leben des Kronprinzen wahrnimmt.

Das Glück, welches diese musterhaften Verhältnisse dem kronprinzlichen Paar selber bereiteten, wurde außerordentlich erhöht durch die am 15. Octbr. 1795, des Morgens um 6 Uhr, erfolgte Geburt eines Prinzen (des jetzt regierenden Königs Friedrich Wilhelms IV). Die süße Elternfreude ward noch gesteigert durch das Bewußtsein, mit dem neugeborenen Prinzen der freudigen Hoffnung eines treuen Volkes eine erneute Bürgschaft gegeben zu haben, und geheiligt durch das hohe Pflichtgefühl, das nie ein königliches Elternpaar tiefer empfunden und treuer erfüllt hat, als Friedrich Wilhelm und Luise.

So schrieb die erhabene Fürstin im Decbr. 1797 an

den Professor Heidenreich in Leipzig, als derselbe ihr sein Werk: »Grundsätze zur Bildung für Geist und Herz ꝛc.« übersendete, folgende schöne Worte:

»Ihr in jeder Hinsicht so schätzbares und wichtiges Werk, welches Sie mir zu übersenden die Güte gehabt, habe ich mit den Empfindungen gelesen, welche der Inhalt bei jedem gefühlvollen Leser rege machen muß. Allerdings ist es mein heißester, mein liebster Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden; auch nähre ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen ꝛc.«

Eben so schrieb die Königin in spätern Jahren, als eben die Last einer schweren Prüfung ihre Seele drückte: »Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel und harrete aus im Dulden. — Dann aber wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche bessrer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben.«

Doch auch schon in jener Zeit fehlte es nicht an Veranlassungen, welche das Herz des innigverbundenen Paares mit tiefer Betrübniß erfüllten. Dahin gehört namentlich der am 28. Decbr. 1796, nach kurzem Krankenlager, erfolgte unerwartete Tod des Prinzen Ludwig, Bruders des Kronprinzen. Dieser Prinz, der im rheinischen wie im polnischen Feldzuge die Beweise der höchsten Tapferkeit

gegeben hatte, und der außerdem durch die Eigenschaften seines Geistes wie seines Herzens sich die allgemeine Liebe erworben hatte, starb in dem blühenden Alter von 24 Jahren, nach zweijähriger glücklicher Ehe, an den Folgen einer inneren Entzündung. Der Kronprinz verlor in ihm einen geliebten Bruder und den Gefährten seiner ersten Waffenthaten, mit dem er seit seiner frühesten Kindheit bis zu seinem Tode in dem traulichsten brüderlichen Verkehr gelebt hat. Die innige Anhänglichkeit der Brüder war noch durch die Gleichheit ihrer bisherigen Lebensschicksale vermehrt worden; ihre Gemahlinnen waren Schwestern, sie hatten sie zu gleicher Zeit kennen gelernt, und sich zu gleicher Zeit vermählt. Prinz Ludwig hatte die Sommer-Monate auf dem Schlosse zu Schwedt verlebt, und kurze Besuchsreisen dorthin, oder Besuche des Prinzen Ludwig in Potsdam machten fast die einzige Abwechselung in dem stillen Leben des kronprinzlichen Paares aus. So hatte dasselbe den verstorbenen Prinzen auch nach Sonnenburg begleitet, als derselbe dort am 15. Juli 1795 unter großen Feierlichkeiten zum St. Johanniter-Maltheser-Ritter eingekleidet und von dem Heermeister des Ordens, dem Prinzen Ferdinand von Preußen, als Koadjutor der Balley Brandenburg introducirt wurde.

Wenige Monate nach diesem traurigen Ereigniß ward der Preußische Hof von einem neuen Todesfall heimgesucht, der nicht minder die Theilnahme des Königl. Hauses in Anspruch nahm, wenn auch freilich nicht auf so schmerzvolle Weise. Am 10. Juni 1797 starb nämlich in einem Alter von 82 Jahren die Königin-Wittwe, Elisabeth,

hinterlassene Gemahlin Friedrichs des Großen. — Doch auch an mancherlei frohen Ereignissen fehlte es um diese Zeit nicht, und dahin ist namentlich zu rechnen: die am 13. Febr. 1797 vollzogene Vermählung der Schwester des Kronprinzen, der Prinzessin Auguste, mit dem damaligen Erbprinzen von Hessen, und noch mehr die am 22. März 1797 erfolgte Entbindung der Kronprinzessin von einem zweiten Sohne, dem Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, jetzt Prinz von Preußen.

Wir haben schon mehrfach erwähnt, daß der Umgang des Kronprinzen sich in seiner Häuslichkeit auf wenige Personen beschränkte, und daß er hierbei eine sehr strenge Wahl herrschen ließ. Indessen hat ihn, wie selten einen andern Menschen, während seines ganzen Lebens das Glück darin begünstigt, daß es ihm Menschen zuführte, die den Anforderungen seines Geistes wie seines Herzens entsprachen, und der Liebe und des Vertrauens seiner reinen Seele würdig waren. Dieses gilt für jene Zeit namentlich von seinem Adjudanten, dem Major von Köckeritz, der, wie der obenerwähnte Schriftsteller* sagt, außerordentliche Ähnlichkeit des Charakters mit dem Kronprinzen hatte. »Herr von Köckeritz, heißt es daselbst, war sehr arm als Knabe im Kadettenhause erzogen, und hatte von unten auf in der Garde gedient. Er war stets ein Muster der Ordnung und des Dienstfleißes; er hatte die Liebe der Vorgesetzten und die Achtung seiner Kammeraden erworben, weil er zu gehorchen verstand und seine Freunde mit

*Vertraute Briefe rc



WILHELM,

Prinz von Preußen.



Liebe und Gefälligkeit behandelte. Seine Untergebenen beherrschte er durch Leutseligkeit und Humanität. Dieser Mann ist unfähig ein Kind zu beleidigen, und in seiner Seele ist nur ein Wunsch: alle Menschen glücklich zu machen. Es ist allen Menschen von diesem Charakter eigen, daß sie kein Zutrauen in sich selbst setzen, und mit Bescheidenheit und Resignation zu oft Andrer Rath anhören, und um nicht zu fehlen zu ängstlich in ihren Entschlüssen sind. Wenn dies ein Fehler ist, so wäre es der einzige, der sich in dem Charakter des Herrn von Köckeritz auffinden läßt.«

Die Gesinnungen, welche der Kronprinz zu jener Zeit, nicht sowohl durch Handeln, als durch mißbilligendes Schweigen oder Zurückziehen an den Tag legte, bestimmte alle diejenigen Personen, sich an ihn anzuschließen, welche mit dem damaligen Zustande der Dinge am Hofe wie in der Verwaltung unzufrieden waren. Indessen ließ sich der Kronprinz dadurch keinesweges bewegen, seine bisher beobachtete Neutralität aufzugeben. Durch den Willen des Königs von dem Antheil an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen, vermied es der Kronprinz sorgfältig, sich diesen Antheil zu erringen. Das Alter des Königs ließ nicht erwarten, daß dem Kronprinzen die schwere Bürde der Regenten-Pflichten sobald zufallen werde, noch weniger war vorauszusetzen, daß durch ein theilweises Eingreifen in die Verwaltung von Seiten des Kronprinzen eine wirksame Veränderung der obwaltenden Uebelstände bewirkt werden könne; daher fuhr der Kronprinz fort seine Thätigkeit auf militairische Übungen und Lieblings-Studien zu be-

schränken, und wenn bei dieser scheinbaren Unthätigkeit die Hoffnung des Landes sowohl, als hochstehender und der Verhältnisse genaukundiger Personen sich ihm zuwendete, so konnte dies wohl nur in dem Vertrauen seinen Grund finden, welches der durchaus makellose Charakter des Kronprinzen einflößte.

Welche strenge Rückhaltigkeit der Kronprinz während der Lebenszeit seines Vaters in Regierungs-Angelegenheiten beobachtete, beweist unter anderm folgende Thatsache:

Eine Landgemeine hatte mit einem benachbarten Gutsbesitzer Grenzstreitigkeiten wegen der Hütung, die Sache ward durch eine Kommission untersucht und darauf durch ein Urtheil der Gemeine gewisse Grenzen angewiesen, die sie mit ihrer Hütung nicht überschreiten sollte; zwei höhere Instanzen, an welche die mit dem Spruch unzufriedene Gemeine appellirte, bestätigten das erste Urtheil. Schon nach diesem ersten Urtheil sollte die Grenze vorläufig gezogen, jedoch abgeändert werden, falls die höheren Instanzen den Ausspruch der ersten nicht bestätigten. Allein die Gemeine setzte dem Recht — Gewalt entgegen und zerstörte die Grenzhügel unter den Augen der Kommission. Hierauf wurden die Grenzhügel unter dem Schutz einer Kavallerie-Abtheilung von neuem aufgeworfen; allein kaum hatte das Militair sich entfernt, als auch die Gemeine wie vorher die Grenzzeichen zerstörte. Die Folge hiervon war, daß gegen das rebellische Benehmen der Gemeine der Proceß eingeleitet und die Rädelsführer zum Zuchthaus verurtheilt wurden. Jetzt wandten sich zwei von den Ruhe-

störern an den Kronprinzen und baten um Milderung der Strafe, worauf sie folgende Antwort erhielten:

»Die Unterthanen . . . und . . . aus . . . im Warthebruch sind, nach der unter dem heutigen Datum abschriftlich bei mir eingereichten Sentenz der Neumärkischen Regierung, mit den 41 andern Wirthen des Dorfs so vorsätzliche Ruhestörer gewesen, daß in der gegen sie mehr oder weniger erkannten Festungs- oder Zuchthausstrafe, wahrscheinlich keine Ermäßigung statt finden kann. Auf jeden Fall aber kann ich die Supplikanten nur an die Person des Königs Majestät verweisen, da ich für meinen Theil zu bestimmt von allen Regierungsgeschäften ausgeschlossen bin, um eine Begnadigung offenbarer Vergehungen nachsuchen zu dürfen.

Berlin, den 29. August 1797. Friedrich Wilhelm.«

Die oben gesperrte Stelle, welche in dem Original jedoch nicht unterstrichen ist, spricht es auf das Bestimmteste aus, daß der Kronprinz in jener Zeit an keinem Zweige der Verwaltung irgend einen Antheil hatte.

Die hier mitgetheilte Begebenheit greift übrigens in die erste Regierungszeit Friedrich Wilhelms III über und hat zu zwei Kabinetsordres Veranlassung gegeben, wie solche wohl nie schöner aus der Feder eines Königs geflossen sind, und da wir es für eine Versündigung halten würden, dieselben unseren Lesern vorzuenthalten, so wollen wir sie, obgleich etwas vorzeitig, doch des besseren Zusammenhangs wegen gleich hier mittheilen. Kaum war nämlich Friedrich Wilhelm König geworden, so wendeten sich die obenerwähnten Supplikanten von neuem mit

der Bitte um Milderung ihrer Strafe an ihn und erhielten folgendes Schreiben:

»Ich habe eure Klagen gegen den von R ... untersuchen lassen, und mich überzeugt, daß ihr vollkommen Unrecht darin habt. Das Schlimmste dabei ist, daß dieses Unrecht so klar zu Tage liegt, daß ihr es selbst mit gesundem Menschenverstande recht wohl hättet begreifen können; daraus muß ich nun schließen, daß ihr hierin blos dem Eigensinne und der Halsstarrigkeit gefolgt seid, wozu ihr euch so leicht von ein Paar unruhigen Köpfen verleiten ließet. Da ihr euch aber hierbei noch obendrein eine sehr strafbare Widersetzlichkeit gegen Vorgesetzte und Landesgesetze habt zu Schulden kommen lassen, so verdient ihr die euch zuerkannte Strafe ganz vollkommen. Ich will indessen einmal versuchen, ob ihr durch Güte bewogen werden könnt, zur Vernunft und zu einer ruhigen und gesetzmäßigen Ordnung zurückzukehren, und habe deshalb, da die Strafe des Exempels wegen nicht ganz erlassen werden kann, solche dahin gemäßigt, daß ein jeder von euch nur auf einen Monat Festungs- oder Zuchthaus-Strafe erleiden soll. Wenn ihr euch derselben geduldig unterwerft, und in Zukunft euch als treue und ruhige Unterthanen betraget, so sollet ihr mir lieb und werth sein, und ich werde euch schützen und Gutes thun. Fahrt ihr aber fort, euch durch Unruhe und ungerechte Forderungen fernerhin auszuzeichnen, so werde ich mit großer Strenge gegen euch verfahren, und was ich euch jetzt erlasse, soll euch alsdann doppelt eingebracht werden. Dies diene euch zur Achtung.

Berlin, den 22. Dec. 1797. Friedrich Wilhelm.«

Als dem König jedoch die Ordre zur Aufnahme der Ruhestörer in das Zuchthaus vorgelegt wurde, und er bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß dieselben jetzt zur Einsicht ihres Vergehens gelangt wären und Reue bezeigten, begnadigte er sie ganz durch folgende an sie gerichtete Kabinets-Ordre:

»Ich erfahre bei der Gelegenheit, da Mir die Ordre zu eurer Annahme zur Festung zur Vollziehung untergelegt wird, daß ihr Meine Ermahnung zu Herzen genommen habt, und euch ohne weitere Einwendungen der bereits von mir gemilderten Strafe nicht nur, sondern auch der gesetzlichen Beziehung der Grenzen, ohne Widerrede geruhig unterworfen habt. Das ist mir nun besonders um eurer Selbst willen sehr lieb und ich ersehe daraus, daß ihr im Grunde keine böse Leute seid, sondern euern Irrthum und Vergehen erkannt und bereuet habt, und ernstlich willens seid, zur Ordnung und zum Gehorsam gegen eure Obrigkeit zurückzukehren; und da ich unter solchen Umständen hoffen darf, daß eure künftige Aufführung so beschaffen sein wird, als es sich für gute, treue und ordentliche Unterthanen geziemet, die sich durch Güte und nicht durch Strafe zur gesetzmäßigen Ordnung werden anhalten lassen, so will ich euch in diesem Vertrauen hiemit die euch zuerkannte einmonatliche Festungsstrafe ganz erlassen. Erkennt die Gnade durch ein rechtschaffenes Betragen, ehret in Zukunft Gesetze und Obrigkeit, und lebt in Frieden mit eurer Grundherrschaft, so sollt ihr Mir in Zukunft lieb und werth sein, und ihr werdet an euch selbst davon die besten Folgen erfahren. Friedrich Wilhelm.«

Wir kehren noch einmal zur Geschichte des Kronprinzen zurück, wie wohl nur auf kurze Dauer, da die Zeit herannaht, wo Friedrich Wilhelm den Thron seines Vaters bestieg.

Außer dem Willen des Königs hielten den Kronprinzen eigene Absicht und Neigung von den Regierungsgeschäften zurück. Unzufrieden mit manchen der damaligen Verhältnisse am Hofe und in der Verwaltung, sah er doch, daß ihm jede Möglichkeit einer Abänderung benommen sei, und die Ehrfurcht und Liebe, die er für seinen Vater, den König, empfand, hinderten ihn an mehr oder minder direkten und indirekten Versuchen, sich einen Einfluß zu verschaffen. Nächstdem war, wie gesagt, der so frühzeitige Tod des Königs mit Wahrscheinlichkeit nicht vorauszusehen und der Kronprinz fühlte daher keine Veranlassung, schon jetzt seine Kräfte für die Last der Regierung zu prüfen, die er zu tragen vom Schicksal berufen war. Obwohl seines guten Willens sich klar bewußt, setzte er daher doch noch Mißtrauen in seine Kräfte, weil dieselben sich zu bewähren noch keine Gelegenheit gehabt hatten. Darauf deuten die Worte, die der Kronprinz zu dem Geheimen Rath von Benisch sprach, als die Krankheit des Königs einen tödtlichen Charakter annahm. »Denken Sie, sagte er, wie mißlich meine Lage ist! Ist werde wahrscheinlich bald König werden, ohne daß ich mich im Stande fühle, schon jetzt der Regierung vorstehen zu können.«

Diese Worte sind für die Charakteristik Friedrich Wilhelms III auch noch darum von großer Bedeutung, weil man sich auch auf sie bei der Behauptung beruft, daß

Friedrich Wilhelm III ein unbesiegbares Mißtrauen gegen seine eigne Kräfte und Fähigkeiten gehegt habe, und dadurch an selbstständigem Handeln stets verhindert worden sei. Wir werden an geeigneterem Orte auf diese Behauptung zurückkommen und zu erörtern versuchen, wie viel davon wahr oder falsch ist. Hier erwähnen wir nur so viel, daß, was jede vorurtheilsfreie Deutung bestätigen muß, die obenangeführten Worte nicht sowohl von einem schwachen Mißtrauen zeugen, hervorgegangen aus dem Gefühl und Bewußtsein eigner Schwäche, als vielmehr den Beweis geben, daß dem Charakter Friedrich Wilhelms jede Art von Anmaßung, Dünkel und Überhebung fern gewesen sei. Dafür war aber seine Seele voll der erhabensten und reinsten Vorsätze, und selten hat wohl ein König sie mehr verwirklicht, als Friedrich Wilhelm III. Es ist keinesweges unsere Absicht, hier eine Lobrede auf den König zu halten, dessen Tod noch Millionen beweinen, dessen Werke, als redende Zeugnisse, noch so dastehen, wie sie als Schöpfungen seines liebevollen Willens und Geistes hervorgegangen sind; — allein eben weil der König uns gestorben ist, weil wir Söhne der Zeit sind, die er geschaffen und gestaltet hat, kann jetzt der Geschichtsschreiber seines Lebens unmöglich jene kalte theilnahmlose Ruhe beobachten, die man dem Historiker zur Pflicht macht Wir glauben daher für einzelne Momente überwallender Empfindung von unseren Lesern keine Verzeihung erbitten zu müssen.

Wenn zahllose Thatsachen, die wir unsern Lesern a passender Stelle mittheilen werden, die Gesinnungen, m

welchen Friedrich Wilhelm III den Thron bestieg, hinlänglich darthun, so möge folgendes Dokument den Beweis geben, daß auch schon der Kronprinz von eben jenen reinen und erhabenen Vorsätzen beseelt war. Kurz vor dem Tode des Königs übergab er nämlich seinem Adjudanten ein Schreiben folgenden Inhalts:

»Instruction für meinen Generaladjudanten, Major von Köckeritz, wonach er sich richten wird, wenn ich König bin.

Mein Großonkel hat oft geäußert: der König ist der erste Diener des Staats; dies will ich auch sein; - ich will nach den Grundsätzen meines Großonkels regieren: alle meine Unterthanen sollen so glücklich, wie möglich sein; denn ich liebe sie von ganzem Herzen. Sie sollen freien Zutritt zu mir haben, und keine Bittschrift soll ungelesen bei Seite gelegt werden. Man soll mir dreimal wöchentlich über alles Bericht abstatten, Sie sollen dabei sein, und wir wollen die Gründe für und wider die Sache hören; ich werde den Herren wenig oder gar nicht antworten, aber nachher, wenn wir beide allein sind, wollen wir überlegen, und alles, was wir, nach einer strengen Berathschlagung, beschlossen haben, soll unwiderruflich sein.

Noch hat mein seliger Großonkel gesagt: Ein Schatz ist die Basis und Stütze des Preußischen Staats. Nun haben wir aber nichts als Schulden. Ich will so sparsam sein, als es nur immer möglich ist — keine Schenkungen für die Zukunft mehr! — Wenn das Land dringende Bedürfnisse hat, wie z. B. bei Brandschaden rc. dann will ich von Herzen gern geben — nur aber keinen Aufwand, der ist mir zuwider.

Die Armee ist auch ein wesentlicher Gegenstand. Ich liebe das Militair und verstehe mich selber ein wenig auf Manoevers und Evolutionen. Wir wollen recht oft Revue halten, und die Truppen üben, um sie in Thätigkeit zu erhalten.

Ich bin nicht für den Krieg. Er kostet Menschenblut und Geld; wir müssen mit allen unsern Nachbarn in Frieden leben; mögen sie sich schlagen, und sich untereinander aufreiben, wie sie wollen; was uns betrifft, so wollen wir neutral bleiben. Will man aber mich angreifen; so werde ich mich vertheidigen bis auf den letzten Mann.

Denken Sie, mein lieber Köckeritz, daß sie mein Vater sind, und verlassen Sie mich nicht.

Friedrich Wilhelm.«

Als der Kronprinz dies schrieb war die Zeit nicht mehr fern, in der ihm die vollste Gelegenheit gegeben werden sollte, seine Vorsätze zu verwirklichen. Sein Vater, Friedrich Wilhelm III, der seit seiner Jugend eine dauernde Gesundheit genossen hatte, fühlte bald nach den Feldzügen am Rhein und in Polen eine Abnahme seiner Kräfte, die ihn bestimmte, auf den Rath seiner Ärzte, im Sommer 1796 den Brunnen zu Pyrmont zu gebrauchen, wohin gegen das Ende der Saison auch der Kronprinz und die Kronprinzessin gingen. Die durch die Brunnen-Kur hervorgebrachte Besserung war jedoch nicht von Dauer, und viel mag auch wohl der unerwartete Tod des Prinzen Ludwig, dieses jungen hoffnungsvollen Helden, zur erneuten Verschlimmerung der Krankheit des Königs beigetragen haben. Sein Zustand erforderte im Jahr 1797

den abermaligen Gebrauch des Brunnens zur Pyrmont, von wo der König jedoch diesmal bereits bedenklich krank zurückkehrte. Das Übel des Königs bestand in einem schweren Brustleiden, und zwar Brustwassersucht in Verbindung mit Lungengeschwüren, und obwohl von Zeit zu Zeit eine Besserung eintrat, so nahmen doch die Kräfte des Königs immer mehr aber, so daß er, nachdem er noch einmal am 29. September von Potsdam nach Berlin gekommen war, um seine Schwägerin, die Erbprinzessin von Baden, zu bewillkommenen, bei seiner Rückkehr auch seine bisherigen Spaziergänge im neuen Garten einstellen mußte. Man setzte damals noch viele Hoffnung auf die Verordnung eines ehemaligen Seeoffiziers, des Herrn von Randel, welcher dem König das Einathmen der sogenannten Lebensluft (Sauerstoff) angerathen hatte. Auf den Bericht des berühmten Chemikers Hermbstädt wurde auch wirklich ein Versuch damit gemacht, indem man, Anfangs Oktobers, in den Zimmern des Königs die Luft mit $\frac{1}{12}$ Sauerstoff vermischte. Dieses Experiment hatte einen auffallend günstigen Erfolg, die Nächte des Königs wurden ruhig und seine Kräfte nahmen so zu, daß er wieder kleine Promenaden machen, einem Concert im neuen Garten beiwohnen und sogar das Theater in Potsdam besuchen konnte. Allein schon nach wenigen Tagen kehrte die Schwäche des Königs wieder zurück, und vom 12. Oktober an, mußten die Leibärzte Brown und Selle wöchentlich zweimal sich nach Potsdam begeben, um sich von dem Befinden des Königs zu überzeugen und die nöthigen Verordnungen zu machen. Als bald darauf der Zustand des Kö-

nigs sich noch mehr verschlechterte, wurde den obengenannten Ärzten noch der General=Chirurgus Görke hinzugesellt, der ununterbrochen um die Person des kranken Monarchen blieb. Indessen war die Kunst der Ärzte nicht im Stande den Fortschritten des Übels Einhalt zu thun. Der König ertrug übrigens sein schweres Leiden mit außerordentlicher Standhaftigkeit. Wie in den gesunden Tagen, so stand er auch jetzt jeden Morgen um 6 Uhr auf, ließ sich völlig ankleiden und frühstückte wie gewöhnlich, denn sein Appetit blieb beinahe bis zum Tode ziemlich gut. Fast nie sprach er über seine Krankheit und noch weniger stieß er Klagen aus, ja er scherzte sogar öfters über die Beschwerden, die ihn am meisten quälten. Die Königin, sowie die Prinzen und Prinzessinnen sah der König während seiner Krankheit selten, wozu der Umstand viel beitrug, daß er noch immer Hoffnung auf Genesung hegte. Erst 3 Tage vor seinem Tode gab er diese Hoffnung auf und sagte zu dem Dr. Görke: »Ich bin ein Mensch und muß wie ein andrer Mensch leiden; aber ich bitte Gott, daß er mir möge meine Leiden ertragen helfen. Ich fühle, daß wir uns bald werden trennen müssen.« Am 15. Nov. Nachmittags besuchten ihn die Königin und der Kronprinz noch einmal. Bei dieser Gelegenheit brachte die Königin ihrem Gemahl, dem wegen des Athemmangels jede schwere Körperbedeckung überaus lästig war, eine leichte Decke von blau seidnem Zeuge mit und breitete sie während der Unterhaltung selbst über den König aus, was dieser mit Zeichen einer innigen Rührung geschehen ließ. Der König mochte wohl ahnen, daß er die beiden ihm am nächsten

stehenden Personen zum letztenmale sähe und drückte ihnen wiederholt die Hände, ohne jedoch seinen Gefühlen Worte zu leihen. Auch erklärte wirklich schon jetzt der Dr. Görke, daß der Tod des Königs am nächsten Tage zu erwarten sei, und die Königin sowie der Kronprinz kehrten, heftig erschüttert von dieser Nachricht, nach Berlin zurück. Die hierauf folgende Nacht brachte der König so unruhig zu, daß er schon um 1 Uhr aufstand, sich ankleiden ließ und auf dem Sopha sein Frühstück einnahm. Bald darauf wurden die Leiden des Königs durch den immer zunehmenden Mangel an Athem äußerst heftig, so daß er einmal in die Worte ausbrach: »der Tod ist doch bitter!« Am 16. Nov. gegen 9 Morgens machte endlich der Tod den Leiden Friedrich Wilhelms II ein Ende.

Der General von Bischofswerder eilte sogleich mit der Anzeige von dem Tode des Königs nach Berlin; allein schon auf dem Wege dahin begegnete er dem Kronprinzen, welcher auf die Nachricht, daß der Tod des Königs nahe sei, von Berlin abgereist war. Als er gegen 1 Uhr Mittags im neuen Garten anlangte, erkundigte er sich bei den Ärzten tiefergriffen, ob der König, sein Vater, im Sterben viel gelitten habe; sodann ging er in das Sterbezimmer und weinte Thränen eines aufrichtigen Schmerzes an der Leiche des Vaters, dem er mit der zärtlichsten Kindesliebe während seines ganzen Lebens zugethan gewesen war, wie er ihm auch ohne Unterlaß Beweise einer wahrhaft aufrichtigen kindlichen Liebe und Verehrung gegeben hatte, und sowohl während des Lebens als nach dem Tode des Königs, nur in Ausdrücken frommer Liebe und Ver-

ehrung von ihm, wie von der Königin, seiner Mutter, sprach. In der That war Friedrich Wilhelm III ein zu reiner Charakter, als daß er nicht auch ein musterhafter Sohn hätte sein sollen, und es ist besonders bemerkenswerth, daß trotz der durchgängigen Verschiedenheit ihres Charakters und ihrer Neigungen, zwischen Vater und Sohn niemals Zwist obgewaltet hat. Friedrich Wilhelm III hat als Kronprinz stets nicht nur die Liebe, sondern auch die Hochachtung seines Vaters genossen. Der junge König ehrte daher auch noch im Tode die Neigungen seines Vaters, indem er, obwohl selbst ein Feind des Prunkes, doch die Trauerfeierlichkeiten, namentlich das solenne Leichenbegängniß am 11. Dezember, mit aller der Pracht ausstattete, die der verstorbene Monarch, der übrigens die allgemeine Landestrauer durch ein Reglement vom 7. Okt. 1797 selbst beschränkt hatte, bei feierlichen Anlässen stets so sehr liebte.

Gleich nach dem Tode des Königs besorgte der Minister von Haugwitz die Versiegelung aller Zimmer, welche der verstorbene Monarch bewohnt hatte, während der General-Adjutant v. Zastrow, nach damaliger Sitte, die Thore von Potsdam schließen und die Garnison dem neuen Könige Friedrich Wilhelm III den Eid der Treue leisten ließ. Die Königl. Leiche bald nach dem Verscheiden in die Staatsuniform des ersten Bataillons Garde gekleidet, wurde, in der Nacht zum 17ten, von Unteroffizieren und in Begleitung der Hofdienerschaft, bei Fackelschein auf das Schloß zu Potsdam getragen und daselbst im Audienzzimmer unter dem Thronhimmel beigesetzt, wo am fol-

genden Tage (17. Nov.), an welchem die Leiche für Jedermann zu sehen war, fortwährend 4 Obristen von der Garde bei derselben Wache hielten. In der nächsten Nacht aber schon ward die sterbliche Hülle des abgeschiedenen Monarchen in einem stillen, ernstfeierlichen Zuge auf dem 8spännigen Leichenwagen nach Berlin gebracht und daselbst sofort im Gewölbe des Domes auf übliche Weise beigesetzt.

Zur Begehung der öffentlichen Trauerfeierlichkeiten ließ der junge König nun sofort den Rittersaal und die angrenzenden Zimmer auf dem Königl. Schlosse zu Berlin in Stand setzen. Im Rittersaal, der passend ausgeschmückt und dessen Wände mit violettem Tuche bekleidet waren, stand der Königl. Paradesarg nebst den 8 Taburets mit den Reichsinsignien, und war vom 5. bis 10. Oct. für das Publikum zu sehen. Das feierliche Leichenbegängniß selbst hatte mit vieler Pracht am 11. Dec. statt. Der imposante Leichenzug bewegte sich vom Schlosse nach dem Dom, woselbst ein prachtvoller Katafalk errichtet war. Nach Aufführung einer Trauerkantate wurde der Sarg in die Gruft gesenkt, wobei das Lied: »Ich hab mein Sach Gott heimgestellt« abgesungen wurde, während im Lustgarten der Donner der dort aufgepflanzten Kanonen erschallte.

III.

Thronbesteigung.



Achtes Kapitel.

Regierungsantritt.

Wir haben in den vorigen Blättern unsern Lesern ein treues und ausführliches Bild von dem Leben Friedrich Wilhelms seit seiner Jugend bis zu dem Augenblicke seiner Thronbesteigung zu geben und gleichzeitig nicht nur den Charakter desselben zu zeichnen, sondern auch seine allmählige Entwicklung nachzuweisen gesucht. Aus unserer Darstellung selbst sind die Gründe hervorgegangen, weshalb das frühere Leben Friedrich Wilhelms an bedeutungsvollen Thatsachen nicht reich sein konnte. Was wir indeß davon vorgeführt haben, ist theils von allgemeinem Interesse, in sofern es als Grund oder Anfangspunkt späterer Beziehungen dasteht, theils aber findet es als Mittheilung seinen Werth freilich nur in dem lebhaften Interesse, welches bei denjenigen Lesern vorauszusetzen ist, die Friedrich Wilhelm dem Dritten, als ihrem väterlichen Könige, das volle Maaß ihrer Liebe und Verehrung gewidmet haben.

Mit dem 16. November 1797 aber, mit dem wichtigen Moment, der dem bisherigen Kronprinzen das Königliche Scepter und mit ihm die Vollgewalt der Herrschaft in die Hände gab, beginnt eine so gänzliche Umgestaltung aller Lebensverhältnisse Friedrich Wilhelms, daß der Geschichtsschreiber seines Lebens, der in dem verflossenen Zeitraum vergebens nach bedeutungsvollen Momenten suchte,

jetzt Mühe gewinnt, die außerodentliche Fülle des Stoffes zu bewältigen, die Thatsachen zu gruppiren, und sowohl die Masse der Wirkungen, als die noch größre der Erfolge in überschauliche Anordung zu bringen.

Der Charakter und die Lebensweise des Kronprinzen hatten nicht nur denjenigen, die ihn näher kannten, sondern dem ganzen Volke ein so hohes und festes Vertrauen eingeflößt, daß Alle dem jungen Könige, der in dem blühenden Alter von kaum 28 Jahren im vollen Besitze der Jugendkraft den Thron bestieg, in freudiger Hoffnung zujauchzten. Dennoch war man von der Kraft, die der neue Herrscher entfaltete, und von der regen Thätigkeit mit welcher er diese Kraft gebrauchte, überrascht. Man hatte den Tugenden des Kronprinzen den besten Willen, diesem Willen aber keineswegs so viel Energie zugetraut. Gleich nach den ersten Regierungs-Wochen sagte daher einer von den fremden Gesandten: der junge König von Preußen habe alle Welt betrogen, denn Niemand habe von dem stillen, zu häuslicher Zurückgezogenheit so geneigten Kronprinzen eine so rüstige Thatkraft erwartet. Bonaparte selbst sagte in jener Zeit: »der neue König von Preußen ist der schlimmste Feind der Republiken, denn wenn alle Könige so regieren, wie dieser anfängt, so werden die Völker nur Monarchien haben wollen.«

In der Regel beginnen die Geschichtswerke, der Regierungsperiode Friedrich Wilhelms III mit dem Ausspruch, dieser König habe den Thron bestiegen, beseelt von den besten Absichten für das Glück seines Volkes und entschlossen, in dem Geiste Friedrichs des Großen zu re-

gieren. Unsere Aufgabe ist es, die Wahrheit dieses Ausspruches, der, in sofern er einem noch lebenden Könige galt, leicht für eine nothwendige Schmeichelei gehalten werden konnte, darzuthun. Unsere Leser wissen bereits, welche hohe Verehrung Friedrich Wilhelm III dem großen Könige zollte, und nicht minder welche Grundsätze für seinen künftigen Beruf in seiner Seele Wurzel gefaßt hatten; andrerseits sind wir Alle Augenzeugen und Theilnehmer jener Fülle segensreicher Wirkungen, die aus der 43jährigen Regierung dieses Königs hervorgegangen sind. Dennoch aber finden Schmähsucht und schiefes Urtheil mannigfache Anhaltspunkte, dem Könige seinen Ruhm zu verkürzen, indem sie die nächsten Folgen jener Grundsätze leugnen und die vor Augen liegenden Erfolge andren Ursachen zuschreiben, als die im Kreise der Regenten-Thätigkeit Friedrich Wilhelms liegen. Wir gedenken demnach unsere vorerwähnte Aufgabe, durch welche wir nicht dem Könige, sondern der Geschichte ihr Recht zutheilen wollen, dadurch zu lösen, daß wir dem Leser die Akten mit dem unleugbaren Zeugniß geschichtlicher Thatsachen vorlegen und ihn selbst dadurch zum Spruch befähigen und ermächtigen.

Friedrich Wilhelm ließ, sobald er den Thron bestiegen hatte, das Volk nicht lange im Zweifel, daß er auch als König dem Charakter und der Lebensweise des Kronprinzen treu geblieben sei. Prunklos und herzlich, wie er stets gewesen, empfing er die Glückwünsche und Beileidsbezeugungen der Behörden und Korporationen. Mit unbeschreiblicher Würde, Anmuth und Freundlichkeit stand

ihm die Königin dabei zur Seite. Alle Schriften jener Zeit wimmeln von Anekdoten dieser Art, von denen wir die interessantesten unsern Lesern mittheilen wollen, um ihnen ein Bild des eigenthümlichen Zeitgepräges beim Regierungsantritt des jungen Königs zu verschaffen.

Zunächst theilen wir indeß die Antwort mit, welche der König der zur Beglückwünschung an ihn abgesendeten Deputation des Magistrats von Berlin ertheilte, da dies die ersten Worte sind, welche der junge Monarch für die Öffentlichkeit sprach. Der Präsident Eisenberg hatte an der Spitze der Deputation eine für die Veranlassung passende Anrede gehalten, worauf der König erwiederte:

»Der Verlust meines Vaters ist mir, wie ich versichern kann, sehr schmerzhaft gewesen und ich hätte wohl gewünscht, daß er noch mehrere Jahre gelebt hätte. Fahren Sie fort, das Beste der Stadt und der Bürgerschaft zu besorgen; ich werde alle Gelegenheiten ergreifen, Sie zu unterstützen; fahren Sie fort mit Ihrer Treue, für das allgemeine Beste und jedes Einzelnen zu wirken. Dies muß unsere gemeinschaftliche Pflicht sein.«

Hierauf begab sich die Deputation zur Königin, die ihnen folgendes erwiederte:

»Es ist mir lieb meine Herren, Sie kennen zu lernen. Wir alle fühlen und bedauern den Verlust unseres gütigen Königs. Die gute Aufnahme der Preußischen Unterthanen und ihre bisherige Liebe wird mir unvergeßlich und ein Antrieb sein, mir diese Liebe zu erhalten. Denn die Liebe der Unterthanen ist das sanfteste Kopfkissen eines Königs und einer Königin. Ich werde jede Gelegenheit

ergreifen, der hiesigen Bürgerschaft meinen Dank zu bezeugen. Ich freue mich nochmals, die Herren kennen zu lernen.«

Die einfachen ungeschminkten Worte des Königs dürfen der vollen Aufmerksamkeit des Lesers nicht entgehen, denn wenn sie freilich keinen künstlichen Redeprunk enthalten, so haben sie dafür eine andere bei weitem höhere Zierde: die der vollkommenen Wahrheit. Nicht eine Sylbe ist in jener Antwort, welche nicht der vollkommenste Ausdruck wahrer und aufrichtiger Gesinnung wäre. Wirklich konnte der König noch lange Zeit nach dem Tode seines Vaters nicht ohne Thränen von ihm sprechen und es ist deshalb als ein wahres Opfer zu betrachten, daß er das Urtheil über Friedrich Wilhelm II dem Tribunal der Geschichte ohne Einschränkung preis gab. Nicht minder aufrichtig war das Versprechen, die Behörde in ihrem Wirken für das Wohl der Stadt zu unterstützen, denn er hat dieses Versprechen zu allen Zeiten erfüllt und eben dadurch gezeigt, daß er es wirklich für seine Pflicht gehalten habe.

Ähnlich, nach der Einfachheit und Aufrichtigkeit der Worte, waren alle Antworten, die der König den Deputationen anderer Behörden oder Innungen, sowie auf schriftliche Beglückwünschungen mündlich oder brieflich ertheilte.

Der huldvollen Herablassung des jungen Königpaares gewiß, wagten es auch andre Korporationen, in deren Befugniß es sonst nicht lag, Deputationen zur Beglückwünschung nach Berlin zu senden. In dieser Beziehung verdienen besonders die Deputationen der Studenten von Halle,

so wie die der Halloren von eben daher erwähnt zu werden: Die letzteren trafen, als sie sich im Palais einfanden, den König nicht zu Hause; da sie aber der Königin gemeldet wurden, nahm diese sie an, sagte ihnen, daß ihr Mann nicht zu Hause sei; sich aber gewiß freuen würde, sie zu sehen, wenn sie wiederkommen wollten. Nachdem die Königin sich mit diesen treuherzigen Menschen eine Zeitlang unterhalten hatte, äußerten sie, daß sie vor zwei Jahren das Glück gehabt hätten, den kleinen Kronprinzen in der Wiege zu sehen. »Ich erinnere mich dessen wohl,« sagte die Königin, »und Ihr sollt ihn auch heute wieder sehn.« Hierauf ließ sie zur großen Freude der Halloren den Kronprinzen hereinbringen, und da Einer von denselben seine Freude über das muntre und schöne Aussehen des kleinen Prinzen auf besonders lebhafte Weise äußerte, so forderte die Königin ihn mit unbeschreiblich freundlicher Huld auf, dem kleinen Prinzen, der ihm so wohlgefalle, auch einen Kuß zu geben. Entzückt über so große Güte rief der ehrliche Hallor: »Ach allergnädigste Landesmutter, so wünsche ich denn, daß Ihr der liebe Gott noch recht viel sille (solche) scharmante Jungens schenken mag!« — Der König selbst empfing später diese ehrlichen Leute mit nicht minderer Herablassung, denn als man ihm meldete, daß sie sich wieder eingefunden hätten, öffnete er ihnen selbst die Thür und rief ihnen zu: »Kommt nur herein, jetzt bin ich zu Hause.«

Ueberhaupt war der König nicht unzugänglich, vielmehr stand der Zutritt zu ihm Jedermann frei, weshalb namentlich in der ersten Zeit viele Bittsteller in das Pa-



FRIEDRICH WILHELM IV

König von Preußen



lais kamen, um entweder ihre Gesuche mündlich vorzutragen, oder die schriftlichen mit einigen bittenden Worten zu unterstützen. Hierbei fehlte es nicht, bald an rührenden, bald an komischen Scenen, deren mehrere dem Andenken aufbewahrt sind. — Unter anderen hatte der Bruder des Königs, Prinz Ludwig, kurz vor seinem Tode einem armen aber rechtschaffenen Fischer zu Schwedt, der eine sehr zahlreiche Familie hatte, ein neues Haus bauen zu lassen versprochen und festgesetzt, die auf 6000 Thlr. veranschlagten Kosten in 4 Quartal-Terminen zu bezahlen. Nachdem nun der Bau wirklich begonnen, und die ersten 1500 Thlr. bezahlt waren, starb der Prinz plötzlich, bald darauf auch der Fischer und der Bau blieb liegen. Die hinterbliebene Wittwe hörte aber kaum, daß der Bruder ihres Wohlthäters König geworden sei, als sie sofort nach Berlin wanderte, in das Palais des Königs ging und dem Portier sagte, sie wolle den Bruder des Prinzen Ludwig sprechen. Dem Könige gemeldet und vorgelassen, fragte sie ihn sogleich: »Is He der Bruder von dem guten Prinzen Ludwig?« — »Der bin ich, liebe Frau« antwortete der König. — »So?« fuhr die unbefangene Fischerfrau fort, »Na, Sein Bruder war en ehrlich Mann und ick hoffe, He wird et och sin, und da He nu wat geworen is, so kann He mi min Haus fertig bauen lassen.« Sobald der König hörte, daß es sich um die Erfüllung eines, von seinem edlen Bruder gegebenen Versprechens handele, sagte er der Bittstellerin die Gewährung ihres Gesuchs sofort zu und übergab ihr den desfalls ausgefertigten Befehl selbst. Indessen zweifelte die gute Bittstellerin doch, ob

dieser Befehl genügen werde, und namentlich »ob die Herren in Schwedt es denn nun auch thun würden?« Erst nachdem der König ihr wiederholt versichert hatte, daß sie dessen ganz gewiß sein könne, ging sie fort, obwohl das Herz voll allerlei Zweifel, ob der Bruder des Prinzen Ludwig es auch wirklich so ehrlich meine, wie er sich stelle. Um desto größer war ihr Vergnügen, als die Herren in Schwedt auf den von ihr vorgezeigten Befehl sich zu dem pünktlichsten Gehorsam bereit zeigten und wirklich den Bau sofort wieder begannen. Jetzt aber eben so voll von Dankbarkeit, als vorher voll Zweifel, trat die ehrliche Frau mit einem Fäßchen Neunaugen sogleich ihre Wanderung nach Berlin von neuem an, ließ sich im Palais wieder dem Bruder des Prinzen Ludwig melden, und sagte, als sie sogleich vorgelassen ward, zu dem Könige: »Liebster Herre, wil ick sehe, dat He wirklich eben so'n ehrlich Mann is, wie sin Bruder, so bring ick Jhm hier en Fäßchen Neunogen vor sine Mühe!« Der König nahm das Geschenk an, vergütigte es der Fischerin reichlich und ging dann mit dem Fäßchen unterm Arm zu der Königin, indem er lachend zu ihr sagte: »Sieh, liebes Kind, da hab ich als König schon etwas verdient!« natürlich lachte die Königin herzlich über den Vorfall mit.

Bald darauf veranlaßte ein Bürger in Berlin einen ähnlichen Vorfall, indem er, um seine Liebe zu dem Könige Ausdruck zu geben, demselben in naiver Treuherzigkeit, eine Portion recht schmackhaft bereiteter frischer Wurst schickte, wofür er von dem leutseligen Könige sechs Flaschen trefflichen Wein erhielt mit dem freundlichen Wunsche,

daß ihm der Wein eben so gut schmecken möge, als ihm, dem Könige, die Wurst geschmeckt habe.

Solche Züge einer wahrhaft herzlichen, kindlichen Anhänglichkeit an das geliebte Königspaar finden sich in jener Zeit mehr. Ein 87jähriger Greis Namens Feuerhack aus Küstrin, vordem Schreiber der dortigen Regierung, reiste ausdrücklich mit der Post nach Berlin, um dem lieben Könige einen, seiner Meinung nach, seltenen Thaler zum Geschenk zu machen. In Berlin angekommen, wollte er jedoch den Schein einer eigennützigen Absicht vermeiden und gab deshalb den Thaler nebst dem beigefügten Schreiben auf die Post. Der König aber schickte dem ehrlichen alten Manne den Thaler nebst einem ansehnlichen Geschenke zurück und begleitete es mit einem huldvollen Schreiben.

Wahrzeichen einer ähnlichen Liebe fanden sich selbst bei den Unterthanen der neuerworbenen Bayreuthischen Länder und wir theilen eine Thatsache dieser Art, obwohl sie um einige Jahre später fällt, der Gleichartigkeit wegen gleich an diesem Orte mit. — Ein Schuhmacher, Namens Degen, und dessen Ehefrau zu Naila im Fürstenthum Bayreuth, schenkten, da der Mann 78, die Frau 60 Jahre alt und beide ohne Erben waren, dem König ihre gesammten liegenden Gründe, bestehend in den Wohngebäuden, Garten, Feld und Wiesen zusammen im Werth von 3,000 Thlr. wobei sie sich nur den Pachtertrag für ihre Lebenszeit und die Besorgung einer schönen Beerdigung nach ihrem Tode vorbehielten. Der König nahm dies wohlgemeinte Geschenk an, und erließ folgende Kabinetsordre an die beiden Eheleute:

»Der Staatsminister Freiherr von Hardenberg hat mir angezeigt, daß Ihr Mir Euer ganzes Vermögen, mit Vorbehalt des Pacht-Ertrages auf Eure Lebenszeit zum Geschenk gemacht habt. Da Mein ganzes Bestreben einzig und allein auf das Wohl meiner Unterthanen gerichtet ist, so ist Mir auch jeder Beweis Ihrer Ergebenheit und Liebe ausnehmend schätzbar. Euer Geschenk ist gewiß aus der reinsten Quelle dieser Art geflossen und hat Mir daher eine ganz vorzügliche Freude gemacht, die Ich nicht besser als dadurch an den Tag legen kann, daß Ich den Betrag Eurer Schenkung dem Fonds zur Verbesserung der Schulanstalten dergestalt widme, daß dadurch zugleich das Andenken Eurer Liebe für die Nachkommen erhalten werde. Dazu habe Ich den Staats-Minister Freiherrn von Hardenberg sogleich angewiesen. Euch aber übersende Ich das beikommende Merkmal Meines Wohlgefallens, als Euer gnädiger König.

Charlottenburg, den 26. Juni 1800.

Friedrich Wilhelm.«

Wenn aber einerseits diese Beweise der Liebe der Unterthanen von dem Vertrauen zeugen, welches das Volk zu seinem jungen Könige hegte, so thun andere Thatsachen nicht minder dar, daß der König seinerseits durch aufrichtige Liebe für seine Unterthanen das Vertrauen und die Anhänglichkeit derselben sich zu erwerben wußte. Wir haben bereits erwähnt, daß es in der ersten Zeit nicht an einem großen Andrange von Bittstellern fehlte, von denen keiner ungehört von den Pforten des Palastes zurückgewiesen wurde. Ja der König gab sogar denjenigen, welche

aus Schüchternheit ihm nicht zu nahen wagten, durch besondere Beweise freundlicher Herablassung den ihnen fehlenden Muth. So sah er eines Tages, seinem Fenster gegenüber am Zeughause eine arme Frau mit einem Brief stehen, und da er vermuthete, daß dies ein Bittschreiben an ihn selbst wäre, so winkte er der Frau wiederholt in das Palais zu kommen. Es war wie der König vermuthet hatte. Der Mann dieser armen Frau hatte durch einen Prozeß sein ganzes Vermögen verloren und lebte nun mit seiner zahlreichen Familie im tiefsten Elend, weshalb er auf Anrathen Anderer sich mit einem Gesuche um Unterstützung an den König wendete, da derselbe bereits als Kronprinz zahllose Beweise von Wohlthätigkeit gegeben hatte. Auch in diesem Falle bethätigte Friedrich Wilhelm die hohe und ächte Menschenfreundlichkeit, von der er beseelt war, indem er der Frau nicht nur sogleich ein Geschenk verlieh, das ihrer augenblicklichen Noth abhalf, sondern auch durch Beweise einer rein menschlicher, innigen Theilnahme an ihrem Unglück ihren moralischen Muth zu heben und ihr menschliches Selbstgefühl neu zu beleben suchte. Denn als die Frau in der Wohnung ihres Elendes ankam, fand sie zu ihrer höchsten Überraschung mehrere Flaschen Wein nebst einer wohlbereiteten Mahlzeit auf dem Tisch und hörte mit gerührtem Herzen, daß auch dies ein Geschenk des gütigen menschenfreundlichen Königs sei.

Allerdings fehlte es unter diesen Umständen auch nicht an unangemessenen Gesuchen, aber selbst in solchen Fällen übte der König, wo es anging, Milde und Güte. — Ein

armer Tagelöhner aus der Uckermark, der lange als Soldat gedient hatte, ging nach Berlin, wo seine Tochter bei einem Kaufmanne in Diensten stand, um dem König sein Gesuch wegen seiner Versorgung vorzutragen. Wirklich ward ihm Gelegenheit dazu, und seine Bitte wurde erfüllt. Dieser glückliche Erfolg ermuthigte die Tochter des Tagelöhners sich ebenfalls mit einer Bitte an den König zu wenden, und zwar mit folgendem Schreiben:

»Ihro Königliche Majestät!

Ihro Hochedelgeboren sind ein guter Mann, ich bin ein armes Mädchen, aber ein ehrliches Mädchen und heiße Maria Brunnen und diene bei dem Herrn Kaufmann Bräutigam. Ich habe einen Liebsten, der will mich heirathen, er will aber erst Meister werden und ist zu arm. Ihro Hochedelgeboren haben schon Vielen geholfen und werden mir gewiß auch helfen.«

Der König lachte bei diesem Vorfall, wie man sich denken kann, über dieses naive Gesuch, erfüllte es aber nichts desto weniger, indem er dem Pärchen eine Ausstattung gab, nachdem er sich über Beide von dem Polizei-Präsidenten hatte Bericht erstatten lassen.

Durch den großen Andrang von Immediat-Gesuchen sah sich der König bald veranlaßt, gewisse Verordnungen in Betreff derselben zu erlassen; doch auch diese Verordnungen tragen deutlich dasselbe Gepräge von Wohlwollen und Herzensgüte, welches wir an allen Handlungen des Königs wahrnehmen. Der desfallsige Erlaß an das Staats-Ministerium lautet folgendermaßen:

»Ich bemerke, daß bei einem großen Theile meiner

Unterthanen, besonders unter den niedern Ständen und in den entlegenen Provinzen, die irrige Meinung herrscht, daß die Gesuche, welche sie unmittelbar an mich bringen wollen, von ihnen persönlich oder durch expresse Deputirte mir übergeben werden müssen. So machen denn diese armen Leute große und weite Reisen nach Berlin, versäumen ihre Wirthschaft, bekommen Neigung zum Vagabondiren, verzehren ihr Geld, und fallen zuweilen noch obendrein in die Hände verschlagener Ränkemacher, die ihnen unrichtige Begriffe beibringen und falschen Rath ertheilen, bis sie mit getäuschten Hoffnungen und leerem Beutel wieder heimziehen müssen. Mein Wille ist daher, daß die Departements-Chefs, ein Jeder in seinem Ressort, die erforderlichen Verfügungen erlassen, wodurch mittelst passender Verordnungen und Anleitungen, die öffentlich bekannt zu machen sind, diese gehörig verständigt und eines bessern belehrt werden können. Man muß es ihnen auf jede Art, die ihrem verschiedenen Fassungsvermögen am angemessensten ist, begreiflich zu machen suchen, daß es bei ihren Gesuchen gar nicht auf die Person, sondern auf die Sache ankommt, daß die Untersuchungen, welche etwa durch die Bittschrift veranlaßt werden könnten, gewöhnlich an Ort und Stelle angestellt werden müssen, und daß sie sich versichert halten können, daß ein Brief, den sie unter meiner Adresse auf die Post geben, mir eben so sicher zu Händen komme, als wenn sie ihn mir selbst überreicht hätten; zu welchem Ende denn auch der Staasminister von Werder gemessene Verfügungen an die Postämter zu erlassen hat, daß die Briefe der Unterthanen an mich jederzeit verſie-

gelt oder unversiegelt ohne Weitläuftigkeiten angenommen und richtig besorgt werden. Man muß den Gemeinen auch ferner in meinem Namen anbefehlen, in keinem Fall mehr als einen Deputirten anhero zu schicken, und bekannt machen, daß die auf ihre Vorstellungen erfolgte Resolution in Zukunft nie an den Deputirten ausgehändigt, sondern ihnen immediate an Ort und Stelle zugeschickt werden würde. Bei dieser Gelegenheit wird es auch gut sein, den Unterthanen, besonders auf dem Lande, angemessene Belehrung über die Fälle, welche sich zu meiner unmittelbaren Einsicht qualifiziren oder nicht, beizubringen, sie anzuweisen, daß sie in den laufenden Geschäften, und wenn es nicht Gnadensachen sind, die Unterbehörden und höhere Instanzen nicht vorbei gehen dürfen, und wenn sie über die Entscheidung der letztern Instanz Klage bei mir führen wollen, sie die enscheidenden Sentenzen ihren Immediatvorstellungen beizulegen haben, um aus den Gründen, mit welchen sie beschieden worden sind, ihr Recht oder Unrecht näher beurtheilen zu können; daß ich übrigens wahren und begründeten Beschwerden jederzeit das Ohr leihen, aber unverbesserliche und muthwillige Quärulanten mit großer Strenge würde bestrafen lassen. Ferner muß man suchen, ihnen möglichst Anleitung zu geben, um ihre Gesuche, die öfters ganz verworren sind, so viel möglich verständlich zu machen, oder sie, zur Concipirung derselben, an rechtliche Leute ihrer Gegend zu weisen, die fähig sind, schriftliche Aufsätze zu verfertigen, wodurch sich hauptsächlich die Prediger ihres Orts, nach Umständen mit oder ohne Remuneration sehr verdient machen, und öfters durch

ihren Rath Manchen, der unstatthafte und unbillige Forderungen macht, ohne es selbst zu wissen, bedeuten und abhalten könnten. Dadurch würde es verhütet werden, daß die Supplikanten den Winkelconcipienten in die Hände fielen, die in mancher Gegend eine wahre Pest der Unterthanen sind, indem sie solche zu allerhand unnützen Händeln und Forderungen ermuntern, um ihr Geld zu erpressen. Auf solche übelthätige Menschen müßte genau vigilirt, und im Betretungsfall alle Strenge der Gesetze gegen sie ausgeübt werden; wogegen Mir aber Landprediger, die sich auf eben bemerkte Art um ihre oder benachbarte Gemeinen besonders verdient machen werden, zu seiner Zeit namentlich angezeigt werden sollen.

Diese meine Gesinnungen haben nun die Departements, durch erforderliche Verordnungen und Anweisungen der Unterbehörden, sämmtlichen Unterthanen in allen Provinzen bekannt werden zu lassen. Zu gleicher Zeit will ich sie aber selbst hiermit aufmerksam machen, daß sehr viele Beschwerden der geringern Unterthanen, wenn sie gleich nach den gegenwärtigen Verhältnissen für unstatthaft zu halten sind, doch gemeiniglich in irgend einem in ältern Zeiten ihnen angethanen Unrecht ihren Grund haben, daß daher um so mehr die Behörden, besonders die Regierung und Kammern, auf das angemessenste angewiesen werden müssen, mit uneingeschränkter Unpartheilichkeit gegen sie zu verfahren, und zu ihren Entscheidungen nicht immer unbedingt die öfters unvollständigen und zuweilen mit offenbarer Begünstigung eines qualifizirten Widersachers, besonders des Pachtbeamten, abgehaltenen Protokolle und Verhöre des Unterrichters zur Grundlage zu machen, sondern

bei dem geringsten Zweifel eine anderweitige Untersuchung an Ort und Stelle durch geschickte und redliche Geschäftsmänner zu verfügen; besonders auch sich keine Verzögerungen bei den Untersuchungen oder dem Rechtsgange und keines übertriebenen Sportulirens schuldig zu machen. Ferner müssen auch die Kammern und Regierungen auf Mißbräuche und Plackereien, welche die Pachtbeamten gegen die Unterthanen hin und wieder sich erlauben, aufmerksamer sein, als bisweilen geschieht, und gegründeten Klagen darüber sogleich und ohne alle Kosten der Bedrückten summarisch abhelfen; allerwärts genau bestimmte Dienst-Reglements für die dienstpflichtigen Unterthanen einführen und bekannt machen, und bei Anfertigung und Erneuerung dieser Reglements nicht blos für alte Rechte und Observanzen, wenn sie für den Unterthan zu lästig sind, Rücksicht nehmen, sondern auch auf solche Grundsätze, wobei man sicher sein kann, daß der Dienstpflichtige sich in dem ihm angemessenen Wohlstande erhalten könne, wenn er arbeitsam und ordentlich ist. Endlich wird es auch viel zur Vermeidung des Supplicirens der Unterthanen beitragen, wenn besonders das Justiz-Departement und General-Direktorium sich bei Bescheidungen der ihnen aus dem Kabinette remittirten Vorstellungen der bisher üblichen Wendung enthalten: »Da Seine Majestät das Gesuch des Supplikanten remittirt haben, so kann darauf nichts verfügt werden.« Die Absicht des Remittirens einer Vorstellung geht dahin, daß der Supplikant nach den verfassungsmäßigen Grundsätzen beschieden werden soll. Ist dies schon einmal auf eine Immediat-Eingabe geschehen, und

er bringt keine Nova vor, so wird er simplicirter in Meinem Namen auf die vorige Resolution zurückgewiesen, und bei erneuertem Suppliciren als Querulant bestraft. Ist das noch nicht geschehen, so muß er kurz und deutlich mit Anführung der Gründe die ihm entgegenstehen, nach Lage der Akten beschieden, oder wenn Supplikant erhebliche Motiva vorgebracht hat, seine Sache noch einmal summarisch untersucht, und im Erforderungsfalle darüber an Mich berichtet werden. Es ist zu vermuthen, daß hierdurch dem unnützen Suppliciren der Unterthanen am besten gesteuert, und ihnen ein hinlängliches und nothwendiges Zutrauen zu der Gerechtigkeit ihrer vorgesetzten Obrigkeiten eingeflößt werden wird, und ich zweifle keineswegs, daß die sämmtlichen Departementschefs nicht alle ihre Kräfte gern aufbieten sollten, um dies glückliche Verhältniß nach äußerster Möglichkeit zur Wohlfahrt des Staates und zur wesentlichen künftigen Erleichterung ihrer Dienstpflichten zu begründen.«

Friedrich Wilhelm.

An
den Staatsrath.

Sind dies nicht Worte eines von wahrhafter Liebe zu seinen Kindern durchdrungenen Vaters? Und dennoch wollten wir, wenn ein solches Dokument isolirt dastände, es nicht als ein Zeugniß für die Gesinnungen des Königs gelten lassen; aber wohl erlangt es eine hohe Geltung, wenn man sieht, wie es nur ein einzelnes Glied in einer fortlaufenden gleichartigen Kette von Thatsachen ist, die sich durch das

ganze Leben des Königs hinzieht. Wir führen deshalb, theils als die schärfste Charakteristik, theils weil wir glauben, unseren Lesern eine Freude zu bereiten, einzelne Züge bezeichneter Art aus der ersten Regierungszeit des Königs hier an.

Eine arme jüdische Frau, deren Mann wegen Konterbandirens zu mehrjähriger Festungsstrafe in Spandau verurtheilt worden war, lebte mit ihren Kindern in der größten Dürftigkeit und entschloß sich endlich, ermuthigt durch das, was sie über die Denkungsart und Handlungsweise des jungen Königs hörte, an diesen sich mit einem Gnadengesuch zu wenden. Zu diesem Behuf schickte sie zwei von ihren Kindern mit einem Bittschreiben nach dem Palais des Königs und befahl ihnen, vor der Thür zu warten, bis der König ausginge, und ihm dann das Schreiben eigenhändig zu übergeben. Nachdem die Kinder mehre Stunden im Regen dicht an der Thür des Palais gewartet hatten, bemerkte sie die Königin und schickte sofort einen Bedienten hinab, um nach dem Begehr der Kleinen zu fragen, worauf sie auch den König auf die muthmaßlichen Bittsteller aufmerksam machte. Der Bediente kam bald zurück und berichtete, daß die Kinder ihre Bittschrift nur dem Könige selbst übergeben dürften. »Wenn das ist,« sagte der König hierauf lächelnd, »so laß sie heraufkommen.« Hierauf erschienen die Kinder, knieten lautweinend vor dem Könige nieder und überreichten demselben das Schreiben ihrer Mutter. Nachdem der König es auf der Stelle gelesen hatte, sagte er: »Kinder, was Eure Mutter da bittet, kann ich nicht so gewähren; Euer Vater hat seine

Strafe verdient; geht nach Hause und sagt ihr, sie müsse in Geduld abwarten, bis ihr Mann wiederkäme. Damit Ihr aber nicht ganz umsonst gekommen seid, so nehmt dieses mit.« Mit einigen Thalern beschenkt, gingen die Kinder fort. Der König aber ließ sich sogleich von dem Stande der Sache unterrichten, und da er nun fand, daß der Bestrafte keines weitern Vergehens schuldig sei, so befahl er sofort eine Staffette an den Festungs-Kommandanten mit dem Befehle abzufertigen, daß der Gefangene nicht nur sogleich freigelassen, sondern daß ihm auch streng anbefohlen werde, so zu eilen, daß er noch am Abend desselben Tages bei seiner Familie einträfe. Als nun die arme Judenfrau, getheilt zwischen Kummer und Freude, bei dem Abendbrode saß, zu dem ihr das königliche Geschenk die Mittel gewährt hatte, öffnete sich die Thür und das Jubelgeschrei der Familie tönte dem Gatten und Vater entgegen.

So handelte der edle Monarch, der es vermeiden wollte, das kummervolle Herz einer armen Frau mit einer vielleicht unerfüllbaren Hoffnung noch tiefer zu kränken, sondern statt dessen den Werth einer hohen Gnade noch durch die Freude einer süßen Ueberraschung erhöhte.

Überhaupt hat der König, wo es Gnade und Gerechtigkeit galt, niemals einen Unterschied der Religion oder des Standes gelten lassen. In Bezug auf die Juden fehlt es auch namentlich in jener Zeit nicht an überzeugenden Thatsachen, welche das Gesagte bestätigen. Der König empfing nach seiner Thronbesteigung die beglückwünschende Deputation der Judenschaft mit demselben Wohl-

wollen, wie andre, und ertheilte ihnen die freundlichsten Versicherungen. Schon als Kronprinz hatte er diese Gesinnungen an den Tag gelegt, und wir theilen zum Beweise folgendes Schreiben an den Oberlandesältesten der jüdischen Gemeine zu Berlin mit:

»Obgleich Ich den Oberlandesältesten Jacob Moses bis dahin persönlich nicht gekannt habe, so habe Ich dennoch mit Vergnügen seine Rechtschaffenheit von mehren Seiten rühmen hören, und aus den Mir mitgetheilten Papieren hiernächst mit eben dem Vergnügen ersehen, wie gewissenhaft und mit welchem Beifall er 30 Jahre hindurch verschiedenen Aemtern seiner Gemeine vorgestanden hat. Wenn daher mein Beifall sollte beitragen können, den Jacob Moses für die treue Beobachtung seiner Pflichten zu belohnen, so rechne Ich es zu den meinigen, die Versicherung davon abzulegen, indem die Zufriedenheit guter Unterthanen Mir nie gleichgültig sein wird.«

Berlin den 21. Septb. 1796.

Friedrich Wilhelm.

Die huldvollen Gesinnungen, welche Friedrich Wilhelm als Kronprinz für den genannten, sehr achtungswerthen Mann hegte, bewahrte er ihm auch nach seiner Thronbesteigung, und gab ihm mehrfältige Beweise davon. Dieselben Grundsätze gab der junge König auch in andern gesellschaftlichen Beziehungen kund, und öfter als einmal bewies er deutlich und nachdrücklich sein Mißfallen, wenn er bemerkte, daß einzelne Stände sich besondere Bevorzugungen anmaßten und Zurücksetzungen erlaubten.

Bald nach des Königs Thronbesteigung gab ein Minister einen Ball, auf dem auch der König und die Königin erschienen. Da sie etwas spät kamen, sagte die Königin zu der Gemahlin des Staats-Ministers mit freundlichem Lächeln: »Nehmen Sie es nicht übel, daß wir so spät kommen; mein Mann hatte noch Geschäfte.« Trotz dieser schönen Äußerung der Königin, die, wie man glauben sollte, den Gesinnungen eines spröden Rangstolzes Einhalt hätte thun müssen, wurde auf eben diesem Balle dennoch eine junge und liebenswürdige Dame niemals zum Tanze aufgefordert, weil sie von bürgerlicher Herkunft war. Dem Könige fiel dies auf; kaum hatte er aber den Grund der Vernachlässigung erfahren, als er selber die Dame zum Tanz führte, und solchergestalt die bürgerlich einfachen Eintrittsworte der Königin auf das Schönste ergänzte.

Der König konnte es daher auch nicht leiden, wenn die Erhebung in den Adelstand von solchen Personen nachgesucht wurde, welche keinen andern Grund dazu hatten, als die Erfüllung einer nichtigen Eitelkeit. Auf eine Bitte dieser Art ertheilte er deshalb unter andern folgende Antwort:

»Aus Eurer Vorstellung vom 10ten d. M. ersehe ich Euern Wunsch, in den Adelstand erhoben zu werden, zu welcher Auszeichnung Ihr Euch durch Euer Vermögen und die dem Preußischen Staate erwiesenenen Dienste für berechtigt haltet. Ohne darauf Rücksicht nehmen zu wollen, daß Dienstleistungen nicht mehr, als die mit einem Amte nothwendig verknüpfte Pflicht sein kann und sein muß, so scheint es mir, als wenn Ihr mit dem, was

man in unsern Tagen Auszeichnung nennen könnte, nicht ganz richtige Begriffe verbindet. Da Ihr nach Eurer Äußerung in der Lage seid, Euren Kindern eine gute Erziehung zu geben; auch überdem durch pflichtmäßige Führung Eures Amtes Euch, außer meiner besondern Zufriedenheit, Achtung und wahre Auszeichnung verschaffen könnt; so werdet Ihr wohl selbst einsehen, daß ich unrecht handeln würde, in Euer Gesuch zu willigen, was Euch und dem Staate gar keinen Vortheil bringen würde.

Uebrigens bin ich Euer wohlaffectionirter König

Berlin den 13. März 1798.

Friedrich Wilhelm.

Einen fernern Beleg über die Denkweise des Königs in dieser Beziehung giebt folgende Kabinetsordre:

»Mein lieber Großkanzler von Goldbeck! Da Ihr mir den Regierungsdirecktor Vangerow in Eurem Bericht vom 16ten d. M., als einen sehr tüchtigen, rechtschaffenen und thätigen Mann schildert, welches mir auch von andern Seiten bestätigt wird; so trage ich kein Bedenken, seine Anstellung zum Präsidenten der Magdeburgischen Regierung, an die Stelle des verstorbenen Präsidenten von Tevenar zu genehmigen, und könnet Ihr das dazu erforderliche Patent meiner Vollziehung unterlegen. Seine Erhebung in den Adelstand aber, die Ihr mir zu gleicher Zeit vorschlaget, hat mit der Stelle gar nichts zu thun, und kann unbedenklich ausgesetzt bleiben, wiewohl ich, nachdem es die Umstände gestatten, zu seiner

Zeit darauf Rücksicht zu nehmen, nicht abgeneigt bin. Ich aber bleibe Euer wohlaffectionirter König

Berlin den 12. Dezbr. 1797.

Friedrich Wilhelm.

An
den Großkanzler von Goldbeck.

Als in der spätern Regierungszeit des Königs einst ein reicher Banquier in den Adelstand erhoben zu werden wünschte, und sich zur Unterstützung seines Gesuchs hauptsächlich auf seinen Reichthum berief, antwortete ihm der König sehr treffend, daß, wenn Alle so dächten wie der Bittsteller, bald kein einziger reicher Bürger mehr im Staate sein würde; dagegen sei sein, des Königs, Trachten gerade hauptsächlich darauf gerichtet, recht viele reiche Bürger zu haben.

Eben so wenig war der König gesonnen, dem Soldatenstande, dem Civil gegenüber, Anmaßungen zu Gute kommen zu lassen, und der Armee-Befehl, den er in dieser Rücksicht erlassen hat, ist vielleicht das Strengste, was je aus seiner Feder hervorgegangen ist. Wir zögern nicht, unsern Lesern dieses wahrhaft wichtige Dokument mitzutheilen:

»Ich habe sehr mißfällig vernehmen müssen, wie besonders junge Officiers Vorzüge ihres Standes vor dem Civilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militair sein Ansehen geltend zu machen wissen, wenn es ihm wesentliche Vortheile zu Wege bringt, und das ist auf dem Schauplatz des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen haben, allein im Uebrigen darf

es sich kein Soldat unterstehen, wes Standes er auch sei, einen meiner Bürger zu brüskiren. Sie sind es, nicht ich, die die Armeen unterhalten, in ihrem Brod steht das Heer der meinen Befehlen vertrauten Truppen, und Arrest, Cassation und Todesstrafe werden die Folge sein, die jeder Contravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat.

Berlin den 1. Januar 1798.

Friedrich Wilhelm.

Nur höchst selten sprach der König in solchem Tone der ernstesten Strenge und nur dringendste Veranlassung konnte ihn dazu bewegen. Uns ist aus jener Zeit nur noch ein Dokument der Art bekannt geworden, daß wir, da es ganz augenscheinlich ebenfalls von dem Könige selbst verfaßt ist, hier folgen lassen.

Ein Banquier der in einer streitigen Wechselangelegenheit seinen Prozeß in drei Instanzen verloren hatte, kam um Revision des Prozesses ein, und erhielt als Bescheid die Bestätigung der gefällten Urtheile, indem zugleich die dafür sprechenden Gründe auseinandergesetzt waren. Hiermit noch nicht zufrieden, verlangte er eine nochmalige Revision der Angelegenheit, für die er angeblich neue Gründe beibrachte, und auch diesmal wurde seinem Gesuch willfahrt und ihm nochmals die Gründe, welche zu der stattgehabten Entscheidung veranlassen mußten, ausführlich auseinandergesetzt. Das Alles aber beruhigte den Streitsüchtigen nicht, vielmehr kam er zum dritten Male beim König deshalb ein, und ersetzte den Mangel an Gründen durch die Drohung,

seinen Prozeß drucken lassen zu wollen. Hierauf erhielt er folgende Kabinets-Ordre zum Bescheide:

»Es ist allerdings mein fester Vorsatz, dafür zu sorgen, daß auch dem geringsten meiner Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahre, aber Ich werde Mir nie von einem unnützen Querulanten einseitige Gesichtspunkte aufdringen lassen, um gegen die Meinung Meiner bewährtesten Justiz-Beamten, und selbst gegen die Stimme des Publikums über Recht oder Unrecht zu entscheiden. Lasset Meinetwegen über Euren Prozeß drucken, was Ihr bei der Polizei verantworten könnet, und zeiget Mir den Richter an, dem Ihr es beweisen könnet, daß er nach Privatabsichten gegen Euch entschieden habe, aber hütet Euch wohl, Mir bloße leidenschaftliche Muthmaßungen für Wahrheit zu geben, oder boshafte Verläumdungen anzubringen, wofür Ich Euch nach der ganzen Strenge der Gesetze werde züchtigen lassen. Wollt oder könnt Ihr dies nicht, so behelligt Mich nicht wieder durch unbescheidenen Ueberlauf in Eurer bis zum Ueberfluß untersuchten und entschiedenen Wechselsache, Ihr werdet gewiß übel dabei fahren, denn meine Zeit gehört dem Unterthan, der Ruhe, Ordnung und Aufrechthaltung der Gesetze liebt und wünscht, nicht aber dem, der solche zu untergraben sucht.

Dies zur Achtung auf Euer abermaliges Schreiben vom 15ten d. M.

Berlin den 16. Dzbr. 1797.

Friedrich Wilhelm.

Zu so harter Sprache konnte der König jedoch nur

durch offenbare Böswilligkeit veranlaßt werden, wogegen er selbst bei schweren Vergehungen, sofern er nur annehmen konnte, daß sie mehr aus Irrthum und Unwissenheit als aus wirklicher moralischer Verderbtheit hervorgegangen seien, es viel lieber vorzog, milde und versöhnende Worte und väterliche Ermahnungen an den Schuldigen ergehen zu lassen. Wir sind im Besitz einiger Dokumente dieser Art, welche mehr, als jede Lobrede es thun könnte, von dem wahrhaft herrlichen und verehrungswürdigen Charakter des Königs Zeugniß ablegen, Dokumente, die jeder Preuße kennen sollte, um in seinem ganzen Umfange die die Wahrheit seines Gefühls kennen zu lernen, daß ihm in Friedrich Wilhelm III ein Vater gestorben sei.

In einer kleinen Provinzialstadt hatte sich die Bürgerschaft öftere Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, zuletzt namentlich wegen Ableistung des Bürgereides, zu Schulden kommen lassen, so daß die Behörde sich endlich genöthigt sah, den König um die Gewährung militairischen Beistandes zu bitten. Statt jedoch dieses Gesuch zu bewilligen, wollte der gütige, väterliche Monarch zuvor versuchen, die strafbare Bürgerschaft durch ernste, ermahnende Worte zu ihrer Pflicht zurückzuführen, und dies that er auf eine wahrhaft ergreifende und herzerhebende Weise durch nachstehende Cabinets-Ordre:

Bürger von F . . .! Gern nennte Ich Euch Meine lieben Bürger, aber wie kann Ich das, da Ihr Meine Gesetze verachtet, ungehorsam gegen Eure Obrigkeit seid, Euch gegen sie zusammen rottirt, und sie durch Gewalt an der Ausübung ihrer Pflichten verhindert? — Also Ihr

Bürger von F..., Ihr habt Euch schwer vergangen und harte Strafe verdient, und wenn Ich Euch bloß nach dem Gesetze behandeln wollte, so hättet Ihr schon die militairische Hülfe in Euern Mauern, um solche zu vollziehen. Allein es schmerzt Mich, daß Ihr von allen Meinen Unterthanen die ersten und einzigen sein sollt, an welchen solche Strenge ausgeübt wird, und daß Ihr auf diese Art der Schande und Verachtung des ganzen Landes blosgestellet werdet, wo solche rebellische Widersetzlichkeiten, Gottlob, unerhört sind. Ich will daher noch einmal die Güte an Euch versuchen. Gehet in Euch, folget der Stimme und dem Rathe der guten Menschen, die unter Euch sind, und nicht den eigennützigen Rädelsführern, die Euch zu verführen suchen. Leistet den Bürgereid, den Ihr nach Gesetz und Recht zu leisten schuldig seid. Gehorchet der Obrigkeit und suchet durch eine ruhige und gesetzmäßige Aufführung doch einmal den verhaßten Ruf der Widerspenstigkeit von Euch abzuwälzen, der schon seit so langen Jahren auf Euch ruhet, und Euch unglücklich macht. Ich bitte Euch darum als ein wohlmeinender Vater, und befehle es Euch als Euer König. Ihr sollt Mir alsdann als treue und rechtschaffene Unterthanen lieb und werth sein, und Ich werde Euch in allem, was Recht ist, schützen. Kehret Ihr aber nicht sogleich zu Eurer Pflicht zurück, so wisset, daß Ich ein strenges Exempel an Euch statuiren werde, und daß bereits die erforderlichen Befehle gegeben sind, auf den ersten neuen Unfug, das Militair bei Euch einrücken zu lassen, um Euch zu harter Strafe abzuführen.

Richtet Euch also hiernach, wenn Ich das Vergangene

vergeben und vergessen soll, und wenn Euch Eure eigne Wohlfahrt und die Liebe Eures Königs etwas werth sind.

Friedrich Wilhelm.«

Daß der König aber wirklich von diesen Gesinnungen beseelt war, und solche Worte nicht bloß in der Absicht sprach, um beruhigend auf die Gemüther zu wirken, geht noch besonders klar aus nachfolgender Cabinets-Ordre hervor, in welcher der König nicht zu den Strafbaren selbst, sondern vielmehr zu ihren Behörden und Vorgesetzten spricht.

In dem Dorfe Ützen, in der Grafschaft Marck, brach eine sehr heftige Viehseuche aus, und die Bauern widersetzten sich der von der märkischen Kammer verordneten Tödtung des erkrankten Viehes. Der Landrath konnte selbst mit Militair-Unterstützung die Widerspenstigkeit der Bauern nicht brechen, und schon sollte die Verordnung durch ein verstärktes Militair-Commando vollzogen und zugleich die Strafbaren in Verhaft genommen werden, als es dem Prediger des Dorfes gelang, die Bauern von ihrem Unrecht zu überzeugen, worauf er sich mit der Bitte um Begnadigung für die verübte Widerspenstigkeit der Bauern an den König wendete, und von demselben folgende Antwort erhielt:

»Es macht Euch Ehre, daß Ihr von den Verhältnissen Eures Standes und Amtes einen so gemeinnützigen und lobenswürdigen Gebrauch macht, als Ihr bei Gelegenheit der Widersetzlichkeit Eurer Gemeinde gegen das Todtschlagen des angesteckten Viehes gethan habt, und ich erkenne Eure Bemühungen als einen sichern Beweis, daß

Ihr zu den rechtschaffenen Geistlichen gehört, die den Umfang ihrer Berufspflichten nicht blos auf die engen Grenzen der Kanzel einschränken, und es fühlen, wie sehr sie sich durch vernünftige Theilnehmung an dem leiblichen Wohl und Weh ihrer Gemeinden einen für Volk und Staat gleich wohlthätigen Wirkungskreis schaffen können. Ihr habt Recht, mir die dortigen Einwohner als ein argloses, gutgesinntes und seinem Könige treu ergebenes Volk zu schildern, welches sich nur im Schmerz über die grausame Plage der Viehseuche bei den harten aber durchaus nothwendig gewordenen Vorkehrungsmitteln zur sträflichen Widersetzlichkeit hat verleiten lassen. Sagt ihnen in meinem Namen, daß ich ihnen von Herzen vergebe, da sie ihr Unrecht einsehen, ihnen als treue und brave Unterthanen landesväterlich zugethan bleibe, und mich zu ihnen nach wie vor aller Folgsamkeit gegen Gesetz und Obrigkeit und treuer Anhänglichkeit an ihren König versehe.

Suchet es ihnen begreiflich zu machen, daß weder Ich noch die Obrigkeit Gefallen daran haben könnten, ihr Vieh todtschlagen zu lassen, und dadurch die Hauptquelle ihrer Nahrung unbarmherzig zu zerstören, daß aber, da diese grausame Maßregel für die allgemeine Wohlfahrt nothwendig geworden wäre, sie sich mit Geduld ihrem traurigen Schicksale unterwerfen müssen, und versichert halten könnten, daß Ich sie von Herzen bedaure, und gern alles, was zur Linderung desselben beitragen könnte, zur rechten Zeit verfügen werde, dagegen aber auch sicher von ihnen erwarte, daß sie künftig von aller strafbaren Widerspenstigkeit abstehen werden. Ich hoffe, daß Ihr diesen Gesin-

nungen den besten Eingang bei ihnen werdet zu bahnen wissen und bin Euer gnädigster König

Berlin den 30. März 1798.

Friedrich Wilhelm.«

Einen ähnlichen Charakter von wahrhafter Vatergüte trägt die Cabinets-Ordre des Königs an den Präsidenten von Gerlach im Betreff des mit einem sogenannten Wunderkinde getriebenen Mißbrauchs. — In dem Dorfe Blüthen bei Perleberg nämlich wurde einem dortigen Einwohner am Siebenschläfer-Tage um 7 Uhr Morgens der siebente Sohn geboren, und dieses Kind am Siebenbrüder-Tage getauft. Dies Zusammentreffen der Zahl Sieben veranlaßte bei dem Vater den Glauben, daß sein neugebornes Söhnchen von Gott mit besonderer Wunderkraft begabt worden sei, und da er nach einiger Zeit erzählte, daß er von einer langwierigen Brustkrankheit einzig und allein dadurch genesen sei, daß sein Söhnchen eine Nacht bei ihm im Bette gelegen habe, so fingen auch die andern Dorfbewohner an, seinen Glauben zu theilen, und bald war der Ruf von der Heilkraft des Wunderkindes auf viele Meilen weit so verbreitet, daß ganze Wagen voll Kranke nach Blüthen wallfahrteten, um daselbst geheilt zu werden, was dadurch geschah, daß die Kranken den Brandtwein, in welchem das Wunderkind mit seinen Händchen geplätschert hatte, tranken oder sich damit wuschen. Natürlich mußte die Behörde gegen diesen Unfug einschreiten; als aber der König durch den monatlichen Bericht vom Zustande der Kurmark von Seiten der kurmärkischen

Kammer davon in Kenntniß gesetzt ward, erließ er die obenerwähnte Kabinets-Ordre, welche folgendermaßen lautet:

»Mein lieber Präsident von Gerlach! Es ist ganz recht, daß dem Aberglauben, welcher in dem Dorfe Blüthen mit dem angeblichen Wunderkinde getrieben wird, mit Nachdruck ist gesteuert worden. Sollten indessen die ergriffenen Maßregeln ihre Wirkung verfehlen, so ist es besser, dem Unfug durch Belehrung von den Kanzeln und aus den öffentlichen Blättern entgegen zu arbeiten und habt Ihr daher in Gemäßheit dessen das weitere Erforderliche zu veranlassen.

Charlottenburg den 13. Juli 1798.

Friedrich Wilhelm.«

Züge dieser Art, welche damals durch die Tagesblätter allgemein bekannt wurden,* brachten, wie man denken kann, einen allgemeinen Enthusiasmus hervor und vermehrten die Liebe des Volkes zu seinem jungen Könige in eben dem Grade, als es die Erwartungen und Hoffnungen, die es von ihm gehegt hatte, in Erfüllung gehen sah. Denn außer den Merkmalen einer unbeschreiblichen Herzensgüte, waren auch die ersten Regierungsmaßregeln des Königs, von denen wir im nächsten Kapitel sprechen

*Die Bekanntmachung der Kabinets-Ordres, so wie einzelner Charakterzüge und Anekdoten wurde von dem Könige keinesweges besonders begünstigt und noch viel weniger von ihm veranlaßt, was besonders aus dem Umstande hervorgeht, daß mehre Mittheilungen der periodischen Blätter sich als falsch, zum Theil sogar erdichtet erwiesen und in andern Blättern ihre Berichtigung fanden.

werden, nächstdem seine Lebensweise nach der Thronbesteigung, sowie endlich vielfältige Akte der Gerechtigkeit und einer umfassenden Milde ganz dazu geeignet, das Volk in dem Glauben zu befestigen, daß sein neuer König auch als Regent, wie er es als Mensch that, die heiligen Pflichten seines Berufs zum Glück der Nation erfüllen werde.

In der That beschränkte sich der König nicht nur darauf, die an ihn ergangenen Bitten, wo irgend zulässig, und zwar auf eine für den Bittsteller erhebende Weise, zu erfüllen, sondern er nahm selbst aus freier Entschließung, wenn ihm das Elend achtungswerther Menschen zu Ohren kam, Veranlassung dasselbe zu beseitigen, oder doch zu mildern. Nicht minder übte er da, wo gegründete Ansprüche obwalteten, das strengste Recht, ohne kleinliche Rücksicht auf Nebenumstände, die vielleicht manchem Herrscher als Gründe gegolten haben würden, selbst dem Rechte Zwang anzuthun. Wir theilen in dieser Beziehung folgende Thatsache mit:

Zu dem Schulzengute in Friedrichshagen im Amte Köpenick gehörten 78 Morgen Land, welche Friedrich der Große im Jahre 1770 auf einer Reise mit jungen Fichten bepflanzt fand, und deshalb dem Landjäger befahl, es zu schonen. Zwölf Jahre später wurde dem Besitzer eine Entschädigung durch ein anderes Stück Forstland von derselben Größe bewilligt, worüber die kurmärkische Kammer mit dem Schulzen einen Entschädigungs-Kontrakt abschloß, der von dem General-Direktorium bestätigt wurde. Nachdem jedoch das Schulzengut nach und nach an andre Eigenthümer übergegangen war, erhob die kurmärkische Kammer

im Jahre 1789 einen fiskalischen Prozeß gegen den damaligen Besitzer, indem sie behauptete, daß in Betreff der Entschädigung ein Irrthum vorgefallen sei und das Entschädigungs-Land demnach dem Fiskus wieder anheim fallen müsse. Als dieser Prozeß endlich im Jahre 1797 zu Gunsten der Kammer entschieden worden war, wandte sich der zeitliche Besitzer Namens Wilke mit einem darauf bezüglichen Gesuch an den König, der hierauf dem General-Direktorium folgenden Bescheid ertheilte:

»Wenn es seine Richtigkeit hat, daß wegen der im Jahre 1770 aus Versehen eingehegten, dem Schulzengute zu Friedrichshagen zugehörigen 78 Morgen Ackerlandes derjenige Entschädigungs-Kontrakt, welchen der Wilke seiner Vorstellung vom 12. d. M. kopeilich beigelegt hat, wirklich von der Kammer geschlossen und von der höhern Instanz konfirmirt worden ist, und der gedachte Wilke jenes Schulzenamt auf den Grund dieses Kontrakts käuflich an sich gebracht hat, so sehen Se. Königl. Majestät von Preußen gar nicht ein, wie man demselben die in dem Kontrakte stipulirten 78 Morgen hat streitig machen können; vielmehr müssen ihm solche, wenn nicht ganz erhebliche Gegengründe, worüber seine Majestät Bericht gewärtigen würden, entgegenstehen sollten, ohne die geringste fernere Weitläufigkeit zurückgegeben werden. Denn eine Versicherung, vom Staate gegeben und garantirt, muß unverletzlich sein und gegen alle kleine Rechtsbehelfe feststehen. Eben darum muß eine solche Versicherung nie ohne vorherige genaue Überlegung ertheilt werden; und wenn von dieser Seite von der Behörde etwas in dem

vorliegenden Falle versehen sein sollte, so muß diese dafür verantwortlich sein, keinesweges aber derjenige, der nach seinem schuldigen Zutrauen auf die Redlichkeit des Staats gehandelt hat.«

Berlin den 17. Januar 1798.

Friedrich Wilhelm.

Diese Entscheidung des Königs ist erst dann vollständig zu würdigen, wenn man weiß, daß Friedrich Wilhelm III in hohem Grade sparsam war und es zunächst für seine wichtigste Aufgabe hielt, den Staat, den er mit einer ungeheuren Schuldenlast von seinem Vater geerbt hatte, von dieser schwerdrückenden Bürde zu befreien. Wir werden späterhin von den Maßregeln sprechen, welche der König in dieser Absicht ergriffen hat, und nicht minder die glänzenden und überaus rasch erzielten Erfolge dieser Bestrebungen nachweisen. Hier begnügen wir uns, solche Thatsachen mitzutheilen, welche zunächst als Beiträge zur Charakteristik des Königs dienen sollen, denn es ist, wie wir bereits mehrfältig angedeutet haben, unsere Absicht, den Leser durch Mittheilungen dieser Art, selbst zu einem Urtheil zu befähigen, und ihn solchergestolt selbst zum Zeugen des Ruhmes und Lobes zu machen, die wir diesem herrlichen Monarchen zu spenden uns gedrungen fühlen.

Von ganzer Seele geneigt, Künste und Wissenschaften zu unterstützen und zu heben, und von der Nothwendigkeit solcher Maßregeln innig überzeugt, ließ sich der König im Anfange doch durchaus nicht zu raschen und kostspieligen Einrichtungen bestimmen, indem er mit der ihm

eigenthümlichen klaren Besonnenheit die Ausführung hierauf bezüglicher Plane, selbst wenn sie Lieblings-Ideen von ihm umschlossen, denjenigen nachsetzte, welche zur Zeit für das wahre Wohl des Staates dringlicher und gedeihlicher waren. Nachstehende Kabinets-Ordre an den Minister von Heinitz bestätigt das Gesagte in seinem ganzen Umfange. — Minister Heinitz hatte nämlich dem Könige eine genaue Darstellung von dem vormaligen und jetzigen Zustande der Akademie der bildenden Künste, so wie von ihren bisherigen erspriesslichen Resultaten vorgelegt und zugleich einige Vorschläge zu neuen zweckmäßigen Einrichtungen beigefügt. Gleichzeitig fragte er um des Königs Meinung wegen der von Friedrich Wilhelm II noch bei seinen Lebzeiten angeordneten Einrichtung von Denkmalen für Friedrich den Großen und den frühverstorbenen Prinzen Ludwig, sowie endlich wegen der Gründung eines Kunstmuseums in Berlin. Folgendes ist die hierauf vom König ertheilte Antwort:

»Mein lieber Staatsminister, Freiherr von Heinitz! Es ist mir sehr angenehm gewesen, mit der in Eurem Bericht vom 23. d. M. enthaltenen vollständigen Übersicht des Zustandes der Eurer Aufsicht anvertrauten Akademie der Künste, zugleich eine bestätigte Überzeugung Eurer schätzbaren Verdienstlichkeit in diesem Fach zu erhalten.

Besonders wohlthätig sind die Bemühungen, durch welche Ihr den Geist der schönen Künste, zu Veredlung der Gewerbs-Arbeiten, zu verbreiten und gemeinnützig zu machen sucht; und ich werde die Vorschläge, welche Ihr mir zu mehrerer Ausbreitung dieses Geistes, durch anzu-

legende Kunstschulen, besonders in den neuen Provinzen, die dessen so bedürftig sind, einzureichen Willens seid, jederzeit mit Wohlgefallen annehmen und nach Möglichkeit unterstützen.

Eben so finde ich Eure Idee, zur Verbindung des Curatorii der Akademie der Wissenschaften mit dem Curatorio der Akademie der Künste, ganz zweckmäßig, da Wissenschaften und Künste in genauen Beziehungen mit einander stehen, und werde nach näherer Überlegung dieser Sache, darüber mit der Zeit mich näher bestimmen.

Was das Monument betrifft, welches zum Andenken meines verstorbenen Bruders in der Dom-Kirche aufgestellt werden soll, so muß solches allerdings nach dem kontraktmäßigen Plan mit dem Schadow vollendet werden. Indessen scheint mir die Aufstellung desselben in der Dom-Kirche, um deshalb nicht ganz zweckmäßig, weil es daselbst das einzige Monument sein würde, und ich glaube, es wird sich zur Aufstellung desselben mit der Zeit noch wohl ein anderer schicklicher Platz in Anschlag bringen lassen.

Das, dem Könige Friedrich II zu errichtende Denkmal muß vor der Hand, und bis dringendere Staatsbedürfnisse befriedigt sind, noch ausgesetzt bleiben; der Ruhm dieses Fürsten lebt noch in seinen Werken, vor unsern Augen, und kann diesen Aufschub ertragen.

Aus gleichen Gründen wird man auch die Anlage und Einrichtung eines Musei, so nützlich auch solche sein möchte, bis auf günstigere Zeiten ersparen, wiewohl es ganz gut sein wird einen vorläufigen Plan dazu auszuarbeiten, der

bis zum Augenblick der Ausführung vollkommen reifen und diese erleichtern kann.

Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Berlin den 28. December 1797.

Friedrich Wilhelm.«

Bei der hohen Verehrung, von welcher Friedrich Wilhelm für Friedrich den Großen durchdrungen war, kostete es ihm sicher ein Opfer, diesen Gefühlen für den Augenblick keinen Ausdruck geben zu können. Wirklich hatte sich kaum die Lage des Staats etwas gebessert, als der König auch sogleich daran dachte, seinem großen Ahnen ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Wir werden seiner Zeit einige hierauf bezügliche sehr interessante Dokumente mittheilen, so wie nicht minder die Gründe, welche die Ausführung des Planes von neuem bis auf die letzten Lebensstunden des Königs verzögert haben.

Wenn der König bei seinem Regierungs-Antritt es für seine unerläßliche Pflicht hielt, kostspieligen Unternehmungen unter allen Umständen auszuweichen, so unterließ er auch nicht, dieselbe Sparsamkeit in seiner eignen Haushaltung sich zum Gesetze zu machen. Überhaupt änderte der König nach seiner Thronbesteigung in nichts die Lebensweise, die er als Kronprinz geführt: »Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen,« sagte er und bezeichnete mit diesen Worten nebst seinem Entschluß zugleich die Gründe desselben. Daher blieb der König in dem kronprinzlichen Palais wohnen, vermied allen Prunk und allen Glanz und scherzte meist über die Anforderungen

der Etikette. Die Prinzen, seine Brüder, waren ungewiß, wie sie ihn nach seiner Thronbesteigung nennen sollten, der König aber sagte halb scherzend, halb verdrüßlich: »Bin ich denn nicht Euer Bruder geblieben, da ich König geworden bin? Ihr nennet mich Bruder Fritz nach wie vor.« So machte ihm die Zutraulichkeit der Söhne seines verstorbenen Bruders Ludwig viele Freude, da dieselben auf die Nachricht seiner Thronbesteigung in sein Zimmer gelaufen kamen und ihm entgegenriefen: »Ist's denn wahr, Onkel Fritz, daß du König geworden bist?« »Allerdings!« antwortete der König, hob die Prinzen in die Höhe und küßte sie herzlich. Selbst von seinen niedrigsten Domestiken verlangte er jetzt keine größere Ehrerbietigkeit, als früher. Ein Lakai öffnete ihm, da er König geworden war, beide Thüren des Zimmers, während er früher nur eine aufgemacht hatte; der König aber lachte über diesen sonderbaren, der Majestät gezollten Tribut und sagte: »Mein Freund, ich bin seit gestern nicht dicker geworden.« In derselben Weise strich er dem Koch, der ihm jetzt zwei Schüsseln mehr auf den Küchenzettel setzte, diese Zugabe, indem er lachend sagte: »Mein Appetit ist nicht König geworden.« Wie als Kronprinz, fuhr er auch als König fort, täglich die seiner Gesundheit dienlichen kleinen Promenaden zu Fuß zu machen, meistens unter den Linden und im Thiergarten, und unzählige Spaziergänger gingen ahnungslos an dem einfach gekleideten jungen Offizier vorüber, der es verschmähete durch äußere Wahrzeichen seine hohe Würde zu erkennen zu geben, weil er die Ehre und den Ruhm seiner Stellung einzig und allein in der

treuen Erfüllung seiner Pflichten fand. Zuweilen benutzte der König seine kleinen Spaziergänge auch, um sich, nach der Art Friedrichs des Großen, von einzelnen Details des bürgerlichen Lebens zu unterrichten. So ging er eines Tages an einem Holzmarkt vorüber, und da es ihm schien, als ob die Holzhaufen die gehörige Größe nicht hätten, ließ er sofort einige Haufen in seiner Gegenwart ausmessen und gab die strengsten Befehle, darauf zu sehen, daß Jedermann beim Holzkauf das richtige Maaß erhalte.

Wie dem Prunk, so war der König auch der Etikette feind, weil diese eben so leer und nichtig ist, als jene, und die Königin theilte hierin, wie in Allem, die Neigungen und Ansichten des Königs. Nicht selten veranlaßte dies scherzhafte Collisionen mit der Oberhofmeisterin der Königin, welche, obwohl eine überaus würdige Dame, doch in Folge ihrer Stellung eine große Verehrerin der Hof-Etikette und steifer Förmlichkeiten war. Kurz nach seiner Thronbesteigung ließ der König, um sich einen Scherz zu machen die Oberhofmeisterin fragen, ob es ihm wohl erlaubt sei, die Königin zu besuchen? Die Oberhofmeisterin erwiederte, sie wolle ihn augenblicklich bei der Königin melden und ihm dann Antwort sagen lassen. Wirklich warf sich die gute Dame zur Besorgung dieses wichtigen Auftrages in den geziemenden Staat und begab sich hierauf nach dem Zimmer der Königin. Aber nicht wenig erstaunte sie, als sie, die Thür öffnend — das Königliche Paar Arm in Arm in herzlichem Beisammensein neben einander auf dem Sopha sitzen sah. — Ein andres Mal sollte der König seinem Großonkel, dem Prinzen Heinrich

eine Staatsvisite machen und ließ deshalb die Oberhofmeisterin fragen, welches Ceremoniel dabei zu beobachten wäre? Dem erhaltenen Bescheide gemäß, ließ der König den Staatswagen, mit acht Pferden bespannt, vorfahren, in einiger Entfernung von der Staatskarosse aber ein Kabriolett mit zwei Pferden halten. Die Oberhofmeisterin wurde hierauf gebeten, zuerst in den Staatswagen einzusteigen; kaum aber hatte sie dies gethan, so wurde der Schlag zugemacht und der Wagen fuhr fort. Jetzt stieg der König mit seiner Gemahlin in das Kabriolet, lenkte die Pferde selbst und fuhr so zu dem greisen Helden, dem sein Königlicher Neffe darum gewiß nicht minder lieb war.

Bald gewöhnte sich die Umgebung des Königs an diese prunklosen Einrichtungen und auch die Oberhofmeisterin mußte wohl endlich gestehen, daß sie durch die gutgemeinten Scherze eine erfreuliche Belehrung erhalten habe, und daß die herzliche Liebe, die der König und die Königin ihr widmeten, tausendfach köstlicher seien, als Ehrenbezeigungen hohler und wesenloser Formen.

Ein Schriftsteller, der seiner Stellung nach zu der unmittelbaren Umgebung des Königs gehörte,* schildert die Lebensweise des Königs folgendermaßen:

»Vom Arbeitszimmer, wo er ohne Worte und Standgepränge sich blos mit nützlichen Zwecken, mit wohlthätigen Entwürfen beschäftigt hatte, trat der König in den Kreis seiner geliebten Familie, mit Tugenden andrer Art aber eines und desselben Charakters. Seine Frau, — denn warum soll ich hier anders schreiben, als er sprach? —

*Der Verfasser der Materialien zur Geschichte der Jahre 1805—7.

seine Frau, seine Kinder, seine Brüder bildeten diesen Kreis, wo er einen Genuß suchte, den der Thron nicht gewährt. Glücklicher im häuslichen als im königlichen Leben, überließ er sich in der Mitte der Seinen, frei von beschwerlichen Zweifeln und zufriedener mit sich selbst, dem Gefühl einer ungemischten Freude; denn im Glücke seiner Familie fand er das seinige, und um jenes zu begründen, durfte er nur sein Herz um Rath fragen. Diese kleine Welt war für ihn der Lohn erfüllter Pflichten; sie bot ihm in seiner erhabenen Gattin alle Reize, in seinen Kindern alle Hoffnung dar. Die Einigkeit, der sanfte Frohsinn, ein edler Freimuth verliehen diesem Kreis einen unendlichen Zauber. — Die majestätische Grazie der Königin wußte Alles zu vereinigen, Alles zusammenzuhalten, so daß sie zugleich Ehrfurcht und Liebe gebot, und jener Verein einen Reiz um sich verbreitete, bei welchem die Würde sich nichts vergab.« Der König selbst nahm selten Cour an, er versäumte aber niemals die, welche Sonntags Abends gewöhnlich bei der Königin Statt fand. Alle Etikette war indeß aus diesen Versammlungen verbannt. Wohlwollen und Ungezwungenheit herrschten in ihnen, so daß Männer, welche sonst geschworne Feinde alles Hofzwanges waren, sich hier wie im Schooße einer befreundeten Familie befanden, und so sehr sie auch sonst alle großen Gesellschaften mieden, sich entschlossen, diese nicht zu versäumen. Der König und die Königin unterhielten sich, soweit dies möglich war, mit den meisten Anwesenden, und banden durch ihr Betragen und ihre Worte die Herzen immer fester an sich.

Außer seinen nächsten Verwandten zog der König auch noch einzelne Personen seiner Umgebung, namentlich seinen Flügeladjudanten, den Obristen von Köckeritz, den er wahrhaft als seinen Freund liebte, in jenen traulicheren Kreis. — Der Königin fiel es auf, daß Köckeritz sich jedes Mal unmittelbar nach der Tafel entferne und niemals warte, bis der Kaffee servirt war. Sie fragte endlich den König nach der Ursache dieser sonderbaren Eile, und als sie erfuhr, daß der wackere Obrist gewohnt sei, nach Tische ein Pfeifchen zu seinem Kaffee zu rauchen, bat sie den König, seinem Adjudanten eine Überraschung bereiten zu dürfen. Nach der nächsten Mittagstafel sagte die Königin nun zu Köckeritz, er möchte einen Augenblick warten, sie habe ihm etwas zu sagen und werde sogleich wiederkommen. Hierauf verließ sie das Zimmer, kam aber bald nachher mit einem Bedienten zurück, welcher eine gestopfte Pfeife brachte. Diese reichte die Königen nebst einem Fidibus dem Obristen, indem sie mit der ihr eigenthümlichen unbeschreiblichen Freundlichkeit sagte: »Mein Mann und ich, wir wünschten beide, daß Sie bei uns Kaffee trinken möchten, und da ich nun weiß, daß Sie gern Taback dabei rauchen, so habe ich auch für ein Pfeifchen gesorgt.«

Wie gerührt Köckeritz auch über dieses Zeichen huldvoller Freundschaft sein mochte, überrascht konnte er nicht sein, denn Niemand kannte den König und die Königin besser, als Köckeritz. Hatte er doch einen unendlich bedeutsameren Beweis von der Freundschaft seines königlichen Herrn, indem dieser ihn wiederholt aufforderte, ihm

mit treuem Rath in allen Fällen beizustehen, strenge gegen ihn, seinen König zu sein, und es doppelt zu sein, wenn es jemals geschehen sollte, daß im ersten Augenblicke der Aufwallung die Strenge des Freundes den König verletzte. Der obenerwähnte Schriftsteller schildert dieses Freundschafts-Verhältniß folgendermaßen:

»Der Wirkungskreis, den der König dem Obristen Köckeritz angewiesen hatte, war eine ganz neue Idee. Köckeritz wohnte allen Geschäfts-Verhandlungen bei, ohne in der Regel an der Erörterung Theil zu nehmen, und nur deswegen, damit der König außer den Arbeitsstunden Jemand hätte, mit dem er die Vorträge des Morgens wieder durcharbeiten, und seine eignen Entschlüsse zur Reife bringen könnte. Köckeritz sollte in der sogenannten Welt leben, hören, bemerken, dem Monarchen hinterbringen, was er an Einwürfen, an mißmüthigen Urtheilen gesammelt haben würde, nicht als Angeber, sondern als Warner und Rathgeber; er sollte den König auf den ersten Mißbrauch seines geschenkten Vertrauens aufmerksam machen, und seinen Monarchen selbst zur Pflicht wecken, sobald er ihn schlafend finden würde; er sollte, mit einem Worte, der erste Dolmetscher der Nation, und des Königs zweites Gewissen sein. Dieser erhabenen Bestimmung hat sich Köckeritz würdig gemacht.

Was diesem Verhältnisse vor allen Dingen zur Ehre gereicht, ist, daß es nicht das Werk des Ohngefähres, noch die Endfolge einer alten Gewohnheit, sondern eine lange im stillen entworfene durchdachte Idee des Königs war, der im ersten Augenblick, als er den Thron bestieg, voll

von dem Gedanken an seine hohen Verbindlichkeiten und voll Besorgniß über die über ihnen waltenden Gefahren, gegen sich selbst einen sichern Schild erfunden und in die Hände der Freundschaft niedergelegt hat.«

Wir würden es für eine Versündigung gegen den Leser halten, wenn wir der obigen Darstellung noch irgend ein anregendes Wort hinzufügen wollten, denn in der That giebt es wohl keinen Menschen, der nicht von der aufrichtigsten Bewunderung und Liebe für einen König hingerissen würde, welcher so innig treu und mit allen Kräften seiner Seele sein Volk zu beglücken gestrebt hat. Das Volk selbst erkannte dies wohl an, aber der König war weit entfernt, sich selber genügt zu haben. Köckeritz sagte ihm eines Tages, daß das Volk für ihn, den König, von Begeisterung und Liebe durchdrungen sei, weil es so viel herrliches von ihm höre. »Sagen Sie mir das nach zehn Jahren,« erwiederte der König ernst, »so werde ich mich freuen.« Köckeritz Worte waren aber keine Schmeichelei, denn in der That machte die Handlungsweise des Königs nicht nur in seinem eignen Reiche, sondern auch im Auslande allgemeines Aufsehen, und selbst fremde Nationen zollten dem jungen Monarchen eine aufrichtige Bewunderung. Alle Tagesblätter des Auslandes wiederholten die charakteristischen Züge, an welchen die noch so kurze Regierungszeit des Königs doch bereits so reich war, und viele Künstler wählten einzelne dieser Züge zu bildlicher Darstellung; unter andern brachte das Gothaische Taschenbuch auf das Jahr 1799 sechs Kupferstiche, welche interessante Vorfälle aus dem Leben des Königs darstell-

ten, und leitete diese Gabe mit folgenden Worten ein: »Wie könnte man für die Besitzer dieses Almanachs wohl angenehmere und willkommenere Gegenstände gewählt haben, als Scenen aus dem Leben Königs Friedrich Wilhelms des Dritten, eines Monarchen, der seit seiner Thronbesteigung so viele Züge der Regenten-Weisheit und der Menschenliebe hat blicken lassen und auf dessen edlen festen Sinn ganz Europa mit gerechtem Beifall hinblickt.«

So lieb dem Könige solche Äußerungen von Anerkennung auch natürlich sein mußten, so haben wir doch gesehen, daß er weit entfernt war, dadurch zur Überhebung veranlaßt zu werden. Der König war für Schmeichelei durchaus unzugänglich, ja er haßte, wie sich von seinem Charakter und seinen Grundsätzen erwarten ließ, die Schmeichelei auf das Tiefste. Eben so wenig konnte er es leiden, wenn man versuchte, durch Umwege zum Ziel bei ihm zu gelangen. Dieses war namentlich in Bezug auf Gesuche und Bittschriften der Fall. Er war überzeugt, daß jedes schriftliche Gesuch, welches für ihn bestimmt war, auch wirklich an ihn gelangte, und eben so war er sich bewußt, daß er jede nur irgend erfüllbare Bitte von Herzen gern gewährte, ohne daß es vermittelnder Fürsprache oder anderer Umwege bedürfe. Obwohl dies seiner Umgebung bekannt sein mußte, so wagte es doch bald nach seiner Thronbesteigung sein Kammerdiener Wolter ihn im Namen eines alten Kochs, welcher den König noch als jungen Prinzen bedient hatte, (ob zwar so schlecht, daß er, wie erzählt, oft hungrig vom Tische aufstand) um eine Pensions-Erhöhung zu bitten. Dies erzürnte, wie der

Kammerdiener hätte voraus wissen können, den König, und er sagte: »Wenn der Mann nichts Unrechtes bittet, so braucht er keinen Fürsprecher;« indessen bewilligte er natürlich doch die Pension, und zwar mit den scherzenden Worten: »Er soll zu essen haben, wenn er mich auch hat hungern lassen.«

Der treuen Anhänglichkeit, welche der König für diejenigen Personen hegte, die in seiner Jugend ihm nahe gestanden haben, ist bereits oben von uns Erwähnung gethan worden. So wie er den Thron bestieg, verfehlte er daher nicht, seinen ehemaligen Gouverneurs Ehrenbezeigungen und andere Beweise von Dankbarkeit zu Theil werden zu lassen, und dies that er, wie alles Andere, in einer Weise, daß dadurch der Werth der Gabe verdoppelt wurde. — Dem General Grafen von Brühl verlieh er den großen Rothen Adlerorden, und sagte dabei, er hätte ihm noch viel lieber den Schwarzen Adlerorden gegeben, wenn dies nicht durch die bestehenden Ordens-Gesetze verboten wäre, daß er aber nicht weniger thun könne, um sich dankbar für die guten Lehren zu bezeigen, welche er von ihm in vorigen Zeiten erhalten habe, und die er zu befolgen sich bemühen werde. Auch dem Geheime-Rath Benisch ertheilte er auf verbindliche Weise einen Orden. — Noch huldvoller war die Art, wie der König eben jenen Orden seinem ältesten Gouverneur, dem greisen General von Backhof zusendete, indem er ihm nicht nur sagen ließ, er möchte sich, seines hohen Alters und der damit verbundenen Schwäche wegen, ja nicht zu ihm bemühen, sondern sogar seinerseits noch an demselben Tage den

alten Lehrer mit einem Besuche überraschte. — Überhaupt wünschte der König nicht, daß Jemand bloß um seiner (des Königs) Person willen sich in seiner Lebensweise Zwang anthue; nur dem Dienste des Staats sollte, wenn es nöthig war, jedes Opfer gebracht werden; dazu war der König selbst bereit und darum verlangte er es auch von den Staatsdienern. Für seine Person aber sprach er, wie gesagt, diese Rücksichten nicht an. Eines Tages ließ er den General von Rüchel zur Tafel einladen, schrieb ihm aber zu gleicher Zeit: »Ich weiß, daß Sie viele Bekannte in Berlin haben; sollten Sie daher schon anderweitig über Ihre Zeit bestimmt haben, so wünsche ich nicht, daß Sie sich meinetwegen geniren.« Diese freundliche Rücksicht auf persönliche Verhältnisse, war kein Tribut, den der König der Person des Generals Rüchel zollte, so sehr er diesen auch schätzen mochte, noch war irgend ein Nebenzweck damit verbunden, sondern es war einzig der Ausdruck der wahren Gesinnungen des Königs, dessen Seele so voll der erhabensten Eigenschaften war, daß eitler Stolz durchaus keinen Raum darin fand.

Wir schließen hier dieses Kapitel, das wir ausschließlich dazu bestimmt haben, um ein Bild von dem Könige, wie er als Mensch war, aufzustellen. Statt aber mit den ungewissen Farben einer schildernden Charakteristik zu malen, haben wir es vorgezogen, in bunter Mosaik vor den Augen des Lesers eine Reihe von Thatsachen auszubreiten, aus denen sich das Bild des herrlichen Königs gleichsam lebendig, leibhaft und körperlich von selber zusammenfügt. So glauben wir, werden unsere Leser die

klarste und reinste Vorstellung von dem jungen Könige bekommen, der jetzt zuerst den Fuß auf die Bühne der Weltgeschichte stellt. Jetzt, hoffen wir, werden sie ohne Mißtrauen und ohne Beschuldigung der Übertreibung dasjenige lesen, was wir und Andere zum hohen Lobe Friedrich Wilhelms des Dritten sagen. Jetzt werden sie es erklärlich finden, wie selbst leidenschaftliche und vorurtheilsvolle Schriftsteller, wie der Obrist Massenbach in seinen schonungslosen Memoiren, oder gar schmähsüchtige und verläumderische, wie der Verfasser der »vertrauten Briefe« u. A. nur mit Achtung und hoher Bewunderung von dem Charakter und den Gesinnungen des Königs sprechen, indem sie, die Alles verunglimpfen, und die sich außer dem Bereich der Strafe gestellt hatten, doch nie den geringsten Schein eines Makels auf den König zu werfen wagen, da sie zu klug waren, Lügen zu behaupten, für die Glauben zu finden alle Möglichkeit fehlte. Desto kecker wagen sie es, die Regentenfähigkeiten des Köngs in Zweifel zu ziehen, und die Schuld des Unglücks, das Preußen in dem ersten Jahrzehend unseres Jahrhunderts betroffen hat, der Politik und der Verwaltung des Königs zuzuschreiben. Nachdem das Unglück geschehen war, gab es mit einem Male unzählige von Weisheit strotzende Leute, welche genau wußten, wie das Schlimme hätte verhütet werden können und woher es entstanden sei. Freilich, wo Äsung ist, fehlt es nicht an krächzenden Raben! Aber hätten diese Geier und Raben voraussehen können, wie groß der König aus dieser schweren Prüfung hervorgehen werde, wie er die Schmach in Ruhm, die Unterdrückung

in Freiheit, die Niederlage in Sieg, in Glanz und Größe verwandeln werde, — sie hätten sich wohl gehütet, so zuversichtlich zu schmähen und zu prophezeien! Um so größere Ehre darum den Männern, die auch im Unglück die Liebe zu ihrem herrlichen Könige bewahrten, voll Vertrauen auf seinen Willen und seine Kraft blickten und, den Schmähern zum Trotz, diese Liebe und dieses Vertrauen in begeisterten Worten aussprachen. Wir nennen von diesen Biedermännern hauptsächlich den wackern Heinrich Bardeleben* und theilen die ruhige, aber lebendige und wahre Schilderung mit, die er von dem Regierungs-Antritt des Königs entwirft:

»Nach des Vaters Tode bestieg Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron. Mit der Krone umfingen sein Haupt alle Sorgen reiner Vaterlandsliebe, richtiger und ruhiger Einsicht der äußern und innern Verhältnisse des Staats und eines bescheidenen Herzens. — Der König beruhigte sich in dem Entschlusse, nach dem Muster seiner Vorfahren zu herrschen, das Vaterland aber zunächst vom Rande des Abgrunds bedachtsam zurückzuführen. Für sein Herz und seine Privatfreuden behielt er sich vor, in Bürgertugenden ein Beispiel zu geben, für seinen Fürstenruhm aber den Segen der Nachwelt. Und in seiner Weise sollte überall Nichts mehr täuschen und auf Täuschung führen, sondern der öffentliche Charakter sollte sein: deutsch,

---

*Auf die wahrhaft vortreffliche Schrift desselben „Friedrich Wilhelm der Dritte und sein Volk“ werden wir im Laufe dieser Geschichte noch öfter zurückkommen.

wahrhaft, verständig, das Nützliche befördernd, Verdienste ehrend, vor allen die Tugend. Durch Ordnung, Sparsamkeit, Wirthschaftlichkeit, durch Unterstützung des Fleißes sollte dem erschöpften Staate geholfen, sein Kredit hergestellt, öffentliche Schulden abgetragen und fundirt, Eigenthum und persönliche Freiheit durch Gerechtigkeit, Gewissen und Vernunft, durch Toleranz, die Sitten durch öffentliche Achtung der Religion geschützt, und allen Bürgern Raum gelassen werden, das eigne Beste mit möglichster Freiheit, aber innerhalb der Gesetze zu fördern. — Das System des Königs erforderte einen ungestörten Frieden; ihn zu erhalten, friedliche Gesinnungen, Mäßigung, ein wohldisciplinirtes Heer, gut erzogene Offiziere, für das Äußerste einen Schatz, überall aber weise und folgerechte Maaßregeln. Er selbst noch jung, beschloß dem Rathe anerkannter kluger Männer Gehör zu geben, dagegen seinen Höflingen niemals, am wenigsten eignem Ehrgeize.«

Wie der König aber diese Entschlüsse ausgeführt hat, das wollen wir in den nächsten Kapiteln erzählen, indem wir dieses, ausschließlich der Charakteristik gewidmete, damit beschließen, ein Gedicht mitzutheilen, welches, unmittelbar nach der Thronbesteigung des Königs veröffentlicht, ein höchst treues Bild von demselben entwirft und daher zugleich als Zeugniß gelten kann, wie vollkommen gleich damals der König von dem freudig hoffenden Volk begriffen ward:

Lied
zur Ehre des Königs.

(Nach der Melodie der Marseiller Hymne zu singen.)

Einen seltnen König preise,
preis' Ihn hoch, o Festgesang!
Schon als Jüngling brav und weise,
giebt Sein Herz Ihm Königsrang.
In der Laufbahn rascher Jugend,
die Er festen Schritts betrat,
ward Er früh am Scheidepfad
Der Gefährte strenger Tugend.
Erhalt uns Ihn, o Gott! — Erhalt Ihn groß und gut!
Für Ihn giebt gern Sein Volk dann Leben hin und Blut.

Nicht dem Purpur, nicht der Krone
räumt Er eitlen Vorzug ein.
Er ist Bürger auf dem Throne,
und Sein Stolz ist's, Mensch zu sein.
Zu dem Flehn bedrängter Brüder
neigt Er liebreich gern Sein Ohr.
Wer die Hoffnung schon verlor,
O dem giebt Sein Blick sie wieder.
Erhalt uns Ihn, o Gott! Erhalt Ihn weich und mild!
In Ihm sieht dann die Welt von Deiner Huld ein Bild.

Er zerreißt der Selbstsucht Netze,
auf das Wohl des Volks bedacht.
Er verehret die Gesetze,
auch als Schranken eigner Macht.
Er entfernt der Heuchler Schaaren,
und verachtet Schmeichlerton.
Denn Er winkt zu Seinem Thron,
nur den biedren Mann, der Wahren.
Erhalt uns Ihn, o Gott! Erhalt Ihn so gerecht!
Durch Ihn wird dann Sein Volk ein glückliches Geschlecht!

Er gehorcht nicht frommen Wahne,
nicht empörter Leidenschaft.
Seine Thaten, Seine Plane
sind Geburten Deutscher Kraft.

In der Wissenschaft Gebiete,
Durch das Lächeln Seiner Gunst,
treiben Deutscher Fleiß und Kunst
neue Früchte Deutscher Blüthe.
Erhalt uns Ihn, o Gott! Erhalt Ihn Deutsch gesinnt!
Durch Ihn sieht dann die Welt, was Deutsche Kraft beginnt.

Diesen braven König preise,
preis' Ihn hoch, o Festgesang!
Hier, in treuer Freundschaft Kreise,
singt Ihm, Freunde, lauten Dank!
Für des besten Königs Leben,
Für die edle Königin,
für dies Paar von Deutschem Sinn
trinkt das Blut der Deutschen Reben!
Erhalt Es uns, o Gott! vereint durch ew'ges Band,
zum Heil für Volk und Staat, für Thron und Vaterland!

Herklots.

Neuntes Kapitel.

Erste Verwaltungsmaßregeln.

Durch Geburt und Bestimmung dicht neben das Steuer des Staatsschiffes gestellt und ausgerüstet mit einem reichen Maaß schöner Kräfte, die jedoch, durch höheren Willen gefesselt, keine Gelegenheit hatten, sich zu üben, fühlte Friedrich Wilhelm, als er den Thron bestieg, daß er vor Allem der bewährten Erfahrung treuer und fähiger Staatsdiener als Stütze bedürfe. Er war allerdings entschlossen, die Zügel der Regierung in den eignen Händen zu behalten, aber eben so sehr war es sein Wille, dem guten Rath sein Ohr nicht zu verschließen, und diesen Rath nach sorgfältiger Prüfung entweder zu befolgen oder zu verwerfen. Friedrich Wilhelm war, ehe er zum Throne gelangte, wohl ein unthätiger, aber darum kein müßiger Zuschauer gewesen. Er hatte beobachtet. Mit scharfem Blick hatte er den Schleier, hinter dem das Triebwerk der Staatsmaschiene verborgen war, durchdrungen und mit raschem und richtigem Urtheil die Mängel und Fehler der Verwaltung in ihrem innersten Kern erkannt. Wo das Gebrechen sitze und worin es bestehe wußte er, nur wie die Heilung zu bewirken sei, darüber wollte er von der Erfahrung Belehrung erhalten. Jeder Übereilung

feind und entschlossen, keinem Staatsdiener eine Kränkung zu bereiten, wenn nicht das Wohl des Staats es erheischte, behielt der junge König die höheren Verwaltungsbeamten im Dienst, um die nächste Zeit über ihre Treue und Tauglichkeit entscheiden zu lassen. Um aber andererseits sich der Hülfe solcher Männer zu versichern, deren Vortrefflichkeit er bereits geprüft hatte, richtete der König das geheime Kabinet ein, eine Einrichtung, die insofern allerdings neu und wichtig war, als er darin gleichsam seine Person vervielfältigte. Den Namen einer Behörde verdiente das geheime Kabinet durchaus nicht, obwohl es die Form derselben annahm. Nur der König war diese Behörde. Er entschied. Daß er vor der Entscheidung sich mit den Mitgliedern des Kabinets berieth, ist lediglich eine persönliche Maaßregel, und diese wäre nur dann zu tadeln gewesen, wenn sich in der Folge herausgestellt hätte, daß der König das willenlose Werkzeug seiner Kabinets-Räthe geworden wäre. Dies ist aber nie geschehen, so großes Vertrauen auch der König in die Mitglieder seines Kabinets setzte, da sie durchaus Männer seiner eigenen Wahl und Prüfung waren, und zwar, wie wir in der Folge sehen werden, Männer, welche die höchste Achtung verdienten und solche auch von der Mit- und Nachwelt erhielten. Der Wirkungskreis der Minister ward dadurch nicht im Geringsten beschränkt. Der König ertheilte seine Befehle nach vorhergegangener Berathung im Kabinet, aber es waren durchaus seine Befehle, der wahrste Ausdruck seines Willens und seiner Überzeugung. Hatte ein Minister gegen eine solchergestalt beliebte Verwaltungsmaß-

regel Einwendungen zu machen, so legte er dieselbe dem Könige gehörig motivirt vor, und der König zog hierauf die Maaßregel von neuem in Erwägung, prüfte die ihm dargelegten Gründe und verfügte sodann die Entscheidung. Hielt es ein Minister für räthlich, einen Gegenstand mündlich mit dem Könige zu verhandeln, so stand ihm zu jeder Stunde der Zutritt zu ihm offen.

Zu den Mitgliedern des Kabinets gehörten beim Regierungs-Antritt des Königs die Obristen v. Köckeritz, v. Zastrow und die Geheimen-Räthe Menken und Lombard.

Der Charakter des Obristen v. Köckeritz, so wie seine eigenthümliche Bestimmung als Mitglied des Kabinets sind bereits auseinandergesetzt worden.

Dem Obristen v. Zastrow, General-Adjudant des Königs, welchen Posten er schon bei Friedrich Wilhelm II bekleidet hatte, war der Vortrag der Militärangelegenheiten in dem Königlichen Kabinet zugewiesen. Er war ein Mann von achtungswürdigem Charakter, vieler Lebenserfahrung und großer Gewandtheit.

Der Geheimerath Menken (Anastasius Ludwig) war dem Könige zu diesem wichtigen Posten von Köckeritz empfohlen worden, und schon hieraus läßt sich auf seinen Charakter schließen. Menken, dessen Vorfahren sich bereits Ruhm erworben hatten, war schon während der Regierungszeit Friedrichs des Großen durch den Minister Herzberg in der geheimen Kanzlei angestellt (1776) und später in Gesandtschafts-Angelegenheiten an den Schwedischen Hof gesendet worden. Von hier wurde er, da er

den Hauptzweck seiner Sendung: zur Versöhnung König Gustav's III mit der Königin Mutter mitzuwirken, glücklich erreicht hatte, nach Berlin zurückberufen und von Friedrich II noch ferner in auswärtigen Angelegenheiten verwendet. Unter Friedrich Wilhelm II wurde Menken weniger beschäftigt, und als er beim Rheinischen Feldzuge, auf welchem er eine Zeitlang den König begleitete, Gesinnungen äußerte, die mit denen des Königs nicht ganz übereinstimmten, verlor er die Gunst desselben gänzlich, worauf er nach Potsdam zurückgeschickt und seitdem fast gar nicht mehr beschäftigt wurde. Zufrieden mit seinem Schicksal, benutzte Menken die ihm gewordene Muße zu fleißigen Studien, und war nicht wenig überrascht, als er sich, nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III, plötzlich mit dem höchsten Vertrauen des von ihm hochverehrten jungen Monarchen beschenkt sah. In der That hatte der König das höchste und begründetste Zutrauen zu Menken, dessen Stellung im Kabinet allerdings auch die wichtigste war; denn er hatte den Vortrag der innern Angelegenheiten, der Polizei, der Finanzen, der Justiz, der Gnadengewährungen 2c., demnach ein Departement, das eben so groß an Umfang, als an Wichtigkeit war. Der edle Menken blieb indessen nicht lange im Amte, da ein unheilbares Halsübel ihn zwang, sich von anhaltender Thätigkeit zurückzuziehen; doch auch jetzt noch zog ihn der König öfter zu Rathe, sobald er in wichtigen und zweifelhaften Fällen die Meinung eines erfahrnen und redlichen Rathgebers zu hören verlangte. Vor seinem Tode empfahl Menken dem König den Kammergerichts-Rath Beyme

zu seinem Nachfolger, und der König wählte diesen Mann, den er selber bis dahin kaum gekannt hatte, theils auf Grund der Empfehlung Menkens, theils auf das ehrenvolle Zeugniß, welches die allgemeine Stimme über Beyme ablegte. Beyme, von der größten Rechtschaffenheit des Charakters, dabei ein äußerst gelehrter, aber auch eben so strenger Jurist, brachte anfangs die unbiegsame Sprödigkeit der richterlichen Formen und Ansichten in sein neues Amt mit hinüber. Aber begabt mit einem hellen und durchdringenden Geiste, lernte er bald die eigenthümliche Bedeutung seiner Stellung würdigen und zwischen dem todten Geiste des Gesetzes und dem lebendigen des Königs unterscheiden. Er erkannte, daß zu den Attributen des Königs außer denen des Richters auch die des Gnadenspenders gehörten. Sobald er aber seinen eigentlichen Beruf begriffen hatte, wurde er mit Freuden das Werkzeug der Wohlthaten des Königs, so oft dieser sich veranlaßt sah, solche zu spenden. Doch auch den andern Pflichten seines wichtigen Amtes genügte Beyme in vollem Maaße. Von erprobter Redlichkeit, war er zugleich reich an mannichfachen Kenntnissen, schöpferisch an Hülfsmitteln, beharrlich und fest in gefaßten Entschlüssen; nicht minder war er unermüdlich in der Arbeit, dem Könige mit unverbrüchlicher Treue ergeben und leidenschaftlich für dessen Ruhm eingenommen, den er stets nur im Guten suchte. Mit Freuden sah denn auch der König, daß er keinen Grund habe, es zu bereuen, daß er der Empfehlung Menkens Folge geleistet, und er zögerte nicht, seinem neuen Kabinets-Rath sein volles Vertrauen, seine

Achtung und seine Freundschaft in hohem Grade zuzuwenden.

Wenn aber über die genannten Männer nur eine ungetheilte Stimme der Hochachtung sich aussprach, so waren dagegen die Meinungen über den Geheimen-Rath Lombard, der im Kabinette die auswärtigen Angelegenheiten besorgte, sehr getheilt. Lombard, von niedrer Herkunft, hatte unter Friedrich dem Großen die Stelle eines Kabinets-Secretärs bekleidet, war aber bei Friedrich Wilhelm II, dessen besondere Gunst er erlangt hatte, zu dem Range eines Geheimen-Kabinetsrathes gestiegen. Als Friedrich Wilhelm III die Regierung antrat, ward Lombards Stellung eine zweifelhafte; der König zögerte lange, ihm sein Vertrauen zu schenken, vielmehr hielt er ihn beständig in einer gewissen Entfernung, und zog ihn erst später näher an sich, als er zu fernerem Mißtrauen keinen Grund mehr zu haben glaubte; dennoch hat Lombard in der Folge das Vertrauen des Königs wieder verloren. Lombard war kränklich und daher zu anstrengenden Arbeiten eben so wenig fähig als geneigt, dabei weder sehr unterrichtet, noch besonders scharfblickend in der Politik, aber er besaß viele Gewandtheit im Benehmen und Lebhaftigkeit in der Conversation, namentlich in der französischen Sprache, die er sehr fertig sprach. Seine Stellung im Kabinet war die unbedeutendste, weil der König die auswärtigen Angelegenheiten meist mit dem Minister selbst berieth.

Dies war die Zusammensetzung des Kabinets, in welchem der König seine segenreiche Thätigkeit sofort zu entwickeln anfing. Gleich am ersten Tage seiner Thronbe-

steigung hielt er einen Kabinets-Rath, in welchem die laufenden Geschäfte ihm vorgetragen wurden, und von diesem Augenblicke an wurde es täglich so gehalten. Hierbei war folgende Einrichtung von dem Könige angeordnet worden: Alle an ihn gerichteten Briefe mußten jeden Morgen, numerirt und in einer Liste verzeichnet, auf seinen Arbeitstisch gelegt werden. Köckeritz und einer der ältern Sekretäre erbrachen hierauf die Briefe und lasen. Der König selbst, der in der Regel beständig hierbei zugegen war, oder doch, wenn dies nicht anging, von Zeit zu Zeit in das Zimmer kam, las von den eingegangenen Briefen so viele, als die Zeit irgend erlaubte, wobei er sich in der Wahl der Briefe vom Ungefähr leiten ließ, indem er diesen oder jenen Brief aus der Menge herausgriff. Die Zahl der eingegangenen Schreiben war namentlich im Anfange so groß, daß der König mit seinen Kabinets-Räthen Vor- und Nachmittags auf das angestrengteste arbeiten mußte. Sobald die Briefe gelesen waren, wurden sie von Köckeritz nach ihrem Inhalte in drei Abtheilungen gebracht, und den drei Kabinets-Räthen für das Kriegs-Departement, das Innere und Auswärtige zugetheilt. Die Kabinets-Räthe machten sich nun ebenfalls mit dem Inhalte bekannt und legten am folgenden Tage, über jede Angelegenheit besonders, dem Könige Rechenschaft ab. Veruntreuungen waren, wenn sie überhaupt zu befürchten gewesen wären; unmöglich, da der König viele Briefe selbst gelesen hatte und überdies nicht selten einzelne Briefe zum zweiten Mal zu lesen verlangte, wenn der Bericht über dieselben ihm aus dem einen oder dem andern

Grunde auffiel. Der König berieth sich hierauf mit dem Berichterstatter über die mitgetheilte Angelegenheit, oder entschied sofort nach eigner Ansicht. Letzteres war hauptsächlich da der Fall, wo, wie bei Ministerial-Berichten, die Vorstellungen zugleich umständlich motivirt waren und daher eine rasche Einsicht in die Natur der Sache gewährten, oder wo, wie bei eigentlichen Bittschriften, das edle Herz des Königs von einer schönen Pflicht in Anspruch genommen wurde, denn die Stimme des Herzens überhörte der König nie. Über alle andere Angelegenheiten nahm der König den Rath derjenigen Männer, die er seines Vertrauens würdig befunden hatte, gern in Anspruch. Indessen ließ er sich von den Ansichten und Gedanken der Befragten nie beherrschen, was theils aus seinen Verfügungen, die meist den treuen Abdruck seines herrlichen Charakters enthalten, theils aus dem Zeugniß solcher Personen, deren Stellung in der Nähe des Königs, ihnen Gelegenheit zu diesen Beobachtungen gewährte, hervorgeht. Niemals durfte einer der Kabinets-Räthe, wenn er es auch gemocht hätte, es wagen, dem Könige imponiren zu wollen; er verlangte, wo er zweifelte, von ihnen überzeugt zu werden. »Hatten sie ein Gesetz für ihre Meinung anzuführen, so konnten sie gewiß sein, Friedeich Wilhelm werde es nicht antasten; denn es war sein fester, erklärter Wille, nach Gesetzen regieren zu wollen und sie unverbrüchlich zu halten.*«

Daß der König sich bei allen wichtigen Angelegenheiten

---

*Vertraute Briefe ꝛc. S. 108.

des Rathes seiner erfahrenen Räthe bediente, hat man von vielen Seiten lediglich dem Mißtrauen zugeschrieben, welches der König in seine eigene Kräfte setzte. Selbst der Verfasser der Materialien zur Geschichte der Jahre 1805—7, welcher der Person des Königs nahe stand, und in seinem Werke Personen und Sachen meist treffend und vorurtheilsfrei schildert, sagt: »Durch eine nicht zu erklärende Sonderbarkeit des menschlichen Verstandes ist es gekommen, daß bei der guten Meinung, die der König von sich selbst haben mußte, und bei der hundertmal wiederholten Erfahrung, daß sein eignes Gefühl von allen seinen Rathgebern der unbestechlichste sei, er sich doch nie auf seinen eigentlichen Standpunkt gestellt hat, denn er setzte stets nur ein schüchternes Vertrauen in seine Einsicht.« Ohne daß wir die Thatsache selbst bestreiten können, müssen wir doch der Ursache, welche man ihr unterschiebt, widersprechen. Wäre der König wirklich in solchem Grade unentschlossen gewesen und hätte er ein so hohes Mißtrauen in seine Kräfte gesetzt, wäre demnach dieser Zug seines Charakters wirklich Schwäche gewesen, wie man es dann nothwendig nennen müßte, so hätte der König sich auch gewiß von der Meinung Andrer beherrschen und sowohl zum Guten als zum Bösen verleiten lassen müssen. Daß dieses aber nicht der Fall gewesen ist, darüber herrscht nur eine Meinung. Der König besaß im Gegentheil eine außerordentliche Festigkeit in allen Dingen, von denen er wahrhafte Überzeugung erlangt hatte; nicht minder gewiß ist es, daß sein Geist Helligkeit und Schärfe genug besaß, um entweder durch

sich selbst oder durch fremde Vermittlung Gründe und Motive leicht zu erfassen und zu durchdringen und dadurch rasch zu einer Überzeugung zu gelangen. Daß bei einem solchen Charakter — Schwäche ein Widerspruch mit sich selber und daher unnatürlich wäre, muß Jedermann begreiflich finden, und es kann wohl nicht genügen, dieses Räthsel so zu lösen, daß man es für eine nicht zu erklärende Sonderbarkeit des Verstandes ausgiebt. Wir glauben daher nicht zu irren, wenn wir die Ursache dieser Charakter-Äußerung des Königs in den strengen Begriffen finden, die er von der Verantwortlichkeit seines Berufes hatte, mit einem Worte in seiner Gewissenhaftigkeit. Der König, — dies scheint uns das Wahre, — setzte kein ausschließliches Vertrauen in seine Einsichten; ohne seine eignen Kräfte zu mißkennen, hielt er dieselben doch keinesweges für so vollkommen, daß sie durch andere nicht noch ergänzt werden konnten. Seine Verantwortlichkeit schien ihm zu groß, sein Beruf zu heilig, seine Pflichten zu wichtig, als daß er ihnen von denjenigen Mitteln, eignen oder fremden, über die er verfügen konnte, das Geringste hätte entziehen mögen. Ruhige Besonnenheit, genaue Erwägung und strenge leidenschaftlose Prüfung waren ihm die unerläßlichsten Begingungen zur Gewinnung einer persönlichen Überzeugung, der entsprechend er seine Entscheidung treffen sollte. Vielleicht ging der König in dieser strengen Gewissenhaftigkeit wirklich dann zu weit, wenn er, wo seine Überzeugung mit der fremden im Widerspruch stand, der letzteren den Vorzug verlieh. Den König leitete in diesen Fällen der Grundsatz, daß

das Urtheil über eigne Meinungen stets befangen und eingenommen sei; um dann einem möglichen Unrecht zu entgehen, oder einem Mißbrauch seiner Gewalt, die zu hemmen Niemand berechtigt war, ordnete er lieber seine Meinung der Ansicht eines Staats-Dieners unter, über dessen Fähigkeit, Treue und Rechtschaffenheit er außer allem Zweifel war. Mochte dem indeß sein, wie ihm wollte, so hat doch der Erfolg gelehrt, daß der Staat keinen Grund hatte, über die strenge Gewissenhaftigkeit des Königs sich zu beklagen.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß der König bei seinem Regierungs-Antritt unter den höheren Staatsbeamten Einige fand, die er als die Urheber mancher verderblichen Regierungs-Maßregeln seines Vaters kannte. Dennoch entfernte er dieselben keinesweges sogleich, indem er einerseits überhaupt übereilte Maßregeln haßte, und es nächstdem seinem Rechtlichkeitsgefühl angemessen fand, die Strafbarkeit oder Untauglichkeit der betreffenden Personen zuvor während seiner eignen Herrschaft zu prüfen, wie wir dies bald durch Thatsachen belegen werden.

Wie scharf der König schon vor seinem Regierungs-Antritt beobachtet und wie richtig er die Mängel der Verwaltung erkannt hatte, geht namentlich aus seiner eigenhändigen Ermahnung an die Civilbehörden hervor, eine Ermahnung, die der König unmittelbar nach seinem Regierungs-Antritt erließ, und die wir als das erste, von dem Könige selbst ausgegangene Dokument um so lieber mittheilen, als es auch seinem Inhalt nach von höchstem Interesse ist.

»So bekannt es mir auch ist, (lautet es,) daß bei sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen u. s. w. viele äußerst brave, rechtschaffene, arbeitsame und fähige Männer angestellt sind, und daß gemäß dessen auch die Geschäfte in der Art betrieben werden; so ist mir auch im Gegentheil nicht entgangen, daß sich verschiedene andere Subjekte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Qualitäten besitzen und ihre Schuldigkeit nicht gehörig observiren, woraus denn wiederum zu folgern, daß nicht allemal so gehandelt worden, als es zu erwarten gewesen. Da nun aber ein dergleichen Verfahren ins künftige durchaus nicht mehr gelitten werden soll, auch solche unnütze Brodesser dem Staate nur à charge und mehr schaden als nützen, so werden sämmtliche Departements-Präsidenten u. s. w. aufgefordert, wenn sich dergleichen unbrauchbare Subjekte in ihren resp. Departements finden sollten, (woran nicht zu zweifeln, wenn ohne alle Partheilichkeit verfahren,) selbige zu notiren und davon eine Liste höheren Orts einzureichen, bei welcher dann im Kurzen die Ursachen der physischen und moralischen Untauglichkeit anzumerken, auch wie sie am besten unterzubringen oder gänzlich zu entlassen; denn es ist nothwendig, daß auch hier ein Unterschied zu treffen, indem zumal bei wichtigen Stellen keine inkapable und ihren Posten nicht gewachsene Subjekte füglich gelitten werden können, ohne dem Ganzen zu schaden. Dergleichen Männer können aber vielleicht sonst gut und ehrlich sein, und daher vielleicht einem minder wichtigen Posten ganz gut vorzustehen im Stande sein, da hingegen ganz unbrauchbare physische

und moralische, erstere, wenn sie infirme und inkapable, mit einer mäßigen Pension zu verabschieden, letztere, als die moralisch-untauglichen aber, zumal wenn sie Beweise von niedrigem Interesse oder Schmuz gegeben, oder ihre Schuldigkeit aus Faulheit nicht gethan, oder sonst ganz unbrauchbar sind, sofort zu entlassen; denn es ist besser, daß ein einzelnes Individuum leide, als daß das Ganze dabei zu Grunde gehe, oder doch wenigstens merklich leide.

Für die Richtigkeit der Eingabe repondiren die Eingeber. Sollten hierbei Menschlichkeiten oder Partheilichkeiten vorkommen, so ist der Eingeber unter die Zahl der unbrauchbaren Mitglieder zu rechnen, wird also auch eine dem gemäße Behandlung zu erwarten haben.

Wenn aber gleich dergleichen Subjekte nicht augenblicklich auszumerzen, so wird demohngeachtet den verschiedenen Departements-Chefs, Präsidenten u. s. w. aufs neue und schärfste aufgegeben, jederzeit nach Pflicht und Gewissen und dem von ihnen geleisteten Eide getreu zu verfahren, sich der Geschäfte mit Eifer und Thätigkeit anzunehmen, und unermüdet darauf zu passen, daß ein gleiches von ihren Untergebenen geschehe, so daß alles, vom Obern bis zum Niedern, wie eine Kette an einander hänge, und in einander greife. Der Obere ist schuldig, seinen Untergebenen mit aller Strenge auf den Dienst zu passen, auch sie mit Ernst dazu anzuhalten.

Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden, wer sich also dessen schuldig macht, wird ausgestoßen, und sind hierzu keine große Umstände oder Prozeduren nothwendig, sobald die Sache ihre

Richtigkeit hat, denn der richtige und thätige Geschäftsgang kann nicht eines unbrauchbaren oder unwissenden, unthätigen Individuums halber gehemmt werden, weil der Nachtheil davon sich bis auf das Ganze des Staats erstreckt, und dieses darf nie bei einer regelmäßigen Regierung leiden. Diese aber kann nirgend angetroffen werden, als wo Thätigkeit und Ordnung herrschen, und wo das Recht eines Jeden mit Unpartheilichkeit entschieden wird. Daß dieses geschehe, darauf muß unermüdet gewacht und gehalten werden, und muß, wie schon erwähnt, der Obere seine Untergebenen jeder Zeit im Auge haben und ihnen durchaus keine Winkelzüge oder die geringste Untreue ungeahndet durchgehen lassen. Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt, so wird, wie ich hoffe und mit Gottes Hülfe erwarte, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können.

Auf dieses alles werde ich mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt wachen, den redlichen wackern Mann jeder Zeit hochzuachten und auszuzeichnen bemüht sein, so wie ich den, der seiner Schuldigkeit nicht gehörig nachlebt, dafür ansehen, und nach Maßgabe der Umstände mit Strenge aber Gerechtigkeit zu bestrafen wissen werde, wonach sich ein Jeder zu achten und vor Schaden zu hüten. Dies ist meine ernstliche und bestimmte Meinung.

Hiernach hat sich sowohl das Etats-Ministerium selbst zu richten, als diese meine eigenhändige Ordre durch die einzelne Departements-Chefs an die Präsidenten ergehen zu lassen.

Berlin den 23. Novbr. 1797.

Friedrich Wilhelm.«

Solche Worte rüstiger Kraft und einer heilsamen Strenge mußten natürlich das Vertrauen des Volkes befestigen, indem sie seinen Hoffnungen eine sichere Gewähr boten.

Unter den Staatsdienern, welche theils die allgemeine Stimme, theils die Meinung des Königs selbst als diejenigen bezeichnete, welche ihrem Wirkungskreise entrückt werden müßten, sind namentlich der General von Bischofswerder, General-Adjudant Friedrich Wilhelms II, und nächstdem der Minister von Wöllner, nebst seinen Vertrauten und eifrigen Anhängern, dem Ober-Consistorial-Rath Hermes und Geheimen-Rath Hillmer zu nennen. Bischofswerder, aus einem armen adeligen Geschlechte in Sachsen stammend, hatte den siebenjährigen Krieg im Preußischen Heere mitgemacht, war dann in Sächsische und von diesen in Kurländische Dienste getreten, aus welchen er 1778 in Preußische Dienste zurückkehrte. Nach dem einjährigen Kriege erhielt er eine Anstellung in der Suite Friedrichs des Großen; hier lernte er Friedrich Wilhelm II, noch als Prinzen von Preußen, kennen und wurde bald sein vertrautester Gesellschafter. Als darauf der Prinz den Thron bestieg, hob er seinen Günstling rasch von Würde zu Würde und schenkte ihm das vollste Maaß seines Vertrauens. Bischofswerder gehörte jenem, aus Betrügern und Betrogenen bunt zusammengesetzten, Orden der »Rosenkreuzer« an, die die Reinheit des Christenthums durch sinnlose Geisterbannerei und anderen mystischen Aberglauben befleckten, oder auch wohl zu sträflichen Nebenzwecken mißbrauchten. Er war

von verschlagenem Charakter, vorsichtig und zurückhaltend, ohne daß er es deshalb weniger verstand, seine Zwecke zu verfolgen; daher war er stets sicher, daß man ihn keines Vergehens überführen konnte, weil er niemals die Absicht hatte blicken lassen, eins zu begehen. Friedrich Wilhelm der Dritte aber blickte zu tief, als daß er sich durch diesen Schein von Unsträflichkeit hätte täuschen lassen sollen. Dem Andenken seines Vaters zu Ehren verlieh er zwar dem General-Adjudanten desselben den Schwarzen Adler-Orden; diese Auszeichnung aber, die nicht der Person, sondern der ehemaligen Stellung derselben galt, folgte der nothgedrungen erbetene Abschied auf dem Fuße nach.

Geisterseher und Finsterling wie Bischofswerder, aber anmaßender als dieser, heftiger in seinem Eifer, rücksichtsloser in den Mitteln und unersättlicher in den Zwecken war Wöllner. Sohn eines armen Landgeistlichen, nach beendigten Studien zuerst Hauslehrer, dann einige Jahre Dorf-Prediger und hierauf eifriger Landwirth, wurde Wöllner, nachdem er die Schwester seines ehemaligen Zöglings, des Herrn v. Itzenplitz auf Behnitz, geheirathet hatte, Kammerrath des Prinzen Heinrich (Bruders Friedrichs II). Diese Stellung leistete seinem Ehrgeize den erwünschten Vorschub; er wendete sich mit feurigem Eifer der Rosenkreuzerei zu und wirkte für den Orden durch Schrift und That, wo er nur konnte. Bald gelang es seinen Bestrebungen, sich die Gunst des Kronprinzen zu erwerben, welcher bei seiner Thronbesteigung, als Friedrich Wilhelm II, den Günstling zum Vertrauten und Rathgeber in den wichtigsten Regierungs-Angelegenheiten

wählte; bald darauf wurde Wöllner in den Adelstand erhoben, zum Minister ernannt und ihm die Leitung der geistlichen Angelegenheiten anvertraut. In diesem Wirkungskreise ging Wöllners unablässiges Streben dahin, jeder Art von Aufklärung entgegenzuarbeiten, die freien Äußerungen wissenschaftlicher Forschung in Religions-Sachen zu unterdrücken und die Gewissen ausschließlich in die Formen seiner Ansichten, oder derjenigen, die er öffentlich geltend machte, zu zwingen. Die oben genannten Hermes und Hillmer, jener durch Bischofswerder aus Breslau nach Berlin berufen, dieser durch den Herzog Eugen von Würtemberg empfohlen, Beide blinde Schwärmer und Eiferer und überdies voll dünkelhaften Hochmuths, unterstützten ihren Gönner, den Minister Wöllner, in seinen Bestrebungen. Im Jahre 1790 wurde Hillmer nebst drei Anderen ihm Gleichgesinnten, dem Geh.-Rath Oswald (Vorleser des Königs und ehemals Kaufmann in Breslau), und den Predigern Woltersdorf und Silberschlag, zu Mitgliedern einer Commission ernannt, welche fortan die Prüfung und Aufsicht aller Kandidaten geistlicher Ämter handhaben sollte. Auf diese Weise wurde dem Ober-Consistorium eine seiner wichtigsten bisherigen Befugnisse entzogen und statt dessen in die Hände derjenigen gegeben, deren verderblicher Einfluß schon vorher verwundende Spuren gezeichnet hatte.

Diese Umstände waren dem klaren Beobachtungsgeiste Friedrich Wilhelms III nicht entgangen, und kaum hatte er den Thron bestiegen, als er, zur großen Freude des ganzen Volkes, den Händen der obenerwähnten Com-

mission den despotisch gehandhabten Zügel des Gewissenzwangs entwand, indem er die Befugniß zur Prüfung der Kanditaten u. s. w. der früheren würdigen Behörde, dem Ober-Consistorium, durch Kabinets-Ordre vom 27. Debr. 1797, wieder übertrug. Schon unter dem 23. November hatte der König eine Kabinets-Ordre in diesem Sinne an Wöllner erlassen; dieser aber, der seine bisherige Rolle noch keinesweges aufzugeben gesonnen war, glaubte den Befehl des Königs durch willkürliche Deutungen für seine eignen Zwecke benutzen zu können, und erließ daher unterm 25. Decbr. an den Consistorial-Präsidenten zu Küstrin ein Rescript, in welchem er, mit unglaublicher Keckheit auf die Kabinets-Ordre des Königs selber sich beziehend, das Religions-Edict mit unnachläßiger Strenge von neuem einschärfte. Indeß sah er bald ein, daß er sich in seiner Berechnung geirrt habe, denn bereits am 12. Jan. 1798 gab ihm der König seine Willensmeinung durch nachstehende höchst interessante Kabinets-Ordre zu erkennen.

»Die Deutung welche Ihr meiner Ordre vom 23sten Novbr. v. J. in einem unterm 5. Decbr. an die Consistorien erlassenen Rescript gegeben habt, ist sehr willkührlich, indem in jener Ordre auch nicht ein Wort vorhanden ist, welches nach gesunder Logik zur Einschärfung des Religions-Edikts hätte Anspruch geben können. Ihr seht hieraus, wie gut es sein wird, wenn Ihr bei Euren Verordnungen künftig nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Eurem Departement kein Mangel ist, zu Werke geht und hierin dem Beispiel des verewigten

Münchhausen folgt, der denn doch mehr, wie viele Andere, Ursache gehabt hätte, sich auf sein eignes Urtheil zu verlassen.

Zu seiner Zeit war kein Religions-Edikt, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei, wie jetzt, und das Geistliche Departement stand bei Einländern und Ausländern in der größten Achtung. Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorstellungen, und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, das keine Religion hätte; aber ich weiß auch, daß sie die Sache des Herzens, des Gefühls und der eignen Überzeugung sein und bleiben muß und nicht durch einen methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen hier unzertrennliche Gefährten sein. Dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit denken sollen.

Wenn Ihr bei Leitung Eures Departements nach ächten lutherischen Grundsätzen verfahret, welche so ganz dem Geist und der Lehre des Stifters unserer Religion angemessen sind, wenn Ihr dafür sorgt, daß Pfarren und Schulämter mit rechtschaffenen und geschickten Männern besetzt werden, die mit den Kenntnissen der Zeit und besonders der Exegese fortgeschritten sind, ohne sich an dogmatische Subtilitäten zu kehren, so werdet Ihr es bald einsehen, daß weder Zwang, Gesetze noch Erinnerungen nöthig

sind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklassen zu verbreiten.

Ich habe Euch diese meine Meinung auf Euren Bericht vom 10. d. M. nicht vorenthalten wollen.

Berlin den 12. Januar 1798.

Friedrich Wilhelm.«

An
den Staatsminister von Wöllner.

Wöllner, so bitter zurechtgewiesen, konnte sich dennoch nicht entschließen, die Werkstatt seiner Plane, die er viele Jahre hindurch mit solcher Beharrlichkeit verfolgt hatte, zu verlassen und der König sah sich daher genöthigt, ihm den Abschied, den er nicht forderte, zu ertheilen, und ihn dadurch für immer aus seinem verderblichen Wirkungskreise zu entfernen (11. März 1798). Hermes und Hillmer theilten das Schicksal Wöllners, an dessen Stelle der bisherige Präsident der Regierung von Pommern, v. Massow, das Departement der geistlichen Angelegenheiten übernahm und sie fortan im Sinne einer ächt christlichen Humanität und einer aufgeklärten Vernunft leitete.

Eine schöne Ergänzung zu der oben mitgetheilten, gewiß merkwürdigen Kabinets-Ordre an Wöllner, bildet eine andre, die wir unsern Lesern ebenfalls nicht vorenthalten zu dürfen glauben. — Der Buchhändler Günther in Glogau hatte nämlich dem Könige ein Exemplar der von ihm verlegten Schrift:

»Sendschreiben an die Geistlichkeit und Schulmänner rc.«

eingesandt und erhielt darauf folgendes Antwort-Schreiben:

»Se. Majestät haben das »Sendschreiben ꝛc.« erhalten und bei dessen Durchlesung mit Vergnügen wahrgenommen, daß der ungenannte Verfasser bei eigner gründlicher Kenntniß der Religionswahrheiten, und wahrem Gefühl der Freiheit der protestantischen Confessions-Verwandten von den trüglichen Aussprüchen der Menschen in Glaubenssachen, die Mittelstraße zwischen blinder Anhänglichkeit an den wörtlichen Inhalt der Symbole, und unbesonnener Verwerfung der durch ihre Urheber und ihr Alter gleich ehrwürdigen Lehren der Reformatoren und ihrer Nachfolger, so richtig zu halten gewußt hat. Seine getreue Schilderung der Gebrechen des größten Theils der Geistlichen und Schullehrer auf der einen, und der Mängel des Verhaltens des weltlichen Standes gegen sie, auf der andern Seite, seine Vorschläge und Bitten, die einen wie die andern zu verbessern und seine überall beobachtete Mäßigung beweisen zugleich seine gründlichen Einsichten und sein thätiges Christenthum ꝛc.«

Den in diesen Dokumenten ausgesprochenen ächt-evangelischen Gesinnungen zeigte sich der König auch stets in seinen Handlungen getreu, mochte es Regierungsmaßregeln oder die Angelegenheiten Einzelner gelten. Der fernere Verlauf des Lebens des Königs wird mannigfache Belege hierfür bringen; hier wollen wir nur noch eine Thatsache hinzufügen, zum Beweise, wie der König auch da, wo sein zum Wohlthun und Verzeihen so überaus geneigtes Herz sprach, doch nie die Stimme höherer und heiligerer Rücksichten, besonders in Betreff der öffentlichen Sittlichkeit, überhörte.

Der Prediger Bruno zu Kladow war wegen immoralischer Vergehungen zur Festungsstrafe verurtheilt worden. Das Justiz-Departement verwendete sich hierauf für die Wiedereinsetzung des genannten Predigers nach überstandener Strafe in sein voriges Amt bei dem Könige und erhielt von demselben folgende Kabinetsordre zur Antwort:

»Se. Majestät ꝛc. können dem Vorschlage des Justiz-Departements, den zu sechsmonatlichem Festungs-Arrest kondemnirten Bruno zu Kladow, nach ausgestandener Strafe wieder in sein Predigt-Amt einzusetzen, nicht beipflichten. Die Immoralität eines Predigers, besonders eines Landpredigers, hat einen zu entscheidenden Einfluß auf die Sitten seiner Gemeine, als daß man nicht äußerst darauf bedacht sein müßte, sie gegen alles Ärgerniß von dieser Seite zu sichern. Dies ist in dem vorliegenden Fall um so nothwendiger, da der Bruno sich außer dem Frevel, durch den er in Inquisition gekommen ist, schlechter Streiche schuldig gemacht hat. Bei diesen höhern Rücksichten kann das Mitleiden mit seiner Familie nicht in Anschlag gebracht werden, sondern der Bruno muß seiner Stelle entsetzt bleiben. So wie Se. Majestät hoffen, daß das geistliche Departement Mittel finden wird, für denselben auf irgend eine andere Art einen nothdürftigen Unterhalt auszumitteln, so wollen Dieselben Ihrerseits zur Erleichterung seines Schicksals dadurch beitragen, daß Sie ihm die zuerkannte sechsmonatliche Festungsstrafe erlassen ꝛc.«

Das ist wahrhaft Recht und wahrhafte Gnade! In der Entscheidung — Herrscher; in der Begnadigung — König; in der Gesinnung — Christ! So zeigte sich Friedrich Wilhelm stets!

Zehntes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Einen nicht minder freudigen Eindruck, als die Läuterung der Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten, machte die von dem König ebenfalls gleich bei seiner Thronbesteigung bewirkte Aufhebung des Taback-Monopols. Bereits Friedrich Wilhelm II hatte dieses von Friedrich dem Großen angeordnete Monopol aufgehoben, allein die Freude die das Volk damals darüber empfand, ward bald wieder durch die Wahrnehmung verkümmert, daß man den Ausfall der Staats-Einkünfte nach Aufhebung der Tabacksregie, nicht durch Sparsamkeit, sondern durch neue Steuern auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse zu decken suchte. Um so drückender aber wurde es empfunden, als Friedrich Wilhelm II durch die Erschöpfung des Schatzes, so wie durch die sehr bedeutenden Ausgaben, welche die Feldzüge am Rhein und in Polen erheischten, kurz vor seinem Tode sich auch zur Wiedereinführung des Tabacks-Monopols genöthigt sah. Dieser Umstand trübte indeß keinesweges die Freude des Volkes, als Friedrich Wilhelm III bei seinem Regierungs-Antritt diesen wichtigen Industriezweig für die allgemeine Betriebsamkeit wieder freigab; denn das Vertrauen zu der Sparsamkeit und finanziellen Ordnungsliebe des jungen Monarchen war

bereits so befestigt und begründet, daß sofort sich Jedermann überzeugt hielt, dieses Mal mit der Aufhebung des Tabacks-Monopols eine wahre und nachhaltige Wohlthat für das Land gewonnen zu haben.

Zu den ersten Maßregeln des Königs, welche das allgemeine Interesse auf das Lebhafteste in Anspruch nahmen, gehören zunächst noch zwei einander durchaus entgegengesetzte, nämlich einerseits die von dem König erlassene Amnestie, sowie andrerseits die Verhaftung der Gräfin von Lichtenau.

In Folge einer Kabinets-Ordre vom 24. Decbr. 1797 begnadigte der König alle diejenigen Deserteurs, sowie andere wegen Werbung und sonstiger verzeihlicher Vergehungen entwichene Unterthanen, welche sich binnen Jahresfrist bei ihren Regimentern und Gerichts-Behörden freiwillig wieder einfänden; ferner erließ oder milderte der König allen Südpreußischen Edelleuten, welche an dem Polnischen Aufstande von 1795 Theil genommen hatten, die ihnen deshalb zuerkannten Strafen, und verfügte überdies die Zurückgabe der, einigen Theilnehmern der Insurrektion bereits konfiscirten Güter; sowie nächstdem auch die Strafen, welche mehre Studenten zu Halle in Folge eines Tumultes verwirkt hatten, in mildere Bestimmungen verwandelt wurden. Außerdem aber hatte der König gleich bei seiner Thronbesteigung eine Commission niedergesetzt, um untersuchen zu lassen, ob sämmtliche in den Strafanstalten Verhaftete durch Urtel und Recht festgesetzt und ob Einige darunter einer Begnadigung würdig wären. Unter 2179 Gefangenen, welche sich damals in 42 Zucht-

häusern und Festungen befanden, nahmen in Folge des Commissions-Berichts 488 theils durch gänzliche Freilassung, theils durch Milderung ihrer Strafen an der Amnestie Theil.

Fast mehr aber noch, als diese Maßregel der Milde, fand die der Strenge gegen die Gräfin Lichtenau allgemeinen Beifall und die ausgedehnteste Zustimmung im Volke. Die Gräfin Lichtenau war die jüngere Tochter des Waldhornisten Enke, der in der Kapelle Friedrichs des Großen angestellt war. Ihre ältere Schwester, gleich der jüngern von außerordentlicher Schönheit, erregte die Liebe eines reichen russischen Grafen in dem Grade, daß er sie heirathete und mit nach Rußland nahm. Von dort kam sie nach einiger Zeit im Besitz eines bedeutenden Vermögens, aber allein wieder zurück und lebte nun als Gräfin Matuschka auf einem sehr glänzenden Fuße. Bei ihr lernte Friedrich Wilhelm II, damals noch Kronprinz, ihre jüngere Schwester kennen und schenkte derselben bald in hohem Grade seine Gunst. Friedrich der Große, der dies Verhältniß erfuhr, suchte demselben dadurch ein Ende zu machen, daß er die Enke an den Kammerdiener Rietz verheirathete. Allein seine Absicht schlug fehl, und als Friedrich Wilhelm II zum Thron gelangte, trennte sich die Rietz von ihrem Manne, erhielt nach einem von ihren Gütern den Titel einer Gräfin von Lichtenau und blieb fortan in der vollen Gunst des Königs bis zu dessen Tode. Die Prunkliebe der Gräfin v. Lichtenau, ihre Verschwendungen und ihr Hochmuth hatten den allgemeinen Haß des Volkes gegen sie heraufbeschworen, um so

mehr, als man ihr wegen ihrer innigen Verbindung mit den Häuptern des Rosenkreuzer=Ordens einen heimlichen, aber eben so großen und verderblichen Einfluß auf die Staats=Verwaltung zuschrieb und sie überdieß der Unterschlagung sehr bedeutender Summen von Staatsgeldern beschuldigte. Irrte man hierin, so war ihre traurige Einwirkung auf die häuslichen Verhältnisse des Königs um so weniger in Zweifel zu ziehen. Hierzu kam noch, daß die Gräfin, nachdem sie in der letzten Lebenszeit des Königs bei Hofe vorgestellt worden war, die Königin und die Königlichen Kinder durch einen unerträglichen Hochmuth zu kränken sich unterstanden hatte. Kaum war daher Friedrich Wilhelm II gestorben, als sich der allgemeine Haß und die tiefste Verachtung gegen die Gräfin Lichtenau auf die ausdruckvollste Weise Luft machten. — Schmähschriften und Anklagen aller Art, in zahllosen Pamphleten verbreitet, steigerten die gereizte Stimmung des Publikums noch mehr, und es waren Wenige, die nicht die Einleitung eines peinlichen Prozesses gegen die Verhaßte als den ersten nothwendigsten Regierungs=Akt des jungen Königs angesehen hätten, ja die Meisten waren von der schweren Schuld dieser Frau so überzeugt, daß sie dem, auf Todesstrafe lautenden Urtheil mit Bestimmtheit entgegensahen.

Friedrich Wilhelm III von den Grundsätzen der reinsten Sittlichkeit beseelt, mußte natürlich von dem Gefühl des tiefsten Abscheus für eine Frau durchdrungen sein, welche ihr ganzes Leben hindurch, und selbst noch nach ihrem Fall durch die von ihr besorgte Vertheidigungsschrift,

in welcher sie die anstößigsten Briefe veröffentlichen ließ, den Gesetzen weiblicher Schaam Hohn gesprochen hatte, für eine Frau ferner, die ihre zweideutige Stellung dazu benutzt hatte, die Königin und deren Kinder mit dem schneidendsten Hochmuth zu behandeln und dadurch deren natürlichen Unwillen gegen sie geflissentlich zu vermehren, für eine Frau endlich, die, wenn auch die Beschuldigung der Entwendung von Staatsgeldern unbegründet war, doch allbekannt ungeheure Summen theils auf Reisen, theils in luxuriösen Bauten verschwendet hatte. Unter diesen Umständen müssen wir es natürlich finden, daß der junge König, als er unmittelbar nach dem Tode seines Vaters das neue Palais in Potsdam besuchte und die Gräfin ihm entgegentrat, in höchster Entrüstung ausrief: »Schafft mir dies Weib aus den Augen!« Dennoch würde der König durch seinen persönlichen Widerwillen sich nicht haben bewegen lassen, Maaßregeln einer besondern Strenge gegen die Lichtenau zu ergreifen, wenn er nicht den allgemeinen Verdacht, daß dieselbe grober Vergehungen gegen das Staatsinteresse schuldig sei, getheilt hätte und wohl theilen konnte, da ihm, so lange er Kronprinz war, die Einsicht in die Staats-Angelegenheiten nicht gestattet war. Demnach befahl der König die sofortige Verhaftung der Gräfin, was, als es dem Publikum bekannt wurde, einen allgemeinen Jubel erregte. Der König selbst that diesen Schritt nur mit Betrübniß. »Es thut mir weh,« sagte er zum Minister Reck, »diese Maaßregel der Nothwendigkeit ergreifen zu müssen; allein das Interesse des Staats erheischt es durchaus; indessen werde ich diese

Sache von jetzt an auf dem graden Wege der Justiz fortgehen lassen und mich nicht ferner darin mischen, es sei denn, daß ich am Ende Gnade für Recht ergehen lassen darf«. Die Gräfin ward nun in dem sogenannten Cavalier-Hause in Potsdam von einem Offizier und mehren Mann streng bewacht, während zugleich ihr Haus in Berlin besetzt und ihre Effekten versiegelt wurden. Hierauf leitete die von dem Könige niedergesetzte Commission, bestehend aus dem Minister v. d. Reck, dem Präsidenten Kircheisen und dem Kabinets-Rath Beyme, eine förmliche Untersuchung gegen die Gräfin ein, auf deren Ausgang man mit allgemeiner Spannung wartete. Indessen ist von den Verhandlungen selbst nichts bekannt geworden, und nur das Resultat erfuhr man. Die Gräfin wurde nämlich am 16. März 1798 nach der Festung Glogau abgeführt, wo sie jedoch die Freiheit hatte, innerhalb der Stadt zu gehen wohin sie wollte; auch erhielt sie ihre Briefe, bis auf wenige, und ihre sämmtlichen beweglichen Effekten zurück. Später wurde sie, nachdem sie ihr Wort gegeben hatte, von dem Inhalt der Untersuchung nichts zu veröffentlichen, gänzlich freigelassen und lebte seitdem zu Breslau, wo sie der verdienten Vergessenheit bald anheimfiel. Ihre gesammten Güter* wurden jedoch eingezogen und die Einkünfte derselben, nach Abzug einer jährlichen Pension von 4000 Thalern für die Gräfin, von dem Könige dem Charitékrankenhause zu Berlin überwiesen.

---

*Lichtenau, Breitenwerder und Roßwiese, ferner ein Haus in Berlin und ein prächtiges Gut in Charlottenburg.

Es fehlte bei dieser Gelegenheit nicht an Personen, welche das Unglück der Gräfin zu ihrem eignen Vortheil auszubeuten gedachten; allein sie hatten bald genug Gelegenheit sich zu überzeugen, daß ihre niedrige Denkungsweise ihnen eine Hoffnung vorgespiegelt habe, deren Verwirklichung durch die erhabnen Gesinnungen des Königs unmöglich ward.

Ein Bruder der Gräfin Lichtenau hatte von Friedrich Wilhelm II die Anwartschaft auf einen Holzverwalter-Posten, nach dessen einstiger Erledigung, erhalten; der zeitige Inhaber des Postens aber wünschte denselben einst auf seinen eignen Sohn überzutragen, und machte daher dem Enke, seinem designirten Nachfolger, dahin zielende Anerbietungen, die dieser jedoch ausschlug. Als nun aber Friedrich Wilhelm III den Thron bestieg und über seine Gesinnungen gegen die Lichtenau kein Zweifel mehr obwalten konnte, hielt es Enke für gerathen, dem Holzverwalter zu erklären, daß er seine früher angebotenen Bedingungen zur Abtretung der Anwartschaft an seinen Sohn annehme.

Jetzt aber hatte sich das Blatt gewendet. Der Holzverwalter nahm seine früheren Anerbietungen zurück und wendete sich dagegen mit einem direkten Gesuch an den König, worin er die Meinung aussprach, daß der König dem Bruder der Gräfin Lichtenau wohl nicht die ihm von dem verstorbenen Monarchen übertragene Anwartschaft lassen werde. Mit tiefem Unwillen aber wies der König solche Insinuationen zurück, indem er erklärte, daß er die von seinem Vater ertheilten Verleihungen keines-

weges zurückzunehmen und noch viel weniger den Bruder für Vergehungen der Schwester büßen zu lassen gesonnen sei.

Die innern Angelegenheiten der Verwaltung fuhren fort, die wärmste Sorgfalt des Königs in Anspruch zu nehmen und mannigfache zweckmäßige Maaßregeln wurden außer den obenerwähnten, bereits in den ersten Regierungs-Monaten Zeugen der einsichtsvollen Regenten-Thätigkeit des jungen Herrschers.

Unterm 28. Dezbr. 1797 befahl der König durch eine Kabinets-Ordre dem Präsidenten der Oberrechenkammer die Anfertigung eines General-Civil-Salarien-Etats, um dadurch eine allgemeine Übersicht der sämmtlichen Civil-Beamten der Monarchie zu erhalten. Zu diesem Behuf sollte eine Liste angefertigt werden, worin sämmtliche Civil-Beamten »vom Obersten bis zum Aufwärter« aus allen Zweigen der Staats-Verwaltung, ferner die jährliche Einnahme jedes Einzelnen, so wie die besonderen Bestandtheile dieser Einnahme (Gehalte, Emolumente, Gratifikationen von Nebenposten, Pensionen, sowie Natural-Emolumente, als Holz, Licht, Wohnung 2c.) auf das Genaueste verzeichnet sein sollten. Zu diesem Zwecke mußte jeder Beamte selbst die ihn betreffenden desfalsigen Notizen niederschreiben, wobei der König jedoch gleichzeitig erklären ließ, daß es nicht seine Absicht sei, jemandem etwas zu nehmen; daß aber dasjenige, was irgend ein Beamter bei der verlangten Designation verschwiege, auf immer für denselben verloren sei. Aus diesen Listen hatte nun der Präsident

der Oberrechen=Kammer den General=Etat für den König anzufertigen und zwar 1) nach den Provinzen im Allgemeinen, 2) nach sämmtlichen besondern Zweigen der Staats=Verwaltung, und 3) sollte in einer besondern Rekapitulation in runder Summe angegeben werden, wie viel in jeder einzelnen Provinz die Kosten der einzelnen Verwaltungs=Zweige (Post, Accise, Salz, Stempel 2c. 2c.) betrage, »damit ich, heißt es in der Kabinets=Ordre, mit einem Blick wie bei meinem Militär übersehen könne, was die ganze Civil=Verwaltung kostet.« Um aber alles Hinzögern zu verhüten, befahl der König, diese Arbeit innerhalb den nächsten 8 Wochen zu vollenden.

Diese Maaßregel ist gleichsam als die Grundlage einer andern, an umfassender Wichtigkeit ihr überlegenen zu betrachten, welche nämlich die Ober=Rechenkammer selbst betraf. In der hierher gehörigen Instruktion an den Minister v. d. Schulenburg, Chef der Ober=Rechenkammer, spricht der König seine Absicht aus, alle Branchen der Staats=Verwaltung mehr in Verbindung zu bringen und die Chefs der einzelnen Zweige zu veranlassen, daß sie bei ihren Arbeiten stets das Ganze vor Augen haben und nur einem gemeinsamen Ziele zustreben. In dieser Absicht sollte ein Mittelpunkt festgestellt werden, in welchem die Resultate der gesammten Staats=Verwaltung sich concentriren und dadurch gründlich übersehen werden und die existirenden Mängel am raschesten und sichersten beseitigt werden könnten. Diese Bestimmung sollte fortan die Ober=Rechenkammer erfüllen. Der König wies ferner darauf hin, daß bereits Friedrich Wilhelm I zu diesem Zwecke ein

General-Rechenkammer-Collegium gegründet (1717) und einen Staatsminister zum Chef desselben ernannt habe. Späterhin aber ist die Ober-Rechenkammer den höheren Behörden untergeordnet worden und hat deshalb ihre eigentliche wichtige Bestimmung nicht mehr in dem nothwendigen Umfange erfüllen können. Diesen Übelstand hob der König durch seine gegenwärtige Verfügung, nach welcher er wiederum den Staatsminister v. d. Schulenburg, »welcher durch seine vieljährigen Erfahrungen, seine gründlichen Kenntnisse von allen Theilen der Staats-Verwaltung, seinen eisernen Fleiß und seine erprobte Rechtschaffenheit sich sowohl des Königs, wie das allgemeine Vertrauen erworben hatte,« zum General-Controlleur der Finanzen und Chef der Ober-Rechenkammer ernannte und ihm die Befugniß ertheilte, sich seine Räthe aus sämmtlichen Kammern der Provinzen selber zu wählen. Von jetzt an sollte die Ober-Rechenkammer das Interesse sämmtlicher Kassen ohne alle Ausnahme wahrnehmen und selbst die Königliche Hofstaats- und Legationskasse von der Ober-Rechnenkammer revidirt werden; dieselbe sollte ferner ihrem untergeordneten Verhältniß zu dem General-Direktorium enthoben, demselben am Range gleich, d. h. ein selbstständiges, ganz unabhängiges Landes-Collegium sein, und nicht nur von den Kassen, sondern auch von deren Behörden die nöthige Auskunft u. s. w. einfordern dürfen. Zur besseren Einsicht in die Staats-Verwaltung ward nächstdem der General-Controlleur der Finanzen zugleich zum Mitgliede des General-Direktoriums ernannt. Den Räthen der Ober-Rechenkammer ward bei Revision der Rechnun-

gen die genaueste Aufmerksamkeit eingeschärft; nicht blos auf die Form sollten sie sehen und nur auffallende Mängel rügen, sondern in den Geist der Verwaltung eindringen, die Art und Weise der Bewilligung und Anweisung der Gelder erforschen und deren Zweckmäßigkeit und Gesetzlichkeit prüfen, Veranlassungen zu Ersparnissen in den Ausgaben, sowie zur Vermehrung in den Einnahmen ermitteln. Nicht minder hatte die Ober-Rechenkammer auf das genaueste über die Verwendung der Verbesserungsgelder, welche von den Überschüssen genommen wurden, zu wachen, die Anschläge der Pachtämter und die Lieferungen, welche in Kriegs- oder Friedenszeiten mit Unternehmern abgeschlossen würden, streng und sorgfältig zu untersuchen, mit einem Wort die allersorgsamste und eifrigste Controlle über die gesammten Finanz-Angelegenheiten des Staats zu führen. Damit aber die Räthe neben ihrer zu prüfenden Tauglichkeit auch zugleich in gesicherter Unabhängigkeit sich befänden, durften sie keine Nebenstellen, die mit Rechnungssachen zusammenhingen bekleiden, ja selbst nicht einmal von den Kassen der Departements, deren Rechnungen sie revidirten, Pensionen oder Gehaltzulagen beziehen.

Man sieht, diese ganze Instruktion athmet Weisheit, Gerechtigkeit und festen energischen Willen, das vorgesetzte wichtige Ziel durch die getroffenen Maaßnahmen auch wirklich zu erreichen.

Dem Wohl des Staates und seines Volkes mit rastloser Thätigkeit ergeben, erließ der König um diese Zeit noch mancherlei andere dahinabzielende Verordnungen, unter denen wir zunächst auf eine treffen, welche eins der

kostbarsten Güter des Menschen, die Gesundheit und deren Erhaltung, zum Gegenstande hat. Bereits unter den früheren Regenten war die Prüfung angehender Aerzte ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen, doch schienen dem König die darüber bestehenden Verordnungen nicht genügend und er erließ deshalb unterm 1. Februar 1798 an den Chef des Medicinalwesens, den bereits genannten Minister v. d. Schulenburg, ein Patent über die Einrichtung einer besondern Examinations-Behörde für angehende Aerzte, bestehend aus dem Geheimen-Rath Selle als Direktor, und vier Räthen (den Doctoren rc. Sprögel, Mayer, Fritze und Formey) als Mitglieder. Nach dieser neuen Verordnung mußten sämmtliche angehende Ärzte, Wundärzte und Apotheker im ganzen Königreich, mit Ausnahme von Süd- und Neuostpreußen, den Bestimmungen einer in ihren Theilen genau festgesetzten Prüfung entsprechen, die nicht blos streng, sondern auch so zweckmäßig war, daß sie seitdem vielen anderen Staaten zum Muster gedient und in einigen sogar die Bestimmung hervorgerufen hat, daselbst den in Preußen geprüften und approbirten Ärzten ohne weiteres die Ausübung ihrer Kunst zu gestatten.

Der Absicht dieses Gesetzes entsprechend und dieselbe gleichsam ergänzend ist eine andre Verordnung, welche der König zwar erst am 17. Novbr. 1798 erließ, die wir jedoch gleich hier mittheilen, weil sie denselben Gegenstand betrifft. Wie in vielen andern Ländern, so bestand auch in Preußen seit langer Zeit der Gebrauch, daß die Apotheker den prakticirenden Ärzten ihres Orts sogenannte

Weihnachtsgeschenke machten, meist in Zucker, Kaffee und andern Material-Waaren bestehend. Diese verfängliche Sitte hob der König durch ein strenges Verbot auf. — »Es fällt in die Augen, heißt es in der Kabinets-Ordre, daß diese Observanz, so alt sie auch immer sein mag, mit den Grundsätzen einer guten Staats-Verwaltung unverträglich ist.« Apotheker, die fernerhin Geschenke anboten, sowie Ärzte, die solche annahmen, verfielen in 20 Thaler Strafe, und wenn es ein Physikus war, so verlor er das Recht der Oberaufsicht über diese Apotheke, nebst den davon abhängenden Einkünften, der Apotheker aber wurde einem fremden Physikus untergeordnet, und mußte nicht nur die dadurch entstehenden Kosten tragen, sondern seine Apotheke wurde überdies auf seine Kosten sofort visitirt, weil er durch das Geschenk sich verdächtig gemacht hatte. Damit aber auch die Apotheker keine Veranlassung hätten, sich der Gunst der Ärzte durch besondere Geschenke zu versichern, wurde den Ärzten das bereits bestehende Verbot, eine Apotheke vor der andern zu empfehlen, von neuem besonders eingeschärft.

Während aber der König sich solchergestalt die Sorge für die Gesundheit und für die Wiedererlangung derselben angelegen sein ließ, erlag er selber einer Krankheit, indem er zu Ende des Monats Januar* von den Masern befallen wurde, welche unmittelbar darauf auch die Königin heimsuchten. Das Publikum wurde wegen der Krankheit

---

*Noch am 21. Januar hatte der König den Russischen und Sardinischen Gesandten Audienzen ertheilt.

des geliebten Herrscher-Paars von der aufrichtigsten Besorgniß erfüllt, und unablässig strömten Leute nach dem Palais, wo täglich ein Bülletin ausgelegt wurde, um sich nach dem Befinden des Königs und der Königin zu erkundigen. Jeder der Ankommenden schrieb seinen Namen in eine dazu bestimmte Liste, und so fand man in bunter Zusammensetzung, unter oder über dem Namen von Ministern und Generälen die von armen Handwerkern oder von Dienstboten. Zur großen Freude des Publikums in Berlin aber verlief die Krankheit des Herrscher-Paars so milde, daß zur wirklichen Besorgniß kein Grund vorhanden war. Deshalb verbot der stets menschenfreundliche König auch, die Nachricht von seiner und der Königin Krankheit in den Zeitungen zu veröffentlichen, damit nicht in den Provinzen, wo nicht, wie in Berlin, zu jeder Stunde Auskunft üller das Befinden des Königs zu erhalten war, unnütze Besorgniß veranlaßt werden möchte.

Da die Krankheit des Königs nicht Gefahr drohend war, so ließ er sich durch dieselbe auch fast gar nicht von den Regierungs-Geschäften abhalten, nur daß er, da die Masern stets eine starke Empfindlichkeit und Schwäche der Augen erzeugen, eine Zeitlang der eigenhändigen Unterschrift sich enthalten mußte. Nichts desto weniger aber wurden auch jetzt die Geschäfte des geheimen Kabinets in regelmäßiger Thätigkeit wie früher betrieben, und selbst die Vorstellungen und Gesuche von Privat-Personen wie immer rasch beantwortet. Wir besitzen aus dieser Zeit noch eine Menge Kabinetsschreiben, welche im Eingange stets den Grund enthalten, weshalb der König nicht eigen-

händig habe unterschreiben können. — Wir theilen eins dieser Kabinetsschreiben, weil dasselbe auch außerdem von besonderem Interesse ist, unsern Lesern an diesem Orte mit:

»Da es Sr. Königl. Majestät wegen einer mit der Masernkrankheit, von welcher Höchstdieselben befallen worden, verbundenen großen Schwäche und Empfindlichkeit der Augen unmöglich wird,* zu unterschreiben; so haben Höchstdieselben nach angehörtem Vortrage des Berichts, welchen das General-Direktorium unterm 30. v. M. wegen der im hiesigen Kupfergraben projektirten Veränderungen abgestattet hat, Dero Willensmeinung dahin zu erkennen gegeben, daß, sowie Höchstdieselben das Projekt überhaupt als nützlich genehmigen, es Ihnen auch zuträglich scheine, daß das General-Direktorium sich zur nähern Einleitung desselben, zur Anfertigung eines vollkommenen Plans dazu, und zur Berechnung der erforderlichen Kosten, fernerhin mit dem Oberhofbauamt concertire, welchem Se. Majestät sodann die Ausführung nach dem übereingekommenen Plane übertragen würden. Auch hielten Se. Majestät, wenn nicht wichtige Gegengründe eintreten sollten, es für rathsamer, die Schälung und das Geländer lieber gleich massiv als von Holz anzulegen, da die dazu anfänglich erforderlichen Kosten durch die mehrere Solidität des Werkes, für die Zukunft wieder erspart werden können. Bei dieser Gelegenheit haben auch Se. Majestät das General-

*In späteren Kabinetsschreiben lautet der Eingang mit bemerkenswerther Gewissenhaftigkeit: „Da Sr. Majestät 2c. sich erst wenige Unterschriften erlauben dürfen.

Direktorium darauf aufmerksam machen wollen, daß es nothwendig sei, auf eine baldige Pflasterung desjenigen Theils des Lustgartens, welcher zur Fahrstraße dient, Bedacht zu nehmen, und baldigst Pläne und Vorschläge dazu einzureichen, indem die jetzige Beschaffenheit desselben, der Stadt zu einem großen Übelstande und Unbequemlichkeit gereicht. Auch wünschten Se. Majestät, daß es möglich gemacht werden könnte, ohne zu großen Beitrag aus den öffentlichen Fonds, wenigstens in den lebhaftesten und Hauptstraßen Berlins, Trottoirs oder Fußwege von Klinkern oder Werkstücken, nach und nach, jedoch nach einem vorherigen allgemeinen Plan anzulegen. Da eine solche Anstalt zur größten Bequemlichkeit und Nutzen der Berliner gereichen würde, so glauben Se. Majestät, daß die Einwohner nach dem Beispiele, welches in verschiedenen andern großen Städten stattgefunden hat, sich wohl bewegen lassen würden, die mögliche Ausführung derselben, durch beträchtliche freiwillige Beiträge zu erleichtern, auch hin und wieder zur Verminderung der im Wege stehenden Kellerhälse und Auffahrten, wo es ohne zu großen Nachtheil des Eigenthümers geschehen kann, patriotisch die Hand zu bieten. Es würde Sr. Majestät angenehm sein, wenn das General-Direktorium eine schickliche Einleitung der Sache veranlassen könnte.«

Berlin den 3. Februar 1798.

An
das General-Direktorium.

Bereits oben haben wir erwähnt, daß auch Bittschriften und Gesuche von Privat-Personen während der Krank-

heit des Königs angenommen und von demselben expedirt wurden. Der hohe Wohlthätigkeitssinn des Königs hat sich während seines ganzen Lebens durch so zahlreiche und glänzende Beweise bewährt, daß wir absichtlich die uns hierüber aus der ersten Regierungsperiode des Königs bekannt gewordenen Thatsachen in seine Charakteristik nicht aufgenommen haben, weil das, was wir hätten mittheilen können, so einzeln dastehend, kein richtiges Bild gewährt haben würde, indem es im Verhältniß zu dem, was der König in seinem Leben an Wohlthaten gespendet hat, höchst kleinlich und unscheinbar sich erwiesen hätte. Wir werden auf diesen Zug in dem Charakter des Königs an einem geeigneteren Orte ausführlicher zurückkommen; hier aber wollen wir eine dahin einschlagende Thatsache deshalb mittheilen, weil sie mit der Krankheit des Königs in gewissem Zusammenhange steht.

Eine Soldatenwittwe kam beim König um Unterstützung für ihre zahlreiche Familie ein. Der König ließ sich genau nach ihr erkundigen, und sie dann zu sich bescheiden. Sie befand sich mit ihren Kindern in einem Zimmer, und vermuthete den König um so weniger, da sie wußte, daß er krank war. Als sie eine Zeitlang gewartet hatte, erschienen zwei Personen in Mänteln. Die eine fragte die Wittwe genau nach Allem. Wie sie mit einer rührenden Beredsamkeit, die allein Noth und Natur erzeugten, ihren unglücklichen Zustand schilderte, entfiel dem Auge der andern Person eine Thräne — und in diesem Moment erkannte sie in derselben den König. Ihr Staunen und ihre Verwunderung brachten sie ganz außer sich.

Der König sicherte ihr eine Pension zu, unterhielt sich lange mit den Kindern, beschenkte sie und schickte, — wie er sie entlassen hatte — den Kindern noch ein Geschenk zu Erfrischungen nach.

Wir schließen dieses Kapitel, indem wir die Ansichten mittheilen, welche der König über die Wirksamkeit der Akademie der Wissenschaften hegte, und woraus die Richtung ersichtlich ist, welche er fortan diesem Institut zu geben gesonnen war.

»Nachdem Ich,* heißt es in der unterm 11. September 1798 an die Akademie erlassenen Kabinets-Ordre, die nothwendigen Erkundigungen über den jetzigen Zustand der Akademie der Wissenschaften zu Berlin eingezogen habe, so scheint es Mir nöthig, einige Veränderungen damit vorzunehmen, die diesem Institut eine eben so ehrenvolle als dem allgemeinen Besten ersprießliche Existenz sichern können.

Ich kann der Akademie nicht bergen, daß das Ganze ihrer Arbeiten Mir immer nicht genug auf den allgemeinen Nutzen hingerichtet zu sein schien. Man hat sich zu sehr darauf eingeschränkt, abstrakte Gegenstände auseinander zu setzen, die Metaphysik und spekulativen Theorien mit gelehrten Entdeckungen zu bereichern, und man hat nicht daran gedacht, die Einsichten auf wahrhaft nützliche Gegenstände zu richten, auf die Vervollkommnung der Künste und Gewerke, ein sehr wichtiges Verdienst, wodurch z. B. die Akademie zu Paris, unerachtet ihrer man-

*Das Original ist französisch.

nigfachen Mängel und ihrer fehlerhaften Organisation, sich ehemals auszeichnete. Ich wünsche daher, daß die Akademie zu Berlin sich so zu sagen, mehr humanisirte, als bis dahin geschehen ist, daß sie weniger die spekulativen Untersuchungen begünstigte, als die Bemühungen zum Glück des gemeinen Lebens, und zur Vervollkommnung alles dessen beizutragen, was mit seinen Bedürfnissen und Vergnügen in Verbindung steht, durch eine beständige Anwendung der Theorie auf die Dinge selbst; daß sie die National-Industrie wecke, die so oft aus Mangel der nothwendigen Einsichten in neuen Gattungen vergebliche Versuche macht, indem sie dieselbe mit den wahren Grundsätzen über denjenigen Theil, womit sie sich beschäftigt, ausrüstete, daß sie die verschiedenen Systeme der sittlichen und gelehrten Erziehung von den unbestimmten und irrigen Grundsätzen reinigen möge, welche die Mode und die Phantasie einiger exaltirter Pädagogen eingeführt haben, und welche das Verderben der Nachkommen besorgen lassen, daß sie eben so die Vorurtheile und den Aberglauben des Volks unterdrücken möge, als die zügellosen und zerstörenden Grundsätze der falschen Philosophie unserer Zeit.

Nur wenn die Akademie die Arbeiten der verschiedenen Klassen derselben auf Gegenstände dieser Art, und auf andere von gleich heilsamen Einfluß auf das Wohl des Staats und seiner Unterthanen lenkt, kann sie die ehrenvollsten Ansprüche auf den Dank des Publikums sich erwerben. Die Talente ihrer Mitglieder berechtigen sie zu großen Hoffnungen, und scheinen nur den Antrieb einer fortdauernd guten innern Leitung und Direktion zu bedür-

fen. Es gebührt der Akademie selbst, die Grundsätze derselben anzugeben.«

Hiernächst folgen mehre, die innere Verwaltung der Akademie berührende Vorschläge und Bestimmungen, deren wesentlicher Inhalt dahin lautet, daß die Einrichtung von 1746 im Allgemeinen bestätigt, die Ernennung eines würdigen Präsidenten der Akademie vom Könige verheißen und an die Stelle der bisherigen ökonomischen Commission ein eignes Direktorium gesetzt wird, das aus dem Präsidenten, den vier Direktoren der vier Klassen und zwei geschäftskundigen Männern zusammengesetzt sein soll. Die Zahl der Mitglieder der Akademie wird im Allgemeinen auf 24 festgestellt, endlich die Königliche Bibliothek und das Naturalien-Kabinet mit der Akademie vereinigt.

IV.

Huldigung.



Eilftes Kapitel.

Die Huldigungsreise.

Gegenüber den mannigfachen, freiwilligen Darlegungen von Anhänglichkeit und Treue bei Gelegenheit des Regierungswechsels, bildet die feierliche Eidesleistung ein Angelöbniß unverbrüchlicher Treue für den neuen Herrscher von Seiten der Unterthanen, und die Zusicherung gewissenhafter Pflichterfüllung gegen Staat und Unterthanen von Seiten des neuen Regenten, einen besonders wichtigen Akt, dessen Vollziehung, die Huldigung genannt, nach Maaßgabe seiner hohen Bedeutung mit angemessener Feierlichkeit und festlicher Pracht verbunden zu sein pflegt. Sämmtliche Unterthanen ohne Ausnahme sind verpflichtet, dem Könige den Huldigungs-Eid zu schwören. Das Militär leistet diesen Schwur, ohne erhebliche Solennitäten, zur Fahne und zwar ohne Aufschub noch an demselben Tage, an welchem es die Kunde von dem Regierungs-Antritt des neuen Monarchen erhält. Diese Eile hat sehr wahrscheinlich ihren Grund in der zweifelhaften Treue der Soldtruppen in früherer Zeit; was aber ehemals begründete Nothwendigkeit war, behauptet jetzt noch als Sitte das Recht der Herkömmlichkeit. Wir haben bereits erzählt, daß die Garnison von Potsdam, unmittelbar nach dem

Verscheiden Friedrich Wilhelms II, dem neuen Monarchen den Eid der Treue geschworen habe; dasselbe geschah in allen Festungen und Garnisonstädten der Monarchie nach und nach von der ganzen Armee, sobald die Kunde von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III an den einzelnen Orten eintraf.

Bei weitem mehrerer Vorbereitungen aber bedarf die Ableistung des Huldigungs-Eides von Seiten der übrigen Unterthanen, da dieser Akt eines gegenseitigen Treuschwurs, dem Herkommen gemäß, zwischen dem Monarchen und den Unterthanen persönlich stattfindet, und zwar in der Art, daß die verschiedenen Stände des Reichs den Eid der Treue durch besondere Deputirte in ihrem Namen schwören lassen und durch dieselben auch die Zusicherung des Herrschers empfangen. Der bestehenden Einrichtung gemäß wird die Huldigungs-Ceremonie für die vier Preußischen Provinzen zu Königsberg in Preußen, für die übrigen Provinzen der Monarchie aber zu Berlin vollzogen. Die Huldigung der Fürstenthümer Neufchatel und Valengin dagegen findet in den genannten Ländern selbst statt und zwar bis jetzt stets unter Stellvertretung des Königs vermittelst des Gouverneurs.

Hätte der König die Huldigung gleich nach seiner Thronbesteigung vor sich gehen lassen wollen, so hätte dies, bei den nöthigen Vorbereitungen, doch erst in den Monaten Januar oder Februar, also in der rauhesten Jahreszeit, geschehen können. Dies bestimmte den König, die Huldigung bis zum nächsten Sommer aufzuschieben. Ihn bewog dazu, wie er ausdrücklich sagte, besonders die Rück-

sicht auf die Gesundheit der zur Huldigung berufenen Personen, weil dieselben während der Feierlichkeit unter freiem Himmel verweilen mußten, und daher dem nachtheiligen Einfluß der kalten Winterluft ausgesetzt waren. Wäre es bei dem Charakter des Königs auch möglich, in die Aufrichtigkeit dieser menschenfreundlichen Erklärung den geringsten Zweifel zu setzen, so werden wir späterhin das Angeführte durch die unzweideutigsten Dokumente und Thatsachen bewahrheiten.

In Neufchatel und Valengin erfolgte die Huldigung jedoch schon am 22. Januar 1798, nachdem die 4 Corps der Bürgerschaft in einer ehrfurchtsvollen Adresse darum gebeten hatten. Wir beschreiben daher zuerst die Huldigungs-Feierlichkeiten in den genannten Fürstenthümern.

An dem erwähnten Tage um 6 Uhr Morgens, kündigte in Neufchatel eine Kanonensalve die Feierlichkeit des Tages an. Um 10 Uhr Vormittags versammelten sich die 8 Bürger-Compagnien, ungefähr 800 Mann stark, an der Terrasse des Tempels, wo für den Gouverneur und den Staats-Rath eine Tribüne, und weiter unten für den Stadt-Rath ein Parquet errichtet war. Hierauf begab sich der Stadt-Rath unter dem Geläute sämmtlicher Glocken nach dem Parquet, während die Ministerial-Verwalter sich nach dem Schloß verfügten, um den Gouverneur von dort nach der Tribüne zu geleiten. Auf dem ganzen Wege vom Schloß bis zur Tribüne ging der Zug durch eine Doppelreihe von Bürgermilizen. Vorauf schritten zunächst die Bedienten der Seigneurie, dann folgte der Gouverneur, zu seiner Rechten der oberste Bürgermeister, zur Linken der Banner-

herr, hinter ihnen endlich die Mitglieder des Staatsraths, geleitet von den Herren des Magistrats. Auf der Tribüne angelangt, nahm der Gouverneur auf dem für ihn bereit stehenden Sessel Platz; vor ihm stand ein Tisch, auf dem ein Scepter lag.

Hierauf hielt der Oberbürgermeister Berthoud eine Anrede an den Gouverneur, worin er im Namen der versammelten Bürger die Gefühle der Verehrung, der Liebe und des Gehorsams für den neuen Monarchen ausdrückte und den lebhaften Wunsch zu erkennen gab, die Bande, welche sie an das Preußische Herrscherhaus fesselten, durch gegenseitige Eidesleistung von neuem festzuknüpfen. Er schloß damit, den Gouverneur zu bitten, daß er, im Namen und als Stellvertreter des Souverains den verfassungsmäßigen Eid leiste.

Nachdem der Gouverneur in seiner Antwortsrede sich hierzu bereit erklärt, las ihm der älteste Staatsrath, Baron von Pury folgenden Eid vor:

„Monseigneur! Im Namen* und Kraft der Vollmacht, die Sie von Sr. Majestät, Friedrich Wilhelm III König von Preußen rc., unserem souverainen Fürsten und Herrn, empfangen haben, versprechen und schwören Sie mit Wort und Eid, die hier eben so gelten sollten, als geschähe es von Sr. Majestät selbst in Person, ihren Bürgern von Neuschatel, die hier versammelt sind, um den erwähnten Eid zu empfangen, so wie deren Leibeserben und Nachkommen: daß Se. Majestät ihnen halten und

*Das Original ist französisch.

aufrecht halten wollen ihre Freiheiten (franchises, libertés) und Constitutionen, nebst ihren alten guten Gewohnheiten, geschriebnen wie nicht geschriebnen, sofern sie sich derselben nachweislich in vergangener Zeit bedient haben, wie nicht minder die geschriebenen Erklärungen, welche des Herrn Grafen v. Metternich Excellenz ihnen, Seitens Sr. Majestät Königs Friedrichs I ruhmvollen Andenkens, gegeben hat, und namentlich sowohl die vom 31. Octbr. des vorbenannten Jahres, wie auch die 9 allgemeinen Artikel für Stadt und Bürgerschaft von Neufchatel, ganz so, wie sie in den Urkunden enthalten sind, die Se. Excellenz der Herr Graf v. Metternich darüber ausgefertigt und dann eigenhändig unterzeichnet hat. Und also schwören und geloben Sie es im Namen des Königs, unseres souverainen Fürsten und Herrn.«

Der Gouverneur legte die rechte Hand aufs Herz und wiederholte den letzten Satz: »Also schwöre und gelobe ich es im Namen des Königs unseres souverainen Fürsten und Herrn.«

Hierauf bestieg der Oberbürgermeister die Tribüne, die Staatsräthe, als Bürger des Staats, erhoben sich, die Soldaten steckten ihre Hüte auf die Bajonette und nun las Herr v. Pury den Bürgern folgenden Eid vor:

»Meine Herren Bürger!* Ihr schwöret bei Gott, Eurem Schöpfer und bei Eurer Hoffnung auf das Paradies, daß Ihr Sr. Majestät dem König Friedrich Wilhelm III, Eurem souverainen Fürsten und Herrn,

---

*Das Original ist französisch.

treue und gehorsame Bürger sein, Ihm, laut Inhalt Eurer Freiheiten und alten guten Gewohnheiten, geschriebenen und nicht geschriebenen, jeglichen Tribut und Zins, die Ihr schuldet, zahlen, Seinen Vortheil, Seine Ehre und Seinen Ruhm Euch eifrigst angelegen sein lassen und Seinen Schaden abwenden wollet. Und wenn irgend eine Verschwörung oder ein Unternehmen gegen Sein Wohl, Seine Ehre, das Ansehn oder die erhabene Würde Seiner Person sich bilden sollte, es Ihm zu entdecken, Ihn wider und gegen Jedermann zu vertheidigen, mit Gut und Blut nach Euren Kräften, und daß Ihr jegliche Pflicht übernehmen und erfüllen wollet, wie Ihr als wahre und loyale Bürger, nach Euren Freiheiten und guten Gewohnheiten es Eurem souverainen Herrn zu halten und zu leisten verbunden seid. Also schwöret Ihr dieses!«

Die Bürger antworteten: »Also schwören wir dieses!« worauf Gewehrsalven und 10 Kanonenschüsse, in die der wiederholte Ruf: „vive le Roi!" sich mischte, die Feierlichkeiten beendeten. — Nachdem noch der Kammerherr de Meuron eine kurze Anrede an den Gouverneur gerichtet, verließ dieser die Tribüne, und der Zug begab sich in der vorigen Ordnung nach dem Schlosse zurück. Gastmahle vom Gouverneur und vom Magistrat veranstaltet, beschlossen den festlichen Tag. — Ganz auf dieselbe Weise wurde in den nächsten Tagen der Akt der Huldigung zu Valengin, Landeron, Boudry, Val de Travers und St. Blaise gefeiert, und allenthalben sprachen sich die Gesinnungen einer aufrichtigen Liebe und eines innigen Vertrauens zu dem neuen Herrscher aus.

Wenn aber schon in diesen Fürstenthümern der Huldigungsakt zu frohen Festlichkeiten Veranlassung gab, so war vorauszusehen, daß die Reise des Königs zur persönlichen Entgegennahme der Huldigung in den alten Erbländern der Monarchie noch mannigfaltigere und großartigere Feierlichkeiten hervorrufen werde, wodurch das Volk nach hergebrachter Sitte seinen Gefühlen der Ehrfurcht und der Liebe für das angestammte Herrscherhaus einen Ausdruck zu geben suchen würde. Dieses war jedoch den Absichten des Königs um so mehr zuwider, als er nicht nur für seine Person ein Feind alles leeren Prunkes war, sondern nächstdem auch, von wahrhaft väterlicher Liebe für sein Volk beseelt, durch solcherlei Feierlichkeiten den Unterthanen eine hie und da vielleicht drückende Kostenlast aufzubürden fürchtete. Bereits unterm 28. Febr. 1798 erließ der König daher an den Staats-Minister v. Schrötter folgende Kabinets-Ordre, in welcher sich seine redlichen Gesinnungen treu wiederspiegeln.

»Mein lieber Etats-Minister v. Schrötter. Je mehr die Zeit zur Annahme der Huldigung in Königsberg herannahet, desto mehr beunruhigt mich zuweilen der Gedanke, daß vielleicht jetzt schon manche darauf denken, wie sie bei derselben durch Pracht in Kleidung und Equipage und überhaupt durch großen Aufwand, ihre feierliche Theilnahme an dieser Handlung und gewissermaßen ihre Liebe und Achtung für Mich, auffallend bezeichnen wollen. Ich habe aber, Ich gestehe es mit gerührtem Herzen, schon zu viel sprechende Beweise von den getreuen Gesinnungen Meiner guten Preußischen Unterthanen erhalten, um jener Merk-

male zu bedürfen, die im Grunde eben so gut dem Zwange des Herkommens als der Stimme des Herzens zugerechnet werden könnten, und so bleibt Mir blos dabei die Besorgniß übrig, daß Mancher seinen Bequemlichkeiten, vielleicht seinen Bedürfnissen die Summe entziehen möchte, die er zur Huldigungspracht verwenden zu müssen glaubt. Ich wünsche daher, daß Ihr Gelegenheit fändet, die allgemeine Stimmung dahin zu leiten, daß man mit Entfernung alles Luxus blos auf Anstand und Reinlichkeit Rücksicht nehme, und Mir dadurch die angenehme Überzeugung ließe, daß das Andenken der feierlichen Stunde, die Mich so innig mit einem Volke verbindet, welches Ich glücklich zu machen hoffe, bei Niemandem das Mitgefühl irgend einer dadurch veranlaßten Unbequemlichkeit erregen könne. Ich selbst werde kein Königlich Gepränge, aber ein treues landesväterliches Herz Meinen guten Unterthanen entgegen bringen, und ihre Liebe und biedere Anhänglichkeit wird Mich um so inniger rühren, je prunkloser sie sich äußern wird. Ihr werdet Mich verbinden, wenn Ihr diese Meine Gesinnungen ohne Eclat verbreiten könnt, und Ich bin

Euer wohlaffectionirter König.

Berlin den 28. Februar 1808.

Friedrich Wilhelm.»

An
den Staats-Minister v. Schrötter.

Einige Wochen später richtete der König ein Schreiben ähnlichen Inhalts an das General-Direktorium, welches folgendermaßen lautet:

»Ich erfahre, daß man bereits hin und wieder an den Örtern, durch welche die Huldigungs-Reise Mich führen

wird, auf Anstalten zu einem feierlichen Empfange denkt. Als Zeichen der Zuneigung von Seiten Meiner treuen Unterthanen, würden Mir diese Feierlichkeiten, selbst bei der Ermüdung der Reise, höchst schätzbar und willkommen sein. Allein die Liebe des Volks hat untrüglichere Merkmale, die von keiner Gewohnheit und Herkommen abhängen, sondern grade aus dem Herzen kommen. Nur diese haben für das Meinige wahren Werth, und Ich verdanke ihnen während Meiner Regierung schon manche frohe Stunde. Ich hoffe sie auch während Meiner Reise in den Provinzen wieder zu finden, und wünschte dagegen um so mehr, daß man sich alles Gepränges zu Meinem Empfange enthielte, als es Mir nicht unbekannt ist, mit welchen Unbequemlichkeiten und Kosten dergleichen feierliche Anstalten für die Theilnehmer verknüpft sind. Ich hoffe, das General-Direktorium wird Gelegenheit finden, Meine Gesinnungen über diesen Punkt, da wo es erforderlich sein möchte, unter der Hand zu verbreiten, und dadurch die gewünschte Wirkung hervorzubringen, zu welchem Ende Ich dasselbe hierdurch habe benachrichtigen wollen.

Potsdam den 9. April 1798.

Friedrich Wilhelm.«

An
das General-Direktorium.

Daß es aber hierbei keinesweges blos die Absicht des Königs gewesen, nur für seine Person dem ihm verhaßten Gepränge auszuweichen, beweist, wenn nicht schon der ganze Inhalt der mitgetheilten Kabinets-Ordres den Beweis da-

für abgäbe, ganz besonders die, wenige Tage vor dem Antritt der Huldigungs-Reise an den Staats-Minister von Schrötter erlassene Kabinets-Ordre, in welcher die Stimme eines für das Wohl seiner Kinder treu besorgten Vaters in den reinsten und rührendsten Lauten der Wahrhaftigkeit tönt, weshalb wir gewiß sind, unsern Lesern eine Freude zu machen, wenn wir ihnen dieses Dokument ebenfalls mittheilen. Es lautet folgendermaßen:

»Mein lieber Etats-Minister, Freiherr v. Schrötter. So sehr Ich Mich auch bei Meiner Euch wiederholentlich eröffneten Überzeugung von der herzlichen Aufnahme, womit Mich Meine getreue Preußen bei der bevorstehenden Huldigung empfangen werden, auf diesen nun immer näher kommenden Zeitpunkt freue, so wird doch die Freude durch die Besorgniß getrübt, daß bei dieser Gelegenheit manche Meiner getreuen Vasallen und Unterthanen durch Hazardspiele, wozu sie von denen unter verschiedenen Charaktern sich gewöhnlich einfindenden Spielern verführt zu werden Gefahr laufen, unglücklich gemacht werden könnten. Dergleichen blos auf schändliche Gewinnsucht berechnete Spiele sind von allen gesitteten Völkern von jeher als ein Schandfleck der Humanität und als die Quelle der Sitten-Verderbniß und alles Lasters mit Recht betrachtet, und unter darauf gesetzten harten Strafen verboten worden. Auch die Strafgesetze Meiner Staaten sind gegen dieses verderbliche Laster gerichtet, und Ich bin es von Eurem Eifer für das gemeine Beste und von Eurer thätigen Wachsamkeit für die Erhaltung desselben fest überzeugt, daß Ihr alles aufbieten werdet, auch bei dieser Gelegenheit für die

Beobachtung dieser heilsamen Gesetze zu wachen. Es ist Mir aber auch nicht unbekannt, wie schwer, ja fast ganz unmöglich es ist, diesen Schandthaten bis in die verborgensten Schlupfwinkel nachzuspüren, wohin sich die frevelhaften Übertreter des Gesetzes zu verkriechen pflegen. Ich würde also von der gespanntesten Aufmerksamkeit der Polizei die gänzliche Erreichung Meiner landesväterlichen Absicht nicht erwarten können, wenn Ich nicht das gegründete Vertrauen zu der Sittlichkeit und zum Ehrgefühl Meiner braven Preußischen Einsassen hätte, daß sie die Schändlichkeit der Theilnahme an einer solchen ehrenlosen Handlung, als die des Hazardspiels ist, einsehen, und daher von selbst sich enthalten werden, die Zeit der Freude und Heiligung des Landes zwischen dem Regenten und seinem Volke dadurch zu entheiligen. Diese Sittlichkeit und dieses Ehrgefühl dürfen daher nur da, wo sie schlummern möchten, erweckt werden, um Mein darin gesetztes Vertrauen zu rechtfertigen, ohne daß es einst nöthig sein wird, bemerklich zu machen, daß jeder, der sich eines Mißbrauchs schuldig machen wird, Meine höchste Verachtung zu erwarten hat. Euch aber überlasse ich es lediglich, diese Meine Intention so allgemein als möglich bekannt zu machen, und bin

Euer wohlaffectionirter König.

Berlin den 21. Mai 1798.

Friedrich Wilhelm.«

An
den Staats-Minister v. Schrötter.

Am 25. Mai in der Frühe trat der König die Huldigungs-Reise nach Königsberg an, nachdem die Königin

bereits Tags vorher gegen Abend abgereist war, um in Freienwalde zu übernachten. Am 25. Nachmittags traf die Königin in Stargard ein, und stieg in der für sie zubereiteten Wohnung vor dem Wallthore ab, dem Quartier des Königs gegenüber. Zwanzig weißgekleidete junge Mädchen empfingen hier die Königin und überreichten ihr auf einem Atlas-Kissen ein auf Band gedrucktes Gedicht. — Gegen Abend traf auch der König ein, und nachdem er am nächsten Morgen die Revüe über die, in einem Lager bei Stargard versammelten Truppen abgehalten und die Deputation der Vor- und Hinterpommerschen Stände, sowie des Magistrats u. s. w. empfangen hatte, fuhr er gegen Abend in Begleitung der Königin nach dem Lager, und wohnte dann einem, von dem General von Pirch veranstalteten Thée dansant bei. Nach dem Manöver, welches am 27. stattfand, setzte die Königin ihre Reise fort und übernachtete in Plathe, der König aber ließ die Truppen am 28. nochmals manövriren, theilte dann an mehre Generäle und Stabs-Officiere hohe Orden aus und setzte am 29., nachdem er die Infanterie an seinem Fenster hatte vorbei defiliren lassen, seine Reise ebenfalls nach Köslin fort. Im letztgenannten Orte war die Königin bereits am 28. gegen Abend eingetroffen und auf einfache, aber herzliche Weise empfangen worden. Vor dem neuen Thor, durch welches die Königin einfuhr, bis zu ihrer Wohnung am Markt hatte die Bürgerschaft sich in zwei Reihen aufgestellt, woran sich die aus 30 gleichgekleideten Bürgern bestehende Ehrenwache anschloß. Vor dem Hause selbst standen 30 weißgekleidete junge Mädchen mit Blu-

menkörben, welche unter dem Trompetenschall des unfern aufgestellten Musikkorps, den Weg der Königin vom Wagen nach der Wohnung mit Blumen bestreuten. Ihren herzlichen Zuruf: »Willkommen theure Königin!« beantwortete diese nicht minder herzlich durch ein wiederholtes: »Ich danke, liebe Kinderchen!« Als bald nach ihrem Eintritt in ihre Zimmer die Königin an das Fenster trat, bemerkte sie einige Bauermädchen aus dem Dorfe Jamund, welche in ihre eigenthümliche Nationaltracht gekleidet und absichtlich dem Fenster der Königin gegenüber gestellt waren. Sogleich ließ die Königin einige dieser Mädchen sich in ihrem Zimmer vorstellen und unterhielt sich auf das freundlichste mit ihnen, wobei sie hörte, daß in dieser Dorfschaft ein besonderer Brautstaat Sitte sei, der sich seit uralten Zeiten unverändert erhalten habe. Da die Königin eine besondere Theilnahme hierfür verrieth, so wurde die Veranstaltung getroffen, daß ein als Braut gekleidetes Bauermädchen ihr am nächsten Morgen, als sie eben ihre Reise fortsetzen wollte, in die Augen fiel. Die Königin hierüber sehr erfreut, rief das Mädchen zu sich heran, betrachtete ihren Putz genau, und nachdem sie freundlich mit ihr gesprochen hatte, setzte sie ihre Reise fort, begleitet von den Segenswünschen der Einwohner, die sie durch ihre unbeschreibliche Huld und Anmuth entzückt hatte. —

Gegen Abend traf der König in Köslin ein, empfing daselbst sogleich den Magistrat, mit welchem er sich über den Nahrungsstand der Stadt und andere dieselbe betreffende Umstände unterhielt, worauf er später die auf dem Markte stehende Statue Friedrich Wilhelm I in Augenschein

nahm. Am folgenden Tage in der Frühe verließ der König Köslin und verweilte, wie auch die Königin Tags vorher gethan hatte, im Gollenberg und erstieg den Fahnenberg, woselbst zwei Bürger seiner warteten. Da der König bemerkte, daß sie erhitzt waren, so befahl er ihnen, ihre Hüte aufzusetzen, und ließ sich sodann von ihnen die Gegend zeigen, wo Kolberg und Rügenwalde, sowie das Dorf Jamund läge, dessen Tracht ihm ebenfalls aufgefallen war.

Die Königin, welche am 29. in Lauenburg übernachtet hatte, setzte am folgenden Tage ihre Reise nach Danzig fort, wo ihre und des Königs Ankunft einen unbeschreiblichen Jubel erregte. Der Feldmarschal Graf v. Kalkreuth, Gouverneur von Danzig, der Minister v. Schrötter und Deputirte des Magistrats und der Kaufmannschaft waren der Königin bis zu dem adeligen Gute Zappot entgegen gekommen, und dieser ganze Weg war mit einer unübersehbaren Menschenmenge bedeckt. Bei Zappot bestieg die Königin eine Anhöhe, von welcher man eine überraschend schöne Aussicht einerseits auf die See und andrerseits auf die höchst romantische Umgegend hat. Sobald die Königin sich wieder nach Danzig in Bewegung setzte, verkündete der Donner der Kanonen ihre Annäherung. In Danzig selbst stieg die Königin im Gouvernements-Hause ab, wo auch für den König, der am Abend dieses Tages eintraf, eine Wohnung bereitet war. Nachdem der König am folgenden Tage zuerst die Festungswerke besehen und dann Revüe über die Truppen gehalten hatte, empfing er die Deputationen der Geistlichkeit, der Zünfte und der Schützen-

gilde, welche letztere ihm einen Becher überreichte, den 5 Jahre früher ein Schützenbruder als Prämie für den besten Schuß bekommen, den er für den damaligen Kronprinzen that. Auch die Königin empfing ein Geschenk, indem ihr das Bernstein-Dreher-Gewerk einen sehr schönen Halsschmuck von Bernstein überreichte, weil sie gehört hatten, daß die Königin dieses Produkt besonders liebe. Das Mittagsmahl nahm das Königliche Paar bei dem Fürst-Bischof von Ermeland, Grafen v. Hohenzollern, in Oliva ein, von wo die Königin in einem besonders dazu verfertigten Wagen auf den Karlsberg fuhr, während der König zu Fuß hinaufstieg, woselbst man eine reizende Aussicht über Berge, Thäler und Wälder und über die Ostsee hat. Zum Souper hatte der Fürst-Bischof mehrere Personen vom Militär und Civilstande eingeladen; die Königin nahm mit den anwesenden adeligen und bürgerlichen Damen an der Tafel Platz, der König und die übrigen anwesenden Herren aber standen oder gingen umher und setzten, während sie so am Souper Theil nahmen, ungestört ihre Unterhaltung fort. So hatten denn die Einwohner Danzigs bald Gelegenheit, sich durch den Augenschein von der Einfachheit der Sitten des Königspaars, wovon damals so viele Anekdoten und kleine Erzählungen umliefen, zu überzeugen. — Am nächsten Tage fanden die eigentlichen Volksfeierlichkeiten statt, die dem Königspaar um so mehr Freude machten, als sie prunklos und zugleich in ihrer Art neu waren, so daß der König auch wirklich wiederholt seine Freude darüber ausdrückte. Vormittags ließen nämlich zuerst einige Kauf-

leute 2 Schiffe, die den Namen des Königs und der Königin erhielten, vom Stapel laufen; sodann fuhr das Königliche Paar, begleitet von der Generalität, den Ministern und einigen Kaufherren, auf der sogenannten Herrnschute* nach Neufahrwasser. Eine Reihe von Booten und mehre Gondeln mit Musikchören folgten der Schute, sämmtliche Matrosen waren weiß gekleidet und mit Bändern geschmückt, und auf den zahlreichen Schiffen wehten festliche Flaggen und bunte Wimpeln. Eine besondere Überraschung bereiteten die englischen Schiffe, welche auf der Danziger Rehde lagen, dem Königspaare. Sämmtliche Matrosen hatten sich nämlich hinter den Masten und Tauen ihrer Schiffe verborgen, so daß diese ganz verödet aussahen; sobald aber die Herrnschute an ihnen vorbeikam, sprangen sämmtliche festlichgekleidete Matrosen mit einem donnernden Hurrah! hervor und fingen an zu arbeiten, wobei sie im fröhlichen Chor Volkslieder sangen, darunter auch das herrliche „God save the King." — Die Mahlzeit wurde hierauf auf dem Schiffe des Kommerzien-Raths Franzius, der sich in der Begleitung des Königs befand, eingenommen, und zwar in einem, auf dem Schiffsdeck aufgeschlagenen geschmackvollen Zelte. Die beiden Kaufleute, die außer dem Herrn Franzius sich im Gefolge des Königs auf der Schute befanden, waren entweder durch Zufall, oder auch vielleicht aus Bescheidenheit so weit zurückgeblieben, daß, als sie herankamen, bereits alle Plätze im Zelte eingenom-

---

*Die Schute ist eine Art Gondel, die von einem Pferde gezogen wird; die Herrenschute ist diejenige, auf welcher die früheren Herrscher Danzigs jährlich zur Besichtigung der Münde fuhren.

men waren. Kaum sah dies der König, als er mit der ihm eigenthümlichen herzlichen Freundlichkeit rief: »Zusammenrücken, meine Herren! Jene Herren müssen auch sitzen!« — Nach der Mahlzeit wurde dann noch eine Lustfahrt in die See bis zur Rehde gemacht, und Abends besuchte das Königspaar einen von der Kaufmannschaft veranstalteten Ball und verweilte auf demselben bis nach Mitternacht. —

Sehr richtig haben schon Schriftsteller der damaligen Zeit die Bemerkung gemacht, daß die Huldigungsreise des Königs und der Königin nicht mit einem glänzenden Triumphzuge zu vergleichen sei, sondern vielmehr als eine Reihe herzlicher und traulicher Familienfeste sich dargestellt habe. Der König hatte sich entschieden genug gegen leeres und kostspieliges Gepränge ausgesprochen, als daß die Behörden es hätten wagen dürfen, solches dennoch sehen zu lassen; dagegen fühlte sich das herrliche Königspaar um so inniger ergriffen, je herzlicher es von seinen Landeskindern empfangen wurde und je mehr sich in den prunklosen Feierlichkeiten aufrichtige und treugemeinte Liebe aussprach. An Merkmalen einer solchen fehlte es aber um so weniger, als das Volk bald fühlte, daß es von seinem theuern König und seiner lieben Königin in seinen naiven Empfindungen vollkommen verstanden werde, und daß diese Gefühle mit gleicher Herzlichkeit und Treue erwiedert würden.

Am 2. Juni verließ das Königspaar Danzig; der König fuhr nach dem Revüeplatz bei Marienburg, um daselbst Revüe zu halten, die Königin aber über Marienburg nach Frauenburg. Da sie bei ihrer Abreise aus Danzig

den Wunsch geäußert hatte, den Mittag auf dem Lande zuzubringen, so hatte die Elbinger Kaufmannschaft in Klemensfort, einige Meilen von Elbing, eine Mahlzeit zubereitet. Als nun die Königin gegen 3 Uhr Nachmittags daselbst ankam, ward sie zunächst in ein Zelt geführt, wo Erfrischungen bereit standen; eine halbe Stunde später kam auch der König an und nun wurde in dem Zelte gespeist.

Trotz des Verbots, dem Könige auf der Reise persönlich Bittschriften zu überreichen, hatten sich doch viele Landleute mit solchen eingefunden und der König nahm die Schreiben freundlich an. Einer von den Landleuten kniete in dem Augenblicke, als er dem König seine Bittschrift überreichte, nieder, und obwohl der König auch diese annahm, so verfinsterte sich doch sein Blick und er sagte mit ernstem Tone: »Aufstehn! Aufstehn! Ein Mensch muß nicht vor Menschen knien!«

Am 3. Juni Nachmittags traf die Königin in Königsberg ein; bereits im hohen Kruge ward sie von Deputationen des Gerichts und mehrerer Zünfte empfangen; in Düboisruh paradirte die Fleischerinnung mit Musik und Standarte, und am Rassengarten-Thore bewillkommnete eine Deputation des Magistrats die Monarchin, während 12 junge Mädchen ihr theils Blumen auf den Weg streuten, theils ein Blumenkörbchen mit passender Anrede überreichten. Ähnlich war der Empfang des Königs, der eine halbe Stunde später eintraf, worauf der gesammte Zug sich in folgender Gestalt nach der Stadt in Bewegung setzte: Vorauf ritt eine beträchtliche Anzahl blasender Po-

stillone, dann folgte der Wagen der Königin, diesem der des Königs, hierauf die Wagen mit dem Königlichen Gefolge und endlich die Deputationen. In der Nähe des Brandenburger Thores hatte sich die Schützengilde mit Musikchören und Fahnen aufgestellt, und in der Stadt selbst, zunächst dem Thor, standen mehre Gewerkszünfte ebenfalls mit Fahnen und Musik; an diese schlossen sich dann die Bürger, in 38 Compagnien getheilt, mit eben so vielen Fahnen und Musikchören an; gleichzeitig ertönte während des Einzuges Trompeten- und Paukenschall von allen Thürmen. — Im Hafen lagen eine Menge Schiffe vor Anker, bei Dübois auf dem Flüßchen Beck stationirten zwei kleine Fregatten mit festlich gekleideten Matrosen und auf dem Pregel selbst waren alle Schiffe prächtig aufgeflaggt. — Bei weitem das schönste Schauspiel aber bot dem Königspaar die ungeheure Menschenmenge, denn fast ganz Königsberg war ihnen entgegengeeilt, und alle Musik übertönte ihnen der begeisterte Bewillkommnungs-Jubel der wackern Preußen. Am folgenden Tage wurden zuerst die Stände zur Kur empfangen, später statteten die Deputirten der Kaufmannschaft erst dem Könige, dann auch der Königin ihre Glückwünsche ab. Bei dieser Gelegenheit baten die Deputirten den König um Maaßregeln zur Beförderung des Handels, worauf der König ihnen erwiederte: »Ich werde gewiß Alles thun um den Handel wieder in Aufnahme zu bringen; ich bedaure aber nur, daß ich auch als König nicht im Stande sein werde, gleich alle Hindernisse wegzuräumen, die sich den Wünschen meiner geliebten Unterthanen entgegensetzen möchten. In-

dessen will ich Ihnen, meine Herren, gern gestatten, sich in dringenden Fällen unmittelbar an mich selbst zu wenden.« Als nun dieselben Deputirten nachher der Königin aufwarteten, baten sie auch diese, ihr Gesuch um Beförderung des Handels bei dem Könige zu unterstützen. — Wie huldvoll aber die Königin sich auch bei jeder Gelegenheit erwies, so schien doch diese Bitte, die eine Art von Mißtrauen in den Willen des Königs verrieth, sie unangenehm zu berühren und sie antwortete:

»Es bedarf keines Vorworts, denn mein Mann thut auch ohne mich gewiß Alles, was das Glück seiner Unterthanen befördern kann.« — Sie, die den König so ganz kannte, hatte gewiß Recht und Veranlassung, so zu antworten.

Auch hier überreichte die Bernsteinarbeiter-Zunft der Königin ein Angebinde, bestehend in einem künstlich-gearbeiteten Schachspiel, zwei langen Schnüren Korallen und zwei Leibgürteln, wofür die Innung die große goldene Huldigungs-Medaille von der Königin zum Andenken erhielt.*

Außer den oben Erwähnten empfing der König an

---

*Die Vorderseite der großen Huldigungs-Medaille stellt des Königs Bildniß dar, mit einem mit Lorbeern umwundenen Helm geschmückt und der Umschrift: „Friedrich Wilhelm III, König von Preußen." Die Rückseite zeigt einen Jüngling in voller antiker Rüstung, der mit der Rechten auf den mit einem Sphynx gezierten Helm der Minerva ruht, welcher auf einem Würfel, dem Sinnbilde der Beständigkeit, liegt, woran sich die Attribute der Künste und Wissenschaften, des Handels und der Industrie befinden, als: eine Leier, ein Merkurstab, eine Pflugschaar, ein Schlägel, eine Palette, eine Weberschütze und Spule 2c. Mit der Linken zeigt er auf einen Helm des Mars, der ebenfalls auf einem Würfel liegt, woran Schild und Spieß gelehnt

diesem Tage auch eine Deputation der französischen Kolonie, auf deren ehrerbietige Anrede, die mit den Worten schloß: »Jeder Unterthan müsse den König um so mehr lieben und ehren, als jeder Zug seines Charakters ihn als den besten Fürsten und Vater des Vaterlandes ankündigte,« der König seinem Charakter getreu, kurz aber inhaltreich erwiederte: »Noch bin ich dies nicht, aber ich fühle, daß es meine Schuldigkeit ist, es zu werden!« Überaus huldvoll war die Antwort, welche die Königin eben dieser Deputation ertheilte: »Mein Mann und ich, sagte sie, haben recht lebhaft gewünscht, Preußen zu sehen. Wir sind von Freude durchdrungen, indem wir uns von unseren braven Preußen umgeben sehen, die sich immer durch ihre Anhänglichkeit an das Vaterland, und durch ihre Liebe zum Könige ausgezeichnet haben.«

---

sind, mit der Umschrift: „Nur euch zu schützen, will ich mit diesem mich rüsten.“ Im Abschnitt steht: „Das Reich erhalten den 16. November 1798.“

Die kleine Denkmünze, welche auf Befehl des Königs bei der Huldigung ausgetheilt wurde, zeigt auf der Vorderseite das Brustbild des regierenden Königs in der Garde-Uniform, mit der Umschrift: „Friedrich-Wilhelm III, König von Preußen.“ Auf der Rückseite sieht man auf einem Würfel, dem Sinnbilde der Beständigkeit, einen Kommandostab und das Reichspanier, hinter demselben aber einen Bienenkorb, um welchen Bienen schwärmen, als Symbol eines industriösen und ordnungsliebenden Volks; ferner ein aufgeschlagenes Buch, auf dessen Titel das Wort: „Gesetzbuch“ zu lesen; sodann ein Schwerdt, zum Zeichen einer unpartheiischen Rechtspflege und endlich einen Oelzweig, das Bild des Friedens. In der Luft schwebt ein Adler mit einem Eichenkranz, die Belohnung aller Bürgertugenden; die Umschrift ist: „Den Treuen Schutz und Liebe.“ Im Abschnitte stehen die Worte: „Huldigung 1798.“

Am nächsten Tage, den 5. Juni, fand die Huldigung der Stände der Preußischen Provinzen* statt. Unter dem Geläute sämmtlicher Glocken begaben sich die Deputationen der Stadt Königsberg nebst den Deputirten der Ostpreußischen Hinterstädte und denen der Westpreuß. Städte nach der Schloßkirche, wo eine halbe Stunde später auch der König und die Königin mit Gefolge ankamen, worauf der Gottesdienst gehalten wurde. Die katholische und griechische Geistlichkeit hatte sich unterdeß in der katholischen Kirche versammelt, woselbst der Erzbischof von Gnesen das Hochamt abhielt, dem die katholischen Deputirten beiwohnten. Nach Beendigung desselben verfügten sich auch diese Deputirten nach der Schloßkirche, von wo sie sämmtlich unter Vortritt ihrer Marschälle, paarweise in den Schloßhof zogen, woselbst sie sich in den für sie eingerichteten Schranken aufstellten. Zuerst kamen die Ostpreußen und nahmen den rechten Flügel ein, neben sie stellten sich die Westpreußen, dann die Südpreußen und zuletzt kamen die Neuostpreußen, die den linken Flügel bildeten.

Im Schlosse hatten sich unterdessen im Zimmer des Königs die Minister nebst der hohen Geistlichkeit (dem Erzbischof von Gnesen und den Bischöfen von Ermeland, Plock und Pultusk) versammelt, worauf ihnen der Minister Graf v. Haugwitz den Huldigungs-Eid vorlas, den Alle mit aufgehobenen Händen nachsprachen.

Sobald nun sämmtliche Deputirte in den mit Tannen umwundenen und mit den Emblemen der vier Provinzen

---

*Ostpreußen, Westpreußen, Südpreußen und Neu-Ostpreußen.

geschmückten Schranken versammelt waren, trat der König, gefolgt von den Ministern, der Generalität und der hohen Geistlichkeit auf den Balkon des Schlosses hinaus und nahm auf dem Throne Platz, der reich geschmückt war und über welchem sich ein Baldachin wölbte. Hierauf eröffnete der Kanzler, Reichsgraf von Finkenstein, den Huldigungs-Akt mit einer Anrede an die Stände, auf die durch zwei Deputirte geantwortet wurde. Sodann las der Consistorial-Rath Hagen den Erbhuldigungs-Eid in deutscher, der Kriegsrath Jackstein aber denselben Eid in polnischer Sprache vor, und die ganze Versammlung sprach den Eid nach.

Nachdem dies geschehen war, verlas der Minister Haugwitz die Liste der von dem Könige vorgenommenen Standeserhebungen und Ordensverleihungen,* worauf der Landhofmeister Graf von der Gröben, dem Könige und der Königin ein Lebehoch ausbrachte, in welches nebst den Ständen auch die versammelte unübersehbare Menschenmenge mit einstimmte, so daß die Töne der Musik und der Donner der Kanonen den lauten Jubel kaum übertönten.

Die Königin hatte den Akt der Huldigung durch ein Fenster des Schlosses zugesehen. Nach beendigter Ceremonie begaben sich die Deputirten wieder in die Schloßkirche zu-

---

*Es wurden erhoben: in den Grafenstand 22; in den Freiherrnstand 2; in den Adelstand 11 Personen; den Schwarzen Adler-Orden erhielt 1 (General v. Brünneck); den Rothen Adler-Orden 6 (darunter 2 Bischöfe); die Kammerherrnwürde 13 (und zwar sämmtlich von Polnischem Adel).

rück, wo ein Te deum gesungen wurde, und als auch dies zu Ende war, versammelten sie sich sämmtlich in dem Moskowiter=Saale zu einem Mittagsmahle an der Tafel des Königs, zu welcher außerdem auch die Stadt=Behörden und mehre Personen aus der Stadt eingeladen waren. Während der Mahlzeit wurde die obenerwähnte kleine Huldigungsmedaille an sämmtliche Gäste vertheilt.

Nachmittag empfing das Königspaar eine Deputation der Judenschaft und Abends veranstalteten die Studenten einen glänzenden Fackelzug mit Musik und Gesang und ließen sodann der Königin durch eine Deputation ein Gedicht überreichen.

Am folgenden Tage (6. Juni) hielt der König Revüe über die Truppen, am Abend aber gab er einen Ball auf dem Moskowitersaale,* der mit 18 Kronleuchtern und mit 3000 Wachskerzen erleuchtet und außerdem mit Blumenguirlanden und Laubgewinden geschmückt war. Zu dem Balle selbst waren die Generalität, die Minister, die hohen Prälaten, sämmtliche Deputirte der Stände und die Staats=Behörden geladen, außerdem aber auch viele Bürger aus allen Ständen, selbst die Bürger=Deputirten der kleinern Städte und die sogenannten Köllmer, (Besitzer kleiner ländlicher Grundstücke), mehrere Damen jüdischen Glaubens, so wie endlich diejenigen Studenten, die bei dem Fackelzuge Chargen bekleidet hatten. Auf diesem ächten Volksfeste herrschte die zwangloseste Fröhlichkeit, zumeist herbeigeführt durch das leutselige Benehmen des Königs

* Dieser Saal ist 275 Fuß lang und faßt 1000 Personen.

und der Königin, die mit Jedermann, der ihnen nahte, freundlich und herzlich sprachen und sogar diejenigen, welche schüchtern sich fern hielten, aufzumuntern suchten, indem sie dieselben sich zuführen ließen. Der König und die Königin tanzten selbst mit, und als der König unter andern zu einer Anglaise antrat, stellte er sich ins zweite Paar, als wollte er damit andeuten, daß er als Wirth seiner Gäste auf den Standesvorzug des Königs verzichte. Die Königin trug auf diesem Ball den ihr Tags vorher überreichten Bernsteinschmuck.

Ein Geschenk von 100,000 Rthlr., das die Stände dem Könige bei Gelegenheit der Huldigung anboten, nahm derselbe nur an, um es sofort dem Minister Schrötter mit dem Auftrag zu überweisen, es zur Verbesserung der Schulen in den vier Preußischen Provinzen zu verwenden.

In den nächsten Tagen ließ der König die Truppen manövriren, auch wohnte er noch nebst der Königin einem Ball bei, den die Stände am 8. Juni in dem Loyalschen Garten, der glänzend erleuchtet war, veranstaltet hatten.

Nachdem die Königin auch hier mehrmals getanzt, begab sich das Königspaar in den Hintergrund des Gartens an den Schloßteich, und wurde hier von einem glänzenden Schauspiel überrascht. Alle umliegenden Gärten und die Brücke des Teichs selbst waren reich illuminirt, so daß die ganze Gegend wie in einem Lichtmeer schwamm; gleichzeitig nahte sich eine ebenfalls erleuchtete Schaluppe, welche das Königspaar bestieg, und inmitten des zauberischen Lichtglanzes auf dem Teich eine kleine Spazierfahrt machte. Bei dieser Gelegenheit überreichten einige Deputirte der Frei-

maurer-Loge dem Könige ein Gedicht auf einem Eichenkranz, und der Königin eben dasselbe auf einem Myrthenkranz, und ließen dann die Verse, nach einer eigends dazu gefertigten Composition, während der Wasserfahrt absingen. Das sanfte Schaukeln des Fahrzeugs, das natürliche Dunkel der Nacht, das nur zum Theil verdrängt und gemildert ward durch die tausend und aber tausend Lichterflammen, die wie glänzende Funken in der Luft schwammen und aus dem Wasserspiegel wiederschimmerten, dazu der schöne Gesang, — alles dieses machte einen überaus angenehmen Eindruck auf die Königin, so daß sie, nachdem die Serenade abgesungen war, bat, dieselbe noch einmal zu wiederholen.

Diesen Beifall, den die Königin dem Gedicht gezollt hat, dünkt uns hinreichende Veranlassung, dasselbe unsern Lesern mitzutheilen; hier ist es:

Welch ein Schimmer, welch ein Glänzen!
Welch ein ungewohnter Schein,
Zogen hier zu Fest und Tänzen
Des Olymps Beherrscher ein?
Wipfel glühen, Bäche funkeln
Schwankend auf verklärter Fluth;
Nächtlich flammet aus den dunkeln
Laubgewölben Sonnengluth.

Schaut im klaren Wasserspiegel,
Schaut entzückt den Wiederglanz
Von der Büsche, von der Hügel
Lichtumwallten Zauberkranz!
Solch ein Glänzen, solch ein Schimmer
Hat in Paphos lauer Nacht,
Hat in Cypris Haine nimmer
So verschwenderisch gelacht.

Schaut, auf feierlichen Wogen,
Rund umtönt von Jubellaut,
Kommt ein Nachen hergezogen,
Führend eine Götterbraut.
Ach! er nahet und ich sehe,
Was mein Auge nimmer sah;
Neige knieend mich und flehe:
„Venus Amathusia!"

Unter solchen Scenen gegenseitiger Beweise einer wahrhaft herzlichen Anhänglichkeit verlief der Aufenthalt des Königlichen Paares zu Königsberg, und den Einwohnern ward reichliche Gelegenheit und Veranlassung, sich den Gedanken zu versinnlichen, daß sie in dem neuen Herrscher einen treugesinnten Vater, in der Königin eine liebevolle Mutter, an Sinn wie an Körper den Engeln ähnlich, erhalten haben. Erst als sie das Herrscherpaar so in der Nähe kennen gelernt hatten, begriffen sie, wie es eine Versündigung gewesen wäre, ihnen statt der Merkmale herzlicher Liebe, den zweideutigen Tribut eines hohlen Prunks als Beweis der Verehrung und Treue darzubringen. Sie begriffen, wie man ein König sein könne durch Königliche Gesinnung, ohne es in dem Wiederglanz der Attribute der Majestät auch scheinen zu wollen. — Als der König eines Tages in dem einfachen Offizierrock zur Wachtparade ging, fragte er einige Personen aus der ungeheuren Menschenmenge: was sie denn hier in solcher Menge wollten? »Wir wollen den König sehen, wenn er zur Parade kommt!« riefen Viele. »So? sagte der junge unscheinbare Offizier lächelnd, nun, so seht mich an; ich bin der König!« — Da blickte das Volk in sein treues Vater-

auge, auf die ernstmilden Züge seines Antlitzes und jauchzte ihm zu, in begeisterter Liebe.

Am 9. Juni verließ der König Königsberg, um sich über Georgenburg nach Warschau zu begeben, und die Königin reiste Tags darauf eben dahin über Domnau ab. Das Fleischergewerk bat um die Ehre, die Königin bis Domnau geleiten zu dürfen; man stellte ihnen vor, daß bei der Schnelligkeit der Reise ihre Pferde leicht Schaden nehmen könnten, allein dieser kleinliche Grund konnte sie nicht abhalten. »Ei was, rief Einer, wüßten wir nur, daß es unserer lieben Königin angenehm wäre, so wollten wir bis Warschau mitreiten; und wenn unsere Pferde dabei drauf gingen, so wollen wir recht gern zu Fuß zurückkehren!« Diese Gesinnung theilten alle Übrigen, und so gestattete die Königin ihnen gern und freundlich das begehrte Geleit.

In Domnau speiste die Königin bei dem Gutsherrn zu Mittag, und dieser spendete in seiner Freude über die ihm zu Theil gewordene Ehre, den Domestiken der Königin so reichlich Wein, daß die Leute des Guten zu viel thaten. Die Folge hiervon war, daß der Kutscher, der den Wagen der Königin fuhr, diesen bei der Weiterreise unweit Domnau an einem Graben umwarf. Frau v. Voß, die Oberhofmeisterin der Königin, machte, obwohl noch Alles ohne Schaden abgelaufen war, dem Kutscher doch, und mit Recht, heftige Vorwürfe, die huldreiche Monarchin aber fiel ihr begütigend ins Wort, indem sie sagte:

»Lassen Sie nur gut sein, liebe Voß, mir fehlt nichts, und die Leute haben sich gewiß mehr dabei erschrocken als wir.«

So fand die unendliche Herzensgüte der Königin auch bei wirklicher Strafbarkeit Motive für die Milde und Nachsicht. Bei solcher Gesinnung bot ihr die Reise von Königsberg nach Warschau mannigfache Veranlassung zu inniger Freude, denn selbst in den kleinsten, dürftigsten Städtchen Neu-Ostpreußens wurde sie mit unzweideutigen Beweisen herzlicher Liebe empfangen. Alle politische Leidenschaften, alles Mißvergnügen schwand bei dem Anblick dieser Königin. Wie auch die Einwohner über ihre politische und gesellige Lage dachten, diese Königin mußten Alle lieben ihrer selbst willen.

In dem Grenzstädtchen Chorzellen kamen ihr sämmtliche Einwohner, den Magistrat an der Spitze, entgegen, um sie mit Worten der Liebe und Verehrung willkommen zu heißen; die Hütten des Städtchens waren mit Maien geschmückt und die Straßen mit Kalmus bestreut, — der Königin erfreulicher, als eine Ehrenpforte. Darum speiste sie in der Hütte eines dürftigen Dorfgeistlichen zu Mittag und würzte ihr frugales Mahl durch den Anblick der Freude, die ihre Gegenwart ringsum wie durch einen Zauber verbreitete.

Nach dem, wie erwähnt, vom Könige wiederholt geäußerten Wunsche, jeden Prunk bei seinem Empfange in den Städten, die er auf seiner Reise besuchen wollte, vermieden zu sehen, hatten die Einwohner von Warschau doch um die Gunst gebeten, den König und die Königin feierlich empfangen zu dürfen, und obwohl der König dies zugab, so empfahl er doch gleichzeitig dem Minister Schrötter, die möglichsten Beschränkungen in dieser Beziehung zu be-

wirken. Wir theilen unsern Lesern die desfallsige Kabinets-Ordre in Nachfolgendem mit:

»Ich habe durch eine besondere Schlußfassung dem ständischen Minister Baron v. Schrötter meine Gesinnungen eröffnet, daß ich, überzeugt von der Treue und Anhänglichkeit meiner Unterthanen, von ihnen keine kostspieligen Ehrenbezeugungen verlange, sondern vielmehr wünsche, daß keiner das reine Gefühl der Freude bei der abzunehmenden Huldigung und meiner ersten Länderbereisung verkennen möge. Mein Wille ist, ohne allen Königlichen Prunk, und nur mit aufrichtigem väterlichen Herzen meine Unterthanen zu besuchen. Ich hoffe daher, daß meine Unterthanen um so williger sich aller äußerlichen Ehrenbezeugungen, die mit Kosten verknüpft wären, enthalten werden, als sie selbst hierdurch Anlaß geben, die mir so theure, zu ihrem Wohl bestimmte Zeit zu verlieren. Ich habe zwar aus dem Rapport und Eurer Anfrage vom 2. d. M. entnommen, daß meine guten Bürger der Stadt Warschau ungeachtet dessen die Gesinnung beibehalten, mir ihre gegen mich hegende Anhänglichkeit durch Entgegenkommen bezeigen zu müssen, allein so wie mich dieser unbezweifelte Beweis ihrer herzlichen Anhänglichkeit freut, so mache ich es Euch zur Pflicht, sie meiner Erkenntlichkeit zu versichern, und durch den Einfluß Eures Ansehns allen unnöthigen Pomp zu beseitigen. Ich wünsche nur, das zwischen uns geschlossene Bündniß von ihrer Seite durch Bezeigung der Liebe und Treue, von meiner Seite, durch väterliches Wohlwollen immer enger zu knüpfen.

Friedrich Wilhelm.«

Am 13. Juni gegen Abend trafen der König und die Königin in Warschau ein und stiegen auf dem Schlosse in der Stadt ab. Die Bürger hatten sich, in Innungen vertheilt, mit Fahnen, worauf die Schutzpatrone der Zünfte abgebildet waren, von der Brücke bei Praga bis nach dem Schloß, fast eine Viertel Meile lang, in zwei Reihen aufgestellt, und als das Königspaar durch dieselben hinfuhr, ertönte ein jubelndes Vivat, während zugleich die Fahnenträger ihre Panniere grüßend schwenkten. — Auf der Schloßtreppe standen auch hier weißgekleidete Mädchen, die dem Königspaare Blumen auf den Weg streuten und herzliche Bewillkommnungsgrüße entgegenriefen.

Den Aufenthalt des Königlichen Paares zu Warschau füllten ebenfalls militärische Übungen und gesellige Vergnügungen, wie Bälle, Gastmahle u. s. w. aus. — Am 14. gab der König einen Ball, den er selbst mit der Herzogin von Würtemberg, die Königin aber mit dem Feldherrn Orgynski eröffnete. Am nächsten Tage wohnte das Königspaar einem glänzenden Feste bei, welches der Minister Graf v. Hoym in dem Palais Lazienský veranstaltet hatte, wobei der Garten nebst den Teichen und Fahrzeugen mit beinahe 100,000 Lampen erleuchtet war. Die Königin, welche selbst vortrefflich zeichnete, besah mit Antheil und Vergnügen die reiche Gemälde-Sammlung auf dem genannten Palais; des Königs Aufmerksamkeit nahm besonders ein Gemälde in Anspruch, welches das Urtheil Salomonis darstellte, und man hat darin, wohl nicht mit Unrecht, ebenfalls eine unwillkührliche Äußerung der Gesinnungen des Königs zu erkennen geglaubt. Bei dieser

Gelegenheit gab er auch die Absicht zu erkennen, in Warschau eine Zeichnen-Akademie zu gründen.

Mehr als an jedem andern Orte, wurden dem Könige in Warschau Bittschriften übergeben, die theils von ihm selbst, theils von der Königin, in ihrer Beider Abwesenheit aber von den Adjudanten und Ministern in Empfang genommen wurden. Die Zahl dieser Bittschriften überstieg allen Glauben; ihre Menge füllte ganze Wagen. Für das Herz des Königs war es eine schmerzliche Erfahrung, vielen dieser Gesuche gar nicht, oder doch für den Augenblick nicht entsprechen zu können. Die meisten bezogen sich nämlich auf die Aufhebung der Leibeigenschaft. Durch die geschilderten Leiden des Landvolks heftig ergriffen, verlangte der König sofort von dem Minister Hoym Vorschläge zur Abhülfe dieses Übels, und nur wider Willen und mit Kummer mußte er sich endlich der Überzeugung fügen, daß die Verhältnisse eine sofortige Änderung unmöglich machten.

Die Anwesenheit des Königspaars in Warschau ließ einen tiefen Eindruck auf die Gemüther zurück. Die Bewohner der polnischen Hauptstadt, in welcher vor wenigen Jahren noch die Gräuel eines wilden Aufruhrs getobt und wo überdies seit langer Zeit die Merkmale von Polens Schwäche und innerer Zerrüttung sich in den grellsten Zügen ausgeprägt hatten, die Bewohner Warschaus, sagen wir, sahen mit ehrfurchtsvollem Erstaunen den jungen Monarchen, unter dessen Scepter ihr Schicksal sie gestellt hatte, mit jener sicheren Zuversicht auftreten, die in dem Bewußtsein hoher moralischer Kraft ihr Fundament fand,

und die durch den ruhigen Ernst, die wohlwollende Milde und ächte Humanität des Königs, ungemein ergreifend auf die Gemüther wirkte. Die Warschauer konnten es nicht begreifen, daß die Wache vor dem Schlosse, in dem der König wohnte, nicht verdoppelt, und die Gemächer des Königs nicht durch bewaffnete Wächter unzugänglich gemacht wurden; sie verstanden schwer die Worte des jungen Königs, der das ihm angebotene militärische Geleit abwies, indem er sagte: »Ich will mich nur durch die Liebe meiner Unterthanen eskortiren lassen, nicht durch Soldaten!« Als aber der König mehrere Tage unter ihnen geweilt, als sie die Einfachheit seiner Sitten gesehen, die Eindrücke seines reinen Biedersinns, seiner frommen menschenfreundlichen Gesinnungen empfunden hatten, ward es ihnen klar, daß an die hohe Reinheit eines solchen Königs die Gewalt des Frevels nicht hinaufreiche, daß dieser König in sich selbst sein Palladium, sein Schutz besitze. Man kann als gewiß annehmen, daß während der Anwesenheit des Königs die politischen Leidenschaften und der Partheihaß geschwiegen haben. Hierzu trug außerdem nicht wenig der Zauber bei, den die Erscheinung der Königin allenthalben, wo sie sich befand, verbreitete.

Nicht minder dürfte ein kleiner Vorfall, der das vertrauenvolle Verhältniß des Monarchen zu seinen alten Unterthanen auf naive und darum nur um so wahrere Weise darlegte, die Bewohner Warschaus den Werth dieses Verhältnisses erkennen gelehrt haben. Die aus den alten Provinzen der Monarchie gebürtigen Soldaten nämlich, die sich in der Warschauer Garnison befanden, sollten in ihre Hei-

math zurückgeschickt und den dort stehenden Regimentern einverleibt werden. Als der König selbst der Mannschaft diese Bestimmung ankündigte, trat einer hervor und rief, vielleicht durch den Kontrast der Gesinnungen, die er hier herrschend fand, angeregt: »Ew. Majestät, wir sind treue Pommern; lassen Sie uns allein gehen, wir stehen Alle für Einen, und Einer für Alle.« — Der König lächelte. »Das weiß ich wohl, sagte er, aber einen Unteroffizier müßt Ihr doch wohl mitnehmen?« „Allerdings, rief der Soldat, denn Obrigkeit muß sein!«

Bewundert von Allen, verehrt und geliebt auch von denen, die um Polens Untergang weinten, verließen der König und die Königin die ehemalige Hauptstadt Polens am 18. Juni. Der König reiste bereits frühmorgens ab; gegen Mittag folgte ihm die Königin, auch jetzt geleitet von den Compagnien der Bürgerschaft, die mit ihren Fahnen vor, hinter und neben dem Wagen der Monarchin marschirten, und trotz der wiederholten Abmahnung derselben, ihr bis an den Schlag von Wola folgten, wo sie ein Spalier bildeten und beim Vorüberfahren der Königin, die Fahnen grüßend zur Erde neigten und dies Zeichen der Ehrerbietigkeit mit einem lauten Vivatruf begleiteten.

Am 19. traf der König in Tarňowitz ein, woselbst die Bürgerschaft, nachdem der König die dringend erbetene Erlaubniß gegeben, einen feierlichen Empfang bereitet hatte. Auf dem Ringe war eine Ehrenpforte erbaut, an welcher zu beiden Seiten in eigenen Nischen junge geschmückte Mädchen standen, die den König bei dem Schalle der Pauken und Trompeten bewillkommneten. Die Bürger-

schaft bildete ein Spalier, das mit jungen 6jährigen Bürgersöhnchen begann und mit den ehrwürdigen Greisen der Stadt, denen sich dann der Magistrat anschloß, endete. Am Abend war sowohl die Stadt als die Ehrenpforte erleuchtet, und namentlich befand sich dem Fenster des Königs gegenüber ein Transparent mit dem Königlichen Namenszuge, und darunter ein Altar, der von 4 Priesterinnen bedient ward. Mehr als diese Allegorie aber erfreute den König ohne Zweifel die von den Bergleuten veranstaltete sinnige Feierlichkeit.

Sämmtliche Grubenleute erschienen nämlich in Prozession vor der Wohnung des Königs, indem sie die Wirkung der Illumination durch ihre Grubenlampen, die sie in den Händen trugen, erhöhten. Als sinnig-gewähltes Geschenk überreichten sie hierauf dem König einen schönen Silberblick, worauf folgender Vers stand.

Nimm, Herr, was unser Fleiß im Schooß der Erd erbeutet,
Was Dank und Liebe zollt und Redlichkeit begleitet.
Ja, Brüder, laßt dem Strom der Freude vollen Lauf,
Wo Friedrich Wilhelm herrscht, schall überall: Glück auf!

Am nächsten Morgen besuchte der König seinerseits in Begleitung des Berg-Hauptmanns Grafen Reden die Friedrichsgrube, besah daselbst die Erzvorräthe und zeichnete sich vor seiner Abfahrt in das Stammbuch der Grube ein.

In Neiße, woselbst man den König von Tarnowitz aus erwartete, hatte man unterdeß bereits jene prunklos-feierliche Vorkehrungen getroffen, die man dem Geschmacke des Monarchen entsprechend wußte. Vom Zollthor, durch welches der König einfahren sollte, bis zu seinem Absteige-Quartier, war der ganze Weg mit Gras und Blumen

bestreut. Vor dem Thor erwarteten auch hier geschmückte junge Mädchen den König, um ihn mit einem Gedichte zu bewillkommnen. In der Stadt selbst bildeten die Schüzzen, und an sie sich anschließend, die übrigen Bürger mit Fahnen und Musikchören ein Spalier; außerdem erblickte man von Zeit zu Zeit Frauengruppen mit Blumenkörben, um deren Inhalt dem Könige auf den Weg zu streuen. Den merkwürdigsten Aufzug aber bildeten die katholischen Seminaristen, welche, als Türken gekleidet, sich an der Neißer Brücke aufgestellt hatten und den König mit einer Janitscharmusik bewillkommneten. Da Tarnowitz von Neiße 17 Meilen weit entfernt ist, und der König überdies noch einen Umweg gemacht hatte, um in Rogau, einem Gute des Ministers Haugwitz, zu Mittag zu speisen, so traf er erst gegen 8 Uhr Abends in Neiße ein. In den nächsten Tagen bis zum 23. ließ der König die Truppen manöveriren, was jedoch wegen des überaus schlechten Wetters nur im beschränkten Grade stattfinden konnte; überdieß verstattete das Terrain, ein mit Getreide umgebenes Brachfeld, keine große Evolutionen, da der König ausdrücklich befohlen hatte, die Fruchtfelder zu schonen. — Am 23. gegen Mittag verließ der König Neiße, um sich von hier nach Breslau zu begeben.

Wir wenden uns nun zur Reise der Königin zurück. Sie war von Warschau zunächst nach Nieborowo zur Fürstin Radziwill und von hier nach Petrikau gereist, wo sie am 19. Abends eintraf und die Stadt erleuchtet fand. Am folgenden Morgen setzte sie dann ihre Reise nach Breslau fort.

Auf der Gränze, welche Schlesien von dem ehemaligen Südpreußen schied, war zum Empfang der Königin eine Ehrenpforte errichtet, mit der Aufschrift: Willkommen theuerste Landesmutter in Schlesien. Vier und zwanzig Landleute im Festanzuge standen daneben und sangen ein fröhliches polnisches Liedchen, indem sie zugleich Blumen streuten. Eine zweite Ehrenpforte war am Eingange des Städtchens errichtet und trug die Inschrift: Vivat Louise! Auch dieses Bild war durch eine Gruppe von 20 Mädchen mit Blumenkörben belebt, und die Anmuth dieses Bildes durch eine Menge grüner Maien erhöht, welche sowohl um den Ehrenbogen, als durch das ganze Städtchen gepflanzt waren. Auf dem Marktplatz hatte sich Magistrat, Geistlichkeit und Bürgerschaft mit Musik und Fahnen aufgestellt, und am Ende der Stadt sprach die Inschrift einer dritten Ehrenpforte die Bitte aus: Deine Gnade laß uns zurück! eine Bitte, welche durch eine Gruppe lieblicher Rosenmädchen unterstützt ward. Bald darauf erreichte die Königin Wartenberg, auch hier wiederum empfangen durch sämmtliche Einwohner der Dörfer Kleinkosel und Wioske und namentlich durch 24 Bauermädchen in ihrem barocken Sonntagsstaate. Auch hier vertrat ein munteres polnisches Liedchen die Stelle einer Bewillkommnungsrede. Das Polnische Thor, so wie die Spaliere vor und hinter demselben waren mit Tannen bekleidet, an welchen auf der einen Seite die Buchstaben F. W., auf der andern der Buchstabe L. aus Blumen geflochten erschienen. An dem Thore selbst war ein Bogen angebracht, mit der Inschrift: Dich empfangen

wir mit Wonne. Glockengeläute und Kanonendonner verkündeten laut den festlichen Tag. Vom Thore an schritten 24 junge Bürgersöhne in weißer Kleidung, mit Blumen bekränzt und Tannenzweige in den Händen, dem Wagen voran bis auf den Markt. Von hier fuhr der Wagen der Königin durch das von den Bürgern gebildete Spallier, worauf sie zu einem grünen Tempel gelangte, welcher aus Tannen, mit Blumen-Guirlanden umflochten, errichtet war und auf jeder Seite drei grüne Säulen hatte, die ebenfalls mit Blumen umschlungen waren. Nach oben schmückte ein Lilavorhang mit goldenen Quasten diesen Tempel, dessen Kuppel mit einem fliegenden schwarzen Adler geschmückt war, der zwei Kleeblätter im Schnabel trug.

Im Tempel selbst brannte der Name Louise in transparentem Feuer und darüber befand sich eine goldene Krone, hinter welcher zwei weißgekleidete Mädchen einen Fürstenmantel hielten. In der Mitte stand ein Altar, mit einer hellodernden Flamme, welchen acht weißgekleidete Jungfrauen, als Opfer-Priesterinnen umgaben; neben dem Tempel stand auf der einen Seite die katholische, auf der andern die evangelische Geistlichkeit. — So wie der Wagen der Königin hier ankam, ertönte eine feierliche Musik und sechs von den Priesterinnen traten aus dem Tempel zu beiden Seiten des Wagens, während die beiden andern Mädchen Weihrauch in die Flammen des Altars streuten. Hierauf stimmten sie ein Lied an, in welches ein Chor von 68 jungen Mädchen mit einstimmte. Nach Beendigung desselben überreichten die Priesterinnen der Königin

das abgesungene Lied mit einem Blumenbouquet; sodann traten 24 junge Mädchen in weißen Kleidern mit orangefarbnen Bändern in den Haaren vor und warfen Blumen in den Wagen der Königin, was diese, freundlich lächelnd, geschehen ließ. — Auch an dem Thore, durch welches die Königin die Stadt verließ, befand sich eine Ehrenpforte, mit dem herzlichen Zuruf: Dich begleiten unsere Wünsche.

Am 21. Abends traf die Königin in Öls ein. Bereits am Vormittage hatte sich der Herzog von Braunschweig-Öls nach Zessel (1 Meile von Öls) begeben, um die hohe Reisende daselbst zu empfangen. Hier bestieg die Königin nach ihrer Ankunft einen mit acht feurigen schwarzen Hengsten bespannten Wagen, dem 15 blasende Postillons voranritten, während die Schützengilde aus Öls zu Pferde und die herzoglichen Forstbeamten zu Fuße dem Wagen folgten. In Öls selbst standen die Bürger mit Ober- und Untergewehr in 2 Reihen, durch welche die Königin hinfuhr; am Ringe (Marktplatz) war auf Kosten der Bürgerschaft eine Ehrenpforte errichtet, von der eine Krone an Blumenguirlanden herabhing; weiter unten befand sich der Namenszug der Königin aus Blumen gebildet. Vor der Ehrenpforte standen der Magistrat, die Kaufmannschaft und zehn junge Mädchen, welche der Königin ein Gedicht überreichten, während der Magistrat eine Rede an die Monarchin richtete. Von hier ging der Zug unter Kanonendonner bis zu der, auf Kosten des Herzogs errichteten Ehrenpforte an der Schloßbrücke, wo wiederum junge Mädchen, Blumen streuend, ein Gedicht überreichten.

Auf beiden Seiten der Schloßbrücke standen die Behörden und die Geistlichkeit, vor ihnen aber der Herzog Eugen von Würtemberg. Der Herzog von Braunschweig führte die Königin ins Schloß, wo 3 Tafeln servirt waren. Während die Königin im Schlosse an der Tafel saß, stimmte draußen der Donner der Kanonen in die Freudenrufe des Volkes.

Am 23. in der Frühe reiste die Königin von Öls ab und traf am Abend desselben Tages zu Breslau ein, kurz vor der Ankunft des Königs. In Hundsfeld, wo der Stadt-Direktor die Monarchin im Namen des Magistrats willkommen hieß, ward sie durch eine ehrerbietige Aufmerksamkeit der Vorspannbauern, die für die letzte Meile die Pferde gestellt hatten, angenehm überrascht. Die Pferde waren nämlich, nach der Art, wie es dort bei Hochzeiten und Kindtaufen Sitte ist, mit Blumen, Bändern, Gold- und Silberpapier stattlich aufgeputzt und namentlich Mähnen und Schopf mit Bändern und Blumen durchflochten. Im Ganzen waren die Empfangs-Feierlichkeiten zu Breslau geräuschloser, als an allen andern Orten, da die Königin — vielleicht ermüdet durch das bereits Erfahrne, vielleicht auch weil sie in Breslau mit dem Könige zusammentraf — alles Zujauchzen, alle Musik und Überreichen von Gedichten verbeten hatte. Indessen nahm sie den naiven Ausdruck ländlicher Galanterie huldvoll lächelnd an, und fuhr weiter. Der erste Trupp, auf den sie nun traf, waren 42 junge Kräutersöhne (Gärtner), die jedoch nicht in ihre eigenthümliche Tracht, sondern als Druschmor (Hochzeitbitter) gekleidet waren und mit bänder-geschmück-

ten Gerten die Königin salutirten. Ihnen zunächst hielten die Fleischer, dann die Kretschmer (Schankwirthe), beide Innungen zu Pferde, endlich die Maurerzunft zu Fuß. An diese schloß sich eine Schaar von 90 Kräutermädchen, denen 12 Kräutersöhne vorangingen und eben so viele folgten. Die Mädchen gingen paarweise, so daß je Eine die Andere an einer Guirlande aus Feldblumen führte; jede trug überdies ein Körbchen mit Blumen, die sie der Königin auf den Weg streuten. Eins von den Mädchen hatte ein Gedicht zu überreichen, da sie aber aus Schüchternheit, oder weil das Überreichen von Gedichten verboten worden war, nur einen Schritt vortrat, so griff die Königin selbst rasch nach dem Blatte. Wir können nicht umhin, unsern Lesern dieses in dem naiven Dialekt der Kräuter und ganz im Geiste dieser Volksklasse verfaßte Gedicht hier mitzutheilen.

Uenser Ollergnadigsten Fro Künigin os troim Herzen übergaben vu da Kroitern üm Braßel (Breslau), a poar Tage vor Johanne.

Nee, uns is siche Freede do
Sei latich nich geschahn,
Daß weer gor unsers Künigs Fro
Bu Angesichte sahn.

Sie sitt su freundlich uf üns nei,
Daß ma fur Freede greint;
Sis, wie uf ünse Kroiterei
Die Sunn am Frühjohr scheint.

Ju, siche Fro is eerem Harrn,
Wies a der Bibel stieht,
A rechtes Schief, a heller Starn,
A Licht, dos nie vergieht.

Die Nubbern links und rechts die hoan
Ken siches Fürsten Poar.
Oh, is doch deam gemeanen Moan
Su anne Troie roar.

Se laben, wie am Himmelreech,
Ei Lieb und hibschen Spoaß:
Wers sitt, dam wirds um's Herze weech,
Und ei a Ogen noaß

Nu Good gesagne Dich dofeer
Und Deene Kinder bo!
Bu Herzen huldigen wir Deer
Du schine, gude Fro!

Ei Schlesien, soat olle Welt,
Is noch a redlich Blutt;
Und wenn ma's och nich oartlich stellt,
Su meent mas herzlich gutt.

Bu Freyheet schwotze, war do mag;
Sü annen guden Harrn
Und anner Fro vu sichem Schlag
Dan'n dient ma herzlich garn.

Weer bleeben unserm Künig troi,
Hie hot a Harz und Hand.
Good sag'n ihn olle Morgen noi!
Su freed sich Stoad und Land

Ha gab deer Freede, Glück und Ruh,
Und Deenen Kindern do,
Du gude Landes-Mutter Du,
Du brave Künigs Fro!

Die Königin ließ sich später bei der Mittagstafel dies Gedicht vorlesen und äußerte viele Freude darüber.

Nach den Kräuinermädchen traf die Königin zunächst auf eine Deputation der Juden-Gemeine mit einem Musikchor und fuhr sodann durch ein Spalier, welches die Schützengilde bildete. — Hier, in der Mitte der ganzen Linie, trat der Justiz-Direktor Müller an der Spitze eines Theils der Stadtbehörde, deren andre Mitglieder auf einem andern Posten des Königs warteten, vor, und hielt eine kurze Anrede, die von der Königin mit ihrer gewohnten bezaubernden Anmuth erwiedert wurde.

Hierauf näherte sich der Zug der Oderbrücke, wo ein überraschender Anblick der Monarchin wartete. Der zweifache Strom der Oder, in seiner Spiegelglätte im schönen Gegensatz zu dem Grün der Inseln und Wälle, dazu im Hintergrunde das Jesuiter-Collegium mit dem Observatorium, und auf der rechten Seite desselben der alte Elisabeth-Thurm, auf der linken die Sandkirche und der Dom, — alles dieses bildete ein malerisches Panorama, dessen Reiz noch durch das lebendige Gewühl der zahlreichen Volksgruppen unendlich erhöht wurde. Auf der Brücke selbst, den Vordergrund des reizenden Tableaus bildend, waren zu beiden Seiten des Weges Balkone gebaut, auf welchen 50 weißgekleidete Bürgertöchter standen. Schon vorher hatten die Mitglieder der katholischen Universität auf dem Thurme sowohl als auf der Straße Musikchöre aufgestellt, und sobald die Königin sich näherte, traten sie in Reihe und Glied und stimmten ein Volkslied zur Musik an.

Die letzte Gruppe, auf welche die Königin stieß, befand sich am Salzringe und bestand aus den Frauen und Töchtern der Kaufleute. So langte die Königin, vielfach begrüßt und ununterbrochen von begeistertem Freudenruf umtönt am Oderthore an und fuhr durch dasselbe über den großen Ring nach dem Schlosse. Hier wurde sie von dem Minister Grafen v. Hoym, von dem Fürst-Bischof Prinzen von Hohenlohe, dem Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, der Generalität, den Behörden und der Geistlichkeit empfangen.

Unmittelbar nach ihrem Eintritt ins Schloß wurden ihr die Gedichte der verschiedenen Innungen dargebracht, da sie die Überreichung derselben auf der Straße verbeten hatte. Einige dieser Poesien waren sehr sinnig und drückten die allgemeinen Gesinnungen wahr und schön aus. So schloß das Sonett, welches die Kaufmannsfrauen überreichen ließen, mit den Worten:

„Und ein heiliges Gelübde schwebt empor aus unserer Mitte
Unser Vorbild, holde Fürstin, schwören wir, sei Deine Sitte,
Und im Ocean des Lebens Deine Tugend unser Stern!"

Hierauf ließ die Kaufmannschaft der Königin durch zwei Kaufmannsfrauen, die von zwei holden siebenjährigen Mädchen begleitet waren, ein ächt schlesisches Landes-Erzeugniß als Geschenk überreichen. Dies bestand aus einigen Weben der schönsten und feinsten schlesischen Leinwand, und nächstdem in einem sauber und künstlich genähtem Kinderzeug nebst einem Wiegenbande und einer silbernen Kinderklapper an goldner Kette. Die Klapper selbst hatte eine edle antike Form und war mit kleinen Medaillen

behängt, die im Gepräge die Brustbilder des Königs und der Königin zeigten, mit der Umschrift: »Werde wie diese!«

Auf dem Wiegenbande standen folgende hübsche Verse:*

Klein nur ist das Geschenk, das der hoffenden Mutter die treuen
  Mütter Schlesiens weihn; aber Du achtest das Herz.
Fürstin, wir wünschen so sehr, daß Du des Landes gedächtest
  Welches so kindlich Dich liebt. Darum verehren wir Dir,
Was es selber erzeugt und pflegt und bereitet, und knüpfen
  An die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt.

Die Königin war Vormittag in Breslau angekommen, doch hatten die Empfangs-Feierlichkeiten ihr Eintreffen auf dem Schloße bis zur 12. Stunde Mittags verzögert. Den König erwartete man Nachmittags von der Olauer Straße her, wo sich deshalb der Magistrat, die Geistlichkeit u. s. w. wieder aufgestellt hatten, um ihn zu empfangen. Der König aber war unbemerkt um die Olauische Vorstadt herumgefahren und kam durch das Schweidnitzer Thor in der größten Stille gegen 6 Uhr Abends, vor dem Schlosse an. Hier warteten aber dennoch einige feierliche Ehrenbezeigungen seiner, indem auch ihm mehrere Gedichte überreicht wurden, unter denen sich namentlich das von der Judenschaft auszeichnete, weshalb wir einige Verse daraus mittheilen wollen:

„So in entzückendem Gefühle ungebundener Kraft und nutzender Thätigkeit
Wallt jeder freudig und froh dem selbstgesteckten Ziele zu.
Nur wie, Israels vertrautes Volk, dem Landesvater treu,
Und seinen Gesetzen, wie unsrer Väter uralten Lehre,

---

*Vom Professor Manso.

Ach! wir freuen uns dieses Glückes, dieses Segens nicht! — —
Doch, keine Klage entweihe dieses Freudentages hohe Feier!
Bist Du es nicht, den die Welt mit Wahrheit den Gerechten nennt?
Du lösest unsere Fesseln!" — —

Noch an demselben Tage wohnte der König nebst der Königin auf kurze Zeit einem Feste bei, welches die Kaufmannschaft im Zwinger veranstaltet hatte.

Der nächste Tag ging größtentheils unter Abhaltung der Militär-Paraden hin, am Abend aber begab sich das Königspaar zu einem Feste, welches der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen zu Scheitnig veranstaltet hatte, und welches mit einer glänzenden Erleuchtung verbunden war. Acht Leuchtkugeln kündigten vom Leuchtthurm mit ihrem weithinstralenden Feuer das Fest an. Der Eingang des Gartens war durch einen Säulengang aus mehreren hundert Säulen geschmückt, die mit Blumenguirlanden und bunt erleuchteten Blumenkörben abwechselten. Reizender noch als die prächtig erleuchteten Hauptgänge des Gartens, erschienen die schmalen Seiten-Aleen, wo Bogen und Nischen im mannigfachsten Feuer schimmerten. Die Hauptparthie der Illumination aber bildete ein im tiefsten Hintergrunde stehender Tempel, der im antiken Geschmack mit edler Einfachheit erbaut war und auf dorischen Säulen ruhte. In diesem Tempel auf einem Postament stand die Büste des Königs, umgeben von drei transparenten Figuren, nämlich einem Genius, der ein Füllhorn ausschüttet, ferner Minerva, welche das Haupt der Büste mit einem Lorbeerkranz schmückte, und endlich Mars. In einem andern Theile des Gartens befand sich eine zweite

architektonische Illumination, in welcher die Büste der Königin auf einem Altar stand, vor welchem eine Vestalin mit goldener Schaale opfernd kniete; oberhalb der Nische stand der Preußische Adler in einem Glas-Transparent von brillantirten Facetten. Außerdem war die Statue Friedrichs des Großen zu Pferde, und eine hohe Trajanische Säule, auf welcher die Bildsäule Friedrich Wilhelms II stand, illuminirt und mit pots a feu erleuchtet.

Ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so glänzendes Fest gab am folgenden Tage der Minister Graf v. Hoym, wo sowohl der König als die Königin am Tanze Theil nahmen. An beiden Abenden waren auch die Straßen der Stadt illuminirt.

Am folgenden Tage, den 26., ließ der König einige Militär-Übungen ausführen und ertheilte dann mehren Generalen hohe Orden; die Königin ihrerseits verlieh ihrem Kammerherrn, dem Grafen von Malzahn, der in Breslau den Dienst bei ihr gehabt hatte, ein überaus kostbares Geschenk für seine Gemahlin, bestehend in einem Medaillon, welches eine Locke der Königin enthielt und außerdem reich mit Brillanten besetzt war. Am 26. Mittags verließ die Königin Breslau, am nächsten Morgen folgte ihr der König, und Beide trafen am 1. Juli wohlbehalten zu Charlottenburg ein.

Die Reise des Königspaars durch die Provinzen der Monarchie hatte in den Herzen des Königs und der Königin eine hohe und innige Befriedigung zurückgelassen, während die Gemüther des Volks durch den nahen Anblick des geliebten Herrscherpaars zu einem Enthusiasmus

aufgeregt wurden, der nicht in der leichten Empfänglichkeit der Seelen, noch in künstlichen Anregungen seinen Grund hatte, sondern durch das Gefühl der Bewunderung und Verehrung erzeugt ward, wozu Alle hingerissen wurden, welche die einfache, aber darum um so erhabenere Größe des Königs, die hohe Reinheit seiner Sitten und den zuverlässigen Vaterblick seiner Augen in der Nähe sahen, sowie die unbeschreibliche Schönheit und Anmuth der Königin, die lauter Huld, lauter Güte und Wohlwollen war, in unmittelbarem Zauber auf sich wirken fühlten.

Zwölftes Kapitel.

Huldigung in Berlin.

Unterdeß waren in Berlin, sowohl auf dem Königlichen Schloß als im Lustgarten, mancherlei Veranstaltungen für den feierlichen Akt der Huldigung getroffen worden, und außerdem hatte der Magistrat durch den Stadt-Präsidenten Eisenberg dem Könige die Bitte um Verstattung einer feierlichen Einholung, sowie zur Erleuchtung der Stadt vorlegen lassen. Allein der König lehnte beides durch nachfolgende Kabinets-Ordre ab:

»Rath, lieber Getreuer! Die Anhänglichkeit und unverbrüchliche Treue der Einwohner Berlins an die Person der Preußischen Regenten, ist durch die vielfältigen, zu allen Zeiten davon gegebenen untrüglichen Beweise, so ent-

schieden, daß es der Bestätigung derselben durch zweifelhafte Ceremonien, wie die feierliche Einholung und Erleuchtung der Stadt doch nur sind, nicht bedarf. Überdem aber sind dergleichen Feierlichkeiten nicht nur mit bedeutenden Kosten verknüpft, welche zu gemeinnützigen Zwecken weit besser verwendet werden können, sondern sie sind auch von unvermeidlichen einzelnen Unordnungen begleitet, welche den Eindruck der Freude vermindern, wo nicht gänzlich aufheben. Diese Betrachtungen haben mich schon längst dahin bestimmt, alle dergleichen sonst gewöhnliche äußere Freudenbezeugungen zu vermeiden, und sie sind es auch jetzt wieder, welche mich veranlassen Euch auf Eure, Namens der Berliner gethane Anfrage vom 30. v. M. zu eröffnen, daß ich auf die vorhabende feierliche Einholung und Erleuchtung der Stadt gar keinen Werth lege, es mir vielmehr, wenn die dortige Bürgerschaft ja noch besonders ihre guten Gesinnungen an den Tag legen will, weit angenehmer sein wird, wenn sie die dazu bestimmten Kosten, als Beiträge zu irgend einem beliebigen gemeinnützigen Zweck sammeln will. Auf diesen Fall will ich Euch hierdurch autorisiren, eine solche Sammlung zu veranstalten, und das Namensverzeichniß der Contribuenten, nebst dem Beitrage und der Bestimmung ihres Beitrags durch öffentliche Blätter bekannt machen zu lassen.

Ich bin Euer gnädiger König.

Warschau den 17. Junii 1798.

Friedrich Wilhelm.

Nächstdem waren noch mancherlei andere Vorbereitungen getroffen worden, welche ihrer Unzweckmäßigkeit wegen

das Mißfallen des Königs erregten. Im Lustgarten nämlich waren 3 Ehrenpforten erbaut, deren größte dem mittleren Portale des Schlosses, über welchem das Thronzimmer mit dem Balkon sich befindet, gegenüber stand; eine zweite kleinere Ehrenpforte erhob sich vor der Domkirche und eine dritte ebenfalls kleinere auf der andern Seite, an der jetzigen Schloßbrücke. Der ganze Lustgarten aber war von einem hohen amphitheatralischen Gerüste, das 11 Sitzreihen faßte, welche für Geld vermiethet werden sollten, umgeben; der verhältnißmäßig kleine Raum, der innerhalb des Amphitheaters übrig blieb, sollte den Zuschauern unentgeltlich überlassen bleiben. Mit dieser Einrichtung war jedoch der bei weitem größte Theil der Einwohner Berlins unzufrieden, da die Zahl der Zuschauer durch jene Vorrichtungen außerordentlich beschränkt und überdies die Möglichkeit, dem feierlichen Akte als Zuschauer beizuwohnen, gewissermaßen von einer unfreiwilligen Steuer abhängig gemacht wurde. Sobald der König die Sache erfuhr, begab er sich sofort persönlich an Ort und Stelle, und da er sich hier von der Richtigkeit der geführten Beschwerden überzeugte, so befahl er, das Amphitheater sofort wieder umzureißen, und verbot außerdem den weiteren Ausbau und die Verzierung der bereits zum größten Theil errichteten Ehrenpforten. Endlich untersagte er auch die von der Akademie beschlossene Illumination, worüber er nachfolgende Kabinets-Ordre erließ:

»Mein lieber Etats-Minister Freiherr von Heinitz. Wenn Ich gleich die Illumination, welche die Kunst-Akademie am Huldigungstage beabsichtigte, abbestellt habe; so

verkenne Ich deshalb doch die gute Absicht nicht, welche die Kunst-Akademie und Euch als Curator derselben, zu dieser Veranstaltung belebt hat. Ich habe überdem eine viel zu gute Meinung von Euren und der Akademie Verdiensten um den Zustand der Künste in meinen Staaten, als daß Ihr besorgen dürftet, daß Ich derselben darum Meine Gnade und Mein Wohlwollen entziehen würde; vielmehr hoffe Ich bald Gelegenheit zu haben, Euch von der Fortdauer Meiner Werthschätzung dieser Gesellschaft, Beweise geben zu können, und bin

Euer wohlaffektionirter König,

Charlottenburg den 6. Juli 1798.

Friedrich Wilhelm.«

An
den Etats-Minister v. Heinitz.

Der unerwartete Befehl des Königs in Betreff des Amphitheaters überraschte, wie man sich denken kann, ziemlich unangenehm alle diejenigen, welche den Plan zu den, allerdings einen schönen Anblick gewährenden Zurüstungen entworfen hatten, oder bei dessen Ausführung betheiligt waren, sowie ferner diejenigen, welche, wie namentlich die Zimmerleute, aus dem Vermiethen der Plätze einen beträchtlichen Gewinn zu ziehen gehofft hatten. Außerdem mögen auch diejenigen mit dem Beschluß des Königs unzufrieden gewesen sein, welche für ihre Eitelkeit eine angenehme Nahrung darin fanden, sich für den Preis einer gewissen Geldsumme eine Bevorzugung vor ihren Mitbürgern verschaffen zu können. Das Mißvergnügen dieser Einzelnen aber feuerte den Enthusiasmus, den der Befehl

des Königs bei der bei weitem größern Mehrzahl nicht blos in den niedern, sondern auch in den höhern Ständen erregt hatte, nur um so mehr an, und das gemeine Volk unterließ nicht, seinem Triumph auf etwas empfindliche Weise gegen die Anordner Luft zu machen, indem zahlreiche Volkshaufen das Niederreißen der Gerüste mit Jubelgeschrei und manchen Zeichen der Verhöhnung begleiteten und hernach die zur Dekorirung gebrauchten Tannenzweige zu Tausenden gleichsam als Siegesbeute im Triumph davontrugen. Weiter indessen, als bis zu diesen unschuldigen Demonstrationen artete die Freude nicht aus, und was darin allenfalls des Unzarten lag, wurde durch den tausendstimmigen herzlichen Vivatruf für das geliebte Königspaar wieder gut gemacht.

Von der ganzen beabsichtigten Dekoration blieb nunmehr blos der am Schlosse vorgebaute Balkon, der 18 Fuß tief und so breit als das Portal war, und auf welchen der König aus dem Thronsaale herausschreiten sollte. Dieser Balkon hatte eine halbrunde Form, welche man der viereckigen vorgezogen hatte, weil der König dadurch als Hauptperson am meisten in den Vordergrund kam und das Gefolge sich von selbst hinterwärts rangirte, ohne daß Platz verloren ging. Die Architektur des Vorbaus, war einfach und in großen Massen gehalten, und bestand in einem Gemäuer, das in Quadern abgetheilt war, mit einem hohen Gebälk und einem Sockel, der der ganzen Länge nach verlief und einen hübsch verzierten rundlichen Wulst hatte. In der Mitte des Vorbaus befand sich ein Durchgang, durch zwei dorische Säulen gestützt, durch wel-

chen die Bürgerschaft nach dem Huldigungs-Akte abmarschirte. Der ganze Bau bestand übrigens aus Holz, mit Leinwand bezogen und steinartig bemalt. Auf der Quader-Mauer sah man zu jeder Seite drei Basreliefs, welche auf einem röthlich-grauen Marmorgrund hell gemalt waren. Das erste Basrelief stellte Apoll und die Musen als Sinnbilder der Künste und Wissenschaften dar; das zweite, als Symbol des Handels und der Schifffahrt, zeigte Minerva, die den Argus im Schiffbau unterrichtet; das dritte, als Allegorie eines kräftigen Regiments, stellte Jupiter dar, wie er seine Blitze auf die Titanen schleudert. Auf der linken Seite des Balkons zeigte das erste Basrelief, Minerva, welche Frauen im Weben u. s. w. unterrichtet, und deutete somit bildlich die Industrie an; das zweite auf dieser Seite, Ceres darstellend, welche mit Korn-Ähren vor dem auf einem Wagen sitzenden Triptolem steht, deutete auf den Ackerbau; und das sechste endlich, auf welchem man Apollo als Hirten die Flöte blasen und von weidendem Vieh und tanzenden Hirten umgeben erblickte, bezog sich auf die Viehzucht.

Das Gebälk des Vorbaues, welches bis an das Gesims der untern Etage des Schlosses reichte, war in Gesims und Fries getheilt. Im Friese befanden sich drei Tafeln; auf der mittleren war eine Arabeske gemalt, die zum größten Theil durch den Hermelin-Mantel verdeckt wurde; auf den beiden andern Tafeln befanden sich Inschriften, die sehr glücklich gewählt waren. Rechts nämlich las man: »Fest durch Gerechtigkeit«, und links: »Groß durch Milde.«

Von der Brüstung herab fiel eine große Drapperie von Scharlach mit Goldstickerei; über dem Portal fiel diese Drapperie bis auf die Säulen hinab, an den Seiten aber war sie festonartig mit goldenen Schleifen und Quasten aufgezogen und mit schwarzen Adlern geschmückt. Über der großen Scharlach-Drapperie in der Mitte hing eine zweite von rothem Sammt, und über dieser endlich eine prächtige Hermelin-Decke mit dem Königlichen Wappen und mit der Unterschrift: »Jedem das Seine.«

Der Baldachin, der sich über dem Vorbau befand und in der Höhe des eisernen Balkongitters der dritten Etage angebracht war, wurde von den am Schlosse befindlichen beiden Karyatiden getragen. Die Kuppel war in Kompartiments getheilt, reich vergoldet und mit Blättern und Laubwerk verziert. Auf der Kuppel ruhete eine goldene Kugel, über welcher ein vergoldeter Adler schwebte, dessen ausgebreitete Flügel 9 Fuß maaßen. Das Gesims des Baldachins bestand in einem stark vortretenden Krummstabe mit Lorbeer und Eichenlaub verziert; unter diesem zog sich ein einfacher goldener Fries herum, in welchem man die Worte las: »Gott mit uns,« die schöne fromme Devise des Preußischen Wappens. Unmittelbar unter dem Fries hing eine reiche Scharlach-Drapperie herab, die erst festonartig durch goldene Schleifen und Quasten aufgenommen war und dann in großen Falten herunterfiel und rückwärts aufgebunden war, wo sie sich an die beiden Karyatiden an der Mauer herunterzog. Auch der Plafond der Kuppel war mit einer Scharlach-Decke überzogen, in welcher eine große goldene Sonne gestickt war, zu welcher

der vergoldete Adler hinauf zu fliegen schien. — Bevor wir nun von der Beschreibung dieses prächtigen Schaugerüstes zu der Schilderung der Huldigungsfeier selbst übergehen, wollen wir zuvor unsern Lesern, in der Voraussetzung, ihnen dadurch eine Befriedigung zu bereiten, nachstehende Konvokations-Patente, durch welche Stände und Bürgerschaft von dem Könige zur Huldigung eingeladen wurden, mittheilen.

Das erste, an die Stände der Kur- und Neumark, an die Ritterschaft der Herzogthümer Magdeburg, Cleve und Pommern, der Markgrafschaft Anspach und Bayreuth, in den Fürstenthümern Halberstadt, Minden und Ostfriesland, endlich in den Grafschaften Mark, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen gerichtet, lautet folgendermaaßen:

»Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen u. s. w. Unsern Gruß und geneigten Willen zuvor.

Hochwohlgeborene, Wohlgeborene.

Nachdem es dem Allerhöchsten gefallen, den weiland allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten König und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm II König von Preußen, Markgraf von Brandenburg u. s. w., unsern vielgeliebten Herrn Vater, am jüngst verwichenen 16. Novbr. aus diesem Leben abzufordern: so haben Wir beim Antritt Unserer, Gott gebe! überall beglückten Regierung der Nothwendigkeit zu sein erachtet, die Erbhuldigung Unserer getreuen Ritterschaft und Unterthanen vorzunehmen, auch deshalb sothanen Huldigungs-Aktum auf den 6. Juli be-

stimmt. Auch haben Wir Unsere landesväterliche Absicht dahin geäußert, daß Euch statt der persönlichen Erscheinung oder Gestellung durch besondere Bevollmächtigte, erlaubt sein solle, durch einige Wenige gemeinschaftlich zu bestellende und zu bevollmächtigende Deputirte in diesem Huldigungs-Termine zu erscheinen.

Wir citiren und laden Euch demnach hiemit und in Kraft Dieses, daß Ihr entweder in Person oder durch gehörige und anständige gemeinschaftlich von Euch zu bevollmächtigende Deputirte Euch zeitig vorher in Unsern Residenzen allhier einfindet, Euch in Unserem kurmärkischen Lehns-Archiv anmeldet und gestellet, Euer Eigenthums- und Successions-Recht, in sofern es noch nicht geschehen, durch Atteste aus dem Landorte, oder auf andere rechtliche Art bescheinigt, Eure von Euren Mitständen erhaltene gesetzmäßige mit Beifügung des Wohnorts, Unterschrift, des Vor- und Zunamens, auch Standes und Charakters jedes Ausstellers zu versehende Vollmachten überreichet, den jeden betreffenden und vorzulegenden Eid und den darunter zu setzenden Schein eigenhändig respective schreibt und unterschreibt, auch dabei, was von Jedem an Gebührnissen zu entrichten ist, selbst oder durch Eure Deputirte erleget, demnächst aber, an oben benanntem Tage, Uns, als Euren natürlichen und ungezweifelten Landesherrn, den Eid der Treue gehörig ableistet und mit den Unterthänigkeit-Pflichten Euch verwandt macht. Zugleich dient Euch hierbei zur Nachricht, daß es zwar genug ist, wenn Eure Deputirten sich spätestens 6 Tage vor dem Huldigungs-Termine mit ihren Vollmachten allhier einfinden; inzwischen hat Jeder

von Euch sobald als möglich seine Atteste oder andere, die Bescheinigung seines Eigenthums- oder Successions-Rechts betreffende Dokumente mit der schriftlichen Anzeige, ob er in Person oder durch gemeinschaftliche Deputirte erscheinen werde, an das kurmärkische Lehnsarchiv franco einzusenden, oder an den kurmärkischen Lehnsarchivarium, Geheimen-Ober-Tribunal-Rath Mayer, versiegelt abgeben zu lassen, damit Aufenthalt und Weitläufigkeiten vermieden werden, auch die Zahl sämmtlicher Deputirten zeitig genug übersehen und der Behörde angezeigt werden könne. Auch haben diejenigen, die in Person erscheinen wollen, sich zeitig vor dem Termin einzufinden, damit gegen den Huldigungs-Termin die Zeit zur Ausstellung der schriftlichen Eidesformeln nicht zu kurz falle und es keiner hinterher zu veranlassenden besondern Eidesleistung der sich Verspätenden bedürfe.

Gegen die von Euch zu leistende Erbhuldigung versprechen Wir Euch Unsern landesfürstlichen Schutz und Aufrechthaltung Eures wohl hergebrachten Eigenthums und Gerechtsame, werden Euch auch solches in Unserem höchsten Namen durch Unsern Wirklichen-Geheimen-Etatsrath, Freiherrn von der Reck, als Unsern zu dergleichen Sache specialiter bestellten Minister, noch besonders versichern lassen.

Diejenigen aber, welche Erbämter, Dignitäten, Burglehen, oder andre Lehnstücke besitzen, die noch unter der Lehnbarkeit stehen, haben sich innerhalb der gesetzlichen Frist von Jahr und Tag gehörig zu melden, und in sofern es mit der Lehnsfolge und gesammten Hand seine Richtigkeit

hat, und deshalb noch kein Streit oder Anspruch vorhanden, der Belehnung und Ausantwortung fernerer Lehnbriefe zu gewärtigen.

Wonach sich also Sämmtliche von Unseren getreuen Ritterschaft und Unterthanen allergehorsamst und gebührend zu achten haben, und sind Wir Euch mit Gnaden und geneigtem Willen wohl beigethan.

Berlin den 13. April 1798.

Friedrich Wilhelm.«
v. d. Reck.

Das zweite an die Magisträte und Bürgerschaft gerichtete Patent ist folgenden Inhalts:

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen u. s. w. Unsern gnädigen Gruß zuvor.

Hochgelahrte u. s. w.

Da nach dem Allerhöchsten Rathschluß der weiland allerdurchlauchtigste großmächtigste König und Herr, Herr Friedrich Wilhelm II König von Preußen u. s. w. Unser vielgeliebter Herr Vater, am jüngst verwichenen 16. Novbr. aus dieser Zeitlichkeit abgefordert, und Wir auf Deroselben Königlichen Thron hinwiederum gesetzt worden, so haben Wir der Nothwendigkeit zu sein erachtet, die Erbhuldigung von Unsern getreuen Städten, der Kur- und Mark Brandenburg anzunehmen, wozu Wir den 6ten des Monats Juli a. c. bestimmt haben.

Damit nun, so viel die Erbhuldigung Unserer getreuen Städte anbetrifft, dieselbe auf keine unnöthige Kosten getrie-

ben, vielmehr darunter soulagirt werden mögen; so sind Wir entschlossen, nach dem Beispiel Unserer nächsten Vorfahren solche Erbhuldigung durch Deputirte aus Rath und Bürgerschaft in Unseren allhiesigen Residenzen ablegen zu lassen und sie dahin zu verschreiben.

Welchemnach denn Unser allergnädigster Befehl hiemit an Euch ergeht, daß Ihr aus Euren Mitteln, wie auch aus allen Zünften und Gilden und von der ganzen Bürgerschaft einige wenige Personen wählet, selbige mit genugsamer Vollmacht Eures Theils versehet und von allen Zünften und der Bürgerschaft versehen lasset und dieselben also abfertiget, daß sie 2 oder 3 Tage vor obgedachtem Termin allhier erscheinen, ihre Vollmachten in Unserem Lehnsarchiv vorzeigen und übergeben, wegen der Lehngüter aber, so Ihr etwa besitzen möchtet, mit den obigen Muthungen daselbst einkommen, und hiernächst am besagten Tage, den 6. Juli, Uns als Euren, vom Allerhöchsten vorgesetzten ordentlichen Erbherrn, König, Kur- und Landesfürsten mit der schuldigen Erbhuldigungs-Pflicht sich verwandt und zugethan machen sollen. Wir werden auch alsdann, wie es mit dem Heimgelassenen zu halten, gemessene Verordnung ergehen lassen. Ihr habt Euch hiernach als gehorsame und getreue Unterthanen zu achten und Unsern allergnädigsten Willen zu vollbringen. Wir verbleiben Euch mit Gnaden wohl beigethan.

Berlin den 30. April 1798.

Friedrich Wilhelm.

Endlich fügen wir drittens das Konvokations-Patent

an die Fürsten und Stände Schlesiens und die Grafschaft Glatz bei, welches folgendermaßen lautet:

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen u. s. w.

Entbieten den sämmtlichen Herren und Fürsten und Ständen von Prälaten, Grafen und Freiherren, denen von der Ritterschaft und Städten in den Fürstenthümern und Herrschaften Unseres Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz und dazu gehörigen Dependenzien, welchen dieses Unser Königl. Patent vorkommt, Unsre Freundschaft, geneigten Willen, Königl. Gnade und alles Gute zuvor, und geben denenselben und Euch hiemit freundlich und gnädigst zu vernehmen: nachdem es Gott, dem Gebieter über Leben und Tod, nach seinem unerforschlichen Rathschlusse gefallen, den weiland Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm II König von Preußen u. s. w. Unsern hochgeehrtesten Herrn Vater, am 16. Novbr. v. J. aus dieser Zeitlichkeit abzufordern, und Wir darauf die Königl. und Kurfürstl. Regierung über Unser Königreich, Kurfürstenthum und alle übrige unter Hochgedachter Sr. Königlichen Majestät Beherrschung gestandenen Provinzen und Lande besonders auch über alle die, zum Herzogthum Ober- und Niederschlesien auch zur Grafschaft Glatz gehörige Fürstenthümer, Herrschaften und Länder, so wie solche von Unserm glorwürdigen Vorfahren besessen worden, angetreten haben; so sind Wir gewilligt und gemeinet, uns, dem Herkommen gemäß, der Treue und Ergebenheit sämmtlicher Vasallen und Einwohner besagten, nun auf Uns vererbten

Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz durch eine feierliche Erb-Landes-Huldigung zu versichern, und von allen und jeden dazu gehörigen Vasallen und Unterthanen, wes Standes und Würde sie auch sein mögen, Uns als ihren nunmehrigen wahren und einigen Souverain und obersten Herzog von Schlesien und der Grafschaft Glatz den Eid der Treue auf eine feierliche und bündige Weise ablegen, auch jedermänniglich dazu einladen und befehligen lassen.

Zur Erreichung dieses Zwecks haben Wir einen eignen Tag in Unsrer Residenzstadt Berlin anzusetzen für gut befunden, und den 6. Julius d. J. anberaumt, welches Wir den sämmtlichen Herren Fürsten und Ständen Unsers Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz hiermit bekannt machen, und zugleich an dieselben gesinnen und Euch gnädigst aufgeben und befehlen wollen, daß dieselben und Ihr einige Tage vor dem angesetzten Huldigungs-Termine entweder persönlich oder durch genugsam Bevollmächtigte und Deputirte in Berlin sich einfinden, bei Unsrer geheimen Staats-Kanzlei angeben, diese ihre und Eure Ankunft daselbst zum Protokoll verzeichnen, die resp. Vollmachten originaliter produciren, darüber einen gehörigen Recognitionsschein zu empfangen, und sodann zu der gesetzten Zeit bei der Huldigungsleistung selbst einzufinden, den Eid der Treue und Unterthänigkeit abzuschwören, mithin dadurch Uns und Unser Königl. Haus, Nachkommen und Descendenten beiderlei Geschlechts für ihren souverainen und obersten Herzog von Schlesien und der Grafschaft Glatz, allerunterthänigst, gehorsamst und

willigst zu erkennen, zu verehren und zu halten haben. — Damit aber auch die Beschwerlichkeit, wenn jeder Unserer Vasallen, Güter-Inhaber und Magistrat sich persönlich zur Huldigung einfinden sollte, für selbigen nicht zu lästig fallen möge, so ist Unser gnädiger und landesväterlicher Wille, daß sie nur durch eine kleine Zahl aus ihrer Mitte gewählten und mit hinlänglicher Vollmacht versehener Deputirte erscheinen, die zugleich mit einem zuverlässigen Verzeichnisse derer, in ihren resp. Provinzen und Bezirken befindlichen gegenwärtigen und abwesenden Rittermäßigen und adeligen Eingesessenen, in deren Seele sie die Erbhuldigung zu leisten haben, in beglaubter, authentischer Form von dem Landeskollegio unterschrieben bei sich führen, und solche bei Unsrer geheimen Kanzlei zur Registratur abgeben müssen.

Daran geschieht Unser ernstlicher und allergnädigster Wille und Befehl.

Des zur Urkund haben Wir dieses Unser Königl. Konvokations-Patent höchsteigenhändig unterschrieben, und mit Unserm Königl. Insiegel bedrucken, auch öffentlich bekannt machen lassen. So geschehen und gegeben,

Berlin den 16. März 1798.

Friedrich Wilhelm.
Finkenstein. Alvensleben.«

Gehorsam dem an sie ergangenen Rufe, fanden sich die Deputirten in den ersten Tagen des Juli in Berlin ein, und die Straßen der Residenz, welcher außerdem unzählige Fremde zuströmten, um dem feierlichen Schauspiel

beizuwohnen, zeigten ein überaus reges und lebendiges Treiben. Alle Gasthöfe waren überfüllt und Tausende von Privatwohnungen hatten sich in provisorische Gasthäuser verwandelt, um den zahlreichen Fremden Herberge zu verschaffen; zu diesem Behufe waren auch gedruckte Anzeigen der zu vermiethenden Wohnungen in allen Provinzial-Postämtern ausgehängt. In den Gärten vor den Thoren und überhaupt an den öffentlichen Vergnügungsorten war, zum Theil auf Vermittelung der Behörden, Alles zur Bequemlichkeit der zahlreichen Gäste vorbereitet, allenthalben luden freundlich servirte Tafeln zum Genusse ein, und eine verstärkte Zufuhr hatte die Wirthe in den Stand gesetzt, den Anforderungen ihrer Gäste eben so zu genügen, als die eignen Erwartungen eines erklecklichen Gewinnes in Erfüllung gehen zu sehn. Auch der Magistrat hatte nicht verfehlt, die Bequemlichkeit der Fremden in Berlin durch eine neue Einrichtung zu erhöhen, die zugleich den Einwohnern der Residenz eine dauernde Annehmlichkeit bereitete. Unsere Leser werden sich vielleicht wundern, wenn sie erfahren, daß in jener Zeit die Häuser in Berlin noch nicht numerirt waren, sondern nach dem Namen ihrer Eigenthümer, wie noch jetzt die nicht numerirten Häuser mancher neuen Straßen, bezeichnet wurden. Indessen war bereits damals von dem thätigen Stadt-Präsidenten Eisenberg und dem Geheimenrath Hösfeld ein Plan zum Numeriren der Häuser entworfen und dem Könige vorgelegt worden, der die baldige Ausführung desselben lebhaft anrieth. Da dies jedoch bis zur Huldigung nicht mehr bewerkstelligt werden konnte, so sorgte der Ma-

gistrat wenigstens dafür, daß die Straßennamen durch beschriebene Bleche, die damals ebenfalls noch nicht vorhanden waren, an den Straßenecken angezeigt wurden, um den Fremden, die die ihnen unbekannte Residenz durchwanderten, als Wegweiser dienen zu können.

Bereits am 4. leisteten die Brüder Friedrichs des Großen, die Prinzen Heinrich und Ferdinand, durch ihre Bevollmächtigte, die Kammerdirektoren v. Hoffmann und Stubenrauch, dem Könige vor dem versammelten Staatsrath, den Erbhuldigungseid. Am Nachmittage versammelten sich sämmtliche Deputirte der Magisträte aus den Provinzialstädten zu einer Konferenz auf dem Berlinischen Rathhause, um wegen der Einrichtung und Ordnung des Zuges am Huldigungstage die nöthige Abrede zu treffen. Bei dieser Gelegenheit leisteten für diese Feierlichkeit die beiden Städte Brandenburg und Stendal auf den Vortritt Verzicht, den sie ihres Alters wegen anzusprechen berechtigt waren.

Endlich nahete der 6. Juli, der von vielen Tausenden so sehnlich erwartete feierliche Tag der allgemeinen Huldigung. Ein leichtes Gewölk hatte den Glanz seiner Morgenröthe sanft verhüllt, je höher aber die Sonne stieg, desto reiner und klarer ward der Himmel, und der Festtag kündigte sich den Bewohnern Berlins in seinem vollsten Glanze an. Die Wachtparaden zogen bereits in der frühen Morgenstunde auf, und die gesammte Garnison Berlins versammelte sich theils auf ihren Allarmplätzen, theils war sie im Lustgarten und der nächsten Umgebung aufgestellt. Um 7 Uhr Morgens, als eben der König von Charlotten-

burg eintraf, versammelte sich die Bürgerschaft kompagnienweise auf freien Plätzen oder vor den Wohnungen ihrer Hauptleute, und marschirte von da aus mit Musik und fliegenden Fahnen in drei Divisionen nach dem Lustgarten. Die erste Division umfaßte die vier Königstädtschen und vier Berlinischen Kompagnien; die zweite Division bestand aus zwei Kompagnien der Köllnischen Vorstadt und vier Kompagnien der Friedrichsstadt; die dritte Division endlich umfaßte zwölf Kompagnien, nämlich zwei Köllnische, eine Friedrich-Wersche und acht von der französischen Kolonie. Sämmtliche Bürger erschienen in gewöhnlicher Kleidung und ohne Waffen, nur die Hauptleute und Fahnenträger hatten Stock und Degen. Im Lustgarten angelangt, stellten sie sich innerhalb der für sie gezogenen Barrieren nahe am Königl. Schlosse in Ordnung auf; dem Balkon zunächst standen die Magisträte von Berlin und den Provinzialstädten.

Die Stände ihrerseits versammelten sich um 9 Uhr, theils in Uniform, theils im Hofkostüm, im Dom, während die Prinzen mit ihrem und des Königs Hofstaat, die anwesenden Fürsten, die Minister und die Generalität in den Vorzimmern vor dem Thronzimmer zusammenkamen. Mit allen hier Versammelten begab sich hierauf der König, als um 10 Uhr zum Gottesdienst geläutet wurde, zu Fuß nach der Domkirche, wo zunächst folgendes schöne Lied gesungen wurde.

Gott! deiner Hülfe freue sich
der König allezeit!

sein Auge sehe stets auf dich,
sein Herz sei dir geweiht!

Er fördre willig deinen Ruhm,
er denke gern daran;
sein Reich sei auch dein Eigenthum,
und er dein Unterthan.

Groß und voll Müh ist seine Pflicht,
und er ein Mensch wie wir,
wie sehr braucht er vor Andern Licht
und Rath und Kraft von dir!

Er zeig' auf seinem Throne sich
als deinen treusten Sohn;
den Lastern sei er fürchterlich,
der Tugend Schutz und Lohn!

Fern sei für ihn das hohe Ziel,
nach dem er wallen soll;
Gott mache seiner Tage viel,
und jeden segensvoll!

Hierauf hielt der Hofprediger Sack über den vorgeschriebenen Text: (Spr. Sal. 16, 12.) Durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt, die Huldigungspredigt, deren wesentlichen Inhalt wir in Folgendem mittheilen:

»Die Thronbesteigung eines neuen Monarchen ist eine Sache von zu ausgebreitetem dauernden Einflusse auf die Wohlfahrt des jetzigen und künftigen Geschlechts, als daß sie nicht in allen Gemüthern den lebhaftesten Eindruck machen sollte. Es gilt hier einen zu großen Theil unserer Ruhe, unserer Zufriedenheit, es gilt Güter, die von allen irdischen die theuersten sind; es gilt nicht blos unsere, auch unsrer Kinder, und unsrer spätesten Nachkommen Wohlfahrt. Wo ist der Undenkende, wo der Gefühllose, der hier gleichgültig bleiben könnte?«

»Glücklich ist das Land zu preisen, das, indem es einen neuen Beherrscher den Zepter in die Hand nehmen sieht, sich der Zukunft mit gerechten Hoffnungen freuen darf! Gesegnet von Gott ist das Volk, das seinen Regenten mit Vertrauen, mit Liebe, mit hoher Erwartung huldigt! Und dieses glückliche, gesegnete Volk sind wir; — es ist recht, daß wir unsre Herzen dem Dank gegen den höchsten Gebieter der Welt offen sein lassen; aber es ist auch unsere Pflicht zu bedenken, was allein uns unsers Glückes würdig machen kann; es gebührt sich, daß an einem Tage, wie der heutige ist, der Regent und die Unterthanen sich an das Gesetz erinnern, dem alle gleiche Ehrfurcht und gleichen Gehorsam schuldig sind.«

»Der Thron wird bestätigt durch die schon erfahrne Gerechtigkeit der Regierung. Wenn in einem Lande schon seit Jahrhunderten durch die obrigkeitliche Vorsorge alle edlen Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft erreicht worden sind; wenn die Macht an der Grenze des Rechts immer ehrerbietig still gestanden; in der Verwaltung des Reichs der Willkühr nichts, der Vernunft alles überlassen gewesen; wenn Recht und Schuldigkeit immer mit unverfälschter Waage sind gewogen worden, wenn die Freiheit der Unterthanen nie andere Schranken gekannt hat, als die, welche die Natur jeder Gesellschaft nöthig macht, jeder Vernünftige sich selbst setzt, das Wohl des Ganzen erfordert; wenn die heilige Glaubens- und Gewissensfreiheit beständig ihr Haupt emporgetragen hat, nie Blut geflossen ist um eines Irrthums willen, nie Meinungen als Verbrechen gestraft

worden sind; wenn den Wissenschaften, den Künsten, dem Handel, dem Erwerbfleiße schon immer ist freie Bahn gemacht worden, daß der Quellen von Wohlsein immer mehrere geworden und aus ihnen zu schöpfen keinem Rechtthuenden verwehrt worden ist — und wenn es nun die Erfahrung gezeigt hat, daß das Volk vor andern sich gehoben hat, eine höhere Staffel erstiegen hat der innern Stärke, des Ansehens, der Geistesbildung, des Wohlergehens, wenn dies schon seit langem der Geist der Regierung war, dies das Ziel, dem die Beherrscher mit kluger Mäßigung aber festen Sinnes entgegen strebten: so wird eben dadurch schon der Thron bestätigt, die Treue der Unterthanen gesichert. Glückliches Land! was sollte deine Bewohner bewegen, ihre beschworene Treue zu brechen? was sollte sie reizen zu heimlicher Anfeindung, oder zu offenbarer Empörung? Wird die Stimme einzelner Unzufriednen, wird das Mißvergnügen derer, die eben darum, weil Gerechtigkeit geübt wird, über Ungerechtigkeit klagen; das Mißvergnügen der Gesetzhasser, der Unruhliebenden, wird das alles vermögen gegen das einstimmige Urtheil aller Verständigen, gegen den unzerreißbaren Bund aller Redlichen und Guten? Und sollte je eine reißende Fluth von Empörungssucht, durchbrechend alle übrigen Dämme, bis an dies glückliche Land heranströmen, hier wird sie ohnmächtig brausen und schäumen, wie die Wellen des Meeres sich an einem felsigten Ufer brechen. Ja, fest steht der Thron, der auf Gerechtigkeit gebaut ist; aber keine Gewalt wird den vor dem Sinken bewahren, dem es an diesem Fundamente mangelt.«

»Auch der blühendste Staat kann zerrüttet werden, wenn der, der an der Spitze desselben steht, nicht Gerechtigkeit die große unabänderliche Maxime seines Herrschens sein läßt. Möge er sonst noch so viele große glänzende Eigenschaften haben, möge er hervorschimmern unter seinen Zeitgenossen durch Verstand, durch Einsichten, durch Muth, durch Heldenkraft; weicht er ab von der Bahn der Gerechtigkeit, so werden alle jene großen Kräfte oft eher zur Beschleunigung des Unterganges seines Reiches, als zum dauerhaften Wohl desselben sich wirksam beweisen. Nicht Gewalt, nicht der Blitzstrahl der Macht, nicht die Kunst schlauer Arglist, kann dem Landesherrn die Treue seines Volks erhalten. Die unsicherste Herrschaft ist immer die gewesen, die sich mit Schrecken bewaffnet hat. Wenn aber der, dem Gott die Krone aufgesetzt hat, würdig ist, sie zu tragen, wenn rechtmäßige Obergewalt sich unter das ewige Gesetz der Wahrheit und des Rechts willig beugt; der Handhaber der Gesetze die Gesetze selbst ehrt, so ruht der Thron auf einem Pfeiler, der nicht wankt, auf der innern Ehrfurcht, auf dem freien Gehorsam, auf dem herzlichen Vertrauen des Volkes.«

»Ich darf die Anwendung des Gesagten nicht machen. Ich muß der Bescheidenheit das Opfer der Verhehlung Ihrer und meiner Gedanken bringen. Aber ich darf und ich muß laut sagen: ein gerechter König sei der kostbarste Segen, womit Gott eine Nation beglücken kann. Das Volk, das dieses Segens genießt, müßte in einem hohen Grade verderbt sein, wenn es seinem Beherrscher nicht von ganzer Seele zugethan, nicht alles für ihn hinzugeben be-

reit wäre. Wenn es wahrnimmt, wie er, treu seinem erhabenen Berufe, für die Sicherheit, für die Wohlfahrt des Staates wacht, sorgt, arbeitet, die Schmeichler und die Eigennützigen von sich weiset, dem Redlichen, dem Weisen, dem Erfahrenen aber willig sein Ohr öffnet, wenn er wahrnimmt, wie er das Schwerdt nie aus der Scheide zieht, um der Habsucht oder dem Stolze oder der Rachbegierde eine gefährliche Befriedigung zu geben — den Krieg, diese schreckliche Plage der Menschheit nicht liebt und nicht sucht; aber ihn auch im Vertrauen auf Gott nicht scheut, wenn nicht anders ein übermüthiger Feind entwaffnet, des Staates Unabhängigkeit gesichert, der Gerechtigkeit strenges Gebot erfüllt werden kann; wenn es ihn mit starkem Arm das Ruder des Staats festhalten sieht, mitten im Sturm nicht achtend der rastlosen Anstrengung, und taub gegen die Lockstimme der Weichlichkeit; wenn es in ihm nicht nur ehrt den gewalthabenden Monarchen, sondern auch in ihm liebt den gottfürchtenden, den tugendhaften Mann, das Vorbild einfacher Sitten, den Freund seines Volkes, o wie steht da der Thron so unerschütterlich fest! Kommt es auf dessen Vertheidigung und Beschützung an — das getreue Volk ist da, ist bereit, Gut und Leben für ihn aufzuopfern. Seinen König, seinen geliebten König verläßt es nicht. Für ihn sterben, heißt für das Vaterland selbst sein Blut vergießen.«

»Aber dies setzt voraus, daß in dem Volke selbst Gerechtigkeit der herrschende Sinn ist. Ein ungerechter Fürst erschüttert nicht immer die Säulen seines Reiches, denn der Gemeingeist des Volks, stärker als er, hält sie zu-

weilen zu fest. Aber ein ungerechtes und lasterhaftes Volk stürzt, früh oder spät, unausbleiblich ins Verderben und reißt dann in seinem Hinstürzen den Thron selbst in den Abgrund, in dem es versinkt, selbst wenn der gerechteste und gütigste Monarch diesen Thron ziert. Daher sind gute Sitten zu allen Zeiten für die Hauptstützen eines Reichs gehalten worden.«

»Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, Gerechtigkeit ist die reine Luft, in der es gesund bleibt. Sie ist die eigentliche innere Lebenskraft des Staatskörpers.«

»Wahre Religion und Rechtgesinntheit sind Äste eines Stammes; sie sind mit einander verwachsen; sie können nicht von einander gerissen werden; sie leben und sterben mit einander. Wahre Religion, — sage ich. Sie ist von der falschen Religion, von dem Aberglauben, von der blos äußerlichen Gottesdienstlichkeit so weit entfernt, als die Vernunft von der Unvernunft, als die Weisheit von der Thorheit, als die Tugend vom Laster. Ihr Werth ist bei allen, die sie kennen, entschieden. Der wahre Mensch kann ihres Zügels, der Gebildete kann ihrer Aufmunterung nicht entbehren. Nichts, durchaus nichts kann ihre Stelle ersetzen. Nicht Gewöhnung, denn der Mensch ist kein Thier, das nur abgerichtet werden darf; nicht Furcht, denn Furcht bildet nur Sclaven; nicht Eigennutz, denn er tödtet die edelste Pflanze der Tugend, den Gemeinsinn.

Der Geist der Zeit fordert, lauter als jemals auf zum Kampfe gegen alte und neue verderbliche Grundsätze, — und wer hat zu diesem Kampfe eine heiligere Pflicht, wer hat dazu mehr Kraft und mehr Gelegenheit, als diejeni-

gen, welche die Vorsehung auf eine höhere Stufe des Ansehens gesetzt hat? Sie, Sie sind es edle Männer, zu welchen die Menge emporsieht; Sie stehen gerade da, von wo Beispiel auf alle Seiten hinwirkt. Zeigen Sie sich dieses Vorzuges würdig, daß Sie alle mit vereinigten Kräften beitragen zum gemeinen Besten; daß Sie, zusammengehalten durch christlichen Brudersinn, alle helfen die Ordnung erhalten, alle ehren die Gesetze, alle, ohne Unterschied, Gerechtigkeit üben in allen Dingen und gegen alle Menschen. Das ist die Treue die Sie ihrem Lehns- und Landesherrn jetzt vor Gott zusagen wollen. Wer sie nicht im Herzen hat, der hebe seine Hand nicht auf zu dem Allwissenden, er sondere sich ab von diesem edlen Bunde getreuer Vasallen.«

Doch hier sind nur Männer von Ehre, Männer, die ihren König lieben und für ihr Vaterland Gut und Leben zu opfern bereit sind. Jeder von Ihnen, treu seinem Gewissen, und erhaben über allen niedrigen Eigennutz, wird dem großen Ziele nachstreben; jeder in der verschlungenen Kette bürgerlicher Ordnung ein Glied sein; jeder als Christ und Patriot seine Schuld redlich abtragen zur Summe der Glückseligkeit des Preußischen Staates. Dazu fordre ich Sie auf im Namen Gottes.«

Zwischen der Predigt ward folgende Strophe gesungen:

O präge tief uns ein
der Unterthanen Pflichten;
du siehst das Herz, o Gott!
du wirst uns alle richten.
Wer redlich ist und bleibt,

kann deiner sich erfreun;
wer seines Eids vergißt,
muß deine Strafe scheuen.

Nach der Predigt ward folgendes Te deum gesungen:

Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott wir danken dir!
Es schuf der Herr, der Herr erhält,
der Herr beherrscht auch unsre Welt,
Fluch oder Segen strömt ins Land,
Allmächtiger aus deiner Hand,
der Reiche Schicksal wägst du ab!
Gott, Schöpfer, unser Gott!
Erhalter, unser Gott!
Du Vater, unser Gott!
Du starker weiser Gott!
Aufs lieblichste fiel unser Loos;
wir ruhn in eines Fürsten Schooß,
der unser Freund und Vater ist,
wie du sein Freund und Vater bist.
Ach, laß ihn lange leben, Gott!
Der Enkel seh erst seinen Tod!
Sein Thun sei stets Gerechtigkeit!
Sein Wunsch des Volks Zufriedenheit!
Dein Friede wohn' in seiner Brust!
Der Völker Friede sei ihm Lust!
Gott! schütz' und segne Thron und Reich
und uns als Brüder allzugleich.

Während des Gottesdienstes hatte die bis dahin in 2 Kolonnen aufgestellte Bürgerschaft sich deployirt, so daß die erste Division den rechten Flügel, die zweite den linken einnahm; zwischen beiden blieb ein Raum offen, in welchem die Magistrate, die im feierlichen Zuge vom Berlinischen Rathhause herkamen, sich aufstellten, worauf die dritte Division sich hinten an sie anschloß.

Nach dem Gottesdienste, um 11 Uhr, begab sich der König mit seinem Gefolge zu Fuß nach dem Schlosse in

den Rittersaal und nahm daselbst von dem Fürstbischof von Breslau, sowie von den Schlesischen Fürsten, Standesherren und den Prälaten des Domstifts zu Breslau die Huldigung an.

Unterdeß begaben sich die in der Domkirche versammelten Stände von Domkapiteln, Prälaten, Grafen, Herren und Ritterschaft in Prozession paarweise durch mehrere Portale nach dem zur Huldigung bestimmten weißen Saal. Den Zug bildeten, unter Anführung zweier Marschälle, 1) die Teklenburgischen und Lingenschen Deputirten; 2) die Ravensbergischen; 3) die Märkischen; 4) die Ostfriesischen; 5) die Mindenschen; 6) die Halberstädtischen; 7) die Anspach-Baireuthischen; 8) die Pommerschen; 9) die Kleveschen; 10) die Magdeburgischen; 11) die Schlesischen; 12) die Chur- und Neumärkischen Deputirten, geführt von ihren Marschällen, und zwar Churmärkischen zuletzt in dieser Ordnung: 1) die Beskowsche und Storkowsche Ritterschaft, von 2 Marschällen geführt; 2) die Ukermärkische; 3) die Mittelmärkische Ritterschaft nach ihren Kreisen; 4) die Priegnitzsche Ritterschaft; 5) die Altmärkische und 6) die Domkapitel von Havelberg und Brandenburg. Jede Ritterschaft ward von 2 Marschällen angeführt, welche in der rechten Hand einen langen mit rothem Sammt überzogenen Staab hielten, an dessen oberem Ende ein weißer Schild mit dem Preußischen Adler angebracht war.

Jetzt begaben sich auch die Hofstaaten, die Staatsminister u. s. w. aus der Domkirche nach dem Schlosse. Als die Schlesischen Stände die Huldigung geleistet hat-

ten, ging die Prozession in dieser Ordnung vor sich: 1) die Prinzlichen Hofstaaten; 2) die Königlichen Hofstaaten; 3) die Staatsminister; jede Abtheilung unter Vortritt eines Marschalls. Hierauf trat der König, vor welchem die Feldmarschalle v. Möllendorf und v. Knobelsdorf hergingen, in die Prozession ein; die Prinzen, die Generalität, die Suite und Adjudanten folgten unmittelbar, und der ganze Zug bewegte sich solchergestalt in den weißen Saal.

In diesem Saale war, dem mittlern Fenster gegenüber, ein Thron für den König errichtet. Der Lehnstuhl des Königs stand auf vier mit rothem Sammt überzogenen und mit einer schön gewirkten Fußtapete belegten Stufen. Von den marmornen Bildsäulen der alten Kurfürsten, welche in diesem Saale aufgestellt sind, standen auf der obersten Stufe neben dem Thron, rechts der Kurfürst Johann und links Joachim I. Vor dem viereckigten vergoldeten Baldachin, der mit dem Adler und den Königlichen Insignien geschmückt war, hingen rothsammtne Drapperien herab, die mit großen goldenen Schleifen an die Rückwand zurückgebunden waren, die ebenfalls von rothem Sammt war, geschmückt mit dem in Gold gestickten Preußischen Wappen mit den Schildhaltern. Der Saal war dem Thron gegenüber der Länge nach, durch 4 Fuß hohe Ballüstraden in 5 Abtheilungen für die huldigenden Stände, den Provinzen nach, abgetheilt. Hinter diesen Abtheilungen war die Breite eines Ganges geblieben, damit die Deputirten in ihre Schranken treten konnten. An jedem Eingange an der hintern Barriere stand

eine vergoldete römische Fahnenstange, die unter dem sitzenden Adler den Namen derjenigen Provinz enthielt, für welche die Abtheilung der Schranken bestimmt war. Außer diesen waren noch in den beiden Ecken auf der Seite, wo der Thron in der Mitte stand, Schranken oder Logen, von 4 Fuß hohen Barrieren eingeschlossen, und für die fremden Gesandten und andre hohe Standespersonen bestimmt. Alle Ballüstraden waren mit rothen Sammtdekken und reichen goldnen Tressen belegt, die mit Quasten und Schleifen festonartig aufgezogen waren. Der Platz auf jeder Seite, zwischen dem Throne und den Logen für die Fremden, war für die Generale und Staatsminister freigelassen. Die beiden Logen oberhalb an der einen kurzen Seite des Saals waren für die Königin, die der Huldigung als Zuschauerin mit den Königlichen Prinzessinnen beiwohnte, bestimmt.

In diesem Saale nahmen die Königlichen und Prinzlichen Hofstaaten die Loge ein, die für sie zur linken Seite des Thrones abgetheilt war. Die sämmtliche Generalität stellte sich zur rechten Seite unter die Stufen des Thrones und eben so zur linken die Geheimen=Staats=Minister. Die Königliche Suite und die Prinzlichen Adjudanten gingen in den für sie bestimmten Abschnitt rechter Hand, den Königlichen und Prinzlichen Hofstaaten gegenüber, und dann standen auf der einen Seite die Gesandten und auf der andern die fremden Cavaliere.

Als sich der König auf den Thron niedergelassen hatte, stellten sich ihm die Königlichen Prinzen zur rechten und linken Seite. Darauf trat der Königliche Geheime Staats=

Minister Freiherr von der Reck, als Lehns-Direktor, auf eine der Stufen des Throns, dem Könige zur Linken, und hielt folgende Rede an die versammelten Stände:

»Nur vor wenigen Jahren huldigten die hier berufenen und hier versammelten Stände, von Domkapitularen, Prälaten, Grafen, Herren und Ritterschaft der Chur- und Neumark, Schlesiens und der übrigen deutschen Provinzen des Königreichs, weiland dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Könige, Friedrich Wilhelm II, dessen Auge nun schon für immer geschlossen ist. Wer hat nicht mit wehmüthigem Blick an der Gruft des menschenfreundlichen Königs geweilt.«

»Aber erheitert wandte sich unser Auge zu dem Throne, den sein erhabner Sohn, Friedrich Wilhelm III, unser jetzt regierender, allergnädigster König und Landesherr, bestiegen hat. Durchdrungen von dem Gefühl seines hohen Berufs, trat er die Regierung seiner Staaten mit dem festen Vorsatz an, seine Völker zu beglücken, und die Standhaftigkeit seiner Gesinnungen ist uns Bürge, er wird seinen Vorsatz erfüllen. Mit der ihm eignen herablassenden Güte wird Friedrich Wilhelm sich seinem Volke stets als Freund, als wohlwollender Vater bezeigen. Seine mit Milde gepaarte Gerechtigkeit wird den Rechtschaffenen in eben dem Grade Vertrauen einflößen, in welchem sie dem Strauchelnden Schonung hoffen läßt, und nur dem Frevler furchtbar wird. Er fordert Wahrheit, sie wird ihm werth sein. Sein grader Sinn wird der auf Schleichwegen wandelnden Kabale den Zugang versperren und dem Schmeichler seinen Unwerth fühlbar machen, wenn er

dem, der sich ihm redlich nahet, sein Zutrauen schenket. Seine Thätigkeit für allgemeines Wohl wird den Geschäftsfleiß beleben, sein Ordnungsgeist wird über Ordnung in allen Ständen wachen, jedem derselben bemerkbar machen, daß sein Verdienst nur in der Mitwirkung zum gemeinsamen Wohl bestehe, und so muß wechselseitige Achtung und Zutrauen, Eintracht und Zufriedenheit Aller gründen.«

»Der Finanzen weise Verwaltung, der Staats-Einkünften sparsame aber nützliche Verwendung wird die innere Kraft des Staats verstärken, die Mittel erzeugen nützliche Künste zu beleben, wohlthätige Wissenschaften zu erweitern, Handel und Wandel blühend zu machen, und den immer steigenden Wohlstand des Reiches zu erhalten. Durch Rechtschaffenheit, durch Mäßigung im auswärtigen Verhältniß wird er seinen Völkern die Segnungen des Friedens zu erhalten wissen. Nicht Eroberungssucht, nicht Ruhmgier wird die Fackel des Krieges über die Gränzen friedlicher Nachbarn tragen; wollte aber dennoch feindlicher Übermuth seine Rechte frech verletzen, die Grundfeste seines Thrones angreifen, der Unabhängigkeit seiner Nation die Fesseln der Willkühr bereiten, dann wird er im hohen Gefühl seiner Würde, von dem Heldenmuth seiner großen Vorfahren entflammt, an der Spitze eines zu Schlachten und Sieg gewohnten Heeres von seinen tapfern Kriegern umgeben, den Ruhestörern ein Ziel stecken und seinen Völkern den Frieden erringen. Dann zeige sich in ihrem ganzen Umfange treuer Unterthanen Pflicht, dann verewige seinen Ruhm ein Volk, das sich der Früchte

des Friedens zu freuen, aber auch die Lasten des Krieges muthig zu tragen weiß, wenn es für König und Vaterland gilt. Dann verstumme feiges Urtheil, kein Eigennutz verstopfe die erforderlichen Hülfsquellen, keine Kraft ruhe in weichlicher Unthätigkeit, kein Tropfen Blutes müsse in edlen Adern fließen, der sich nicht willig für Friedrich Wilhelm und seiner Staaten Wohl ergösse.

Mit solchen Gesinnungen erneuern Sie heute den Bund, der Sie mit Preußens Zepter vereinigt. Geloben Sie willigen Gehorsam, unverbrüchliche Treue dem Könige, der Sie schützt, und Ihre hergebrachten Rechte und Freiheiten aufrecht erhält.«

Diese Rede wurde im Namen sämmtlicher Stände von dem Landschafts-Direktor und Dechanten des Brandenburgischen Domkapitels von Arnim durch folgende beantwortet.

»Tief gebeugt durch den tödtlichen Hintritt eines geliebten Königs, dessen innigster Wunsch es war, sein Volk glücklich zu machen — richtete uns der trostvolle Gedanke auf: daß Ew. Königl. Majestät den ererbten väterlichen Thron bestiegen, um jenen Wunsch in seinem ganzen Umfange zu erfüllen.

Und noch ehe Ew. Majestät uns, aus nahen und entfernten Provinzen, an den Stufen des Throns zu versammeln geruhten, um von uns die feierliche Wiederholung des in unserm Herzen längst geschworenen Eides der Treue und des Gehorsams anzunehmen, sahen wir schon einen so großen Theil unsrer frohen Hoffnungen erfüllt.

Was sonst am Huldigungstage gewünscht wird, dafür

haben wir zu danken. Was uns so eben von den Stufen des Throns verheißen ist, das sehen wir schon in Erfüllung gehen, und das uns geschilderte edle Bild der Zukunft ist nichts als ein treues Gemälde, welches der Redner von der Vergangenheit entnahm.

Heil dem Volke, das sich dem Huldigungs-Altare mit der Opferschaale des Dankes nahen kann! Heil uns, die wir zu der Zahl dieser Glücklichen gehören! Dankbar und ehrfurchtsvoll schütten wir sie am Fuße des Thrones aus, — stolz darauf, Ew. Majestät als unserm Beherrscher zu huldigen.

Nur ein Wille, nur ein Gefühl belebt uns, und Alle, die uns hieher sandten. Wir wollen unsern König, unsere Verfassung und die Gesetze ehren, unter deren Schutz wir und unsere Vorfahren Sicherheit des Eigenthums, Glück und Wohlstand genossen. — Wir wollen mitwirken und streben, daß allgemeine Sittlichkeit die Gesetzgebung, und allgemeiner Tugendeifer die Ausführung der Gesetze erleichtern. — Und sollten nicht blos die Palmen des Friedens, sollten auch die Lorbeern des Krieges für Ew. Majestät Diadem bestimmt sein; sollte Ew. Majestät Gerechtigkeit und Mäßigung den Frieden zu erhalten nicht vermögen: so wird auch dann die Söhne und Enkel der Helden, welche einst unter dem Preußischen Panier den Bund eines halben Welttheils vernichteten, nur ein Wille, nur ein Gefühl beleben. Froh und willig werden sie mit Ew. Majestät ins Schlachtfeld eilen, und gleich ihren Vätern der Welt ein großes Beispiel geben, was unter der weisen unbeschränkten Anführung eines tapfern Re-

genten eine vereinigte Nation vermag, die ihrem Könige und ihrem Vaterlande Gut und Blut aufzuopfern bereit und entschlossen ist.

Dies sind die Gesinnungen, dies sind die Empfindungen, welche uns und alle, die wir in unsern Provinzen zurückließen, beseelen.

Ja, wir freuen uns eines großen, eines gnädigen, eines gerechten Königs. Seine Größe wird dem Volke Ansehn und Achtung im Auslande, seine Gnade und Gerechtigkeit Wohlstand und Zufriedenheit im Innern gewähren. Kriegerische Talente werden glänzen, ohne die Talente des Friedens zu verdunkeln. Sieggewohnte, musterhaft geübte Heere, wohleingerichtete, zweckmäßig berechnete Finanzen, nie gehemmte unpartheische Rechtspflege, Ordnung im Einzelnen, Harmonie im Ganzen der Staats-Verwaltung, werden die unerschütterlichen Säulen des Throns sein.

Gesegnet sei die uns so schön aufgegangene neue Sonne! Mit sanfter Milde erquickt uns ihr Morgenlicht; mit allbelebendem Feuer wird ihr Glanz am Mittag unser glückliches Vaterland erwärmen. Und wenn einst am Abend nach langem, nie umwölktem Lauf, ihre wohlthätigen Strahlen sich den segnenden Blicken unsrer späten Nachkommen entziehen, um andern Welten zu leuchten: dann wird die dankbare Nachwelt ihren Abglanz dort am Himmel wieder zu finden wissen, wo schon mit neu entdeckten Sonnen das schöne Gestirn F r i e d r i c h s d e s G r o ß e n prangt.

Geruhen Ew. Majestät die ehrfurchtsvolle Versicherung

von uns anzunehmen, daß wir nicht minder bereit als schuldig sind, Ew. Königliche Majestät mit dem aufrichtigsten und redlichsten Herzen ewige, unverbrüchliche, von unsern Voreltern ererbte, längst gewohnte Treue und ganz unbegränzten Gehorsam zu schwören.«

Als diese Rede geendigt war, stand der König vom Thronsessel auf und nahm stehend die Huldigung an, zu welcher der Lehns-Direktor, der Staats-Minister Freiherr v. d. Reck, durch den Geheimen-Obertribunals-Rath und Kurmärkischen Lehns-Archivarius Mayer nachstehendes Formular verlesen ließ:

»Ihr sollt huldigen, geloben zu Gott dem Allwissenden und Allmächtigen, schwören einen leiblichen Eid, und thun eine rechte Erbhuldigung dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, Könige von Preußen, Markgrafen zu Brandenburg ꝛc. ꝛc. — und Sr. Königlichen Majestät männlichen Leibes- und Lehnserben, als euren natürlichen Lehnsherrn, und wenn die nicht mehr wären, alsdann Sr. Königlichen Majestät Herrn Bruders Sohn, dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm Ludwig, und wenn der nicht mehr wäre, Sr. Königlichen Majestät Herren Brüdern, den Durchlauchtigsten Fürsten und Herren, Herren Friedrich Heinrich Karl und Friedrich Wilhelm Karl, und wenn die nicht mehr wären, Sr. Königlichen Majestät Herrn Großvaters Brüdern, den Durchlauchtigsten Fürsten und Herren, Herrn Friedrich Heinrich Ludwig und Herrn August Ferdinand, allen Markgrafen zu Brandenburg, und deren

männlichen Leibes-Lehnserben, und wenn die gleichfalls nicht mehr wären, alsdann Sr. Königlichen Majestät Herrn Vetter, dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Christian Friedrich Karl Alexander, Markgrafen zu Brandenburg und dessen männlichen Leibes-Lehnserben, von Unterthänigkeit wegen, getreu, gewärtig und gehorsam zu sein, Sr. Königlichen Majestät Frommen und Bestes zu werben, Nachtheil und Schaden zu wenden, und Alles das zu thun, was ein getreuer Unterthan seinem Erb- und Landesherrn zu thun schuldig und pflichtig ist.«

Darauf sprach der Geheime-Obertribunals-Räth Mayer folgende Verbindungs- und Eideswortte vor:

»Ich .... huldige, gelobe und schwöre zu Gott dem Allwissenden und Allmächtigen einen leiblichen Eid, für mich, und in die Seele meiner Machtgeber, daß ich und sie alles und jedes, was mir jetzt vorgelesen worden, und ich wohl verstanden habe, stets, fest und unverbrüchlich halten wollen. Getreulich ohne alle Gefährde. So wahr uns Gott helfe, um Christi willen.«

Diese Worte wurden von allen anwesenden Ständen nachgesprochen, wobei sie die rechte Hand aufhoben und die beiden Vorderfinger ausstreckten.

Nun trat der Geheime Staats- und Kabinets-Minister v. Alvensleben auf eine Stufe des Throns, und las eine von Sr. Königlichen Majestät eigenhändig vollzogne Assecurationsakte vor, wodurch allen Ständen, Unterthanen und Eingesessenen versichert ward, sie bei ihren hergebrachten Freiheiten zu schützen und zu erhalten.

Dann rief der Königliche Staats- und Justizminister

Freiherr von der Reck dreimal: »Es lebe der König Friedrich Wilhelm III!« Dies wurde von sämmtlichen Ständen dreimal bei Pauken- und Trompetenschall und schneller Abfeurung von 24 Kanonen wiederholt.

Darauf las der Geheime Staats- und Kabinets-Minister Freiherr von Alvensleben von einer Stufe des Thrones die von Sr. Majestät verfügten Standeserhöhungen und Gnadenbezeugungen vor.

Es wurden dadurch in den Grafenstand erhoben 15 Personen, darunter der Staats-Minister Freiherr von Dankelmann, der General-Lieutenannt v. Klinkowström, der ehemalig Polnische Marschall v. Raczynski und der vormals Littauische Kron-Schatzmeister Ostrowski; in den Adelstand 14 Personen, darunter der obenerwähnte Regierungs-Präsident Vangerow und der Kammergerichts-Vice-Präsident Kircheisen.

Hierauf begab sich der König, unter Vortritt der beiden General-Feldmarschälle und gefolgt von der ganzen Suite auf den obenbeschriebenen Balkon. Neben ihm standen die Prinzen, dann zur Rechten die Generalität, zur Linken die Minister des Hofstaates u. s. w.

Nun hielt der Staats- und Justiz-Minister Freiherr v. d. Reck, der auf dem Balkon dem Könige zur Linken stand, an den Berliner Magistrat und Bürgerschaft und an die Deputirten der Haupt- und Immediatstädte sämmtlicher deutschen Provinzen des Königreichs folgende Rede:

»Noch schwebt vor meiner Seele das Bild des freudigen Jubels, mit welchem die hier versammelten Magisträte und Bürgerschaften der Haupt- und Immediat-

städte aller deutschen Provinzen dieses Reiches, vor nahe 12 Jahren die Huldigung leisteten. Friedrich Wilhelm II, unser damals regierender König, auf den Ihr dabei Eure Augen richtetet, ruhet nun dort in der väterlichen Gruft, und hinterläßt uns das dankbare Andenken an seine menschenfreundliche Güte und Wohlwollen. — Friedrich Wilhelm III, sein erhabener Sohn, unser jetzt regierender Allergnädigster König und Landesherr hat den auf ihn vererbten Thron bestiegen. — Ich müßte die treue Anhänglichkeit der unter dem Preußischen Zepter vereinigten Völker an ihre Regenten verkennen, nicht so oft, nicht in so verschiedenen Provinzen ein glücklicher Zeuge davon gewesen sein, wenn ich einen Augenblick zweifeln könnte, daß nicht heute Eure Freude sich nicht noch lebhafter äußern, Euer frohlockender Jubel noch lauter ertönen würde. Was mehr, als der gesegnete Anfang dieser Regierung kann Euch die trostvolle Überzeugung sichern, daß Zufriedenheit und Wohlstand Euer glückliches Loos sein wird?

Sehet um Euch, und vergleichet! — Ihr werdet finden, daß ich Wahrheit zu Euch rede. Wo mehr, als in den Preußischen Staaten herrscht Ordnung in den einzelnen Theilen, Zusammenstimmung im Ganzen der Verwaltung? Wo werden die Finanzen weislicher geleitet, wo die Einkünfte des Staats sparsamer, oder wohlthätiger verwendet? Wo findet nützliches Gewerbe mehr Unterstützung? Wo der Kunstfleiß mehr Aufmunterung? Wo ist gemeinnützige Wissenschaft höher geachtet? Wo mehr als hier, stehen die Rechte des Menschen mit den gesellschaftlichen Pflichten in besserer Übereinstimmung? Wo mehr als hier

gilt Gleichheit vor dem Gesetz, die einzig mögliche? Wo ist mehr bürgerliche Freiheit, ohne andre, aber auch wenn sie sich nicht selbst zerstören soll, durchaus nothwendige Schranken, als die Gesetze? Wo ist mehr Gewissensfreiheit? Wo gehet der Rechtslauf einen ungestörteren Gang? Wo ist mehr Sicherheit des Eigenthums? Wo ist mehr Schutz gegen willkührliche Gewalt? Kurz, wo ist der Zugang leichter zum Throne, der Quelle alles des Guten, alles des Glücks, womit uns die Vorsehung segnet?

Ich rede zu Preußischen Unterthanen, die im Besitz dieses Glückes von Zeiten der Vorväter her sind, die den Werth desselben aufgeklärt fühlen, und innere Ruhe und Wohlergehn nicht leichtsinnig werden stören lassen. Nein! Euch, die Ihr ruhig prüfet, wird der Neuerungsschwindel nicht ergreifen. Ihr werdet verrätherischen Lockungen kein Gehör geben, nicht Euren Blick an aufgestellte Scheinbilder heften, die so unerwartet sich in Furiengestalten umwandeln, frech alle Bande zerreißen, um Alle gleich elend zu machen, einzelne mit Ungebundenheit täuschen, um die Nation desto sichrer in Fesseln zu legen. Solche Schmach muß Preußischer Staaten glückliche Bewohner nicht treffen. Ihr werdet sie abwenden durch Anhänglichkeit an Eure Verfassung, durch standhaften Muth in Gefahren, durch Treue und Ergebenheit an Euren rechtmäßigen Regenten, durch Liebe und Zutrauen zu Eurem König, der Euch mit Weisheit und Gerechtigkeit, mit väterlichem Wohlwollen, Liebe und Gnade regiert, der Eure Rechte und Freiheiten aufrecht erhält, der Euch, — seinen Treuen, Schutz und Liebe versichert.«

Darauf antwortete der Geheime Kriegs-Rath und Stadt-Präsident Eisenberg im Namen des Berliner Magistrats, der Bürgerschaft und sämmtlicher auswärtiger Deputirten durch nachstehende Rede:

»Der Tag der Thronbesteigung Ew. Königlichen Majestät, war ein Tag der Erwartung! Preußens Unterthanen sind es seit langen Zeiten gewohnt, daß ihr Glück, ihr Ruhm und ihre Zufriedenheit von ihren Beherrschern gegründet und befördert wird. So schmerzlich ihnen der Verlust eines geliebten Regenten war, so tröstete sie die Hoffnung, in dem Nachfolger ebenfalls einen huldreichen Vater zu finden. Dieses Glück ist uns abermals zu Theil geworden, und wenige Stunden zeigten uns, daß Ew. Königliche Majestät mit dem festen Vorsatze, unser Glück zu gründen und zu befestigen, den Thron Allerhöchst Dero glorwürdigsten Vorfahren bestiegen. Die Vorsehung ward gepriesen, die uns einen neuen Monarchen schenkte, der die Größe und Güte seiner erlauchten Vorfahren in sich vereinigte. Unaufgefordert huldigten Ew. Königl. Majestät die Herzen Aller; denn sie verehrten blos die Größe und das Verdienst auf dem Throne. Die Erfahrung mehrer Monate, hat diese Gefühle nicht vermindert, sondern verstärkt, indem in jeder Handlung Eurer Königlichen Majestät der Wunsch sichtbar war, Allerhöchst Dero Unterthanen zu beglücken und deren Wohl zu beförden. Das feierliche Gelübde der unverbrüchlichsten Treue und des strengsten Gehorsams, welches Namens aller Bürger, wir abzuleisten bereit sind, gründet sich daher auf Wahrheit und Überzeugung. Die Unauflösbarkeit desselben ist

also auch bei der gewissen Fortdauer dieser wechselseitigen Gesinnungen und Vorsätze mit Gewißheit zu verbürgen. So sei denn heute der Bund geschlossen, an dessen Spitze Ew. Königliche Majestät stehen, und dessen einzelne Glieder das gesammte Volk ausmachen; keiner fehlt in dieser schönen Kette, und jeder trägt aus allen Kräften zu deren Verstärkung bei! Von Ew. Königlichen Majestät dürfen wir uns mit Zuverlässigkeit versprechen, daß Allerhöchstdieselben uns mit Gerechtigkeit und Milde beherrschen werden, und wir unsrerseits werden es nie vergessen, daß wir nur dann auf den ehrenvollen Namen Ihres Volks Anspruch machen können, wenn auch uns Gerechtigkeit und Menschenliebe bei allen Handlungen beseelen. Mögen dann Andre sich über die beste oder bessere Form regiert zu werden streiten; mögen sie sich bei diesem Zanke um Meinungen unglücklich machen, wir wollen ihnen zurufen: »Völker, sehet auf uns, wir haben einen gemeinschaftlichen Vater; wir alle sind seine Kinder; er liebt uns, wir verehren ihn; lernt an unserm Beispiel wahrhaft glücklich sein! Wir sind es, und wir werden es bleiben, so lange Friedrich Wilhelm und seine Nachfolger uns beherrschen; mit Freuden wollen wir ihnen Treue schwören; nur der Tod allein soll uns von dieser Verpflichtung befreien, und dann sei es am Grabe noch unsre beste und einzige Lobrede: Regent und Unterthanen hielten, was sie versprachen!«

Als diese Rede geendigt war, las der Geheime-Obertribunals-Rath Mayer folgenden Eid der Treue und der Unterthänigkeit vor:

»Wir gegenwärtige und gesammte Bürgerschaft rc. rc. huldigen, geloben und schwören zu Gott dem Allwissenden und Allmächtigen, und thun eine rechte Erbhuldigung dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, Könige von Preußen, Markgraf zu Brandenburg rc. und Sr. Königlichen Majestät männlichen Leibes- und Lehnserben, als unsern natürlichen Erbherrn, und wenn die nicht mehr wären, alsdann Sr. Königlichen Majestät Herrn Bruders Sohn, dem Durchlauchtigsten Fürsten, Herrn Friedrich Wilhelm Ludwig, und wenn der nicht mehr wäre, Sr. Königlichen Majestät Herren Brüdern, den Durchlauchtigsten Fürsten und Herren Friedrich Heinrich Karl und Friedrich Wilhelm Karl, und wenn die nicht mehr wären, Sr. Königlichen Majestät Großvaters Brüdern, den Durchlauchtigsten Fürsten und Herren Friedrich Heinrich Ludwig und August Ferdinand, allen Markgrafen zu Brandenburg und deren männlichen Leibes- und Lehnserben, und wenn die gleichfalls nicht mehr wären, alsdann Sr. Königlichen Majestät Herrn Vetter, dem Durchlauchtigsten Fürsten Herrn Christian Friedrich Karl Alexander Markgrafen zu Brandenburg und dessen Leibes- und Lehnserben (auch nach Abgang ihrer aller, den Königlichen und Markgräflichen Prinzessinnen und deren allerseits Descendenten und Nachkommen)* von Unterthänigkeits wegen, getreu, gewärtig und gehorsam zu sein,

* Die eingeklammerten Worte wurden nur von den Schlesischen Deputirten nachgesprochen.

Sr. Königlichen Majestät Frommen und Bestes zu werben, Nachtheil und Schaden zu wenden, und Alles das zu thun, was getreue Unterthanen ihrem Erbherrn und Landesfürsten zu thun schuldig und pflichtig sind. Alles getreulich und ungefährlich. So wahr uns Gott helfe um Christi willen!«

Dieser Eid ward von dem versammelten Magistrat, der anwesenden Bürgerschaft und den andern Deputirten nachgesprochen, wobei sie die Rechte aufhoben und die beiden Vorderfinger ausstreckten. Dann wurde von allen Anwesenden unter Trompeten- und Paukenschall und Abfeurung der Kanonen drei Mal: Es lebe der König Friedrich Wilhelm III gerufen. Diesen Ausruf stimmte, indem er seinen Heroldsstab schwenkte, der zum Herold gewählte Königliche Stallmeister Plön an. Dieser war schon um 10 Uhr aus dem großen Schloßportale auf einem Grauschimmel, den 2 Stallbediente führten, gekommen, und hielt einige 50 Schritte weit vom Schlosse. Er war nach Deutscher Tracht aus dem 17ten Jahrhunderte in einen gris de lin-sammtnen, mit Gold gestickten und goldenen Tressen verbrämten Wappenrock gekleidet, der mit einer Silber- und schwarzgestreifter Schärpe umgürtet war. Vorn auf der Brust und hinten auf dem Rücken war in einem silbernen Felde der schwarz gestickte und gekrönte Preußische Adler und zwei kleinere auf jedem Arme unter der Achsel zu sehen. Der Hut war von schwarzem Sammt mit einem hohen Kopfe, umgeben mit einem Eichenkranze, und ein Federbusch durch Zierrath von geschliffenen Steinen daran befestigt. Die Stiefeln waren

von lichtbraunem Leder, die heruntergeschlagenen Stulpen um die Waden mit Karmoisinbändern gebunden, das breite Spornleder roth und die Sporen stark und groß. Sein in Locken flatterndes Haar war mit karmoisinfarbenem Bande umschlungen; in der Hand hielt er den silbernen Heroldsstab, oben mit einem goldenen Adler. Das Pferd war mit einer großen, bis unterhalb den Bügeln herabreichenden karmoisinrothen, reich goldgestickten Decke behangen, auf welche zu beiden Seiten ein schwarzer Adler gestickt war. Das ganze Geschirr war ebenfalls von karmoisinrothem Sammt, und die Mähne mit eben solchem Bande aufgebunden; vier Königliche Maststallbediente begleiteten ihn.

Auch der Königin, die aus einem Zimmer neben dem Pfeilersaale Zuschauerin war, wurde ein freiwilliges Lebehoch zugerufen.

Nach Beendigung dieser Ceremonien wurde jedem Hauptmann der 26 Bürger-Kompagnien eine Anzahl silberner Huldigungsmünzen zugestellt, und von ihnen an die Ober- und Unteroffiziere der Bürgerschaft ausgetheilt.

Nach Beendigung der Feierlichkeiten begab sich der König in sein Zimmer und bald darauf zur Tafel. Die zu den Huldigungs-Feierlichkeiten berufenen Personen, der entschiedene Adel, der Berlinische Magistrat nebst den übrigen Deputirten und Repräsentanten, zusammen an 1200 Personen, wurden an 26 verschiedenen Tafeln im Königlichen Schlosse gespeist. Noch vor 1 Uhr war die ganze Feierlichkeit beendigt, und die Bürger-Kompagnien marschirten mit ihren Fahnen in der besten Ordnung ab.

Gegen 5 Uhr kehrte der König und die Königin nach Charlottenburg zurück.

Die allgemeine, hohe Freude des festlichen Tages war nicht durch den geringsten Unfall, nicht durch die kleinste Unordnung gestört worden, was eben so sehr dem Geiste der Residenzbewohner, als den zweckmäßigen Anordnungen des Polizei-Präsidenten zum Verdienste anzurechnen war. Zu jenen letzteren ist namentlich zu rechnen, daß sowohl in der Nacht vor dem Huldigungstage, als auch an diesem selbst eine angemessene Anzahl Feuerspritzen mobil gemacht worden waren und mit Mannschaft und Pferden zu augenblicklichem Dienst bereit standen. Ganz besonders zweckmäßig war nächstdem die Einrichtung, daß während des Huldigungsaktes zahlreiche Infanterie- und Kavallerie-Patrouillen die Straßen durcheilten, um das Eigenthum der Einwohner, die ihre Häuser verlassen hatten und dem festlichen Schauspiel zugeeilt waren, sicher zu stellen.

Unter den Privat-Feierlichkeiten, zu welchen der schöne Tag Veranlassung ward, erwähnen wir namentlich die Speisung der Armen in der Charite und im Waisen- und Arbeitshause, wozu ein Ungenannter die Kosten unter der Bedingung hergegeben hatte, daß jeder Arme einen halben Schoppen Wein erhalten und denselben mit lautem Vivat auf die Gesundheit des Königs und der Königin leeren sollte. Statt aller übrigen öffentlichen Feierlichkeiten wurde, auf ausdrückliches Verlangen des Königs, eine allgemeine Kollekte für die Armen veranstaltet, und die Äußerungen froher Erregung blieben daher in mehr oder

minder große Privatzirkel begränzt, die zu Bällen und ähnlichen fröhlichen Zusammenkünften zahlreich sich gebildet hatten.

Prunklos und herzlich, wie das ganze Fest, war endlich auch die Feier desselben im Schauspielhause, wo ein eigends für diesen Tag von Iffland gedichtetes Schauspiel: »Der Veteran« aufgeführt wurde. Ein greiser Dorfrichter, der im siebenjährigen Kriege mitgefochten, verheirathet seinen Sohn Friedrich Wilhelm, der in den 3 Tagen bei Lautern sich Kriegesruhm erworben, mit Louise, der Tochter eines Pachters, und übergiebt dem jungen Ehemann gleichzeitig das Amt. Bei dieser Gelegenheit sagt er zu dem Pachter: »Unser junger guter König hat frisch zugegriffen und geht fest und wohlgemuth unter der schweren Last und Sorge! Vertrauen kommt ihm entgegen, — Überzeugung, daß es gut mit uns steht, folgt ihm. Jedermann geht nun rasch vorwärts in dem, was seines Thuns ist; das kann ich aber nicht mehr. — Wer in unseres Königs wackerem Sinne mit ihm gehen kann, den segne das Vaterland! u. s. w.« Das ganze schloß dann mit einer idyllischen Scene, deren Gegenstand das geliebte Königspaar war.

»Das Publikum, sagt der damalige Berichterstatter, war tief ergriffen; ich habe es nie so bewegt und erschüttert gesehen. — Im Übermaaß seines erregten Gefühls sah es ungern den Vorhang sinken; es rief Segenswünsche für den König und Dank für den Verfasser. Aus dem verwirrten Freudengetöse erscholl zuletzt der Name Iffland! Er erschien; das Gefühl des großen Augen-

blicks und Ehrfurcht vor der allmächtigen Volksstimme, die dem gütigen Könige Segen zurief, schien ihn zu durchdringen. Erschüttert, sprach er nichts, als: Gott segne den König! Und das Volk jauchzte es laut ihm wieder entgegen: Gott segne unseren guten König!«

Heil uns und ewigen Dank den Manen des herrlichen Monarchen, dem wir denselben Segensruf bis zum letzten Augenblick seines schönen Lebens aus innerstem Herzen zurufen konnten!

V.

Regententhätigkeit.



Dreizehntes Kapitel.

Fernere Verwaltungsmaaßregeln.

Wie sehr auch theils die Vorbereitungen zur Huldigungs-Reise, theils diese selbst die Zeit des Königs in Anspruch genommen hatten, so wurde dadurch doch die Aufmerksamkeit desselben keinen Augenblick von den Bedürfnissen seines Reichs abgelenkt, vielmehr gingen während der ganzen Zeit ununterbrochen mehr oder minder umfassende Verordnungen aus dem Kabinet des Königs hervor, während zugleich die mannigfachen Wahrnehmungen, zu denen er auf dieser Reise Gelegenheit fand, zu vielfältigen neuen Ideen die Anregung, und zu neuen heilsamen Maaßregeln die Veranlassung gab. Namentlich war es der Zustand der Süd- und Neuostpreußischen Provinzen, welcher die Aufmerksamkeit des rastlos-thätigen jungen Monarchen fesselte und seiner väterlichen Fürsorge zum Sporn diente.

Bereits unmittelbar nach seinem Regierungs-Antritt hatte der König durch ein Edikt vom 30. Novbr. 1797 die Abschoß- und Abzugssachen der genannten Provinzen dahin geregelt, daß das fiskalische Abzugsrecht dann statt haben solle, wenn ein Vermögen, eine Erbschaft oder Legat

aus den beiden Provinzen ins Ausland ginge, ohne daß mit dem fremden Staate ein besonderes Übereinkommen in dieser Beziehung bestände. In letzterem Falle blieben die Bestimmungen des Landrechts in Kraft; im ersteren Falle aber ward die Abgabe auf 10 Prozent festgesetzt. — Eine zweite Verordnung vom 12. März 1798 betrifft den von fremden Juden zu erhebenden Geleitzoll und den dafür zu ertheilenden Geleitschein. Hiernach mußte jeder fremde Jude in den genannten Provinzen einen Geleitschein lösen, für welchen er für seine Person auf die Dauer von 4 Wochen 3 Thaler 4 Gr. zu zahlen hatte; für eine Frau oder einen Knecht kostete der Geleitschein für dieselbe Zeit 2 Thaler 4 Gr., für einen Knaben 1 Thlr. 4 Gr. Herabgesetzt wurde dieser Zoll für alle diejenigen Juden, welche zum Tucheinkauf in das Land kamen, oder die Jahrmärkte bezogen, oder sich nur bis 3 Tage im Lande aufhielten, oder endlich nach Königsberg in Preußen zu Markte gingen. Ganz frei vom Zoll, jedoch nur auf 24 Stunden, waren diejenigen Juden, welche rohe Materialien zur Bearbeitung ins Land brachten.

Neben dieser, für die jüdischen Unterthanen so drükkenden Einrichtung wollen wir doch auch nicht unterlassen, ein Publikandum der Neu-Ostpreußischen Kammer zu Bialystock vom 17. März zu erwähnen, nach welchem denjenigen 3 christlichen Meistern, welche innerhalb der nächsten 5 Jahre die meisten jüdischen Lehrlinge in Handwerken unterrichtet haben würden, eine Prämie von resp. 150, 100 und 50 Thalern ausgezahlt werden sollte.

Welche Beobachtungen der König selbst auf seiner

Reise durch die genannten Provinzen gemacht hatte, wie er mit scharfem Blick das Bedürfniß des Landes in seinem innersten Kern erspähet, und zu welchen Maaßnahmen er dadurch angeregt worden, dieses alles geht am Klarsten aus dem Inhalt einer Kabinets-Ordre hervor, die wir schon aus diesem Grunde mittheilen würden, wenn sie nicht außerdem auch in die Reihe jener ausgezeichneten Dokumente gehörte, welche zu der lebhaftesten Bewunderung und innigsten Verehrung für den Charakter des Königs hinreißen. Diese vom 10. Juli 1798 datirte und an die Staats-Minister v. Voß und v. Schrötter gerichtete Kabinets-Ordre lautet wörtlich folgendermaßen:

»Meine liebe Etats-Minister v. Voß und Freiherr v. Schrötter. Auf der jetzt zurückgelegten Reise durch die Provinzen Neu-Ost- und Südpreußen, habe ich die Erfahrung gemacht, daß die untersten Klassen Meiner dortigen Unterthanen auf einer weit niedern Stufe der Ausbildung stehen, als worauf dieselben Klassen sich in den ältern Provinzen befinden. Jene zeichnen sich besonders durch Unreinlichkeit im Anzuge und in der Wohnung, und durch ein übertrieben kriechendes Wesen sehr nachtheilig aus. Die erste Ursache davon liegt unstreitig in der vormaligen Gesetzlosigkeit und in der dadurch begünstigten willkührlichen Unterdrückung, welche besonders die Bewohner des platten Landes und der kleinen Städte von ihren Grundherren erdulden mußten. Diese Gesetzlosigkeit und diese Willkühr sind gehoben, und es ist an deren Stelle die der Preußischen Verfassung eigenthümliche Gleichheit vor dem Gesetze eingetreten;

der geringste Unterthan hat vor Mir und vor dem Gesetze den Werth der Menschheit; er hat die Pflicht der Treue und des Gehorsams gegen seinen Landesherrn und gegen seine Obrigkeit, und wenn er diese beobachtet, so hat er gleich dem Vornehmsten ein heiliges Recht auf Schutz und Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums. Aber noch kennen Meine neue Unterthanen diesen ihren Werth, den sie dem Preußischen Scepter verdanken, nicht, weil ein großer Theil der angestellten Unterbedienten ihren Beruf verkennen und ihr Amt, statt es zum Schutz des Unterdrückten auszuüben, zu Gewaltthätigkeiten mißbrauchen. Es ist unter ihnen fast zum Sprichwort geworden, daß der vormalige Pole nur mit der Peitsche gehandhabt werden könne, und Ich habe vielfache Klagen, über thätliche Mißhandlungen der Unterthanen, besonders beim Vorspann gehört, ungeachtet Ich selbst Mich überzeugt habe, daß die Süd- und Ostpreußen ein gutmüthiges und biegsames Volk ausmachen, das eine solche Behandlung nicht verdient. Eben so sehr hat man sich überhaupt in diesen Provinzen über ein ungesittetes, unanständiges und abschreckendes Benehmen der Unterbedienten, gegen diejenigen, mit denen sie bei Ausübung ihres Amtes in Verhältniß kommen, beschwert. Alle diese vielfachen Beschwerden gereichen Mir um so mehr zum höchsten Mißfallen, als Mir durch ein entgegengesetztes pflichtmäßiges Betragen der Officianten, der unkultivirte Theil der Nation civilisirt, für das Gute in der Preußischen Verfassung empfänglich gemacht und den Staat mit Liebe, Anhänglichkeit und Treue verwandt werden kann,

dessen Oberhaupt alle seine Schritte nur auf die Wohlfahrt des Ganzen berechnet, und diese durch die Glückseligkeit aller und jedes Unterthanen zu erreichen bemüht ist. Durch Erwägung alles dessen wurde Ich veranlaßt, Euch aufzutragen, Euch die Abstellung dieses Mißbrauchs, welcher die Unterbedienten von der ihnen anvertrauten Gewalt machen, so lieb Euch Meine Gnade ist, ernstlich angelegen sein zu lassen, auf das Benehmen der Unterbedienten genau Acht zu haben, diejenigen, welche sich durch eine gute Begegnung der Unterthanen auszeichnen, nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten zur weitern Beförderung vorzuschlagen, gegen andre, welche hierin ihren Beruf verkennen, ohne Ansehn der Person mit der gesetzlichen Strenge zu verfahren, und endlich diejenigen, welche durchaus nicht zu bessern sind, Mir zur Dienstentlassung anzuzeigen, überhaupt aber, bei allen Euren Einrichtungen nie aus dem Gesichte zu verlieren, daß solche nur mit der Civilisirung der Nation und ihrer Überzeugung von der Güte der dabei zum Grunde liegenden Absichten, gedeihen können. Je eher und je vollständiger Ihr hierunter Meine Absichten erreichen werdet, desto mehr werden sich Eure Ansprüche auf Meine Gnade rechtfertigen, womit Ich bin

Euer wohlaffektionirter König

Charlottenburg den 10. Juli 1798.

Friedrich Wilhelm.«

Wie herrlich ist dieses Dokument, wie treu und innig drückt es die Vatergesinnungen des Königs aus! Prunklose Worte, aber voll Gehalt, — Königlicher Ernst und

menschliche Milde, — Kraft im Befehlen und Eindringlichkeit im Überzeugen, — nirgend geschminkte Hohlheit — in jedem Worte Wahrheit, Treue, Aufrichtigkeit, — so trägt auch dieses Dokument ganz das Abbild des Monarchen, dem, wenn Gerechtigkeit in der Geschichte ist, die spätesten Geschlechter Verehrung zollen werden, wie wir Alle ihm und seinen Manen das vollste Maaß unserer Liebe weihen.

Wir wollen uns indeß durch Betrachtungen dieser Art nicht von der uns vorgezeichneten Bahn entfernen, sondern vielmehr fortfahren, die Regententhätigkeit des jungen Monarchen in der Mittheilung der von ihm veranlaßten oder bewirkten Maßregeln darzustellen.

Ein weiterer Beweis der Sorgfalt, welche der Monarchie im Allgemeinen, namentlich aber dem Neupreußischen Landgebiete gewidmet wurde, liefert auch noch der am 22. August erlassene Befehl, eine Sammlung der besondern Provinzialgesetze in den Provinzen der Monarchie zu veranstalten, eine Maaßregel, die natürlich die Neupreußischen Provinzen hauptsächlich betraf. Die Stände, welche, den Geist dieser Bestimmung verkennend, alle Gebräuche, die von den Bestimmungen des Landrechts abweichen, als Provinzialrechte geltend machten, wurden von dem Könige dahin belehrt, daß es nicht seine Absicht sei, in den Neupreußischen Provinzen ein, der übrigen Monarchie fremdes und in vielen Einzelheiten keinesweges gedeihliches Recht walten zu lassen, sondern daß nur solche Gesetze, deren Beibehaltung durch die besondern Landesverhältnisse wünschenswerth gemacht würden, im Widerspruch mit den Fest-

setzungen des Landrechts fortbestehen sollten. Daher gebot er den Ständen, Männer von anerkannter Fachkenntniß anzuordnen, damit dieselben im Verein mit den Landesgerichten die Nothwendigkeit der Beibehaltung der einzelnen Provinzialrechte erwägen und festsetzen sollten.

Endlich haben wir auch noch des Publikandums vom 1. Januar 1799 zu erwähnen, nach welchem, zur Beförderung der Niederlassung von Künstlern, Handwerkern und Professionisten in Südpreußischen Städten, den Ansiedlern besondere Wohlthaten, Freiheiten und Unterstüzzungen bewilligt wurden; dahin gehörte namentlich: freies Bürgerrecht, unentgeldliche Concession zum Gewerbsbetriebe, eine Vergütigung der Konsumtions-Accise auf 3 Jahre, und zwar für einen Mann 3 Thaler, für eine Frau 2 Thaler und für jedes Kind nach dem Alter 1 bis ½ Thaler jährlich, ferner 6jährige Befreiung von Servis und andern städtischen Lasten, Enrollements-Freiheit für die Söhne, Gesellen u. s. w., Bewilligung von Meilengeldern für die Reise nach dem Ansiedlungsorte, Ersatz der Wohnungsmiethe für das erste Jahr, Geldzuschuß für die erste Einrichtung u. s. w. — Diejenigen Handwerker jedoch, welche sich in solchen Südpreußischen Städten niederließen, wo ihre Gegenwart nicht grade Bedürfniß war, nahmen an obenerwähnten Wohlthaten nur im beschränkten Maaße Theil, falls sie nicht durch besondere Geschicklichkeit und Fähigkeiten die Berechtigung zu größerer Unterstützung erhielten.

Wenngleich aber der König mit väterlicher Sorgfalt alle Zweige der Verwaltung umfaßte, und theils in Folge

eigner Beobachtung und Entschließung, theils auf Anrathen der seinen Willen erkennenden und für die Erfüllung desselben eifrig thätigen Behörden alle Räder der Staats-maschiene in kräftigen Umschwung zu setzen sich bemühte, so waren es doch einzelne Gegenstände, welche seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit ganz besonders in Anspruch nahmen. Dahin rechnen wir besonders die Armee und das Schulwesen.

Sowohl aus der Jugendgeschichte des Königs, in welcher wir die Kriegswissenschaften als den Gegenstand der Lieblings-Unterhaltung des jungen Prinzen erwähnt haben, wie nicht minder aus der von uns ebenfalls mitgetheilten Instruktion, welche Friedrich Wilhelm als Kronprinz seinem Adjudanten Köckeritz gegeben, ist die rege Theilnahme und das warme Interesse ersichtlich, von dem der König für den Soldatenstand beseelt war. In der That hat Friedrich Wilhelm seit seiner frühesten Jugend bis zu dem Ende seines ruhmvollen Lebens eine ungeschwächte Neigung für den Militärstand bewahrt und dieselbe im Laufe seiner Regierung vielfältig zu erkennen gegeben.

Es giebt Schriftsteller, welche den Charakter eines Menschen am schärfsten, sichersten und treusten zu zeichnen glauben, wenn sie die Eigenthümlichkeiten desselben als Schwächen darstellen, indem sie solchergestalt mit lebhaften Farben gemalt zu haben glauben, wenn sie mit grellen gemalt haben. So ist es erklärlich, daß es nicht an Urtheilen gefehlt hat, welche die lebhafte Neigung des Königs zu dem Soldatenstande mit dem Namen einer Schwäche

belegen zu dürfen glaubten, weil der König neben dieser innigen Theilnahme für die Armee gleichzeitig durch Wort und That vielfach seine Liebe zum Frieden zu erkennen gegeben hat. Man sagte deshalb, das Militär sei das Steckenpferd des Königs gewesen, er habe in der Abhaltung von Revüen und Paraden Vergnügen und Unterhaltung gefunden und nur aus diesem Gesichtspunkte den Militärstand angesehen.

Bereits haben wir Dokumente und Thatsachen erzählt, durch welche die angeführten Behauptungen nothwendig als abgeschmackt, ja als albern erscheinen müssen. Schon bei einem gewöhnlichen Menschen lohnt es, wenn man seinen Charakter zeichnen will, der Mühe, die psychologischen Hebel der einzelnen Züge zu ermitteln, um so mehr aber wird dies zur heiligen Pflicht, wenn es die Schilderung eines so großen Charakters gilt, als der dieses Königs war.

Zuerst dürfte es angemessen sein, zu untersuchen, welchen natürlichen und daher nothwendigen Zusammenhang die Liebe des Königs zum Soldatenstande mit den übrigen Elementen seines ganzen Wesens hatte. — Der König, das wissen wir bereits, war ernst, mannhaft, prunklos, aller Verweichlichung feind, fest, tapfer, ordnungsliebend und daher auch in allen seinen Verrichtungen pünktlich und genau. Stellen wir diese einzelnen Merkmale und Eigenschaften zu einem organischen Ganzen zusammen, so tritt von selbst das Bild eines ächten Kriegsmannes vor unsere Augen. Der König war seiner ganzen Natur nach Soldat; er hätte müssen mit seiner eignen Natur

im Widerspruch stehen, wenn er nicht ein warmer Freund des Militärstandes hätte sein sollen. Wir finden ganz dieselbe Erscheinung bei Friedrich Wilhelm I, mit dem Friedrich Wilhelm III eine so in die Augen springende Ähnlichkeit hatte. Selbst bei Friedrich dem Großen und Karl XII von Schweden finden wir Haltpunkte für unsere Behauptung. Beide waren Soldatenfreunde, weil sie den Charakter eines Soldaten besaßen, aber bei Friedrich dem Großen trat diese Neigung wegen der reichen Genialität seines Geistes nicht so ausschließlich hervor, und bei Karl XII überwog die aus der genialen Wildheit seines Wesens hervorgehende Kampfes- und Schlachtenlust die stilleren Neigungen seiner Seele.

Liebte demnach Friedrich Wilhelm III den Stand eines Soldaten, weil das Wesen eines solchen seinem eignen Wesen verwandt, ja fast identisch war, so verkannte er darum doch nicht die Hauptbestimmung des Kriegers, wie dies in der von uns mitgetheilten an den Offizierstand gerichteten Kabinets-Ordre deutlich und kraftvoll ausgesprochen ist. Eben so wenig aber verkannte er, daß diese Bestimmung eine schmerzliche, eine blutige ist, und daß ihre Ausübung ein Übel für die Menschheit sei, das nur dann, wenn es als unabweislich nothwendig hervortritt, ertragen werden müsse. Die Armee, das wußte er, war eine Nothwendigkeit, als solche aber mußte sie eine gute Armee sein, und zu einer solchen sie zu gestalten, das war der Zweck seiner Bemühungen. Wir wissen es, wie herrlich es der Treue seiner erhabenen Gesinnung und der Wahrhaftigkeit seiner heiligen Begeisterung gelungen

ist, eine eben so treue und begeisterte Armee zu schaffen und mit ihr Siege und unsterblichen Ruhm zu erkämpfen! Er liebte daher den Soldatenstand auch noch deshalb, weil seiner Seele eine treue und begeisterte Armee als Ideal vorschwebte; er liebte endlich den Soldatenstand, weil er von hoher Verehrung für Friedrich den Einzigen durchdrungen war, der, nächst der mächtigen Hülfe seines Genies, durch die Armee dem Vaterlande Ruhm, Macht und Größe errungen hatte.

In dem Vorhergehenden, das, wie wir zu behaupten wagen, nichts Hypothetisches enthält, liegen die Gründe klar vor Augen, aus welchen der König einerseits von lebhafter Neigung für den Kriegerstand beseelt sein und andererseits mit dem Gefühl eines innigen Vergnügens mit den Angelegenheiten der Armee sich beschäftigen mußte. Es ist wahr, daß es dem Könige Unterhaltung, ja Freude gewährte, in Revüen und Paraden den Anblick seiner Armee zu genießen; aber diese Freude entsprang nicht blos aus dem Beschauen kräftiger und wohldisciplinirter Truppen, nicht blos aus der Wahrnehmung einer in allen Theilen genau geregelten Ordnung, einer prunklosen Sauberkeit und einer ernsten Mannhaftigkeit, sondern hatte ihren Grund nächstdem in dem Bewußtsein der hohen Bestimmung des Kriegerstandes, und endlich nicht minder in der Würdigung der glücklichen Verhältnisse, die die Ausübung dieser Bestimmung zur Zeit entbehrlich machten. Der König freuete sich, um es mit einem Wort zu sagen, wenn er seine Truppen sah, eben so sehr ihres schönen Anblicks, als des Friedens, der ihm gestattete, seine Armee

in den Schmuck der Parade, statt mit Blut bespritzt zu sehen. —

Wir würden, trotz der angeführten Thatsachen und der psychologischen Zeugnisse, unserer Behauptung dennoch nicht entschiedenes Recht vindiciren, wenn man darthun könnte, daß der König der Sorge für seine Armee und der Beschäftigung mit derselben andere wichtige Rücksichten hintenangesetzt habe, oder bei seinen militärischen Einrichtungen kleinlich, pedantisch, spielend erschienen wäre. Die Preußische Armee, die Schöpfung Friedrich Wilhelms III, schneidet dem frechesten Verläumder die Möglichkeit einer solchen Behauptung ab. Unter den Maaßregeln und Einrichtungen, welche die unablässige Fortbildung und Verbesserung der Armee nöthig machte, sind freilich viele, die in ihrer Einzelnheit dem Unkundigen kleinlich erscheinen müssen. Allein dem Unkundigen steht eben gar kein Urtheil zu. Namentlich sind es die oft scheinbar unwesentlichen Uniforms-Veränderungen, in welchen theils boshafte, theils unwissende Krittler ein Recht zu abgeschmackten Bemerkungen gefunden zu haben glauben; doch solchen zu antworten ist eben so schwer als unnütz.

Nachdem wir in den vorhergehenden Zeilen eine, wie wir glauben, nicht ganz verfehlte Aufklärung über einen wichtigen Zug in dem Charakter des Königs gegeben haben, gehen wir zur Mittheilung dessen über, was der junge Monarch beim Beginn seiner segenvollen Thätigkeit für die Armee gethan hat.

Eben das Uniformwesen ist es, welchem der König,

gleichsam zur Einleitung, seine Aufmerksamkeit zuwendete, indem er mittelst Kabinets-Ordre vom 15. Januar 1798 dem Ober-Kriegskollegium die Vorschriften übersendete, nach welchen die Uniformen der Offiziere eingerichtet werden sollten. Vielleicht ist es unsern Lesern nicht unangenehm, durch auszugsweise Mittheilung dieser Instruktion einige Kunde von der Uniformirung der Offiziere beim Regierungsantritt des Königs zu erhalten. Nach der erwähnten Vorschrift trugen die General-Adjudanten dunkelblaue Röcke mit Ponceaukragen, hellgelbe Westen und weiße Hosen; die Uniform war außerdem auf Taschen, Klappen u. s. w. mit 30 goldenen Litzen besetzt. Die Armee-Uniform der Infanterie war der vorigen ähnlich doch ohne Litzen; die der Kavallerie bestand in weißen Röcken mit Ponceaukragen u. s. w.

Daß aber der König auch bei dem Uniformwesen keinesweges den Eingebungen einer bloßen Laune folgte, sondern sich von verständigen und der Sache angemessenen Ansichten leiten ließ, mögen zwei in dieser Rücksicht sehr interessante Kabinets-Ordres beweisen, die wir, da sie ebenfalls sehr charakteristisch sind, unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben.

Zu den für nützlich erkannten Veränderungen nämlich, welche der König nach und nach in der Einrichtung der Armee vorgenommen hatte, gehörte auch die Einführung einer neuen Uniform, welche, ohne die Kosten zu vermehren, blos durch Aufopferung manches Unwesentlichen, dem Bedürfniß des Soldaten und seiner Gesundheit angemessener war, als die bisherige. Die ganze Armee hatte bereits diese

neue Uniform, blos das Grenadiergarde-Bataillon noch nicht, welches bei allen Veränderungen, welche die vorhergehenden Könige von Preußen in den Uniformen vorgenommen hatten, aus Ehrfurcht für seinen Stifter, König Friedrich den Ersten, gleichsam für unverletzlich gehalten und nie angetastet worden war. Friedrich Wilhelm hatte zuerst der Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit wegen, auch diesem Bataillon die neue Uniform der Armee ertheilt, jedoch ohne deshalb weder das Andenken Friedrich des Ersten minder zu ehren, noch die äußern Zeichen davon, die durch hundertjährige Dauer gleichsam auf Unvergänglichkeit Anspruch machten, gewaltsam zu zerstören. Wie er dies beides auf eine fein gefühlte Art zu vereinigen gewußt hat, und mit welcher wohlwollenden, überzeugung bezweckenden Auseinandersetzung er sich hierüber erklärt hat, das erhellt eben aus nachstehendem, an den General-Major von Ingersleben deshalb von ihm erlassenen und eigenhändig geschriebenen Kabinetsschreiben:

»Aus der Anlage werden der Herr General ersehen, was ich in Ansehung der Uniformen des Ihrem Kommando anvertrauten Grenadiergarde-Bataillons zu verfügen für gut befunden. Ich hoffe, daß meine dabei gehabte gute Absicht von dem Bataillon nicht wird verkannt werden, und daß Sie demselben noch lange zu meiner fernern Zufriedenheit vorstehen mögen. Das zweite Departement des Ober-Kriegskollegii ist bereits von allem informirt, und wird selbiges ohnverzüglich dem Bataillon die nöthigen Proben übersenden, und das nähere Detail in Ansehung der Ökonomie besorgen, als worüber sich

das Bataillon mit gedachtem Departement in Korrespondenz zu setzen hat.

Berlin den 17. Decbr. 1799.

Friedrich Wilhelm.«

Die in obiger Kabinets-Ordre erwähnte Anlage ist folgenden Inhalts:

»Das Grenadiergarde-Bataillon von Ingersleben hat bekanntlich seinen Ursprung aus der so berühmt gewesenen Garde König Friedrich Wilhelm des Ersten, welche den Namen Königs-Regiment führte. Das Bataillon trägt noch bis auf den heutigen Tag ohnveränderte die Mondirung dieses Regiments, wie selbige bei Absterben des Königs, ihres Stifters, beschaffen gewesen. So auffallend auch diese Tracht mit der jetzigen kontrastirt, so sehr trägt sie jedoch das Gepräge der Eigenthümlichkeit und des simpeln und militärischen Geschmacks ihres Stifters, welcher, da er ohnstreitig auch als der Stifter des Preußischen Heeres anzusehen, die Achtung und Verehrung desselben fortwährend noch in der Asche verdient. Dies sind zuverlässig auch die Beweggründe gewesen, warum seitdem an der Uniform dieses Bataillons niemalen etwas geändert worden. Auch hinführo hoffe ich daher, daß man bis in die spätesten Zeiten das Andenken dieses Herrn in selbiger ehren wird.

So viel ist jedoch gewiß, daß die jetzige Bekleidung und Ajustirung der Infanterie zweckmäßiger und bequemer eingerichtet ist, als sie es dazumalen war, indem statt der lästigen Grenadiermützen bequeme Hüte; statt der künstlichen Lockenfrisur die Haare glatt verschnitten getragen

werden; daß jetzt die Röcke ganz zum Zuknöpfen eingerichtet sind, und daher besser für den Unterleib gesorgt worden; und daß endlich noch die sogenannten Winter-Jacken und Hosen zur Feldbekleidung hinzugekommen. Geht die Armee aber zu Felde, so zeichnet sich künftig das einzige Grenadiergarde-Bataillon darin aus, daß es keine von diesen wesentlichen Bequemlichkeiten zu theilen im Stande ist. Dieserhalb geht meine Absicht dahin, diesem Bataillon hinführo noch eine Interims-Uniform zu bewilligen, welche es künftig beständig im Felde tragen soll, und welche auch dazu dienen kann, den ordinären Garnisondienst darin zu verrichten. Dahingegen behält es seine jetzige ihm eigenthümliche Uniform unabgeändert, welche es alle Sonn-, Fest-, Revüe- und Manövertage anzulegen verbunden bleibt. Die Ökonomie wird so einzurichten sein, daß es künftig alle fünf Jahre eine Mondirung alter Art, und vier Jahre hinter einander die Mondirung neuer Art geliefert bekömmt.

Die Offiziere erhalten auf ihre Interims-Uniform (da sie bis jetzt das einzige Corps in der Armee gewesen, so keine gehabt) rothe Kragen, Klappen und Aufschläge, wie die übrigen Grenadier-Bataillons, mit goldenen gezackten Litzen, paille Unterkleider. Die Gemeinen ebenfalls rothe Kragen, Klappen u. s. w. mit den jetzigen goldenen Litzen besetzt, und Hüte mit einer goldenen Tresse eingefaßt. Die Unteroffiziere erhalten ähnliche Litzen wie die Gemeinen, aber mit Puscheln, die Flügel-Grenadier-Kompagnie erhält die neue Art Grenadier-Mützen.

Friedrich Wilhelm.«

Der Inhalt dieser beiden Dokumente, die schon deshalb interessant sind, weil sie offenbar den König selbst zum Verfasser haben, beweist in seinem wesentlicheren Theile gewiß hinreichend die von uns in dieser Rücksicht aufgestellten Behauptungen. Indem wir nun aber in unserer Darstellung fortfahren, wird es bald auf das Klarste ersichtlich werden, wie der treffliche Monarch, wenn er auch die Uniformirung der Armee einer angemessenen Berücksichtigung durchaus werth hielt, darüber doch keinesweges die wesentlicheren Bedürfnisse übersah, und mancherlei Übel so richtig erkannte, daß er, eben so wie in der Civilverwaltung, jene Übel mit der Wurzel auszurotten im Stande war.

Mittelst Kabinets-Ordre vom 26. Mai 1798 setzte der König fest, daß in Zukunft wegen einer Geldschuld die Execution in das Mobiliar-Vermögen der Offiziere nicht mehr stattfinden solle, daß ferner die verabschiedeten Offiziere gleich den aktiven der militärischen Gerichtsbarkeit unterworfen seien. Gleichzeitig aber verbot der König, den Subaltern-Offizieren das Aufnehmen von Geld zu erlauben, wenn nicht die Möglichkeit der Wiederbezahlung hinlänglich erwiesen wäre.

Diese für die Moralität des Offizierstandes so wichtigen Verordnungen werden an Bedeutung noch um Vieles übertroffen durch die Bestimmungen, welche der König in Betreff der Verheirathung und der Legitimation ihrer unehelichen Kinder unterm 1. Septbr. 1798 erließ. — Dem Könige, heißt es in der betreffenden Zirkular-Verordnung, ist die geringe Vorsicht nicht entgangen, mit welcher bei

Nachsuchung des Heiraths-Consenses für junge Offiziere verfahren worden ist. Sehr viele Offiziere sind durch die Leichtigkeit, mit welcher sie die Erlaubniß zu heirathen erhielten, obwohl es ihnen gänzlich an Vermögen fehlte, eben dadurch in solche Dürftigkeit versetzt worden, daß sie dadurch zuerst in Schulden geriethen und dann, außer Stande ihre militärische Laufbahn fortzusetzen, allerhand Mittel und Wege aufboten, um sich, ohne invalide zu sein, in einen Civildienst einzuschleichen. Wenn sie aber auch einige Mittel besaßen, solche aber nicht hinreichten, die Bedürfnisse einer Familie zu befriedigen, so vernachlässigten sie, von Nahrungssorgen gedrückt, den Dienst und das Studium der Kriegswissenschaften, wodurch mancher brauchbare Offizier für die Armee und den Staat verloren ging. Am allerwenigsten aber, heißt es ferner, sind solche Offiziere im Stande, ihren Kindern eine gehörige Erziehung zu geben, wodurch dem Staat eine Klasse von Menschen zur Last fällt, die wegen ihrer Geburt Ansprüche auf Vorzüge und Beförderung machen, von denen sie doch wegen ihrer vernachlässigten Ausbildung dann ganz ausgeschlossen werden müssen. Alle diese Übelstände haben ihren Grund in der allzu leichten Ertheilung des Heiraths-Consenses an junge Offiziere. Deshalb ist es nothwendig, strenge Rücksicht darauf zu nehmen, ob ein Offizier bei seiner Verheirathung eignes Vermögen oder Heirathsgut genug nachweisen kann, um nicht nur die Bedürfnisse des Ehestandes und die Forderungen des Wohlstandes zu erfüllen, sondern auch die mit dem Dienste verknüpften oder durch unerwartete Vorfälle herbeigeführten Ausgaben zu

bestreiten.« — »Ferner, lautet es weiter, haben die Regimenter manche Verbindung mit Personen von der niedrigsten Erziehung und übelsten Aufführung begünstigt, denen mit Achtung zu begegnen von den übrigen Offizieren nicht zu verlangen war, wodurch nicht allein der Gatte einer solchen Frau in übele Verhältnisse gerathen, sondern auch die unangenehmsten Vorfälle veranlaßt worden.«

Diesen Mißständen zu begegnen, hat der König folgende Vorschriften erlassen, auf welche er, »aus wahrer Liebe für seine Offiziere und aus Vorsorge für ihre Wohlfahrt,« auf das strengste zu halten entschlossen ist.

»Da ein Offizier schon erprobte männliche Festigkeit des Charakters besitzen muß, wenn das Band der Ehe sein Interesse nicht zu sehr von dem Dienste ablenken soll, so ist einleuchtend, daß der Stand des Hausvaters für denjenigen nicht paßt, der seine Fähigkeiten erst ausbilden und seine Zeit der Erlernung der zu seinem Metier erforderlichen Wissenschaften widmen soll.«

»Aus diesen Gründen sollen Subaltern-Offiziere die Erlaubniß zu heirathen im Allgemeinen nie, sondern nur ausnahmsweise in solchem Fall bekommen, wenn ein junger gebildeter Offizier durch die Heirath wirklich sein Glück macht, worüber der König, »um willkührlicher Deutung nicht Raum zu geben,« folgendes Nähere feststellt:

Jeder Subaltern-Offizier muß bei seiner Verheirathung einen Zuschuß von wenigstens 600 Rthlr. jährlich durch gerichtliche Atteste nachweisen, »weil das Glück der Familie niemals gesichert ist, wenn es ihre Einkünfte nicht sind.« Darum sollen, wenn die Zuschüsse von Eltern oder Ver-

wandten versprochen werden, diese sich ebenfalls gerichtlich dazu verbinden. »Wer sich dessen weigert, von dem kann man nicht annehmen, daß es sein fester Vorsatz, oder daß er wirklich im Stande sei, sein Versprechen zu erfüllen. In beiden Fällen kann aber die Erhaltung einer Familie nicht aufs Spiel gesetzt werden.«

»Heirathen mit Frauenzimmern von niederer Herkunft, von schlechter Erziehung, oder gar mit Maitressen, wodurch ein Offizier seine Würde verliert und die Sitten der jungen Offiziere verderbt werden, sollen schlechterdings nicht mehr stattfinden.«

Die Compagnie-Chefs sind von dem Nachweis des Vermögens befreit, müssen aber, damit die Zukunft ihrer Frauen auch gesichert sei, dieselben in die Offizier-Wittwen-Kasse einkaufen.

Bei Nachsuchung des Heiraths-Consenses soll demnächst der gerichtliche Vermögens-Nachweis dem Könige im Original eingereicht werden, »damit Se. Majestät die beruhigende Überzeugung erlange, daß der Offizier auch frei von drückenden Nahrungssorgen leben könne.« — Nächstdem aber sollte dem Könige genau angezeigt werden, »wer die Eltern der Braut sind, ob letztere eine gute Erziehung genossen, und ob ihr Gatte nicht durch sie in gemeine, einem Offizier unanständige Verbindungen gerathe.«

»Was die Legitimation der unehelichen Kinder betrifft, so ist der Nachtheil, den die Moralität und das Glück der Familien durch die außerehelichen Verbindungen erleidet, zu groß, um nicht die vollste Sorgfalt des Königs zu deren Abwendung in Anspruch zu nehmen.« Darum

wird die bereits von Friedrich Wilhelm II erlassene Verordnung erneuert: »daß sich kein Offizier unterstehen soll, den König um Legitimirung unehelicher Kinder zu bitten. Wenn aber ja der König einmal zu einer Ausnahme sich veranlaßt fühlen sollte, so wird er doch immer darauf sehen, daß den legitimirten Kindern von ihren Eltern eine sichere Subsistenz verschafft werde, um solcherweise die Vermehrung der bereits vorhandenen Kompetenten zu den Kadettenhäusern durch legitimirte Kinder abzuwenden. Den hier ausgesprochenen Absichten gemäß, sollen darum außereheliche Kinder nie auf den Namen der Väter, sondern auf den ihrer Mütter getauft werden.

Von der Legitimation mit allen Wirkungen und mit Beilegung des väterlichen Adels und Wappens, wie überhaupt aller Rechte ehelich-erzeugter Kinder, wird nächstdem diejenige Legitimation unterschieden, welche blos das bessere Fortkommen im bürgerlichen Leben bei Zünften, Handwerken und Gewerben, und die Ausschließung des Vorwurfs der unehelichen Geburt zum Zwecke hat, wobei auch der Legitimirte den Namen der Mutter behält.

Den Regiments-Chefs und Commandeurs wird demnächst anbefohlen, sorgfältig auf die Aufführung ihrer Offiziere zu wachen und schlechterdings nicht zu gestatten, daß sich dieselben mit Personen gemeinen Standes einlassen, oder sich gar Maitressen halten. Auch soll so viel als möglich verhindert werden, daß sich junge Offiziere selbst mit Frauenzimmern ihres Standes in zu enge Verbindungen einlassen, wenn die Verheirathung mit denselben durch Mangel an Vermögen unmöglich wird.«

Diese wichtige Zirkular-Verordnung schließt mit dem Befehl, dieselbe auch durch die Civilbehörden dem Publikum mitzutheilen, damit Eltern, Vormünder u. s. w. die nothwendige Kunde davon erhalten.

Nicht mindere Sorgfalt als den Offizieren widmete der König auch den Truppen, indem er ihre körperliche Bedürfnisse eben sowohl, als ihre moralische zum besonderen Gegenstande seiner Aufmerksamkeit machte. Vor allen Dingen gehört hierher die im Anfange des Jahres 1799 von dem König verordnete Solderhöhung. In dem desfallsigen Edikt (vom 25. Januar) heißt es:

»Bei der unablässigen Sorgfalt, welche Wir dem Wohl aller Unserer getreuen Unterthanen widmen, hat es Unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen können, daß derjenige schätzbare Theil derselben, welchem die Vertheidigung des Staats und die Erhaltung der Ruhe hauptsächlich obliegt, welcher für die Wohlfahrt des Ganzen und für die Sicherheit jedes einzelnen Eigenthums Leib und Leben waget, zu seinem nothdürftigen Unterhalt eine Verbesserung verdienet und derselben bedarf. Der Sold der Unteroffiziere und Soldaten Unserer Armee ist, zur Zeit seiner Bestimmung, nach dem gleichzeitigen geringern Preise aller unentbehrlichen Lebensbedürfnisse abgemessen worden. Die Vervollkommnung und Erweiterung der inländischen Industrie, der dadurch vermehrte Zufluß an baarem Gelde, der vergrößerte Wohlstand und die vermehrte Consumtion haben jedoch einen erhöheten Geldwerth der Produkte und Lebensbedürfnisse bewirkt, wobei zwar die Besitzer der Grundstücke eher gewinnen als verlieren; wobei jedoch der Sol-

dat, wenn er gleich für seine Arbeit außer dem Dienst durch das erhöhete Handlohn gewinnt, doch für seine Dienstzeit an dem in ältern Zeiten bestimmten Solde verliert. Gerechtigkeit und Billigkeit erfordern also, für die Ausgleichung dieses Mißverhältnisses zu sorgen. Wir haben daher allergnädigst beschlossen, den wirklich dienstthuenden Unteroffizieren und Soldaten auch in Friedenszeiten, nach der an die Armee deshalb besonders erlassenen Ordre, vom 1. Juni dieses Jahres an eine bessere Verpflegung angedeihen zu lassen. Zur Ausführung dieser wohlthätigen Absicht haben Wir zwar den größten Theil des Bedarfs auf die gewöhnlichen Staats-Einkünfte angewiesen, allein Alles daraus zu bestreiten, gestatten die jetzigen Staatsverhältnisse und die Bedürfnisse des Ganzen nicht. Um das Fehlende herbeizuschaffen, sind wir darauf bedacht gewesen, solche indirekte Auflagen zu wählen, welche vorzüglich die wohlhabende Klasse der Staatsbürger treffen. So wie Wir Selbst und Unser Königliches Haus mit Beispiel voranzugehen kein Bedenken finden, so dürfen Wir sicher von Unsern Vasallen und Unterthanen erwarten, daß sie die Kosten der bessern Verpflegung eines so schätzbaren Theils ihrer Mitbürger mit gemeinschaftlichen Schultern zu tragen gern bereit sein werden. Die Aufopferung, welche der bisher von manchen Steuern befreite Theil der Nation dadurch macht, knüpft ihn desto genauer an das gemeinschaftliche Interesse, und giebt dem übrigen Theil eine Ermunterung mehr, das Seinige desto williger beizutragen. Der Einrichtung eines stehenden Heeres verdanken diejenigen, welchen ehemals die Vertheidigung des

Staats vornehmlich obgelegen, die Befreiung von dieser mit großem Kostenaufwand verknüpft gewesenen Pflicht. Jeder Einwohner hat derselben im gleichen Maaße Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums zu danken. Dadurch sind Wir bewogen worden, Folgendes, wie hiermit geschiehet, zu verordnen und festzusetzen. 1) Vom Tage der Bekanntmachung dieses Edikts an, sollen in Ansehung aller Waaren und Sachen, welche zur Consumtion und zum Verbrauch im Lande von auswärts eingeführt werden, die bisher theils nach allgemeinen Regeln, theils nach besondern Privilegien oder ertheilten Pässen bewilligte Freiheiten von den Consumtions-Abgaben völlig und ohne alle Ausnahme aufgehoben sein, und diese Abgaben künftig von Jedermann ohne Unterschied als Impost bezahlt werden. Wir haben daher befohlen, daß von allem dem, was Behufs Unserer Höchsten Person und Unsers Hofstaates aus der Fremde gebraucht und eingeführt wird, die geordneten Abgaben bezahlt werden sollen, und eine gleiche Verbindlichkeit wird den Prinzen und Prinzessinnen Unsers Königlichen Hauses, der hohen und niedern Geistlichkeit, den Fürstlichen Personen, Standesherren, dem Adel und Besitzern adeliger Güter, überhaupt allen und jeden, welche bisher Freiheiten dieser Art zu genießen gehabt haben, ohne Unterschied, ob selbige in den Städten oder auf dem platten Lande wohnen, auferlegt. Da indessen einige Professoren, Pfarrer und Schullehrer, statt der Accise-Freiheit von Wein, bisher baare Vergütung erhalten haben, so soll ihnen diese auf ihre Lebenszeit, und so lange bis die jetzigen Besitzer deshalb auf eine andere Weise ent-

schädigt werden können, aus den Accise-Kassen zwar fernerhin bezahlt werden, nach ihrem Abgange aber soll solches ebenfalls wegfallen. 2) Da der Handel mit Getreide aller Art und andern Produkten, nach dem Auslande zu Wasser, ganz eigentlich zu den bürgerlichen Gewerbzweigen gehört, und es also billig ist, daß von jedem, der sich damit befasset, die darauf gelegten Abgaben getragen werden: so setzen Wir hiermit fest, daß die bisherigen Befreiungen davon, vom Tage der Bekanntmachung dieses Edikts an, ebenfalls gänzlich aufhören, und die geordnete Wasser-, Zoll-, Licent-, Schleusengelder und sonstige Abgaben von Jedermann, also auch von Unsern Domainen-Ämtern, der Geistlichkeit und dem Adel beim Handel zu Wasser ins Ausland unweigerlich bezahlt werden sollen. 3) Von fremden Weinen aller Art soll vom Tage der Bekanntmachung dieses Edikts an, eine erhöhete Abgabe gegeben werden, welche in den alten Provinzen Acht gute Groschen für den Eimer beträgt, in den neuen Provinzen aber die Abgaben der alten Provinzen erreicht, und mit Einschluß dieser Erhöhungen sollen die unter verschiedenen Benennungen bisher bezahlten Consumtions-Abgaben künftig als Impost nach dem den Accise-Direktionen zugefertigten Tarif bezahlt werden. 4) Wird die Übertragungs-Accise von dem bisherigen Satze zu 1 Gr. 8 Pf. für den Thaler hiermit auf 3 Gr. für den Thaler erhöhet. Diese Abgabe soll in dem Maaße, als solche bisher Statt gehabt hat, also von sämmtlichen Consumtions-Abgaben und Imposten, die 12 Gr. und darüber betragen, entrichtet werden, jedoch mit Ausnahme der Accise von Roggen zu

Mehl, der vom Malz zum Brauen, der Umschüttegelder und der fixirten Vieh-, Garten-, Acker- und Nahrungssteuern. Wir haben hierbei die landesväterliche Absicht, daß auch bei dieser Erhöhung der Abgaben die ärmere Volksklasse in Ansehung der nothdürftigen Bedürfnisse ganz verschont wird. 5) Da bei der Erhöhung der Abgaben vom Wein auf die wirkliche Consumtion gerechnet ist, bekanntlich aber von diesem Artikel große Lager gehalten werden, so erfordert die Nothwendigkeit, daß von den zum Handel bestimmten Vorräthen die festgesetzte Erhöhung nachgezahlt werde. Es wird daher festgesetzt, daß jeder Weinhändler die gedachte Erhöhung und davon auch die Übertrags-Accise nachbezahlen, oder, wenn mit ihm ein Conto gehalten wird, ihm der Betrag derselben zur Berichtigung in Rechnung gestellt werden soll. 6) In Ansehung der Westphälischen und Fränkischen Provinzen, welche eine von der Verfassung der übrigen abweichende Acciseeinrichtung haben, behalten Wir Uns vor, näher zu bestimmen, in welcher Art sie zum Beitrage gezogen werden sollen. Vorläufig setzen Wir jedoch fest, daß alles, was wegen der aufgehobenen Freiheiten in diesem Edikt gesagt worden, auch dort völlige Anwendung finden soll.«

Durch diese Maßregeln, in Folge deren der gemeine Soldat außer seinem Solde namentlich noch alle 5 Tage 6 Pfund Brod erhielt, so wie ferner durch die ernstlich wiederholte Verordnung, invalid gewordene Soldaten durch Civil-Posten zu versorgen, wurde die Lage der Truppen in hohem Grade verbessert.

Bei der lebhaften Sorge für das leibliche Wohl der

Soldaten vergaß der König, wie gesagt, eben so wenig für die ihnen nothwendige geistige Ausbildung zu sorgen. Durch Kabinets-Ordre vom 10. Juli 1798 befahl er dem Feldprobst Kletschke 1200 Exemplare von dem Lesebuch für Soldatenschulen, welches der Schullehrer Michaelis zu Berlin verfaßt und dem König in einem Exemplar übersendet hatte, anzukaufen und zu verwenden. Noch deutlicher aber geht die Sorge des Königs für das Militär-Unterrichtswesen aus der an den Staatsminister von Massow erlassenen Kabinets-Ordre hervor, worin er demselben anzeigt, daß er dem Feldprobst Kletschke, auf dessen Antrag befohlen habe, ein Schulreglement für die Armee, worin nächst den Gegenständen des Unterrichts und der Lehrmethode auch die wesentlichsten Punkte einer angemessenen Schuldisciplin vorgeschrieben sein sollten, zu entwerfen und diesen Entwurf dem Minister v. Massow vorzulegen, damit derselbe solches prüfen und bei der Ausarbeitung eines desfalsigen Planes zu der, von dem König beabsichtigten Vereinigung der Bürger- und Garnisonschulen in den kleinen Städten benutzen könne. Hiernächst giebt der König seinen Willen zu erkennen, die bestehenden Schullehrer-Seminarien zwar nicht zu vermehren, wohl aber zu vergrößern, damit aus diesen Bildungsanstalten auch für die Armee Lehrer entnommen werden könnten.

Der feste und ernstliche Wille aber, den der König für die geistige Ausbildung der Soldatenkinder zu erkennen gab, hatte überdies die gute Folge, daß auch die Regiments-Kommandeurs zu einer regeren und wirkungsreicheren Thätigkeit in dieser Rücksicht sich angespornt

fühlten und mancherlei thaten, was den Absichten des Königs den Erfolg sichern half. So gründete unter andern der Oberst von Tschammer, Kommandeur des Infanterie-Regiments Prinz Ferdinand zu Neuruppin bei seinem Regiment eine Jungkerschule, deren Zweck die Vorbereitung zur wissenschaftlichen Bildung eines Offiziers war, — und errichtete außerdem eine Unterricht- und Industrie-Schulkommission, deren Zweck der genannte Staabsoffizier in der Einleitung zu dem von ihm entworfenen Reglement in folgender Weise bezeichnet:

»Die Unterrichts- und Industrie-Anstalten, haben sich bei dem meinem Kommando anvertrauten Infanterie-Regiment Prinz-Ferdinand so erweitert, daß es mir unmöglich wird, sie alle gehörig zu übersehen. Deshalb habe ich nöthig gefunden eine besondere Unterrichts- und Industrie-Kommission zu errichten, die sich die Direktion dieser Anstalten zum angelegentlichen Geschäfte machen und Sorge tragen wird, daß sowohl die Jungker- und Garnisonschule, als auch die spanische und Kniestreich-Wollspinnerei, die Kanten-Fabrik und die Näh- und Strickschule nicht nur in ihrer gegenwärtigen Verfassung bleiben, sondern auch an Ausdehnung, Vollkommenheit und Nutzbarkeit stets wachsen und zunehmen.«

Der König billigte dies wackere Streben des Obersten von Tschammer und gab ihm dies auf das Lebhafteste zu erkennen. »Ich versichere Euch, heißt es unter andern in einer Kabinets-Ordre des Königs an den Obersten von Tschammer, daß Ich nicht zugeben werde, daß das von Euch gestiftete Gute früh oder spät rückgängig ge-

macht werde.« — Aber stets besonnen, und selbst in dem, was sein Interesse auf das wärmste anregte, zu partheilicher oder leidenschaftlicher Übertreibung nie hingerissen, zog der König auch in dem Militär-Unterrichtswesen die angemessenen Schranken und auch aus der in dieser Rücksicht erlassenen Verordnung leuchtet die Klarheit und Richtigkeit der Ansichten des Königs in solcher Weise hervor, daß wir überzeugt sind, unsern Lesern eine Freude zu bereiten, wenn wir ihnen die hierher gehörige Zirkular-Verordnung, die ohne Zweifel ebenfalls den König selbst zum Verfasser hat, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hier mittheilen:

»Ich habe,« heißt es, »mit vieler Zufriedenheit wahrgenommen, daß die meisten Regimenter und Bataillons, Meinen Wünschen gemäß, bemüht sind, ihre Garnisonschulen zu verbessern, und ihnen eine dauerhafte Existenz zu verschaffen. Verschiedene Regimenter haben hierin so ansehnliche Fortschritte gemacht, daß Ich Mir das Vergnügen nicht versagen kann, ihnen für die Sorgfalt, womit sie das Wohl der künftigen Generationen zu gründen suchen, Meine lebhafteste Erkenntlichkeit zu bezeigen, und sie aufzumuntern, der größern Vervollkommnung ihrer Schulanstalten fernerhin ihre Kräfte zu widmen. Von denjenigen Chefs aber, welche mit dieser wichtigen Angelegenheit noch zurück sind, halte Ich Mich überzeugt, daß der Grund davon nicht in ihrem geringen Eifer, sondern nur in dem Mangel weniger günstiger Umstände liege, welchem abzuhelfen sie sich zur strengsten Pflicht machen werden.

Indem Ich Mich damit beschäftige, die innere Einrichtung einiger Garnisonschulen näher kennen zu lernen, finde Ich jedoch, daß sich manche ein Ziel vorgesteckt haben, welches zu erreichen mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, und welches zu weit außer den Grenzen einer Garnisonschule liegt. Wenn nun gleich jene Hindernisse durch ausdauernden Eifer und einige Aufopferungen zu heben wären, so kann doch der praktische Menschenkenner nicht gleichgültig gegen die Folgen sein, welche mit allen Extremen verbunden sind, und bei einer zu weiten Ausdehnung des Volksunterrichts mehr als irgendwo nachtheilig auf das Wohl des Ganzen wirken würden.

Wahre Aufklärung, so viel zu seinem eigenen und zum allgemeinen Besten erfordert wird, besitzt unstreitig derjenige, der in dem Kreise, worein ihn das Schicksal versetzt hat, seine Verhältnisse und Pflichten genau kennt, und die Fähigkeiten hat, ihnen zu genügen. Auf diesen Zweck sollte daher der Unterricht in allen Volksschulen eingeschränkt werden. Die Zeit, welche man darin auf den oberflächlichen Unterricht in Wissenschaften verwendet, von welchen der gemeine Mann in seiner Sphäre keinen Gebrauch machen kann, ist größtentheils verloren. Er vergißt das Gehörte sehr bald, und was noch in seinem Gedächtnisse bleibt, sind unvollständige Begriffe, aus welchen falsche Schlüsse und solche Neigungen entstehen, deren Befriedigung sein Stand ihm nicht verstattet, und welche ihn nur mißvergnügt und unglücklich machen.

Da der Hauptzweck der Garnisonschulen die Bildung künftiger Soldaten ist, so braucht in ihnen nicht mehr

gelehrt zu werden, als dem gemeinen Mann, Unteroffizier und Feldwebel zu wissen nöthig ist, um ihre Stellen als brauchbare und zufriedene Menschen auszufüllen. So gering diese Forderung scheint, so ist sie es doch in der That nicht, wenn ihr ganz genüget werden soll. Zur geistigen Ausbildung eines Soldaten erfordere Ich, daß derselbe seine Pflicht als Mensch, als Unterthan und als Soldat genau kennt; daß er von den verschiedenen Erwerbsarten, welche seinem Stande angemessen sind, und von den Mitteln, solche aufs beste zu benutzen, so unterrichtet worden, daß er zu seinem künftigen Nebenverdienst diejenigen auswählen kann, welche mit seinen Fähigkeiten und Neigungen am meisten übereinstimmen, und daß er sowohl zur Führung seiner eignen Angelegenheiten, als auch um dereinst zum Unteroffizier oder Feldwebel zu avanciren, gut lesen, schreiben und rechnen kann, und von den, einem Professionisten nützlichen Wissenschaften die nöthigen Kenntnisse besitzt. Ein mit diesen Eigenschaften ausgerüsteter Soldat wird auf seinem Platz gewiß ein brauchbarer Diener des Staats, und zugleich ein glücklicher Mensch sein, wenn niemand das Bestreben nach höhern Dingen in ihm zu erwecken sucht. Der Keim zur Unzufriedenheit mit seinem Stande wird sich aber in eben dem Grade entwickeln, in welchem man seinen wissenschaftlichen Unterricht weiter ausdehnt. Nur wenige Menschen der untern Volksklasse sind von der Natur so sehr verwahrloset, daß sie nicht die Fähigkeit haben sollten, etwas mehr zu leisten, als ihr Stand von ihnen fordert, und sich dadurch auf irgend einem Wege über denselben zu er-

heben. Ein zu weit ausgedehnter Unterricht wird das Gefühl solcher Fähigkeiten in ihnen rege machen, durch deren Anwendung sie sich leicht ein günstigeres Schicksal, als das eines gemeinen Soldaten ist, würden verschaffen können. Daher kömmt es, daß die oberflächlichste Bekanntschaft mit den Wissenschaften gewöhnlich eine Abneigung gegen die Erlernung einer Profession einflößt. Die unzähligen Beweise, welche die größern Schulen davon liefern, sind Meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen. Ich weiß sehr wohl, daß die meisten Handwerkersöhne, welche jene Schulen besuchen, wenn sie auch nur mittelmäßige Fähigkeiten haben, lieber den mühsamen und unsichern Weg eines Halbgelehrten wählen, als die einträglichsten Etablissements ihrer Väter annehmen, in welche sie ohne Mühe eintreten, und bei welchen sie ihre erlangten Kenntnisse, sowohl zu ihrem eigenen als zum Besten des Publikums, sehr gut benutzen könnten.

Stolz, Eigendünkel und Abneigung gegen körperliche Arbeiten sind gewöhnlich die Quellen solcher thörigten Entschlüsse, welche unter denselben Umständen immer dieselbe Wirkung hervorbringen. Wenn gleich dem Soldatensohn die Wahl seines künftigen Standes mehr beschränkt ist, so muß er sich doch unglücklich fühlen, wenn jene Leidenschaften einmal in ihm geweckt worden, und er solche nicht befriedigen kann.

Die Lehrer einiger Garnisonschulen sind in ihrem gutgemeinten Eifer so weit gegangen, daß sie ihren Unterricht auf allgemeine Länderkenntniß, und selbst auf die Anfangsgründe der mathematischen Geographie, auf Weltge-

schichte, Statistik, Verhältnisse der Staaten gegen einander, ihrer Handelsbilanzen u. s. w. ausdehnen wollen.

Dieser Unterricht mag so oberflächlich sein, wie er wolle, der größte Theil davon gehet doch, wie ich schon gesagt habe, verloren, und dient nur dazu, bei öffentlichen Prüfungen damit zu prahlen. Es wird immer besser sein, wenn der Knabe die dazu nöthige Zeit in der Industrie-Schule zubringt und sich dort etwas Geld erwirbt, womit er den Eltern seinen Unterhalt erleichtert und seine Fertigkeit in nützlichen Handarbeiten vermehrt.

Soldaten und Unteroffiziere werden ihre Tagemärsche vollenden, ohne die Länge und Breite der Örter zu wissen, und was sie im gemeinen Leben von fremden Ländern erfahren, wird ihnen den abgegangenen Unterricht in der Geographie hinlänglich ersetzen. Zu welchem Zwecke will man denen, welche, wenn sie zum Marsch beordert werden, nicht einmal fragen dürfen: warum? und wohin? von den Verhältnissen der Staaten gegen einander Unterricht geben? Und was soll es dem Soldatensohne, der in seiner künftigen Bestimmung von geringem Solde und mühsam erworbenem Nebenverdienst leben muß, was soll es dem helfen, daß man ihm die Mittel und Wege zeigt, wodurch er sich als Kaufmann mit leicht gewonnenem Gelde und ohne eigentliche Arbeit den höchsten Lebensgenuß würde verschaffen können?

Der Geist der Zeit hat schon ohnedieß unter allen Menschenklassen ein unaufhörliches Bestreben rege gemacht, sich über ihren Stand zu erheben, oder wenigstens die Forderung desselben immer höher zu spannen. Ich rechne

sehr gerne dasjenige ab, was man als eine nothwendige Folge des höher gestiegenen Werths der Dinge annehmen muß. Das Übel liegt aber tiefer, und es muß demselben mit Ernst entgegen gearbeitet werden, wenn nicht zuletzt alle Verhältnisse zerstört werden sollen. Ich werde daher Mein besonderes Augenmerk darauf richten, daß bei allen Volksschulen solcher Unterricht eingeführt werde, welcher der jungen Generation mehr Liebe und Achtung für den Stand ihrer Eltern einflößt. Sämmtlichen Militär-Chefs mache Ich aber hiermit besonders zur Pflicht, bei ihren Garnisonschulen diesen Gesichtspunkt nie zu verlieren. Der Soldatensohn muß von den Rechten, welche der Staat auf seine Dienste hat, von seinen Pflichten und Verhältnissen und von den Vortheilen, worauf er dagegen Anspruch machen darf, so genau unterrichtet werden, daß ihn sein eigenes Urtheil zur Zufriedenheit mit seinem Stande leitet, und er so viel als möglich aufhört, mit Neid und geheimen Haß an Höhere hinauf zu sehen.

Wer die Fähigkeiten besitzt, ein auf diesen Zweck gerichtetes Lehrbuch zu schreiben, kann sich dadurch ein großes Verdienst um das künftige Glück der Soldatensöhne erwerben, und Meiner lebhaften Erkenntlichkeit versichert sein. Ich wünsche, daß der Religionsunterricht damit verwebt würde, und daß nach Abhandlung der zehn Gebote alle im bürgerlichen Leben verbotene Handlungen, und der darauf gesetzten Strafen, in katechetischer Form, so kurz und deutlich als möglich, auseinander gesetzt würden. Ein solches Buch würde selbst dem alten Soldaten eine nützlichere Lektüre als alle Erbauungsbücher sein,

und ihm vollkommen den Mangel aller Volksschriften und Volkszeitungen ersetzen, wo man auf jedem Blatte mehr die Finanzspekulation der Herausgeber, als den Vortheil des Publikums wahrnimmt, und wodurch nur eine schädliche Lesewuth unter dem gemeinen Manne verbreitet wird. Da indessen zur Verfertigung eines solchen Lehrbuchs mehr eigenes Nachdenken und Zeit erfordert wird, als zur Kompellirung aller bisherigen Lehr- und Lesebücher, so kann Ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß sich nur Männer von anerkannter Popularität und praktischer Menschenkenntniß an diese Arbeit machen, und dabei so auf das Allgemeine sehen mögen, daß dieses Lehrbuch nicht allein für die Garnisonschulen, welche zugleich künftige Bürger und Bauern, sondern auch für die Bürger- und Bauernschulen, welche zugleich künftige Soldaten bilden müssen, brauchbar werde.

Ich habe der Geschichte noch nicht erwähnt, und will also nur bemerken, daß der Unterricht darin sich lediglich auf die wichtigsten Ereignisse des Vaterlandes einschränken und keinen andern Zweck haben dürfe, als Liebe und Anhänglichkeit für dasselbe, Stolz auf die Thaten unserer Vorfahren, und die Begierde zur Nachahmung derselben zu erwecken.

Eine besondere Auszeichnung der fähigsten Schüler, wie z. B. in einigen Schulen eine Elite aus der ersten Klasse ist, finde Ich bei einer Garnisonschule nicht zweckmäßig, noch weniger, daß man den jungen Leuten dadurch eine bestimmte Aussicht zum Avancement eröffnen will. Ohne Lesen, Schreiben und Rechnen gehörig gelernt zu

haben, sollte eigentlich keiner emancipirt werden; man muß daher keinem den Wahn lassen, daß er dieserhalb eine besondere Aufmerksamkeit verdiene. Die Garnisonschulen würden nur schlechte Früchte tragen, wenn die Anzahl solcher Soldaten, welche diese gemeine Fertigkeiten besitzen, in der Folgezeit nicht größer sein sollte, als Gelegenheit vorhanden sein wird, sie alle zu Unteroffizieren und Feldwebeln zu avanciren. Man würde daher, wenn man einigen ausgezeichneten Zöglingen ein Vorzugsrecht zur Beförderung geben wollte, nur einen Ehrgeiz in ihnen anfachen, welcher zu spät oder nie befriedigt werden, und ihnen das Unglück fehlgeschlagener Hoffnungen in seiner ganzen Stärke fühlbar machen würde. Mit weit günstigerem Erfolge würde man dem fleißigsten Schüler ein seinen Fähigkeiten entsprechendes nützliches Buch zur Belohnung schenken können.

Ich fordere daher jeden einsichtsvollen Patrioten, der Meine gute Absicht beherziget, besonders aber Offiziere und Feldprediger auf, nach diesen Grundsätzen einen Unterrichtsplan zu entwerfen, welcher, wo möglich, allen Garnison-, Bürger- und Bauerschulen zur Norm dienen könne; dasjenige, wodurch sich letztere von den beiden erstern unterscheidet, wird sich dann leicht ergeben.

So wichtig indessen die Einrichtung der Garnisonschulen ist, so würde doch der Nutzen derselben nur unvollkommen sein, wenn nicht zugleich Industrieschulen damit verbunden würden, worin die Soldatenkinder ihre künftigen Erwerbsmittel lernen, und in den Stand gesetzt werden, ihre Eltern für die Zeit, welche sie in der Garnison-

schule zubringen müssen, durch einigen Geldverdienst zu entschädigen.

Die von dem Obersten v. Tschammer beim Regiment Prinz Ferdinand eingerichtete Industrieschule, in welcher die Kinder, ob sie gleich die Hälfte des Tages in der Garnisonschule zubringen müssen, dennoch, nach Maaßgabe ihrer Kräfte und Fertigkeit, monatlich 2, 3, 4, ja sogar 5 Thaler und darüber durch ihre Arbeit verdienen, leistet alles, was man von einer solchen Anstalt erwarten kann; weshalb Ich solche allen Regimentern und Bataillons zur Nachahmung bestens empfehle.«

Charlottenburg den 31. August 1799.

Friedrich Wilhelm.

So weit der König. Wir werden übrigens auf diesen Gegenstand in der Folge noch öfters zurückkommen, und zeigen wie der König, bei vorschreitender Zeitentwicklung, sowie nach der späteren großartigen Umgestaltung der Armee, auch stets in Betreff des Militär-Schulwesens, Verbesserungen und zeitgemäße Abänderungen ohne Unterlaß einführte, sobald solche als zweckmäßig und heilsam sich erwiesen.

Aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, wie der König die geistige Ausbildung der für die Zukunft dem Soldatenstande gewidmeten Kinder zum Gegenstande seiner Sorgfalt machte; die deshalb getroffenen Maßnahmen mußten aber im Ganzen um so mehr beschränkt werden, als der König, wie erwähnt, die gänzliche Vereinigung der Garnison- und Bürgerschulen beabsichtigte, weshalb natürlich Alles, was für die Letzteren geschah, den Ersteren zu gut

kam. In wie hohem Grade aber der König im Allgemeinen sich für das Schulwesen interessirte, und wie sehr er der Meinung war, daß eine gutgeleitete Erziehung das sicherste Fundament des Nationalglücks sei, leuchtet theils aus unzähligen Thatsachen, theils aus vielen persönlichen Äußerungen des Königs hervor.

Einige Monate nach seinem Regierungs=Antritte, im Januar 1798, ertheilte der König dem Consistorial=Rath Niemeier aus Halle eine Audienz, weil Letzterer die seiner Aufsicht anvertrauten Erziehungs=Anstalten der Huld des Königs empfehlen wollte. Mit Wohlwollen und Freundlichkeit empfangen, begann Niemeier damit, sich zu entschuldigen, daß er den König bei den zahlreichen und wichtigen Geschäften, die ihm jetzt obliegen, unterbreche; der König aber fiel ihm schnell ins Wort: »Womit,« sagte er, »kann ich mich wohl wichtiger beschäftigen, als mit Schul= und Armenanstalten?« Demnächst unterhielt er sich lange mit Niemeier über die Verfassung und den gegenwärtigen Zustand der Universität zu Halle, und sagte den dortigen Lehr=Instituten seine vollste Theilnahme zu, die er späterhin auch bei vielen Gelegenheiten zu beweisen nicht verfehlte.

Bei diesen Gesinnungen war es dem König stets erfreulich, wenn sachkundige Männer diesem wichtigen Gegenstande ebenfalls ihre Aufmerksamkeit widmeten und die Ergebnisse ihrer Erfahrung und ihres Nachdenkens ihm mittheilten. Dies geschah auch in der That von manchen Seiten. So richtete unter andern der Magister Schulz, ein junger Mann, der an der Kathedralschule zu Königs=

berg in Preußen eine Lehrerstelle bekleidete, an den König eine Zuschrift, in welcher er den Zustand der Ostpreußischen Schulen, nebst den, aus ihrer zeitlichen Einrichtung, hervorgehenden Mängeln offen und frei darlegte und einige Verbesserungs-Vorschläge hinzufügte.

Weit entfernt, diesen Schritt mit Mißfallen aufzunehmen, gab der König vielmehr dem Einsender der Zuschrift seine Anerkennung in einer huldvollen Kabinets-Ordre zu erkennen. In derselben heißt es unter andern: »Se. Majestät haben die gerügten Mängel der Ostpreußischen Schulen auch in den übrigen Provinzen wahrgenommen; ihm sei indessen auch nicht entgangen, daß der Magister Schulz die Ursachen jener Mängel und die Mittel, solche abzustellen, mit vieler Einsicht sehr vollständig auseinandergesetzt habe, wofür Se. Majestät ihm nicht nur ihre Danknehmung in Gnaden bezeugen, sondern auch den gründlich und gutgeschriebenen Aufsatz dem Oberschul-Collegium zugesendet haben, damit dasselbe, bei Verbesserung des gesammten Schulwesens der Monarchie, welche Sr. Majestät **angelegentlichste Sorge** ist, davon Gebrauch machen könne.«

Gleiches Wohlwollen bezeugte der König den Vorstehern der Berliner Erwerbschulen. In einer an sie gerichteten Kabinets-Ordre heißt es ausdrücklich: daß es dem Könige zum Vergnügen gereiche, die Vorsteher seiner Zufriedenheit, seines Wohlwollens und Dankes zu versichern, daß er Gelegenheit nehmen werde, sich in Person von den Fortschritten der Anstalt zu überzeugen und sowohl hierdurch, als durch thätige Beförderung derselben

die Vorsteher und die rechtschaffenen Bürger, die dabei mitwirken, zu ermuntern, damit ihr Eifer für die gute Sache nicht erkalte.

Auf das Klarste und Deutlichste aber spricht der König seine desfallsigen Gesinnungen, in der ihm eignen herzlichen und wahrhaften Art, in seiner Kabinets-Ordre an den Staats-Minister v. Massow aus, die wir unsern Lesern mittheilen zu müssen glauben:

»Es kann Euch nicht entgangen sein, — lautet es dort, — daß Ich das Schulwesen in Meinen sämmtlichen Staaten, als einen Gegenstand, der alle Meine Aufmerksamkeit und Fürsorge verdient, betrachte. Unterricht und Erziehung bilden den Menschen und den Bürger, und beides ist den Schulen, wenigstens in der Regel, anvertraut, so daß ihr Einfluß auf die Wohlfahrt des Staats von der höchsten Wichtigkeit ist. Dies hat man längst anerkannt, und dennoch hat man sonst ausschließend blos auf die sogenannten gelehrten Schulen die Sorgfalt verwandt, die man bei weitem mehr den Bürger- und Landschulen schuldig war, sowohl wegen der überwiegenden Menge der ihrer bedürfenden Unterthanen, als um deswillen, weil bisher, einzelne Versuche ausgenommen, gar nichts dafür geschehen war. Es ist also endlich einmal Zeit, für zweckmäßige Erziehung und Unterricht der Bürger- und Bauerkinder zu sorgen. Der dabei zum Grunde liegende Zweck kann kein anderer als der sein, sie zu künftigen gutgesinnten, gehorsamen und fleißigen Bürgern und Bauern zu bilden, darnach muß die Materie des Unterrichts sorgfältig bestimmt werden. Außer,

daß für die neuen Provinzen der Unterricht in der Deutschen Sprache hinzukommen muß, und daß die Verschiedenheit der Religion den Religions-Unterricht unterscheidet, muß für alle Provinzen eine Einförmigkeit stattfinden, die dem zu entwerfenden Plane nicht zum Vorwurf gereichen kann. Über die so bestimmte Materie ist für zweckmäßige faßliche Schulbücher und sodann für gute Lehrer, die in Seminarien gebildet worden, zu sorgen. Dann muß der gegenwärtige Zustand der Schulen untersucht und die Art und Weise ihrer Reform ausgemittelt werden. Es ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß sehr viele der jetzt sogenannten gelehrten Schulen, weil sie an sich überflüssig und zweckwidrig eingerichtet sind, zu bloßen Bürgerschulen reducirt werden müssen. Nächstdem muß man die bisherigen Fonds zu diesen Schulen ausmitteln, die künftig nothwendigen Kosten berechnen, und wenn, wie zu vermuthen, die bisherigen Fonds dazu nicht hinreichen, neue Quellen zur Ergänzung derselben aufsuchen. Sie werden sich z. B. im Schulgelde, fixirten Beiträgen der Kämmereien und Gutsherren u. s. w. finden lassen, und am Ende muß der Staat selbst zutreten, um das Fehlende, so weit es nur immer die Umstände verstatten, zuzuschießen. Mit allem diesen werdet Ihr selbst einsehen, muß nach einem festen durchdachten Plane verfahren werden, und Ich trage Euch die Besorgung desselben als Chef des Ober-Schul-Collegiums auf. Eure entschiedenen Verdienste und Euer Eifer für das allgemeine Beste berechtigen Mich zu der gegründetsten Hoffnung, daß Ihr alles, was in Euren Kräften steht, aufbieten werdet, Meine landesväter-

liche Absicht in Erfüllung zu bringen. Ich zweifle daran auch um so weniger, als Euch die Thätigkeiten und Einsichten so vieler verdienstvoller Mitglieder des Oberschül-Collegii, des Ober-Consistorii und der Provinzial-Consistorien zur Seite stehen, die eine Angelegenheit, wovon das Wohl und Weh aller kommenden Generationen abhängt, gewiß nicht mit Kälte behandeln werden. Auch könnet Ihr, wie alle diejenigen, welche zu Einrichtung Meines Zwecks vorzüglich beförderlich sein werden, Euch Meiner höchsten Gnade versichert halten. Ich verbleibe

Euer wohlaffektionirter König

Charlottenburg den 3. Juli 1798.

Friedrich Wilhelm.«

Die Behörden säumten nicht, dem so ernstlich ausgedrückten Willen des Königs rasch nachzukommen. Als nächstes Ergebniß ihrer Thätigkeit dürfen wir namentlich die an die Magisträte und Inspektoren gerichteten Zirkular-Verfügungen vom 15. Novbr. 1798 betrachten, in welchen zu Ermittelung des gegenwärtigen Zustandes der Stadt- und Dorfschulen, den Unterbehörden aufgetragen ward, eine genaue Beschreibung des äußern und innern Zustandes der Schulen nach beigelegten Tabellen abzufassen und Verbesserungs-Vorschläge hinzuzufügen. Die Tabellen enthielten 22 zu beantwortende Fragen: über das Patronat der Schulen, die persönlichen Verhältnisse des Lehrers, über das Institut, auf welchem er gebildet worden, seine Einkünfte, die Zahl der Klassen, der Schüler, über etwaige Stipendien, Bibliotheken, Naturalien-Sammlungen, über

die Lehrgegenstände, die benutzten Schulbücher u. s. w., kurz eine äußerst detaillirte und eben so zweckmäßige Untersuchung aller irgend in Betracht zu ziehendrn Verhältnisse. So waren auch in den, für die Dorfschulen entworfenen Tabellen noch besondere Fragen eingeschaltet, welche sich auf die eigenthümlichen Zustände dieser Anstalten bezogen, als namentlich, ob der Schullehrer zugleich Küster sei, ob er eine Profession habe und welche, und dergleichen mehr.

Während nun im Auftrage des Königs die Landesbehörden mit diesem Gegenstande eifrig beschäftigt waren, fuhren zugleich sachkundige Privatpersonen, durch den Beifall des Monarchen aufgemuntert, fort, auf möglichst gründliche Reform des Schulwesens zu denken und ihre Ansichten dem König direkt mitzutheilen, der, wo sich irgend Gutes zeigte, nie unterließ, es zum Nutzen seiner Zwecke zu verwenden.

So übersendete der Seminar-Inspektor Funke in Dessau dem Könige mehre von ihm verfaßte Schulschriften und hätte die Genugthuung, daß der König ihm schrieb: seine Zusendung wäre ihm um so willkommener gewesen, als die Bücher einen sehr zweckmäßigen Unterricht in den Bürgerschulen betreffen, mit deren Verbesserung er, der König, sich eben jetzt sehr angelegentlich beschäftige, weshalb er dem Zusender für die Mittheilung aufrichtig danke.

Auch der Ober-Consistorialrath Sack legte dem König eine Abhandlung über Schul-Reformen vor, die der König, »weil sie eine sehr richtige Mittelstraße hielten,« dem Ober-Schul-Collegium zur Benutzung überwies. Aus die-

ser Abhandlung hatte der König zugleich ersehen, daß der Prediger zu Staats bei Gardelegen auch das Amt eines Küsters und Schullehrers verwalte. Erfreut über dieses musterhafte Beispiel einer, dem Berufe eines Predigers so angemessenen Vereinigung des Schulunterrichts mit der geistlichen Erbauung der Gemeine, gab der König diesem Prediger sogleich in einer huldvollen Kabinets-Ordre seinen lebhaftesten Beifall zu erkennen und übersendete ihm überdies nicht nur ein Geschenk von zwanzig Friedrichsd'or, sondern bewilligte ihm auch eine jährliche Gehaltszulage von 100 Thaler und empfahl ihn dem Ober-Consistorium zur Beförderung. Mehr aber noch als aus diesen Gnadenspenden geht die aufrichtige Freude des Königs über das wackere Streben jenes Predigers aus dem Umstande hervor, daß er an den Ober-Consistorial-Rath Sack unter andern schrieb: »Ich danke Euch für die Mittheilung Eurer Abhandlung um so mehr, als Ihr Mir dadurch Gelegenheit gegeben habt, das Verdienst des Predigers zu Staats zu belohnen.

Auch der Kriegsrath Scheffner zu Königsberg übersendete dem König einen Schulverbesserungs-Plan, welcher von dem Könige geprüft und seiner Zweckmäßigkeit wegen ebenfalls dem Staatsminister von Massow überwiesen wurde, nachdem derselbe jetzt (April 1799) bereits seinen vorläufigen Bericht über die Mängel des Schulwesens nebst einem Verbesserungs-Plan entworfen hatte.

Ganz besondern Werth aber legte der König auf Niemeiers Erziehungsschriften, über welche er an denselben folgendermaßen schrieb:

»Würdiger, besonders lieber Getreuer! Eure Mir gewidmete Schrift, über öffentliche Schulen und Erziehungs-Anstalten, ist grade zu rechter Zeit erschienen, wo auch das Ober-Schul-Collegium auf Meinen Befehl beschäftigt ist, einen allgemeinen Plan zur Schulverbesserung in Meinem Lande auszuarbeiten. Ihr habt darin den Gesichtspunkt so richtig gefaßt, die bisherigen Mängel des Schulwesens so vollständig und gründlich erörtert, und die zweckmäßigsten Mittel zu deren Abstellung vorgeschlagen. Ich selbst kann diesem, in jeder Rücksicht klassischen Werke, Meinen ganzen Beifall nicht versagen, erkenne vielmehr dankbar das große Verdienst, das Ihr Euch dadurch aufs neue um die öffentliche Erziehung der Jugend erworben habt, und verbleibe Euer gnädiger König.

Potsdam den 13. Mai 1799.

Friedrich Wilhelm.«

Wir theilen diese Thatsachen mit, weil aus denselben am deutlichsten ersichtlich ist, mit welchem Ernst und mit welcher Treue der König bei der Ausführung einer Maaßregel verfuhr, für welche er ein, ihrer hohen Wichtigkeit entsprechendes Interesse empfand.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit wiederholen, was wir schon öfters geäußert haben, daß diese Wahrhaftigkeit in dem Charakter des Königs, nächst seiner unbegränzten Herzensgüte, die eigentliche Größe desselben ausmacht. Diese Wahrhaftigkeit der Gesinnung, die jede Heuchelei, ja selbst jede Beschönigung verabscheute, muß als der eigentliche Hebel seiner ganzen Handlungsweise, als Regent

wie als Mensch, betrachtet werden. Diese Wahrhaftigkeit war die Ursache, daß Friedrich Wilhelm jedes Wort seines wahrhaft herrlichen Glaubens-Gelübdes zu jeder Minute seines Lebens mit unverkürzter Treue erfüllt hat und solchergestalt das Muster eines ächten Christen gewesen ist; diese Wahrhaftigkeit machte ihn zum Feind des Prunkes, weil der Prunk nicht Wahrheit, sondern Schein ist; eben sie hinderte ihn, jene zweideutige Kunst zu erlernen: das Wort als einen leeren Schall zu betrachten, und dasselbe mehr als Verhüllung, denn als Abbild des innern Gedankens zu gebrauchen; diese Wahrhaftigkeit machte Friedrich Wilhelm zu einem treuen Gatten, denn der Eid, den er der Gemahlin am Altare geschworen, war ein wahrhaftiger, den keine Gewalt der Zeit oder der Umstände vernichten konnte; diese Wahrhaftigkeit endlich machte den König zum Vater des Volks, zum ächten wahren Wohlthäter der Nation, denn Friedrich Wilhelm, der weder vor Gott noch vor sich selbst zum Heuchler werden konnte, dem Frömmigkeit, klarer Verstand und ein edles warmfühlendes Herz die Regentenpflichten lehrte, war, so lange er lebte, nicht blos von den Pflichten seines Berufes durchdrungen, sondern fand in dem Erkennen dieser Pflichten auch zugleich die unabläßige und unabweisliche Nothwendigkeit, dieselben zu erfüllen.

Wir kehren indessen zur Geschichte zurück, indem wir schließlich noch des hohen Beifalls erwähnen, den der König dem Prediger Fiedler zu Spandau für die Gründung einer Soldatenschule zu Theil werden ließ. »Da Alles,« heißt es in der desfallsigen Kabinets-Ordre, »was die-

bessere Ausbildung der niedern Volksklassen befördert und dazu beitragen kann, sie zu einer nützlichen Thätigkeit anzuführen, das höchste Interesse für Mich hat, so hat die von Euch gestiftete Sonntagsschule zu Spandau schon längst Meine Aufmerksamkeit rege gemacht. — — Ihr habt Euch dadurch ein wahres Verdienst erworben, das um so mehr von Mir anerkannt zu werden verdient, als Eure Bescheidenheit, eine jetzt so seltene Tugend*, Euch nicht erlaubt hat, die wohlverdiente Belohnung anderswo als in dem Bewußtsein »etwas Gutes gestiftet zu haben, zu suchen.« Der König schließt damit, dem bescheidenen Mann die vakant gewordene Vikariusstelle beim Domkapitel zu Minden zu überweisen.

Auch die höheren Schulen entgingen der Sorgfalt des Königs nicht, obwohl er in jeder Zeit sein vorzüglichstes Interesse zunächst allerdings den niedern Schulen zuwendete. — Das Friedrichs-Werdersche Gymnasium, von den höheren Lehrinstituten der Residenz das am wenigsten begüterte, war durch den Brand im Jahre 1794, welcher das Friedrichs-Werdersche Rathhaus zerstörte, worin sich die Lehrzimmer des Gymnasiums befanden, in eine sehr üble Lage gerathen, indem ihm das dritte Stockwerk eines Nebengebäudes der Stadt Rom zum Lehrlokal angewiesen worden war.

---

*Wir machen auf diese Worte besonders aufmerksam, da dieselben einerseits den Beweis geben, daß der König Kabinets-Ordres dieser Art selbst diktirt hat, und andrerseits, daß der König im praktischen Leben Beobachtungen machte, wie sie von der Höhe des Thrones wohl nur selten gemacht werden.

Erst zu Ende des Jahres 1799 fand der Magistrat
Gelegenheit, diesen üblen Verhältnissen Abhülfe zu ver-
schaffen, indem er dem Könige den Plan vorlegte, ein
passendes Haus für 18,000 Thaler für das Gymnasium
anzukaufen, das Kaufgeld aber aus dem Verkauf des
Theils der Inselgebäude, welcher dem Magistrat geschenkt
worden war, aufzubringen. Dieser Plan, dem Könige
durch das General-Direktorium vorgelegt, ward von dem-
selben sofort in seiner ganzen Ausdehnung genehmigt.

Hierher dürfen wir füglich auch folgende Thatsache
rechnen. —

Der Kaiser von Rußland wünschte, bei der bevorstehen-
den Entbindung der Kaiserin, des Beistandes eines ge-
schickten Accucheurs gewiß zu sein und ließ deshalb durch
seinen Gesandten den König ersuchen, einen tüchtigen Preu-
ßischen Accucheur, dem die ehrenvollste Aufnahme und an-
gemessenes Honorar zugesichert wurde, auf vier Monate zu
dem genannten Zwecke nach Petersburg zu senden. Der
König theilte diese Umstände mittelst Kabinets-Ordre dem
Dr. Mäckel zu Halle mit, und schrieb dabei unter andern:
»Ich wünsche Mich hierunter um so lieber gefällig zu er-
zeigen, als es Mir angenehm sein muß zu bemerken, daß
man auch im Auslande den bei uns erreichten Grad der
wissenschaftlichen Kultur zu erkennen und zu schätzen weiß.«
Die Aufforderung selbst drückte der König mit den Wor-
ten aus: »Es würde Mir besonders lieb sein, wenn Ver-
hältnisse und Neigung es Euch erlaubten, Euch diesem
Auftrage zu unterziehen.« Nach der Unterschrift aber fügte
der König das eigenhändige Postscriptum hinzu:

»Es würde Mich freuen, wenn Ihr solches annehmen könntet, jedoch werde Ich nie zugeben, daß ein so geschickter Mann dem Lande ganz entzogen würde, und kann daher Eure Abwesenheit nur von kurzer Dauer sein, nur so lange, als es die Umstände der Kaiserin erfordern sollten.«

Man sieht, daß der junge 28jährige Monarch, der so heiße Wünsche für den Unterricht des gemeinen Mannes hegte, und für die Erfüllung dieser Wünsche so unermüdet thätig war, die hohe Würde und den reichen Nutzen höherer wissenschaftlicher Entwicklung keinesweges verkannte. Aber er wollte auch, daß diese Würde nirgend verletzt, dieser Nutzen nirgend geschmälert oder gar vereitelt werden sollte. Ehe er daher noch für die höchsten Lehrinstitute, die Universitäten in andrer Weise wirkte, suchte er zuvörderst die Verhältnisse der Studirenden so fest zu stellen, daß sie die Resultate ihrer Pflichterfüllung so ungeschwächt als möglich theilhaft werden sollten. Die Verhütung der Studenten-Excesse war daher gleich anfangs ein Gegenstand seiner besondern Sorgfalt. Die in dieser Beziehung unterm 13. Juli 1798 erlassene Königliche Verordnung ist in einer ungewöhnlichen strengen, ja harten Sprache abgefaßt. »Nachdem, heißt es in der Einleitung, neuerlich die Studirenden auf einigen Unserer Akademien sehr grobe, die öffentliche Ruhe störende Excesse begangen, so haben wir zur Vorbeugung ähnlichen Unfugs die ernstlichsten und kräftigsten Maaßregeln zu ergreifen nöthig gefunden. — Die Nachsicht, mit welcher bis jetzt diejenigen Studirenden behandelt worden, welche sich Ungezogenheiten und

Ausschweifungen erlaubt, und hauptsächlich die Gelindigkeit der bis jetzt in solchen Fällen zuerkannten Strafen, haben die ungebildeten Jünglinge veranlaßt, ihren Frevel so weit zu treiben, daß solcher der öffentlichen Sicherheit gefährlich geworden. Für diese zu sorgen, ist die Pflicht der Polizei jeden Orts, deren Anordnungen um deswillen auch diejenigen Folge leisten müssen, welche sonst wegen ihres Standes nur die Gerichtsbarkeit der Landes-Collegien anerkennen dürften. Nur allein auf Akademien erstreckte sich bis jetzt die Gewalt der Polizei, nicht über die Studirenden, welchen der Vorzug gestattet war, blos den akademischen Gerichten untergeordnet zu sein. Allein eines solchen Vorzugs machen sich diejenigen völlig unwürdig, welche die öffentliche Sicherheit stören, und an Tumulten Theil nehmen.« Aus diesem Grunde sollte fortan bei vorfallenden Excessen die Polizei auch in Bezug auf Studirende in ihre Rechte treten und selbst militärischen Beistand in Anspruch nehmen. Eben so soll der Polizei-Direktor mit den ersten Justiz-Beamten der Stadt die Untersuchung führen und dieselbe möglichst beschleunigen, die instruirten Akten sodann an dasjenige Landesjustiz-Collegium zur Urtheilfällung einsenden, welchem das akademische Gericht untergeordnet ist. Die Erkenntnisse müssen jedoch, vor der Publikation, an das Justiz-Departement eingesendet werden, welches die Strafen schärfen, mildern und überhaupt anderweitig bestimmen kann.«

Die Strafbestimmungen waren zum Theil ungewöhnlich strenge. »Damit, heißt es, aber auch durch zweckmäßigere Strafen die Absicht, den Verbrecher zu bessern und

warnende Beispiele aufzustellen, sicherer erreicht werde,« sollen grobe Excesse nie mit Geldbußen oder Relegation, sondern mit Gefängniß und körperlicher Züchtigung bestraft und der Bestrafte sodann von der Akademie fortgeschafft werden; die Gefängnißstrafe soll sich in strengen und gelinden Arrest unterscheiden; ersterer soll in gänzlicher einsamer Absperrung bestehen, dem Gefangenen soll weder Beschäftigung noch Zerstreuung verstattet sein, ja selbst der Gefangenwärter darf nicht einmal in das Gefängniß kommen, sondern muß für Nahrung und Reinlichkeit des Gefangenen mittelst eines Drehbretts sorgen; keine andern Geräthschaften, als Tisch, Stuhl und Strohlager werden dem Eingesperrten verstattet; Bücher, musikalische Instrumente ꝛc. werden eben so streng verboten als Rauch- und Schnupftabak; die Nahrung soll in Fleisch, Gemüse und Brod »unveränderlich gleich, ohne irgend eine Abwechselung,« das Getränk nur in Wasser bestehen. Als Grund dieser allerdings sehr strengen Maaßregeln wird die Absicht mehr angedeutet als ausgesprochen, daß der so ganz isolirte Gefangene, seinem eigenen Nachdenken heimgegeben, in sich selber die Gründe der Reue und Besserung suche und finde. — Der gelinde Arrest unterscheidet sich nur dadurch, daß dem Gefangenen die Beschäftigung mit der Wissenschaft, die er studirt, gestattet ist. — Sind die Excesse der Art, daß sie selbst durch strengen Arrest nicht hinreichend bestraft erscheinen, so soll körperliche Züchtigung Platz greifen. »Welche Art zu wählen sei, soll nach den individuellen Verhältnissen des zu Bestrafenden in jedem vorkommenden Falle in dem Urtel bestimmt werden. Eine

jede solche Züchtigung muß als ein väterliches Besserungsmittel angesehen, sie muß im Gefängnisse in Gegenwart der Vorgesetzten vollstreckt und von diesen mit den nöthigen Ermahnungen begleitet werden; überhaupt ist dafür zu sorgen, daß vernünftiges Ehrgefühl des Bestraften dadurch nicht gekränkt, sondern derselbe so behandelt werde, als wenn er sich noch auf einer niedern Schule und in den Jahren befände, wo Züchtigungen, welche Eltern oder Lehrer veranlassen, in der Folge zu keinem Vorwurf gereichen können.« —

Bestimmungen dieser Art, die unseres Wissens, nach ihren strengsten Paragraphen, niemals vollzogen worden sind, sind dem milden Charakter des Königs so ganz entgegen, daß es schwer erscheint, ihre eigentliche Begründung aufzufinden. Vielleicht ward nur eine Drohung dieser Art für nöthig erachtet, namentlich zu einer Zeit, wo, wie damals, Emissäre der französischen Politik alle Länder durchstreiften und die, neuen Eindrücken, schillernden Sophismen und glänzenden Lockungen so leicht zugängliche Jugend in ihre verderblichen Netze einzufangen suchten.

Wir finden in der That diesen Grund in dem, einige Monate später (20. Oktbr. 98) erlassenen »Edikt zur Verhütung und Bestrafung geheimer Verbindungen« gradezu ausgesprochen. Nachdem im Eingange jenes Edikts die Treue und Anhänglichkeit der Unterthanen im Allgemeinen belobt ist, heißt es weiter: »Da nun in gegenwärtigen Zeiten, außerhalb Unserer Staaten zahlreich, und in denselben bisher nur einzeln, zerstreut und ohnmächtig, Ver-

führer vorhanden sind, welche entweder selbst verleitet, oder aus frevelhafter Absicht, jenes glückselige Verhältniß zu stören, zu untergraben, falsche verderbliche Grundsätze auszustreuen, und auf diese Weise die öffentliche Glückseligkeit ihren eigennützigen verbrecherischen Endzwecken aufzuopfern sich bemühen, und welche zu diesen Endzwecken jedes ihnen bequem scheinende Mittel, besonders aber die sogenannten geheimen Gesellschaften und Verbindungen leicht versuchen könnten, so wollen Wir hiermit aus landesväterlicher Gesinnung und ehe noch das Übel entstanden ist, dasselbe im ersten Keime vertilgen u. s. w.« Demnächst werden für unerlaubt erklärt: 1) alle Verbindungen, welche politische Zwecke haben, 2) solche, in denen unbekannten Oberen Gehorsam gelobt wird, oder 3) bekannten Obern ein solcher Gehorsam versprochen wird, der mit den Gesetzen im Widerspruch steht, 4) worin den Mitgliedern Geheimnisse anvertraut werden, die sie verschweigen müssen, 5) Verbindungen, welche eine verborgene Absicht haben, oder zur Erreichung eines namhaft gemachten Zwecks sich geheimer Mittel, oder verborgener, mystischer, hieroglyphischer Formen bedienen. — Ausnahmsweise erlaubt werden jedoch die drei Mutterlogen in Berlin und ihre Tochterlogen, nicht jedoch irgend eine andre Freimaurer-Loge. Theilnahme an verbotener Verbindung, oder Stiftung derselben soll resp. mit Kassation und 6 bis 10jähriger Festungs- und Zuchthausstrafe geahndet werden; ist der Zweck der Gesellschaft: Hochverrath oder Majestäts-Verbrechen, so wird auf lebenslängliche Einsperrung und Tod erkannt. — Wer von der Existenz solcher Verbin-

dungen Kunde erhält, muß dieselben der Behörde anzeigen. — Den geduldeten Freimaurerlogen werden außerdem gewisse Bestimmungen auferlegt, die es der Behörde leichter machen, sie zu kontrolliren; deshalb mußten namentlich die Mutterlogen jährlich ein Verzeichniß ihrer Mitglieder einreichen und ihre Versammlungsorte angeben; nächstdem war es ihnen verboten, Mitglieder aufzunehmen, die das 25ste Jahr noch nicht erreicht hatten.

Mit diesen vorsorglichen Verordnungen, welche für die Sicherung der öffentlichen Ruhe und Ordnung berechnet waren, parallel, ging eine überaus nothwendig gewordene Beschränkung des Mißbrauchs der Presse. Bereits bestanden in dieser Rücksicht mehr oder minder scharfe Gesetzbestimmungen; allein namentlich nach dem Regierungs-Antritt des Königs hatte sich ein System der Nachsicht eingestellt, das durch ein gänzliches Abwerfen des lockergelassenen Zügels, eine förmliche Zügellosigkeit herbeiführte. Zahllose Lästerschriften, deren Inhalt Lüge und Verläumdung, und deren Schmuck die von solchen Produkten unzertrennliche Bosheit und Gemeinheit waren, überschwemmten das Publikum und bemühten sich, die Gemüther zu vergiften. Gegen diese, nicht gegen die anständige Freimüthigkeit vieler Schriften, die den Interessen des Tages, der Politik und der Verwaltung gewidmet waren, erschien die neue Einschärfung der Censurbestimmungen, wie dies in der Königlichen Verordnung, die diesen Gegenstand betrifft, klar ausgesprochen ist. (26. März 1798).

Einen neuen und wichtigen Zuwachs gewährte der König den Unterrichts-Anstalten seines Staats durch die

Gründung der Bauakademie zu Berlin. Durch ein Publikandum vom 20. April 1799 machten die Minister v. Heinitz und v. Schrötter bekannt: daß die architektonische Lehranstalt, welche bisher mit der Akademie der Künste verbunden gewesen, auf unmittelbaren Befehl des Königs, zu einem selbstständigen Institut, unter der Benennung einer Bauakademie, erhoben, dem Bau-Unterricht für die gesammte Monarchie bestimmt werden und mit dem nächsten 1. Oktober ins Leben treten soll. Der Zweck der Anstalt sollte sein: die theoretische und praktische Bildung tüchtiger Feldmesser, Land- und Wasser-Baumeister und Bauhandwerker; auch Ausländer sollen zum Unterricht zugelassen werden, doch nur in sofern, als die Inländer dadurch nicht beeinträchtigt werden. Einige Monate später (6. Juli) veröffentlichten dieselben Minister, als Curatoren der neuen Bauakademie, die Bestimmungen in Betreff der vorläufigen Einrichtung derselben.

Wir fassen das Wesentliche in Folgendem zusammen. Der Lehr-Cursus soll, in 2 halbjährigen Abschnitten, ein Jahr dauern. Im ersten Semester wird gelehrt: niedre Mathematik; Feldmeßkunst und Nivelliren mit praktischen Übungen auf dem Felde; Konstruktion der einzelnen Theile eines Gebäudes und Lehre von den besonderen Arbeiten der Bauhandwerker mit praktischen Übungen auf Baustellen*); Stadtbaukunst mit praktischen Übungen; Geschäftsstyl; freie Handzeichnung *); Architektonische und Maschinenzeichnung. — Im zweiten Semester: Höhere Mathematik; Optik und Perspektive; Statik und Hydrostatik; Mechanik,

Hydraulik und Maschinenlehre; Bauphysik; ökonomische Baukunst; Strom= und Deichbaukunst; Schleusen=, Hafen=, Brücken= und Wegebau; Anleitung zur Abfassung der verschiedenen Bauanschläge; kritische Baugeschichte, Situationskarten=Zeichnung und endlich die praktischen Übungen und die mit einem *) bezeichneten Lehrobjekte des ersten Semesters. Von den Lehrern nennen wir nur die Geheimen=Räthe Gilly, Eytelwein, Riedel (Vater und Sohn), Ober=Baurath Becherer, die Professoren Grüson, Ziedelmann, Rambach, Hofrath Hirt 2c. Das Curatorium der Akademie setzte nächstdem ein besonderes Direktorium ein, das die Obliegenheiten hatte: die Lehrsachen so zu leiten, daß vor allen Dingen, nach dem speciellen Willen des Königs, tüchtige Baumeister und Baubediente für das Kameral=Bauwesen gebildet würden; die Lehrweise festzustellen und die Lehrbücher zu bestimmen, oder zweckmäßige Leitfaden von den Lehrern ausarbeiten zu lassen; die Collegia wöchentlich mehrmals zu revidiren; wichtige und verwickelte Lehrabtheilungen nöthigenfalls selber vorzutragen; für die Anstellung der Eleven zum praktischen Unterricht zu sorgen; den jährlichen öffentlichen Prüfungen beizuwohnen und bei den Fähigkeits=Censuren ihr Votum mit abzugeben; endlich sollen diejenigen Direktoren, welche zugleich Mitglieder des Oberbau=Departements sind, bei ihren jährlichen Baubereisungen die Provinzial=Kunstschulen in Bezug auf den zweckmäßigen Unterricht für das Bauwesen revidiren und über die vorgefundenen Mängel an das Curatorium der Kunst=Akademie berichten, deren Mitglieder sie zu diesem

Zweck sein sollen. — Das Direktorium zählte 4 Mitglieder mit einem jährlich wechselnden Präsidenten, der die Immatrikulation der Zöglinge besorgte. Das Honorar für die einzelnen Lehrobjekte betrug halbjährlich 3 bis 6 Thlr.; dasselbe sollte im Allgemeinen nie erlassen werden; nur bei besonders talentvollen armen Eleven stand dem Curatorium eine Ausnahme frei. — Die Eleven, welche aufgenommen werden wollten, mußten 15 Jahr alt sein, orthographisch schreiben können, einige Kenntnisse der lateinischen und französischen Sprache besitzen und Fertigkeit im Rechnen haben. — Für Eleven ohne Vorkenntnisse war die Studierzeit auf 4 Jahre berechnet (1½ Jahr als Feldmesser und 2½ Jahr als Baukünstler). Nach beendigtem Feldmesser-Cursus konnten die Eleven ausscheiden, da fortwährend Feldmesser für den Königlichen Dienst gebraucht wurden. — Die talentvollsten Zöglinge sollten auf Königliche Kosten zu ihrer Ausbildung auf Reisen geschickt werden. — Um die ausgebildeten Eleven auch gleich beschäftigen zu können, wurden die Kriegs- und Domainen-Kammern angewiesen, mit dem Anfange jeden Jahres einen Nachweis der in ihren Departements für das nächste Jahr zu Ausführung kommenden Land- und Wasserbauten an das Curatorium der Bauakademie einzusenden. — Talentvolle Bauhandwerks-Zöglinge sollten diejenigen Vorträge bei der Bauakademie, welche ihnen vorzüglich nützlich sind, unentgeltlich besuchen dürfen. — Alle diese Bestimmungen sollten, auf ausdrücklichen eignen Befehl des Königs, nur vorläufig Gültigkeit haben, bis man durch die Erfahrung über zweckdienliche Abänderungen be-

lehrt sein würde. — Die Lehrvorträge fanden bei ihrem Beginn in den Lehrsälen der Akademie der Künste statt; für die Folge war die Neue-Münze auf dem Werderschen Markt von dem Könige zum Lokal der Bauakademie mitbestimmt worden.

Eine wichtige Veränderung nahm der König bereits früher auch mit dem Forst-Departement vor. Dieses hatte bisher unter einem besondern Minister, dem Grafen von Arnim gestanden, wodurch einerseits zwar in die Leitung dieses Departements volle Einheit gebracht, andrerseits aber dieser Zweig der Verwaltung dem Departements-Minister jeder Provinz entzogen und ihm dadurch die Möglichkeit geraubt wurde, das Wohl der Provinz in solchen Fällen wahrzunehmen, wo zugleich Forst-Angelegenheiten mit in Betracht kommen. So mochte z. B. der Departements-Minister der Provinz noch so sehr von dem Schaden überzeugt sein, den die übermäßige Anhäufung des Wildes verursachte, dennoch war er zur Abstellung dieses Übelstandes nicht befugt, sondern mußte dies dem Forst-Minister anheimstellen. Diese Inkonvenienz hob der König durch die beiden Edikte vom 15. Septbr. 1798, durch welche er, nach Entlassung des Ministers v. Arnim, das Forst-Departement dem General-Direktorium unterordnete, zum Chef des Forstwesens aber den Geheimen Ober-Finanzrath v. Bärensprung ernannte, der den Titel Ober-Landesforstmeister erhielt. In der obenerwähnten Instruktion vom 15. Septbr. sind die speciellen Befugnisse des Ober-Landesforstmeisters angegeben. Er ist dem jedesmaligen Departements-Minister jeder Provinz untergeordnet,

und darf ohne dessen Unterschrift und Genehmigung nicht verfügen. Dagegen werden sämmtliche Verfügungen an die Kriegs= und Domainen=Kammer und Forst=Baukommissionen, insofern solche die Holzanweisungen, Kultur, Vermessung, Eintheilungen, Abschätzungen und Nutzungen der Forsten, so wie Jagd= und Mastverpachtungen betreffen, von dem Ober=Landesforstmeister allein erlassen. — Das zweite obenerwähnte Edikt von demselben Tage betrifft die Anordnung immediater Forst=Baukommissionen bei den Kriegs= und Domainen=Kammern jeder Provinz, mit Ausnahme von Schlesien, Süd= und Neu=Ostpreußen und den fränkischen Fürstenthümern. Diesen Kommissionen, welche sowohl dem General=Direktorium als dem Forst=Departement untergeordnet waren, und aus dem Präsidium der Kammer, dem Ober=Forstmeister, dem Bau=Direktor, einigen Räthen und Referendarien, den Jagdjunkern, Forstbedienten und Conduktoren bestand, war die Revision des Forst=Etats, sowie des Brenn= und Nutzholz=Etats u. s. w. zugewiesen; außerdem mußte sie die Aufsicht über die Verwendung des Freiholzes, den Anbau der Weiden u. s. w. führen, Rechnungen anfertigen, zu gewissen Zeiten die Forstreviere besichtigen, die Kassen visitiren, über die Amtsverwaltung und den Wandel der Forstbedientenwachen und jährlich einen General=Nachweis über ihre Arbeiten, den Zustand der Forsten, die bewirkten Holzersparungen, die Kassenverwaltung u. s. w. einreichen.

Auf diese Art suchte der König, im Einklang mit seinen andern Bestrebungen, das allgemeine Wohl des Landes zu fördern, indem er gleichzeitig einen abgesonderten Zweig

der Verwaltung, ohne dessen innere Ordnung zu stören, mit dem Ganzen verband.

Eben so wenig vergaß der König jedoch über dem Allgemeinen das Einzelne, vielmehr wendete er jedem Übelstande, der zu seiner Kenntniß gelangte, seine volle Sorgsalt zu und ließ sich die Abstellung desselben ohne Unterlaß angelegen sein. Wir finden diese Behauptung unter andern namentlich in Bezug auf die Charite bewahrheitet. Diesem Institut, welches damals unter der alleinigen Verwaltung des Armen-Direktoriums stand, hatte der König, wie wir wissen, bereits früher durch Überweisung der confiscirten Güter der Gräfin Lichtenau eine sehr bedeutende Beihülfe gewährt; die innere Verwaltung der Anstalt war jedoch in so hohem Grade zweckwidrig, daß durch äußere Hülfsmittel wenig gewonnen werden konnte. Wirklich erhoben sich auch bald von manchen Seiten anklagende Stimmen, denen jedoch in abwährenden Entgegnungen jeder Erfolg abgeschnitten wurde. Endlich entschloß sich der Charite-Prediger Prahmer, die schreienden Mängel der Charite-Verwaltung in einer durchaus freimüthigen Schrift der Öffentlichkeit zu übergeben. Die gerügten Mängel sind der Art, daß man versucht wird, sie für übertrieben zu halten, weil es unmöglich scheint, daß so grobe Mißbräuche haben bestehen können. So wurden als Krankenwärter meist nur unheilbare Kranke verwendet, die einen monatlichen Sold von zwölf Groschen erhielten. Zu Köchinnen gebrauchte man ebengeheilte Dirnen, die ihr Amt für den Monatslohn von vier Groschen verwalteten. Die Wäsche, aus grober Sackleinwand bestehend, wurde

schlecht oder gar nicht gereinigt; die Hospitaliten (denn damals war mit der Charite noch ein Hospital verbunden) gingen in Lumpen einher und wurden vom Ungeziefer verzehrt.

Wir wollen indeß dieses widerwärtige Bild nicht weiter ausmalen. Die dreiste Aufstellung desselben durch den Prediger Prahmer erregte allerdings Aufsehen, dennoch aber keine Abhülfe, denn die ökonomische Vorstellung* war so vorherrschend, daß man Alles gethan zu haben glaubte, wenn man nur eine Ersparung bewirkt hatte, mochte dies auch auf Kosten des eigentlichen Hauptzwecks der Heil-Anstalt geschehen sein.

Unter diesen Umständen entschloß sich der Prediger Prahmer seine Schrift dem Könige und der Königin zu übersenden, und hierdurch erreichte er denn seinen wahrhaft menschenfreundlichen Zweck, denn der König erließ sofort nachstehende Kabinets-Ordre an den Ober-Consistorial-Präsidenten v. Scheve:

»Mein lieber Ober-Konsistorial-Präsident von Scheve. Es liegt Mir zu viel daran, daß der bei der Stiftung der Charite zu Berlin zum Grunde liegende Endzweck wirklich erreicht werde, als daß ich die in der beiliegenden kleinen Schrift enthaltene Rüge so auffallender Mängel

*Wie weit man die Oekonomie trieb, geht unter andern aus Folgendem hervor: Prahmer richtete an das Armen-Direktorium das Gesuch, ihm zur Ausfertigung der Tauf- und Todtenscheine die nöthigen Materialien zu liefern, und erhielt darauf den Bescheid: Er solle sich das Papier einzeln aus der Charite-Registratur reichen lassen; wobei noch zu bemerken ist, daß Prahmers Wohnung vor dem Oranienburger Thore belegen war.

dieses Instituts, die, wenn sie gegründet wären, dasselbe mehr verderblich als wohlthätig machen würden, mit Gleichgültigkeit hätte aufnehmen können. Ich bin es vielmehr dem gemeinen Wesen schuldig, diese Anzeige auf das genaueste untersuchen, den gegründeten Beschwerden abhelfen, oder, falls sie ungegründet sein sollten, den Verläumdeten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Der Statsminister v. Massow, dem diese Untersuchung eigentlich gebühren würde, ist abwesend; und wenn er gleich nach einigen Monaten schon wieder zurückkehren wird, so ist doch da, wo es auf Rettung der leidenden Menschheit ankommt, selbst der geringste Verzug unverantwortlich. Ihr seid nach ihm der Erste, dem das Wohl oder Wehe so vieler Unglücklichen, die in der Charite Hülfe suchen, anvertrauet ist; und die Stimme des Publikums giebt Euch das Zeugniß eines unermüdeten Bestrebens, Euren wohlthätigen Beruf zuerfüllen.

In dieser Hinsicht, trage ich Euch, voll Vertrauen in Euren Eifer für das Gute, hiermit auf; unter Zuziehung einiger — Eurer Auswahl ganz überlassener — Ärzte, die erwähnte Anstalt sofort in allen ihren Branchen zu visitiren, die eingeschlichenen Mißbräuche bis auf den Grund zu erforschen, dabei ohne alles Ansehn der Person zu verfahren, und Mir darüber sodann ausführlichen Bericht zu erstatten, diesen Bericht aber mit Euren gutachtlichen Vorschlägen zur Ausrottung des Übels zu begleiten. Ich bin

Euer wohlaffektionirter König

Charlottenburg den 4. Septbr. 1798.

Friedrich Wilhelm.“

Natürlich verfehlte diese Kabinets-Ordre ihre Wirkung nicht. Der Präsident v. Scheve leitete sogleich die Untersuchung ein, deren rein medicinischen Theil er den Ärzten Formey, Heim und Bremer überwies, während Hospital, Lazareth, Apotheke, Küche und Kochgeschirr, Wäsche u. s. w. von Sachverständigen untersucht und dem Könige verlangtermaßen schleunigst (unterm 6. Oktbr.) Bericht erstattet wurde. Die unmittelbare Folge desselben spricht sich in nachstehender Kabinets-Ordre aus:

»Mein lieber Ober-Konsistorial-Präsident v. Scheve. Aus Eurem Berichte vom 6sten d. M. über die Euch aufgetragene Untersuchung der Charite und der damit verbundenen Anstalten, habe Ich mit Wohlgefallen ersehen, daß sowohl Ihr, als auch die von Euch zugezogenen Ärzte (Heim, Bremer und Formey) Meinem Auftrage mit einem lobenswerthen Eifer für die gute Sache ein Genüge geleistet habt; und Ihr könnt daher sowohl diesen Ärzten, als auch den zugezogenen Bürgern und Armen-Deputirten, Meine höchste Zufriedenheit zu erkennen geben.

Nicht mindere Freude hat es Mir gemacht, zu erfahren, daß die allerdings gegründeten Mängel dieser heilsamen Anstalt weder der Nachlässigkeit des Armen-Direktoriums, noch dem bösen Willen der subalternen Offizianten, sondern hauptsächlich nur der Unzulänglichkeit der Fonds zuzuschreiben sind; weil Ich Mir nun von den vermehrten Einkünften aus den geschenkten gräflich von Lichtenauischen Grundstücken die Verbesserung dieser Mängel um so mehr versprechen kann, als Ich — überzeugt von dem Nutzen

einer gänzlichen Trennung des Hospitals von der Charite — darauf denken werde, dem Erstern, sobald sich eine Gelegenheit dazu findet, ein eignes Haus zu schenken und einen besonderen Fonds von 10,000 Thaler auf die zu vermehrende Einnahme der Klassen-Lotterie anzuweisen. Bis dahin, daß dieses geschehen kann, muß sich das Armen-Direktorium mit den jetzigen Fonds so gut als möglich behelfen, die nöthigen Verbesserungen mit dem größten Menagement vornehmen, und die Aufnahme der zu Verpflegenden auf die Hülfsbedürftigsten einschränken. Die von Euch in der Anlage A. projektirten Verfügungen scheinen dem völlig zu entsprechen, und genehmige Ich in sofern deren alsbaldige Ausführung.

Hiernächst ist es allerdings nothwendig, daß der ordinäre Arzt die Oberaufsicht über die ganze Ökonomie führen und daher auch in der Charite wohnen muß. Da nun zur Wohnung desselben in dem neuen Gebäude schon die Einrichtung getroffen ist, und der Geheime-Rath Fritze (wie Ihr vermeinet) sich wohl dazu verstehen wird, solche zu beziehen, und auf die Praxis in der Stadt Verzicht zu leisten: so habe Ich nicht nur dato dem Ober-Collegium-Medicum zur Pflicht gemacht, sobald sich eine Gelegenheit dazu findet, für dessen Gehalt-Verbesserung zu sorgen, sondern es soll auch das Armen-Direktorium, sobald als das Hauptgebäude fertig ist, dem Geheime-Rath Fritze eine eigene Wohnung darin einräumen, dem Geheime-Rath Selle und ihm die ganze Oberaufsicht dieser Anstalt unter der Direktion des Armen-Direktoriums übergeben, dem Fritze aber zur Pflicht machen, sich ganz allein dieser An-

falt zu widmen. — Sodann habt Ihr ganz recht, daß der Vorschlag der Ärzte, einen besondern Saal auf 12 bis 16 Betten einzurichten, wo die zum klinischen Unterricht bestimmten Kranken besonders gelegt werden können, für diese Kranke noch nachtheiliger als die bisherigen Besuche am Krankenbette sein würde. Ich habe daher es auch vorgezogen, nach Eurem Antrage dem Ober-Collegium-Medicum aufzugeben, solche Verfügungen zu treffen, daß der klinische Unterricht der Krankenpflege nicht hinderlich werde. Dagegen verspreche Ich Mir von den nach Eurem Vorschlage anzuschaffenden eisernen Bettstellen keinen so großen Nutzen für die Reinlichkeit, daß die großen dazu erforderlichen Kosten dadurch aufgewogen würden. Eben so wenig wird für jeden Kranken ein eigner Tisch erforderlich sein. Daß aber jeder einen angestrichenen Schemel erhalte, ist nicht mehr als billig, so wie es auch gut sein wird, für Fenster-Rouleaux, wenigstens auf der Sonnenseite, zu sorgen. Dem gemäß habe Ich dem Oberhof-Bauamte aufgegeben, in Ansehung des neuen Hauptgebäudes einen Anschlag von diesen Utensilien anzufertigen und einzureichen, damit Ich hiernächst die Kosten dazu auf den künftigen Bau-Etat annehmen lassen könne.

Übrigens halte Ich Mich von Euch und von dem Armen-Direktorium versichert, daß dasselbe mit der angestrengtesten Sorgfalt für die Abstellung aller Mißbräuche und immer mehrere Verbesserungen der Charite sorgen werde. Ihr habt demselben diese Meine Ordre bekannt zu machen, und Ich verbleibe Euer affektionirter König

Friedrich Wilhelm.«

Durch fernere Kabinets-Ordre vom 6. Novbr. erhält nun das Armen-Direktorium den Bescheid, daß der König den obenerwähnten Zuschuß von 10,000 Thaler auf die Lotterie-Überschüsse angewiesen und nächstdem dem Geheime-Rath Fritze eine jährliche Entschädigung von 1000 Thlr. bewilligt habe. Gleichzeitig wird festgestellt, daß die Charite in medicinischer und chirurgischer Hinsicht nicht mehr unter dem Armen-Direktorium, sondern unter der gemeinschaftlichen Aufsicht der Minister v. Schulenburg, als Chef des Medizinalwesens, und v. Massov, als Chef des Armen-Direktoriums, stehen solle.

Wie lebhaft aber der König sich mit diesem Gegenstande beschäftigte, geht daraus hervor, daß er schon unterm 19. Novbr. dem Armen-Direktorium anzeigte, daß er das Zuckersiederei-Gebäude, welches früher die Tabaks-Administration besessen, dem Hospitale schenke, welches nunmehr von der Charite getrennt werden solle. Nicht minder ordnete eine Kabinets-Ordre vom 28. Novbr. bereits die Art und Weise der gemeinschaftlichen Verwaltung der Charite durch die beiden genannten Minister. Nach derselben soll nur der Minister v. d. Schulenburg persönlich, nicht aber irgend eine medizinische Behörde, bei der Verwaltung betheiligt sein, und ihm namentlich die Oberaufsicht der medizinischen Behandlungsweise, die Berücksichtigung der Sterblichkeit und ihrer Ursachen zustehen, worüber ihm die Oberärzte wöchentlichen Bericht abzustatten haben; außerdem soll er den klinischen Unterricht sowohl in seiner Zweckmäßigkeit für die Studirenden, als in Betreff der etwaigen Nachtheile für die Kranken kontrol-

liren; dasselbe soll bei der Hebammen-Schule stattfinden, »damit die Schwangern zweckmäßig behandelt, nicht den Versuchen ungeübter Hebammen und Studenten preisgegeben werden und dabei keine der Mutter oder dem Kinde schädliche Versehen vorfallen;« endlich ist nächst der Oberaufsicht über die Apotheke, auch die Anstellung der Ärzte und Chirurgen Sache des genannten Ministers. Über ökonomisch-medizinische Gegenstände, wie die Diät der Kranken, Anschaffung von Instrumenten und Verbandstücken, so wie über mögliche Verbesserungen, Beschwerden u. s. w. sollen monatliche Conferenzen abgehalten werden, denen die beiden Minister, die Oberärzte, die beiden Departements-Räthe u. s. w. beiwohnen müssen.

Nach dem Mitgetheilten wäre es überflüssig, den Leser darauf aufmerksam zu machen, wie der König auch bei dieser Gelegenheit der Wahrhaftigkeit seines Charakters treu geblieben ist, indem er auch hier mit jenem Eifer und jener treuen Innigkeit zu Werke ging, die ihn stets beseelten, wo es Menschenwohl galt. Nicht daß er es that, ist das Lobenswerthe, sondern die Art, wie er es that, die Lebhaftigkeit, mit der er die Sache ergriff, die Raschheit, mit der er sie ausführte und vor Allem die seelenvolle Theilnahme und die aufrichtige Freude, die sich je nach den verschiedenen Anlässen in den Worten der oben mitgetheilten Kabinets-Ordre ausspricht.

Wir beschließen dieses Kapitel, indem wir noch die wichtigsten Verfügungen darin aufnehmen, die in den letzten Monaten des Jahres 1798 und im Laufe des Jahres 1799 von dem Könige erlassen worden sind.

Hierher gehört zunächst die mittelst Kabinets-Ordre vom 10. Dezbr. 1798 getroffene Verfügung, nach welcher die bisherige persönliche Befreiung von Servis für bürgerliche Grundstücke, sofern nicht rechtskräftige Gründe dafür beigebracht werden konnten, nicht ferner statthaben sollte.

Zu den ersten und wichtigsten Verordnungen des Jahres 1799 ist ohne Zweifel die an die Consistorien erlassene wichtige Instruktion vom 12. Febr. in Betreff der theologischen Prüfungen zu zählen. Da redlicher Eifer, Gutes zu befördern, heißt es in der Einleitung, nächst der wirklichen Amtstüchtigkeit der Prediger für Beförderung wahrer Religion und Sittlichkeit von viel höherer Wichtigkeit sind, als alle Vorschriften über die Lehrvorträge und Amtsführung der Prediger, so sollen auch die Consistorien stets mit vollem Ernst darüber wachen, daß diejenigen, denen ein Predigtamt anvertraut wird, außer den nöthigen Kenntnissen, auch guten Willen und Geschicklichkeit genug besitzen, die wichtigen Pflichten ihres Berufs zu erfüllen. Bei der Unmöglichkeit aber, die wahren Gesinnungen eines Menschen zu erkennen, und bei der Unzuverlässigkeit selbst der feierlichsten Verpflichtungen, soll hauptsächlich auf den, durch amtliche Zeugnisse bewährten Lebenswandel der Kandidaten Rücksicht genommen werden. Können dem Kandidaten Leichtsinn, Pflicht-Vernachlässigung oder Unsittlichkeit andrer Art zur Last gelegt werden, so ist er vom Examen pro Ministerio (d. h. zur wirklichen Übernahme einer Predigerstelle) ganz zurückzuweisen, und darf selbst die bloße Erlaubniß zu predigen nur unter Einschränkung und überhaupt nur dann erhalten, wenn das ihm zur Last Gelegte

nicht erheblich ist. — Demnächst werden die verschiedenen Erfordernisse auseinander gesetzt, welchen, 1) ein Kandidat genügen muß, wenn er die Erlaubniß zu predigen erhalten will. Außer dem praktischen Theil, dem Abhalten einer Predigt über einen gegebenen Text, besteht dies Examen in der schriftlichen Beantwortung mehrerer Fragen dogmatischen, kirchengeschichtlichen und exegetischen Inhalts, worauf der Kandidat dann noch mündlich sowohl über jene Fragen und den Inhalt seiner Predigt, als über seine Fähigkeit, das alte und neue Testament im Urtext zu lesen und zu erklären, geprüft wird.

Hiervon unterschieden ist 2) das Examen pro Ministerio, welches stets nur dann stattfinden darf, wenn der Kandidat einen Ruf zum Antritt einer Predigerstelle erhalten hat. Auch bei diesem Examen geht das Abhalten von Predigten nach gegebenem Text voran, hierauf folgen die schriftlichen Ausarbeitungen und endlich die mündliche Prüfung, in welcher der Kandidat unter andern auch praktische Übungen im Katechisiren vornehmen muß. — Bei allen diesen Prüfungen soll, außer auf den Lebenswandel und die allgemeinen Kenntnisse des Kandidaten, ganz besonders darauf gesehen werden, »ob er mit der heiligen Schrift und der Kunst, sie auszulegen, bekannt sei, ob er den kirchlichen Lehrbegriff nach seiner Entstehung und seinen Gründen kenne, von den praktischen Wahrheiten vorzüglich deutliche Begriffe habe, und sie gegen die gewöhnlichsten Einwürfe retten und sie faßlich darstellen könne.« — Sowohl bei diesem, als bei dem ersten Examen werden dem Kan daten nach Maaßgabe der von ihm bewiesenen

Kenntnisse und Fähigkeiten, die verschiedenen Prädikate vorzüglich, gut oder schwach und untüchtig ertheilt. Den Examinatoren ist hierbei eingeschärft, bei dem ersten Examen mehr auf die theoretische Gelehrsamkeit, bei dem zweiten aber nächstdem auch auf praktisches in das menschliche Leben eingreifendes Wissen in der Religion zu sehen. Auch mit dem Prädikat mittelmäßig ist der Kandidat zur Übernahme einer Predigerstelle zuzulassen, wenn er im Ganzen die Hoffnung gewährt, daß er sein Predigtamt mit Nutzen werde führen können, widrigenfalls er, vor Antritt eines Predigtamts, nach Jahresfrist noch einmal ein mündliches Examen zu bestehen hat. — Endlich war noch ein drittes Examen für diejenigen bereits ordinirten Prediger und Schullehrer angeordnet, welchen eine geistliche Inspektion über eine Diöcese anvertraut werden sollte. Vor dem Antritt eines solchen Amts mußte der Berufene, sofern er nicht bereits einen ausgezeichneten Ruf und anerkannte Verdienste besaß, ein sogenanntes Colloquium im Pleno des Provinzial-Consistoriums abhalten, worin er namentlich über Pastoralklugheit und über die Verhältnisse und Geschäfte eines Inspektors geprüft wurde, wie er auch außerdem durch Anfertigung aufgegebener schriftlicher Arbeiten seine besondere Gelehrsamkeit, sowie seine Fähigkeit, das erste Examen mit Kandidaten abzuhalten, nachweisen mußte.

Leuchtet aus dieser Verordnung der reine evangelische Sinn des Königs und sein Bestreben, beim Vermeiden alles Gewissenzwanges, die Gemüther durch bessere Mittel für die Aufnahme wahrer Religiösität empfänglich zu ma-

chen, auch im Ganzen unverkennbar hervor, so finden wir doch die Gedanken des Königs in dieser Rücksicht noch klarer und eindringlicher in nachstehender Kabinets-Ordre ausgesprochen, deren Inhalt die Einführung einer neuen Liturgie und die Vereinigung beider evangelischer Confessionen betrifft, demnach einen Gegenstand, welcher, gleichsam als ein Erbtheil von seinen Ahnen, des Königs wärmstes Interesse während der ganzen Dauer seines Lebens in Anspruch genommen hat. Diese Kabinets-Ordre vom 18. Juli 1798 datirt, lautet folgendermaßen:

„Meine lieben Etatsminister Freiher v. Thulemeyer und v. Massow. Aus dem von Euch, dem Baron von Thulemeyer, eingereichten Promemoria des Ober-Consistorial-Raths Sack, eine neue Kirchen-Agende betreffend, habe ich mit Wohlgefallen ersehen, daß sehr viele Prediger und Gemeinden beider Confessionen das Bedürfniß einer verbesserten Liturgie sehr lebhaft fühlen, und daher eine den gereinigten Religions-Begriffen angemessene neue Agende sehnlichst wünschen. Jetzt besonders aber freut es mich, daß Hoffnung vorhanden ist, beide Confessionen durch eine gemeinschaftliche Agende, der bleibenden Verschiedenheit der Meinungen ungeachtet, einander näher zu bringen, und dadurch selbst den unaufgeklärten Theil der kirchlichen Gemeinden immer mehr und mehr zu überzeugen, daß Friede, Liebe und Duldung die einzigen nöthigsten Mittel in Religionssachen sind. Durchdrungen von dieser Wahrheit will ich, daß bei der vorhabenden Liturgie nicht nur aller Zwang — denn an diesen darf in Angelegenheiten des Gewissens und der Überzeugung gar nicht

gedacht werden — sondern auch so viel als möglich alle bürgerliche Autorität vermieden, und die auszuarbeitende verbesserte Agende Anfangs blos als eine Privat-Unternehmung einzelner Gelehrten angesehen werden soll. In dieser Hinsicht finde ich die, ganz in diesem Geiste gemachten Vorschläge des Sack sehr zweckmäßig, und empfehle sie Euch zur angelegentlichsten Beherzigung. Nächstdem aber befehle ich Euch, einigen ernsthaften, tolerant denkenden und in jeder Rücksicht zu diesem brauchbaren Männern, nach vorgängiger meiner Genehmigung derselben, den Auftrag zu machen, eine Sammlung von kirchlichen Gebeten, Tauf-, Trauungs- und Abendmahls-Formularen, mit Benutzung der schon vorhandenen und allgemein geschätzten Agenden zu veranstalten, diese Arbeit sodann von der Behörde prüfen, und, nach von derselben erhaltener Billigung, solche dem großen Publikum zur allgemeinen Prüfung durch den Druck vorlegen zu lassen, die Stimme der Verständigern darüber zu vernehmen, ihre gegründeten Erinnerungen zu benutzen, und wenn die öffentliche Meinung für die Zweckmäßigkeit derselben entschieden hat, auch die mehresten Prediger und Gemeinden die Einführung derselben verlangen, unter Einreichung derselben an mich zu berichten. Alsdann werde ich bestimmen, ob der öffentliche Gebrauch der verbesserten Agenden denen, die sie verlangen, unter gänzlicher Freiheit eines jeden, sich noch der alten Agende zu bedienen, erlaubt werden solle. Nur auf diese Weise wird in dieser wichtigen Angelegenheit, wovon die Wiederbelebung der in neuern Zeiten so merklich in Abnahme gekommenen Religiösität abhängt, die so höchst

wünschenswerthe Verbesserung ohne anstößige unruhige Auftritte bewirkt werden können.

Ich empfehle Euch daher bei der Ausführung dieses Auftrages, mit der möglichsten Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke zu gehen, und versichere Euch, daß Ihr Euch dadurch aufs neue befestigen werdet in der Gnade Eures wohlaffektionirten Königs

Friedrich Wilhelm.«

Diesen Mittheilungen reihen wir mehre in polizeilicher Hinsicht wichtige Maaßregeln an, und zwar zuvörderst die Verordnung vom 6. Februar, in welcher die Strafbestimmungen gegen Diebe und ähnliche Verbrecher festgesetzt werden. Ungewöhnlich häufige Diebstähle und das immer öfter vorkommende Entweichen der Verbrecher, bildeten die nächste Veranlassung zu diesen neuen Bestimmungen, welche im Allgemeinen eine Schärfung der bisherigen Verordnungen enthalten und nächstdem Maaßregeln vorschreiben, durch welche der eigentliche Zweck der Bestrafung, die Besserung des Verbrechers, sichrer erreicht werden kann.

Ist hier für Bestrafung des Verbrechens gesorgt, so suchte man nicht minder der Begehung desselben so viel als möglich vorzubeugen, und dahin zielt namentlich das Edikt vom 6. April, durch welches den in Uckermünde und Neu-Stettin errichteten beiden Arbeitshäusern für Vor- und Hinterpommern ausführliche Instruktion ertheilt wird, um jenen Instituten die Erreichung ihres eigentlichen Zweckes, nämlich Abschaffung des überhand genommenen Betteln̈s und Vagabondirens, zu sichern.

Auf ähnliche Weise wurde den zahlreichen Feuersbrünsten in den enggebauten Dorfschaften Neu-Ostpreußens durch das Edikt vom 6. Juni begegnet, nach welchem die Abgebrannten ihre Häuser und Gehöfte nur mit Zuziehung der Gerichts-Obrigkeit wieder aufführen durften, und es sich, obwohl gegen Entschädigung, gefallen lassen mußten, wenn ihnen zur Vermeidung der Feuersgefährlichkeit andere, als die inne gehabten Baustellen angewiesen wurden.

Dem von dem Könige streng befolgten System der Sparsamkeit entspricht die Verordnung vom 5. August, in Folge Königlicher Kabinets-Ordre vom 29. Juli, welche allen Civilbeamten befiehlt, ihre Frauen in die Wittwen-Kasse einzukaufen, um dadurch dem Staat die außerordentlich hohen Ausgaben, welche die Pensionirung der Beamten-Wittwen herbeiführte, zu ersparen, ohne gleichzeitig die Wittwen dem Mangel preiszugeben.

Gleichzeitig mit dieser Verordnung und aus derselben zwiefachen Absicht hervorgegangen, die Mittel des Staates zu sparen und dennoch die Zukunft seiner Diener zu sichern, ist die gleich Tags darauf (30. Juli) vom König erlassene Kabinets-Ordre und die daraus hervorgegangene Verordnung vom 8. August in Betreff der Versorgung invalider Soldaten und Officianten und zur Anstellung notirter ehemaliger Tabaks-Beamten. Nach dieser Verordnung sollen die Behörden bei Anstellungen in Subaltern-Posten stets auf die obenbezeichneten Individuen ausschließliche Rücksicht nehmen, und denselben daher so viel als möglich Gelegenheit geben, sich im Civildienst zu rutiniren. Aus diesem Grunde soll andern Supernumerarien niemals die

Berechtigung zur Anstellung ertheilt werden. — — Hier sparsam, zeigte sich der König doch wiederum freigebig und großmüthig, sobald die Umstände es erheischten. So wies er zur einstweiligen Pensionirung armer polnischer Offiziers und Civilbeamten, welche nach der Besitznahme von Süd-preußen nicht placirt werden konnten, einen Fonds von 22,000 Thalern jährlich an, mit der Bestimmung, daß die Pensionen im Lande verzehrt und überhaupt nur so lange bezogen werden sollten, bis die Pensionärs in passende Ämter eingestellt werden könnten. Hierdurch wurde die Noth vieler Unglücklichen beseitigt, nachdem schon im Jahre vorher einer nahmhaften Zahl solcher Individuen, bei den Verpachtungen der Königlichen Domainen, zu gehörigem Broderwerb Gelegenheit geschafft worden war.

Die in statistischer und polizeilicher Hinsicht gleich wichtige Anfertigung der Bevölkerungs-Listen ward durch die Verordnung vom 18. Septbr. theils geregelt, theils verbessert, indem das Beste aus den ältern Bestimmungen in die neue aufgenommen, und durch eine entworfene Übersicht das Zusammenfassen der einzelnen Angaben erleichtert wurde.

Wiederum der Absicht der Sparsamkeit entsprach die unterm 12. Decbr. 1799 und unterm 9. Febr. 1800 erlassene Instruktion für die Ärzte wegen Ertheilung von Attesten an Officianten, welche auswärtige Bäder besuchen wollten. Der König, heißt es darin, habe mißfällig vernommen, daß das Besuchen ausländischer Bäder immer mehr zur Gewohnheit werde, und daß besonders Beamte, mehr um der Reise willen, als aus Rücksicht ihrer Ge-

sundheit, in fremde Bäder sich begeben, und dabei nicht nur das Geld aus dem Lande führen, sondern auch den Dienst versäumen. Deshalb solle jeder Beamte, der ein ausländisches Bad besuchen will, von einem approbirten Arzte sich bescheinigen lassen, daß dasselbe durch kein inländisches Bad, welche namentlich angeführt werden (Altwasser, Charlottenbrunn, Fliesberg, Kudova, Rheinerz, Sichersreuth und Stoben, letztere beiden im Baireuthischen) und deren chemische Mischung und Wirkungsart ebenfalls in jener Instruktion auseinandergesetzt wird, ersetzt werden könne.

Mancherlei geschah auch in diesem Jahre zur Beförderung des Verkehrs im Innern. Dem von Friedrich Wilhelm II angelegten Kanal, der die Seee bei Ruppin, Bütz und Kremmen durch den Sarnow-Graben bei Oranienburg mit der Havel verbindet, legte der König den Namen Ruppiner Kanal bei, und setzte durch Edikt vom 28. April das Gefälle für die Fahrzeuge auf diesem Kanal fest. — Durch diesen Communikationsweg, der Ruppin und Berlin in nähere Verbindung brachte und namentlich den Absatz der Torfstiche am Rhin beförderte, ward auch der Rhin mit dem Oderstrom, vermittelst des Finows-Kanals, in Verbindung gebracht.

Bei dieser, nach allen Seiten hin gerichteten Umsicht entging, wie man voraussetzen kann, auch das so höchst wichtige Rechtswesen keinesweges der Aufmerksamkeit des Königs. Bereits unterm 30. Decbr. 1798, bei Gelegenheit, da er eine Erläuterung verschiedener Stellen des Landrechts und der Gerichtsordnung ertheilte, kündigte er an, daß er nächstens Bestimmungen zur Abkürzung des

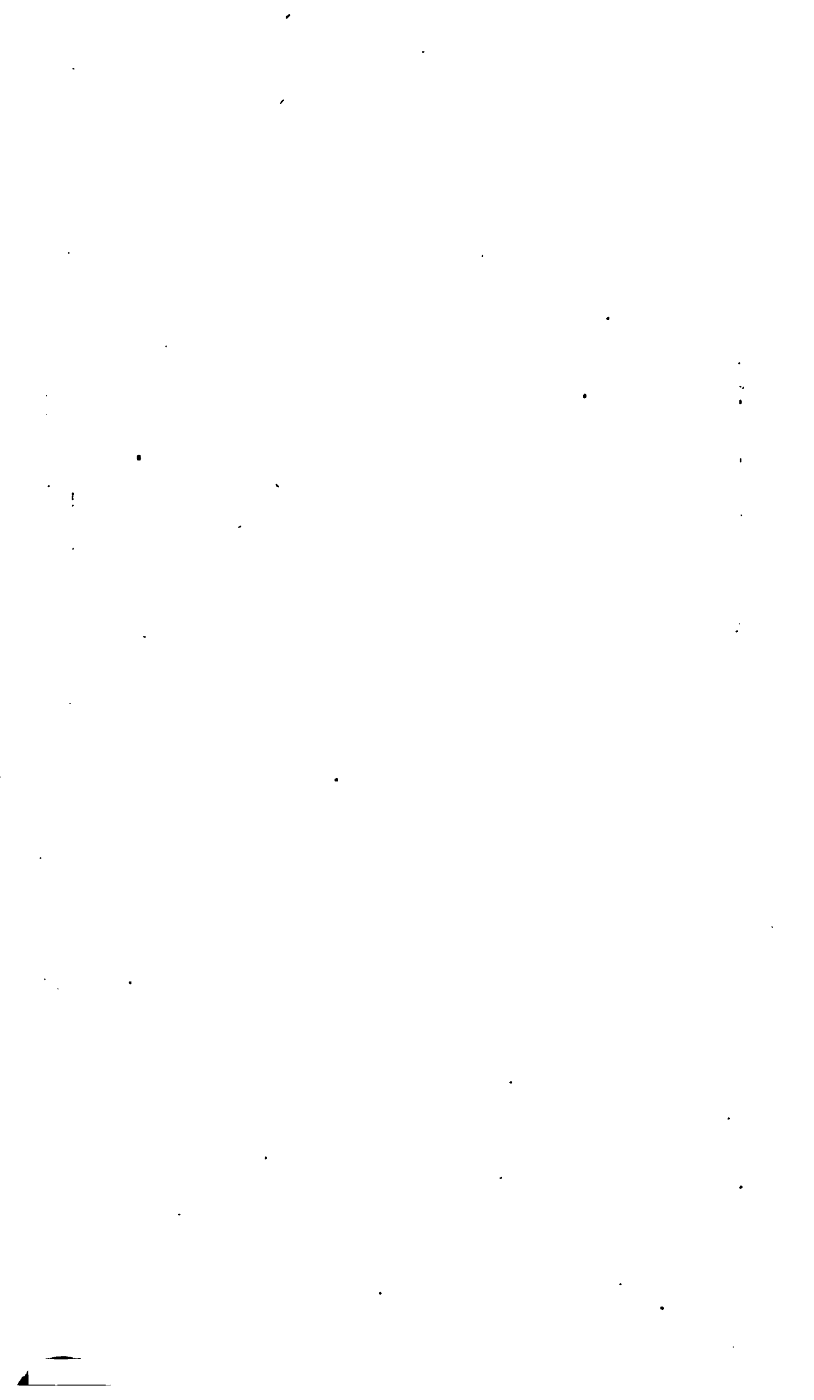
Rechtsverfahrens erthellen werde. »Bei mehreren Gelegenheiten, heißt es, haben Wir bereits zu erkennen gegeben, wie fest und bestimmt Unser Wille sei, daß die Rechtspflege in Unseren Staaten zwar gut und gründlich, aber auch kurz und einfach sein soll.«

Diese Ankündigung ging rasch in Erfüllung, denn bereits unterm 1. Februar 1799 erging ein desfallsiges Zirkular an sämmtliche Justiz-Behörden des Königreichs. — Nicht im Kanzleistyl, sondern in seiner gewöhnlichen einfachen und eindringlichen Weise giebt auch hier der König seine Absicht, die Gründe, welche dieselbe veranlaßten, und die Mittel, durch welche er jene zu erreichen hofft, klar zu erkennen. Er sei entschlossen, sagt der König, alle durch die Erfahrung bewährte Mittel zur möglichsten Vervollkommnung des Gerichtsverfahrens anzuwenden; allein dies werde niemals genügen, so lange nicht der rechtliche Wille jedes einzelnen Gerichts-Beamten hierzu kräftig mitwirke. Aus den Instruktions- und Referenten-Listen aber habe er mit Mißfallen öfters ersehen, daß die Schuld der Verzögerung vieler Prozesse an den Gerichts-Deputirten, Referenten und Justiz-Commissarien liege. — Es werden nun demnächst diejenigen Nachlässigkeiten namentlich gerügt, durch welche die Verschleppung der Prozesse herbeigeführt wird. Dieses Übel abzuwenden, werden nun die Gerichte angewiesen, vierteljährliche Berichte und Listen einzusenden, durch welche es dem Großkanzler möglich wird, eine genaue Kontrolle über jene zu führen, so daß er, dem Verlangen des Königs gemäß, diesem sowohl diejenigen Gerichts-Beamten in nahmhafter Liste vorlegen könne,

welche sich durch Rechtlichkeit und Diensteifer ausgezeichnet haben, als auch diejenigen, durch deren Schuld ein Prozeß in die Länge gezogen ist. Letztere sollen dann nicht nur durch Strafbefehle an ihre Pflicht gemahnt werden, sondern unter Umständen auch gehalten sein, die versäumte Rechtssache auf ihre Kosten von einem fleißigeren Beamten zu Ende führen zu lassen.

VI.

Häusliches Leben.



Vierzehntes Kapitel.

Familien-Ereignisse.

Von dem wohlbestellten Felde der Herrscher-Thätigkeit, auf das der junge Monarch die Saat des Guten und Förderlichen mit unverdrossener Mühe aussäete, kehren wir in die Mauern des prunklosen Palastes zurück, zu den Scenen stiller Traulichkeit und süßen Glückes, dem von Zeit zu Zeit das Schicksal des Königspaars neue Veranlassung und neue Bestandtheile zuführte.

Zu den frohesten Familien-Ereignissen dieser Zeit müssen wir zuvörderst die am 13. Juli 1798 zu Charlottenburg erfolgte glückliche Entbindung der Königin von einer Prinzessin zählen, deren Tauf-Fest zu einer um so froheren Feier wurde, als es grade am Geburtstage des Königs, den 3. August, statt hatte. Die Königin-Mutter aus Freienwalde herbeigeeilt, hielt das holde Enkeltöchterchen über die Taufe, und nächst jener umstanden den Altar: die Wittwe des Prinzen Ludwig (jetzt Königin von Hanover), der Erbprinz von Oranien (jetzt König Wilhelm I von Holland) und dessen Gemahlin, die Prinzessin Louise von Radzivill, der Erbprinz von Braunschweig nebst Gemahlin, der Herzog von Sachsen-Weimar und der Erb-

prinz und Prinz Georg von Hessen-Darmstadt. Die Prinzessin, welche die Namen Friederike, Louise, Charlotte, Wilhelmine empfing, ziert jetzt den Kaiserlichen Thron von Rußland und hat an der Seite ihres erhabenen Gemahls dem Könige, ihrem Vater, eine reiche Fülle von Glück und Freuden bereitet.

Wenige Wochen nach der Taufe der Prinzessin Charlotte, ward die Prinzessin Louise Radzivill von einem Prinzen entbunden, dessen Taufe am 2. Septbr. in der katholischen Kirche stattfand, wobei der König selbst den jungen Prinzen über die Taufe hielt, der auch die Konigin nebst den meisten Mitgliedern des Königlichen Hauses beiwohnte.

Außer bei Veranlassungen solcher Art, sehen wir nur selten das stillglückliche Königspaar aus dem Kreise einer gemüthlichen Häuslichkeit, welche fast eine ununterbrochene Kette schöner Freuden bot, heraustreten. Nur zuweilen besuchten der König und die Königin in jener Zeit das Theater, und auch dann meist nur bei festlichen Veranlassungen. Dagegen versäumten sie es nicht leicht, den Erzeugnissen der Kunst und strebsamer Industrie ihre theilnehmende Aufmerksamkeit zuzuwenden und durch den Besuch der Ausstellungen und selbst der Künstler-Atteliers und Werkstätten Fleiß und Eifer zu ermuntern und zu belohnen. So finden wir den König in Begleitung der Königin am 18. Oktober auf der Kunst-Ausstellung in Berlin, die Säle der Akademie mit theilnahmvoller Aufmerksamkeit durchschreitend, und an den Curator der Akademie, Minister von Heinitz, huldvolle Worte der Belobi-



ALEXANDRA FEODOROWNA,

Kaiserin von Rußland.



gung und Ermunterung richtend. Mit ganz besonderem Interesse verweilte der König vor einigen, von dem Mechanikus Fritz zu Berlin gefertigten Gegenständen, die einen ausgebreiteten praktischen Nutzen zu gewähren schienen Dies war nämlich erstens ein Krahn und Haspel, mittelst dessen man durch eine Kraft von neun Pfund eine Last von mehr als 200 Pfund auf jede beliebige Höhe emporheben konnte, und zweitens ein Bohrer, mit welchem man nicht blos Holz, sondern auch Stein und Eisen ausnehmend leicht und schnell und in jeder beliebigen Richtung durchbohren konnte. Der König gab dem Verfertiger selbst seine hohe Zufriedenheit zu erkennen und äußerte den lebhaften Wunsch, daß dessen treffliche Erzeugnisse eine baldige und ausgebreitete praktische Anwendung finden mögen.

Die Rücksicht auf praktische Nützlichkeit war überhaupt für den König bei allen Erzeugnissen der Industrie, und im gewissen Sinne selbst bei der Kunst die vorherrschende. Aus mannigfachen Thatsachen, die wir im Laufe unserer Darstellung mitzutheilen Gelegenheit haben werden, wird dies unleugbar hervorgehen. Der Güte eines verehrten Gönners verdanken wir die Mittheilung sehr bezeichnender Äußerungen aus dem Munde des Königs selbst über diesen Gegenstand, behalten uns aber die Darstellung jener interessanten Unterredung, die in die letzten Lebensjahre des Königs fällt, für einen geeigneteren Ort vor.

Nicht selten sahen auch, wie erwähnt, Künstler und Handwerker ihre Atteliers durch die Gegenwart des Königs-

paars geehrt. Im Juli 1799 nahmen der König und die Königin eine eben so kunstreich, als geschmackvoll gearbeitete Flötenuhr in der Werkstatt des Hofuhrmachers Möllinger* in Augenschein. Gleiche Ehre ward bald darauf (18. August) den Bronze-Fabrikanten Werner und Miethe zu Theil, deren Kunst-Erzeugnisse sich durch Zartheit, Vollendung und Trefflichkeit des Kolorits auszeichneten; und einige Zeit darauf sah die Tappertsche Spinnanstalt das Königspaar ihre Räume durchwandeln und mit dem lebhaftesten Interesse den ganzen Gang der Mechanik der verschiedenen Maschinen beobachten.

In wiefern der König auch bei den Erzeugnissen eigentlicher Kunst den praktischen Nutzen berücksichtigen wollte, leuchtet am besten aus nachstehender Kabinets-Ordre an den Minister von Heinitz hervor:

---

*Das Gestelle dieser kunstvollen Uhr war aus graugräulichem Masernholz, nach einer Zeichnung des Professors bei der Berliner Akademie der Künste, Landschaftsmaler Lübke, gemacht, und nach korinthischer Ordnung mit Marmor und Bronze sehr geschmackvoll dekorirt. Vier gereifte Säulen trugen den Obertheil, auf welchem sich als Aufsatz Urania sitzend, (nach Schadow, von dem Bildhauer Bardon), befand. In der Linken hält sie eine Pergamentrolle, in der Rechten, welche auf einer Kugel ruht, die auf einigen Büchern liegt, einen Griffel, um die Stunden anzudeuten, welche auf einem matt vergoldeten Ringe angegeben sind, der sich, sowie die Stunden fortrücken, um die Mitte der Kugel herumdreht. Das Postament, durch ein marmornes ovales Basrelief, die Fortuna darstellend, von dem Bildhauer Bardon verziert, war ebenfalls sehr sauber und geschmackvoll. Das Flötenwerk zeichnete sich durch Umfang, Ton und Mannigfaltigkeit der Stimme, vorzüglich aus. Es reichte nämlich vom einmal gestrichenen G. bis ins dreigestrichene F., und hatte neben der bekannten Flöten- auch eine Clarinett- und eine Fagott-Stimme, die in einzelnen Compositionen obligat eintraten und durch das Schwellen und Verschwinden des Tons vom Pianissimo bis zum Forte, eine auffallende Wirkung thaten.

»Bei den aus Eurem Bericht vom 10. d. M. ersehenen Gründen, schreibt der König, approbire Ich es, daß die öffentliche Kunst-Ausstellung der Akademie der Künste, bis zum künftigen Jahre ausgesetzt werde.

Ich genehmige es ferner, daß Ihr zu diesem Behuf bei den vorzüglichsten Künstlern Bestellungen gemacht habt; nur erinnere Ich, daß alle Sujets aus der alten Mythologie und Geschichte gewählt sind.

So lange als dies geschiehet, wird die Theilnahme des Publikums für die Werke der Kunst nie recht belebt werden.

Weit eher, und in einem größern Maaß kann man sich dieselbe versprechen, wenn Gegenstände der vaterländischen Geschichte, welche reichen Stoff dazu bietet, besonders für die Historien-Maler und Zeichner ausgesucht würden.

Ich gebe Euch daher auf, hierüber weiter nachzudenken und Mir Euren Plan anzuzeigen. Alsdann werde auch Ich vielleicht eher Mich entschließen, wenn etwas Vorzügliches und Vollendetes zur Ausstellung geliefert wird, einige der beifallswürdigsten Stücke, für meine eigne Rechnung an Mich zu behalten. Nur unter diesen Bedingungen kann Ich Euch die Erlaubniß ertheilen, den Künstlern hierzu Hoffnung zu machen. Ich bin

Euer wohlaffektionirter König

Charlottenburg den 17. August 1799.

Friedrich Wilhelm.«

Natürlich ward dem hierin ausgesprochenen Befehl des Königs gehorsamt, und derselbe genehmigte daher das von

dem Minister eingesandte neue Tableau für die Ausstellung vom Jahr 1800, da in demselben größtentheils interessante Gegenstände aus der vaterländischen Geschichte, zur Bearbeitung für den Maler Rehberg in Rom, von den Professor Rambach ausgewählt worden waren. Der König hatte auch hierbei keinesweges die Befriedigung eines persönlichen Wunsches im Auge, was namentlich daraus hervorgeht, daß er sowohl dem Professor Rambach in der Auswahl sämmtlicher Sujets, als auch dem Maler in seiner Entschließung für die Darstellung eines einzelnen aus den vorgelegten Sujets vollkommene Freiheit ließ.

Eben so wenig hing der König engherzig an der Idee, daß die Kunst ihren Hauptwerth nur in der praktischen Nutzbarkeit derselben habe, vielmehr wußte er sehr wohl, ein Kunstwerk als ein solches zu schätzen, und ächtes Talent und rüstige Strebsamkeit durch Belohnung und Aufmunterung zu fördern. Je ergiebiger sich die von ihm als nothwendig erkannte Sparsamkeit erwies und je höherer Reichthum an Mitteln aus seinen trefflichen Einrichtungen hervorging, desto mehr erweiterte er auch die Gränzen der thätlichen Theilnahme, welche er dem Streben und den Erzeugnissen der Kunst zuwendete. Doch auch schon in jener Zeit schränkte er seine Theilnahme keinesweges in dem Maaße ein, daß er nicht wackre Künstler mit ächtköniglicher Großmuth zu belohnen verstanden hätte. Als Zeugniß führen wir unter anderem namentlich folgende Kabinets-Ordre auf:

»Die von dem Kupferstecher Frick mit seiner Eingabe vom 7. d. M. eingereichten Abbildungen des Marienburger

Schlosses in Preußen, haben Sr. Königliche Majestät rc. viel Vergnügen gemacht und Höchstdieselben wollen ihm daher nicht allein Ihren Beifall wegen der guten Ausführung seines Unternehmens hierdurch bezeigen, sondern ihm auch zu seiner Aufmunterung beigehend ein Geschenk von 60 Stück Friedrichsd'or mit der Nachricht übersenden, daß Sie dem Staats-Minister Freiherrn v. Heinitz dato aufgegeben haben, ihn aus den Fonds der Akademie der Künste, sobald dieselbe durch eine Vakanz oder sonst dazu im Stande ist, zu einer Pension bei Höchstdenenselben in Vorschlag zu bringen.

Berlin den 12. Decbr. 1799.

Friedrich Wilhelm.«

Wir kehren indeß, zu rasch von dem Gegenstande in der Zeit fortgeführt, von dem Ende des Jahres 1799 zu dem Anfang desselben zurück, der uns den König ebenfalls durch mannigfache Handlungen in dem Glanze der Großmuth und frommer Wohlthätigkeit zeigt. — Eis-Stopfungen im Rhein hatten ein Austreten dieses Flusses zu Wege gebracht und die Gegend oberhalb Wesel war dadurch den größten Verwüstungen, und ein großer Theil der Bewohner dem bittersten Elend preisgegeben worden. Die nächste Behörde (die Cleve-Meursische Domainenkammer) hatte im Verein mit den begüterten Einwohnern Alles gethan, um die Folgen des Unglücks abzuwenden, und der König gab nicht nur der Kammer seine volle Zufriedenheit darüber zu erkennen, sondern autorisirte sie ausdrücklich, die nöthigen Unterstützungsgelder aus den dortigen Fonds zu entnehmen. Doch nicht daß er dies that, sondern wi

er es that, giebt der Sache ihren eigentlichen Werth. Die ächtmenschliche Theilnahme und innige Aufrichtigkeit, die aus jedem Worte der desfalls erlassenen Kabinets-Ordre tönt, ist es, die uns mächtig ergreift. »Ihr wißt, heißt es am Schlusse derselben, daß Ich Sparsamkeit in der Verwaltung und Anwendung der Staats-Revenüen für eine Meiner ersten Pflichten halte. Wenn es aber darauf ankommt, Meinen Unterthanen bei allgemeinen Kalamitäten in der Noth zu Hülfe zu kommen, so kann nur das Bedürfniß allein den Ausgaben Schranken setzen. Ihr habt daher auch nur diese Schranken zu beobachten, und so weit als nur möglich ist, Keinen, der Hülfe bedarf, hülflos zu lassen. Mit ängstlicher Besorgniß für das Schicksal Meiner guten Unterthanen sehe Ich Euren ferneren Berichten entgegen.« So spricht nur das Herz eines guten Vaters. — Auch schränkte der König die Spenden seiner Wohlthätigkeit keineswegs auf so traurige Veranlassungen ein, sondern er nahm, wie wir bereits erwähnt, jede Gelegenheit dazu schnellbereit wahr, ja er suchte solche wohl gar auf. Zu Neujahr (1799) schenkte er unter andern den Städten Berlin und Potsdam 6000 Thaler zur Vertheilung an die Stadt-Armen; den bemittelteren Residenzbewohnern gedachte er zum Schluß des Karnevals eine Frei-Redoute zu geben. Warum er diesen Vorsatz aber nicht ausgeführt, ergiebt sich aus folgender Kabinets-Ordre, an den damaligen Stadt-Präsidenten Eisenberg:

»Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, dem hiesigen Publikum eine mit Büffets besetzte Redoute zum Be-

schluß des Karnevals zu geben. Bei diesem anhaltenden strengen Winter aber, der für die Armuth so äußerst drückend ist, kann Ich jedoch nicht balanciren, und halte es im Gegentheil für Pflicht, die zu einer solchen Fete ausgesetzte Summe lieber dieser bedürftigern Klasse Berlins direkt zufließen zu lassen, und hoffe Ich hierdurch dem größern Theil des Publikums gefälliger zu sein, als durch Anstellung eines Festes, dessen Genuß nur einige Augenblicke gedauert haben, und welches in der That nur wenigen hätte zu Gute kommen können. Ich habe das gerechte Zutrauen zu Euch, daß Ihr die Vertheilung der beikommenden 4000 Thaler auf das Beste und Zweckmäßigste verfügen werdet.

Berlin den 7. Februar 1799.

Friedrich Wilhelm.«

Diesen einzelnen und vereinzelten Zügen von Wohlthätigkeit, die wir aus den zahllosen Handlungen dieser Art von Seiten des Königspaars hervorheben, fügen wir noch die Mittheilung einer Scene hinzu, die eben so sehr durch das fromme Motiv, welches sie hervorrief, als durch ihren eignen idyllischen Charakter sich auszeichnet.

Der Schloßgarten in Charlottenburg stand jeden Sonntag, selbst während der Anwesenheit des Königs, dem Publikum offen und wurde dann in der Regel sehr zahlreich besucht. Eines Sonntags (1. Septbr. 1799) fanden sich unter andern auch die kleinen Waisenmädchen des Friedrichs-Waisenhauses mit ihrer Aufseherin im Schloßgarten ein, um in demselben zu lustwandeln. Kaum hatten der König und die Königin diese Kinder, 70 an der

Zahl, bemerkt, als sie sich erkundigen ließen, welcher Anstalt sie angehörten, und zugleich erhielt die Aufseherin den Befehl, sich nach beendigtem Spaziergange mit ihren Pflegebefohlenen im Orangeriehause einzufinden, um daselbst ein Abendbrod einzunehmen. Zu diesem Zwecke wurden in dem Orangeriehause Tische und Bänke hingestellt, und die zahlreich herbeiströmenden Zuschauer vereinigten ihre Dankgefühle mit denen der armen Waisen, während das Königspaar seinen schönsten Genuß in dem Anschauen der holden Scene fand, die es hervorgerufen hatte.

Funfzehntes Kapitel.

Zweite Reise.

Noch einmal kehren wir um einige Monate wieder zurück, um den König auf seiner Inspektions-Reise zu begleiten, die er nach Beendigung der Revüen bei Berlin, am 25. Mai 1799, auch diesmal wieder in Gesellschaft der Königin antrat, um zuerst nach Magdeburg, und von dort nach Westphalen und den fränkischen Fürstenthümern zu gehen, und zugleich bei einigen befreundeten Fürstenhöfen Besuche abzustatten. Auch auf dieser Reise knüpfte das hochverehrte Königspaar das Band der Liebe und Anhänglichkeit durch Herablassung, Güte und Wohlthätigkeit noch fester, jenes Band, daß es schon so innig mit den Herzen vieler Tausenden vereint hatte, und wirkte

durch das Muster seines erhabenen Vorbildes wohlthätig auf die Veredlung der Gesinnungen auch desjenigen Theiles seines Volkes, welchem es diesmal die Freude gewährte, das theure Herrscherpaar zu sehen.

Festlich in Brandenburg empfangen und mit einem herzlichen Gedichte begrüßt*, traf das hohe Paar, noch am Tage seiner Abreise von Potsdam, beim Donner der Kanonen in Magdeburg ein, wo der König in den nächsten zwei Tagen die Revüen abhielt, denen auch die Königin beiwohnte. Die Festlichkeiten schränkten sich auf einen Ball und die Darstellung des Schauspiels: »Der Sturm von Magdeburg« ein, beides von dem Königspaar besucht.

In Braunschweig herzlich umarmt von der verwittweten Herzogin, der Schwester Friedrichs des Großen; in Hanover empfangen von dem Prinzen Adolph von Nassau, und an diesen Orten, wie in Petershagen, wo der König am 30. und 31. die Truppen musterte, von dem lauten Jubel des Volks umrauscht, setzten Beide am 1. Juni ihre Reise fort, trennten sich jedoch in Minden, indem

---

*Dasselbe schließt mit folgender naiver Strophe:

O möchten Dich mit vollen Wangen
Wir zu uns wiederkehren sehn!
Verzeih' den Wunsch! — Er ist zu schön,
Den wir in vollem Herzen tragen.
Europa möge von uns sagen,
Daß uns der beste Fürst regiert;
Und daß, wohin auch Augen schauen;
Die Blühendste der schönen Frauen
Den hohen Thron der Preußen ziert.

die Königin direkt nach Hildburgshausen zu der regierenden Herzogin, der Schwester der Königin ging, und daselbst mit den beiden andern Schwestern, der Prinzessin von Solms-Braunfels (früher Wittwe des Prinzen Ludwig, jetzt Königin von Hanover) und der Erbprinzessin von Thurn und Taxis zusammentraf, während der König zuerst in Minden dann in Wesel die Garnison inspicirte und von dort zunächst nach Kassel ging.

Die Reise des Königs ging über Bielefeld, wo er am 3ten auf dem Bleich- und Fabrikenplatz der Kaufmannschaft ein Frühstück einnahm, und gegen die Anwesenden seine Freude über den von ihm wahrgenommenen Flor des Handels- und Fabrikenzustandes aussprach. Von hier ging er über Lippstadt und Hamm. Überall, wo er anhalten wollte, war eine große Volksmenge, zum Theil aus den benachbarten Ländern herbeigeströmt, um den Monarchen zu sehen. In Königsborn, wo auf dem Salzwerk das Frühstück eingenommen werden sollte, und in Krengeldorf, dem Relais zwischen Hoerde und Bockum, wo sich die Bergleute und Fabrikanten in Parade aufgestellt hatten, und der Oberbergrichter ein Gedicht überreichte, war das Gedränge so groß, daß man kaum zum Wagen gelangen konnte, weshalb der König gar nicht ausstieg. In Hamm wurde der König von den Behörden und den in Reihen aufgestellten Bürgern empfangen; sonst waren während der ganzen Reise alle Festlichkeiten und selbst das laute Vivatrufen verboten worden. In Wesel traf der König am 4ten ein, hielt am 5ten Special-Revüe und ließ am 6sten die Truppen manöveriren. Am Abend besuchte er

dann einen, von dem Landgrafen von Hessen-Kassel veranstalteten Ball. Als bei seinem Eintritt die Gesellschaft aufstehen wollte, blieb der König stehen, und sagte freundlich lächelnd: »Wenn Sie sich geniren wollen, so muß ich wieder gehen.« Die Anwesenden nahmen nun wieder Platz, worauf eine junge Dame die Gesundheit des Königs ausbrachte, der jetzt seinerseits ebenfalls ein Glas ergriff und dasselbe, innig erfreut über den herzlichen Ton, den er nun herrschen sah, auf das Wohl der Gesellschaft leerte. Als er eben im Begriff war, den Saal wieder zu verlassen, machten die Tanzenden plötzlich Halt, und sämmtliche Damen der Gesellschaft stimmten das God save the King an, was den König auf das Lebhafteste rührte und erfreute. — Überhaupt fühlte sich der König auf dieser Reise, auf der er von dem ihm so lästigen Zwang der Festlichkeiten befreit war, in der glücklichsten Stimmung. Als ein Ausdruck derselben ist vielleicht folgende kleine Anekdote zu betrachten:

In Wesel bemerkte der König von seinem Fenster aus auf der Straße einen beurlaubten Gardisten, der ihm von Person bekannt war. Sogleich ließ er denselben zu sich herauf kommen, verlängerte seinen Urlaub auf einige Monate und beschenkte ihn überdies mit einem Goldstück. — Noch eine andere kleine Begebenheit machte dem König hier viele Freude. Ein Bauer aus der Umgegend von Wesel nämlich überreichte ihm ein Schreiben, welches er für eine Bittschrift hielt und deshalb sogleich öffnete. Jetzt aber überzeugte er sich, daß es ein Dankschreiben war, für die Unterstützung, welche der Bauer

nach der Überschwemmung erhalten hatte. Ermuntert durch die Huld des Königs und durch sein einfaches Wesen, fügte der biedere Landmann noch mündlich hinzu: »Ich kann Ew. Majestät weiter nichts anbieten, als meine beiden Söhne zu Soldaten, und das thue ich recht gern, denn beide haben von Herzen Lust, ihrem Könige zu dienen.« Dieses Anerbieten nahm der König an und versprach dem Vater, für dessen Söhne besonders sorgen zu wollen.

Von Wesel begab sich der König zurück nach Kassel und traf am 8. Juni zugleich mit der Königin und deren Schwestern auf Wilhelmshöhe ein, dessen reizende Umgebungen Beide am nächsten Tage in Augenschein nahmen. In Gesellschaft der andern fürstlichen Gäste, der Herzoge von Weimar und Meiningen, des Landgrafen von Hessen-Rothenburg nebst Gemahlin und mehrerer Anderer, wohnte das Hohe Paar in den nächsten Tagen mehreren Festlichkeiten bei, von denen wir namentlich eines von Dilettanten aufgeführten Schauspiels und des von dem Landgrafen gegebenen Maskenballs erwähnen. Nach einem froh verlebten Aufenthalte von drei Tagen setzten sie hierauf ihre Reise nach den Fürstenthümern fort, und trafen am 14ten Abends in Baireuth ein. Obwohl auch hier der ausdrückliche Befehl des Königs geräuschvolle Empfangs-Feierlichkeiten verhindert hatte, so gaben die Einwohner ihre Freude doch auf eine stille aber rührende Weise beim Einzuge des Königs kund. Die gesammte Bürgerschaft überreichte dem König, eine Schaar geschmückter Bürgertöchter aber der Königin, Gedichte und Blumen; auch bildeten die Schützengilde auf dem Markt

die Bürgerkompagnie auf dem Schloßplatz Spaliere. Am nächsten Tage besuchte das hohe Paar das reizend gelegene Lustschloß Eremitage und nahm dann, geführt von dem Minister (nachmals Staatskanzler) v. Hardenberg, einen kleinen Umweg über den sogenannten Brandenburger, um das Zuchthaus und die in demselben befindliche Marmor-Fabrik in Augenschein zu nehmen, und sich sowohl über das Detail der Arbeit und der Materialien, als namentlich auch über die Orte, wo die verschiedenen inländischen Marmorarten gebrochen werden, zu unterrichten; worauf Beide, nachdem sie erst einen Ausflug auf eine Anhöhe hinter dem Dorf Beidlach gemacht und von dort die herrliche Aussicht in das Thal genossen hatten, Abends noch einige Stunden auf dem daselbst veranstalteten Maskenball inmitten von mehr als 1000 Masken verweilten.

Am 16ten verließen sie Baireuth wieder und setzten ihre Reise über Erlangen nach Fürth fort, woselbst sie am Abend eintrafen, auch hier empfangen von den Behörden und den in Spalieren aufgestellten Bürgern. Der Landgraf und die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, der Fürst von Hohenlohe-Langenburg, die Prinzessin von Solms und die Markgräfin-Wittwe von Baireuth befanden sich hier in der Gesellschaft des Königspaars. Außer der Illumination und dem Überreichen von Gedichten fanden hier keine Feierlichkeiten statt; dagegen fand die Freude des Volks auf mannigfache andere Weise Gelegenheit, sich kund zu geben. »Die huldvolle Herablassung, sagt ein Berichterstatter jener Zeit, mit welcher der König des Morgens

beim Herausreiten aus der Mühle* durch Abnehmung des Huts und durch lange fortdauernde Entblößung des Haupts die Anwesenden gleichsam zuerst begrüßte, und die Freundlichkeit, womit die Königin aus dem Wagen auf das herzudrängende Volk herabblickte, haben dem Herrscherpaar noch mehr die ehrfurchtsvollste Huldigung Aller gewonnen, und überall tönt nur Eine Stimme der innigsten Freude.« — Nach abgehaltenen Revüen nahm das Königspaar zuerst die Produkte des Kunstfleißes in Augenschein, welche die Fürther Künstler ihm vorlegten, und begab sich sodann nach Schwabach, um die dortigen Nähnadel- und Kattun-Fabriken zu besehen.

Am 18ten endlich, nach abgehaltenem Manöver mit den Truppen, speiste das Königliche Paar in der Unter-Mühle zu Mittag und trat dann um 2 Uhr seine Weiter-Reise nach Anspach an. Hier traf es am Abend gegen 5 Uhr ein. Am Schießhause paradirte die Bürgerschaft und vor dem Schlosse das bürgerliche Reiter-Corps unter dem Schall der Trompeten. — Unter dem Schloß-Portal standen sämmtliche Räthe der dortigen Landes-Collegien, schwarz gekleidet, an ihrer Spitze der Freiherr von Hardenberg. Vier und zwanzig weißgekleidete Knaben und Mädchen streuten den Ersehnten Blumen und überreichten ein Gedicht auf einem seidenen Bande. Die mütterliche Freundlichkeit, womit diese Kinder aufgenommen wurden, war für die Herzen der Eltern und aller Anwe-

---

*Der König und die Königin wohnten des freien ländlichen Aufenthalts wegen in der sogenannten Unter-Mühle.

senden äußerst rührend. Auch die Judenschaft übergab ein Gedicht, sauber auf Pergament geschrieben, in einem silbernen und vergoldeten Rahmen gefaßt, und mehrere einheimische und auswärtige Künstler überreichten verschiedene Kunstwerke, als einen kleinen Zoll ihrer Ehrfurcht und ihrer Huldigung. Unter diesen zeichnete sich das Königliche Wappen aus, das aus verschiedenen Arten und Gattungen von Samenkörnern eben so dargestellt war, als wenn es mit den lebhaftesten Farben gemalt worden wäre.

Am 20sten Vormittags besuchte der König und die Königin, in Begleitung der Prinzessin von Solms-Braunfels, des damaligen Churfürsten von Pfalz-Baiern, der, um das Königliche Paar zu sehen, dort schon einige Tage früher eingetroffen war, und des Prinzen von Solms-Braunfels, den Hofgarten, wo sie die schöne Orangerie in Augenschein nahmen. Der Zulauf war so groß, daß ein Kommando des bürgerlichen Reiter-Corps herbeirückte, um den nöthigen Platz zu machen. Mit leutseliger Freundlichkeit grüßte der Monarch und seine Königliche Gemahlin die versammelte Menge, und verweilte fast eine ganze Stunde in dem Kreise des sie umringenden Volks. Nach aufgehobener Mittagstafel war große Kour und demnächst Ball im Königlichen Schlosse, den die Königin eröffnete.

Am 21sten fuhr das Königliche Paar, von der Prinzessin von Solms-Braunfels und den andern vornehmen Personen begleitet, früh um 10 Uhr nach Triesdorf, besah die dortigen Anlagen und kehrte gegen Mittag nach Anspach zurück von wo es, gegen 2 Uhr Nachmittags nach Mainbergheim ging, um daselbst zu übernachten,

und sich dann von dort aus über Uffenheim nach Hanau und von dort nach dem Wilhelmsbade zu begeben, wo die Königin, begleitet von ihren Geschwistern, dem Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, der Herzogin von Sachsen-Hildburgshausen, der Fürstin von Thurn und Taxis und der Prinzessin von Solms-Braunfels, nachdem sie in Aschaffenburg bei dem Kurfürsten von Mainz zu Mittag gespeist hatte, ankam. Auch hier hatte die Begier, die Hohen Fremden und die liebenswürdigste Krongeschmückte, deren Lob schon überall vor ihr hergegangen war, zu sehen und zu bewundern, eine große Menge von nahe und fern herbeigezogen.

Von Wilhelmsbade reisten sie zum Besuch an den Hof von Darmstadt, der für die Königin durch die Erinnerung an ihre Jugendzeit doppelten Reiz hatte. Nachdem sie von hieraus zuerst einen Besuch bei dem Prinzen Philipp von Hessen in Rumpenheim abgestattet hatten, wohnten sie am 27sten einem Ball bei, welchen mehrere Privatpersonen im Rothen Hause zu Frankfurt a. M. veranstaltet hatten. Der König und die Königin zeigten auch hier jene liebenswürdige Herablassung, die der reinen Quelle eines wohlwollenden Herzens und einer ächten Humanität entströmte. So tanzte unter andern die Königin auf diesem Ball mit einem Frankfurter Kaufmann und der König mit der Gattin desselben. Wie der König bei den Frankfurtern durch seinen dortigen Aufenthalt während des Rheinischen Feldzuges noch in dem schönsten Andenken stand, so knüpften sich auch für ihn und die Königin die süßesten Erinnerungen an Frankfurt, wo sie ihre erste gegenseitige Bekanntschaft gemacht, und nachdem sie sich

zum ewigen Bündniß genähert, so glückliche Stunden verlebt hatten.

Außer den genannten fürstlichen Personen hatten sich noch viele andere bei dem Königspaar in Wilhelmsbade eingefunden; wir nennen von diesen unter andern: den Markgrafen und Erbprinzen von Baden, den Landgrafen von Hessen-Darmstadt mit seiner ganzen Familie, den Landgrafen von Hessen-Homburg, die Fürsten von Neuwied, von Isenburg, von Solms-Braunfels u. s. w. Im Ganzen waren mehr als 30 fürstliche Personen anwesend.

Mit dem Ende Juni's lief auch der frohe Aufenthalt des Königspaars im Wilhelmsbade ab, welches sie am 30sten verließen, um zunächst noch dem Herzog von Weimar einen Besuch abzustatten, und sodann nach Berlin zurückzukehren. Auf der Reise von Weimar riß der Hemmschuh am Wagen der Königin, als dieselbe eben einen Berg, die hohe Sonne genannt, herunterfuhr. Vor dem fast unvermeidlichen Sturz in den Abgrund rettete sie nur die Geistes-Gegenwart ihres Vorreiters, der sein eignes Pferd mit einer unglaublichen Kraft-Anstrengung zu Boden riß und dadurch den jählings herabrollenden Wagen hemmte.* Wie allenthalben, so hatte sich auch in und um Weimar eine unglaubliche Menschenmenge eingefunden, so daß nicht nur alle Gasthöfe, sondern viele Privat-Wohnungen von Fremden angefüllt waren, welche das Verlangen, das überall

---

*Wir bedauern, unsern Lesern nicht auch den Namen dieses Mannes mittheilen zu können, der mit Muth und Geistesgegenwart und mit Aufopferung seiner Gesundheit das Leben der Königin rettete.

gepriesene Königspaar zu sehen, herbeigezogen hatte. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte verließen die hohen Reisenden Weimar und trafen am 5. Juli zu Dieskau, eine Meile von Halle bei dem Kanzler v. Hofmann ein, von wo sie sich nach eingenommenem Mittagsmahl nach Halle begaben und daselbst noch an demselben Abende einem Ball beiwohnten.

Am nächsten Morgen besuchte das hohe Paar das berühmte Hallische Waisenhaus, dem der König seit dem ersten Augenblick seiner Regierung einen hohen Grad von Theilnahme zugewendet hatte. Wir entnehmen die Einzelnheiten dieses Besuchs aus einem, mit dem sichtbaren Gefühl begeisterten Danks, geschriebenen Briefe des Kanzlers Riemeyer, der seine langgehegten sehnlichen Hoffnungen auf eine ergiebige Unterstützung der, seiner trefflichen Leitung untergebenen Anstalt, nun endlich in Erfüllung gehen sah.

Als das Königliche Paar erwartet wurde, standen alle Lehrlinge und Zöglinge der Schulen auf dem innern Hofe versammelt; sie bildeten eine dichte Reihe von dem Eingange bis hinauf an das Pädagogium, denn es waren allein über Tausend, welche damals die Schule besuchten. Den Zöglingen gegenüber standen die Officianten und Arbeiter des Waisenhauses nebst einer großen Anzahl von Zuschauern. Eine heilige Stille herrschte, denn man wußte, daß dem Königspaar die stillen Huldigungen die liebsten waren und hatte darum Alles vermieden, was einer veranstalteten Feierlichkeit geglichen hätte. Überrascht durch die, seine Erwartung weit übersteigende Größe der Anstalt, drückte

der König wiederholt seine Verwunderung, ja seine große Achtung für diese Schöpfung eines Privatmannes aus. Huldreich nach Allem fragend, durchschritt das Königliche Paar die Reihen. Manche sehr dürftig gekleidete Kinder aus der Armenschule interessirten sichtbar das Herz der holden Königin. Auch in der Buchhandlung, der Apotheke, dem großen Speisesaal und der Cansteinschen Bibelanstalt verweilten die Königlichen Personen so lange, daß ihnen über Alles genaue Auskunft gegeben werden konnte.

Hierauf sah auch das Pädagogium den guten König. Sämmtliche Schüler standen unter den Kastanien-Bäumen versammelt; 54 Preußen bildeten die eine, 50 Ausländer die andere Reihe. Mit freundlichem Ernst und herablassender Güte sprachen der König und die Königin mit den Lehrern über die Wichtigkeit des Erziehungs-Geschäfts, und mit hohem Wohlgefallen bezeichnete der König einige seiner würdigsten und höchsten Staatsdiener als ehemalige Zöglinge dieser Anstalt. Man wagte nicht gegen den König den Wunsch auszusprechen, daß er auch das Innere der Anstalt besehen möchte, aber er selbst verlangte es. Mit der edlen Einfachheit eines Privatmannes, der das Erziehungshaus seiner Kinder kennen lernen will, durchschritt nun der König an der Seite seiner Gemahlin sämmtliche Stuben, Kammern, Klassen und Säle, verweilte mit großer Aufmerksamkeit vor der Censurtafel und bestieg trotz der Hitze und der Beschwerden des Treppensteigens selbst die Platform, um den ganzen Umfang aller Gebäude übersehen zu können und die Bestimmung jedes Einzelnen sich

bezeichnen zu lassen. »Ich vermag nicht, ruft der würdige Niemeyer aus, die Empfindungen auszudrücken, welche mich an dieser Stelle ergriffen, als ich den Vater des Vaterlandes, gleich einem wohlthuenden Schutzgeist über den Stiftungen meines Eltervaters schweben sah und in jeder seiner zufriedenen Worte den Segen, den seine Regierung auch über sie verbreiten würde, schon im Voraus ahnte. Er stand so einfach, so anspruchslos und doch so edel vor uns, die rühmlichste Milde milderte so sehr seinen natürlichen Ernst, daß bald Ehrfurcht, bald Liebe in dem Herzen eines treuen Bürgers die herrschende Empfindung werden mußte.«

Ehe der König das Waisenhaus wieder verließ, sprach er sowohl seine Billigung aller Einrichtungen, als sein Wohlgefallen an dem ganzen Werke wiederholt aus und fügte dann hinzu: »Wenn Alles in dieser guten Ordnung bleibt, was ich von Ihnen erwarte, so können Sie der baldigsten Unterstützung sicher sein.«

Der König vergaß dieses Versprechen keinesweges. Kaum war er in Charlottenburg angelangt, als er folgendes Schreiben an Niemeyer erließ, dessen gnädiger, oder um es recht zu bezeichnen, herzlicher Inhalt die Freude verdoppeln mußte.

»Damit, lautet dieses schöne Schreiben, die ärmeren Zöglinge des Hallischen Waisenhauses, die in dieser wohlthätigen Anstalt unentgeldlichen Unterhalt ganz oder zum Theil erhalten, wie auch ihre Lehrer Meines Besuches sich erfreuen mögen, so wie Mir die Kenntniß, dieser in ihrer Art einzigen Stiftung, für deren Erhaltung Ich bei jeder

Gelegenheit möglichst sorgen werde, wahre Freude gemacht hat, befehle Ich Euch, ihnen auf meine Kosten, an einem von Euch zu bestimmenden Tage, eine gute Mahlzeit geben zu lassen, und die Kosten vom Geheimen Tresorier Wolter einzuziehn. Ich bin Euer gnädiger König

Charlottenburg den 11. Juli 1799.

Friedrich Wilhelm.«

Niemeyer hatte indeß nicht nöthig, das Geld erst einzuziehen, denn schon der nächste Posttag brachte ein Geschenk von hundert Friedrichd'or. Über die Wahl des Tages konnte man nicht zweifelhaft sein; der Geburtstag des Königs lag so nahe und derselbe ward daher zur Begehung des schönen Festes, das die Gnade des Königs bereitet hatte, ausersehen. Die Großmuth des Königlichen Gebers hatte es möglich gemacht, den Befehl, »eine gute Mahlzeit zu veranstalten« auf alle, die in irgend einer Amts- oder Pflichtverbindung mit dem Waisenhause standen, auszudehnen, so daß 621 Personen Theil daran nahmen. Nachdem diese sich am 3. Aug. um 11 Uhr in dem großen Saal versammelt hatten und ein treffliches Lied, das den gütigen König pries und für ihn betete, unter Musikbegleitung gesungen worden war, nahm die Tischgesellschaft Platz, während 2 Musikchöre das God save the King spielten.

Während nun Alle* bei dem reichen Mahle, dem auch der erheiternde Wein nicht fehlte, in die fröhlichste Stim-

---

* Es waren nicht weniger als 40 Tafeln zubereitet.

mung versetzt waren und eben das Volkslied: »Heil, Friedrich Wilhelm Heil« voll Begeisterung sangen, überraschte die Jubelnden die frohe Botschaft, daß schon jetzt ihre Wünsche und Hoffnungen in Erfüllung gegangen seien, und zwar weit über das Maaß ihrer Erwartungen hinaus. Der Inspektor Kirchner überreichte nämlich jetzt eine Kabinets-Ordre folgenden Inhalts:

»Würdiger, besonders lieber Getreuer. Die jetzt Eurer einsichtsvollen Direktion anvertrauten, ihrer Entstehung, Umfang und Wirkung nach so einzigen Stiftungen des unvergeßlichen Franke, haben für den, ein ganzes Jahrhundert hindurch, aus eigenen Kräften dem Staate geleisteten, nicht zu berechnenden Nutzen, einen gegründeten Anspruch auf dessen Dank und thätige Unterstützung zu ihrer fernern Erhaltung in ihrer ganzen bisherigen Wirksamkeit. Ich eile diese heilige Pflicht zu erfüllen, und thue es mit desto größerem Vergnügen, seitdem ich diese Anstalten selbst näher kennen gelernt habe, und dadurch zu den größten Erwartungen für die Zukunft, deren Erfüllung mir Eure persönlichen Eigenschaften verbürgen, berechtigt worden bin. Das General-Direktorium erhält heute den Befehl, vom 1sten Januar 1800 an, jährlich 4000 Thaler zum Unterhalt des Pädagogii und Waisenhauses auszuzahlen, der Etats-Minister v. Massow aber den Auftrag, für die zweckmäßigste Verwendung dieser zum vierten Theil für das Pädagogium bestimmten Summe, mit Eurem gutachtlichen Rath zu sorgen. Der uneigennützige, redliche Eifer für die Bildung der Jugend, der von dem Stifter bis auf Euch vererbt ist, und dem allein

die vielen wohlthätigen Anstalten ihre Entstehung und Fortdauer verdanken, bedarf keiner Aufmunterung, aber Ich versichere Euch, daß Ich die Früchte Eurer fortgesetzten Bemühung jederzeit erkennen werde, als Euer gnädiger König.

Charlottenburg den 27. Juli 1799.

Friedrich Wilhelm.«

»Ich vermag es nicht, fährt Niemeyer fort, mit Worten auszudrücken, was wir in diesem Augenblick empfunden haben.

Wir hielten es für Pflicht, diesen hohen Genuß der Versammlung mitzutheilen. Auch hätte es unser Herz nicht ertragen, diese so einzige Freude in sich zu verschließen. Als die Gesundheit Sr. Majestät des Königs von uns ausgebracht ward, nannten wir Ihn öffentlich als den Wohlthäter und Erhalter der Frankischen Stiftungen und Sein Königliches Geschenk. — Die Sprache fehlte der Empfindung, um mehr hinzuzusetzen. Ein ganz neues Gefühl ergriff die Versammlung. Die stille Rührung ward bald ein lauter Jubel. Wir sahen sich Freudenthränen in die Becher der Fröhlichkeit mischen. Fremde Menschen umarmten sich. Es ward Alles nur ein Herz und eine Seele. Denn es war in allen nur das Eine Gefühl der dankbaren Rührung, und der Eine Wunsch: Gott segne den König!«

Dies war eine Geburtstags-Feier, wie sie sich der edle König wünschte, und wie er sie sich oft zu bereiten verstand. —

Wenige Tage darauf gab der König dem Hallischen Waisenhause einen neuen Beweis seiner warmen Theilnahme, indem er durch Kabinets-Ordre vom 15. August dem Minister v. Massow auftrug, bei Besetzung höherer Schul- und Predigerstellen auf die Lehrer am Hallischen Waisenhause stets Rücksicht zu nehmen. »Um ihnen (den Lehrern) aber, heißt es ferner, sogleich einen Beweis zu geben, daß sie nicht vergessen werden, so befehle Ich Euch, bei erster Gelegenheit den ersten Lehrer am Pädagogium, der in die fränkischen Provinzen versetzt zu werden wünscht, zu einer dortigen Pfarre zu berufen; ingleichen dem ältesten Inspektor am Waisenhause, Walter, wo es auch sei, eine Pfarre, womit wenigstens ein Einkommen von 350 Thaler verbunden ist, zu ertheilen.«

Doch wir kehren in das frühere Geleise unserer Darstellung, aus welchem uns eine, unsern Lesern hoffentlich nicht unerfreuliche Veranlassung abgelenkt hat, zurück.

Nach dem Besuche im Waisenhause begaben sich der König und die Königin in die sogenannte Halle, wo sie von den Vorstehern der versammelten Salzwirker-Brüderschaft empfangen wurden. Die Königin erstieg auch hier das neu erbaute große Siedehaus, trotz der darin herrschenden Hitze, um sich von der innern Einrichtung desselben zu überzeugen. — Nach der Wachtparade wurden der Königin ein Paar als Bräute geschmückte Halloren-Töchter vorgestellt, worauf sich der König und die Königin zu einem von dem akademischen Senat veranstalteten Frühstück im botanischen Garten einfanden. Hier waren zu diesem Zweck auf dem großen Platz neben dem Observa-

torium, dem Wasser gegenüber, Zelte aufgeschlagen und diese mit Blumen und ausländischen Gewächsen geschmückt worden. Die Professoren mit ihren Gattinen empfingen die hohen Gäste am Eingange des Gartens, und am Observatorium wurden sie nochmals von den Töchtern der Professoren bewillkommnet, deren eine ein Gedicht deklamirte, während die andern theils Kränze, theils Bänder überreichten.

Nach eingenommenem Dejeuner begab sich das hohe Paar nach dem an der Saale gelegenen alten Bergschlosse Giebichenstein, und sah dort dem veranstalteten Fischerstechen der Halloren zu. Die Königin erfreute besonders die Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit der Streitenden, womit sie Einer den Andern über Bord zu werfen wußten, und die Kühnheit und der Eifer der Halloren-Knaben, welche von einem am jenseitigen Ufer der Saale erbauten Gerüste in den Strom sprangen und sich einander im Schwimmen den Rang abzugewinnen und zuvor zu thun strebten. Gegen Abend reisten sie dann von Halle nach Dessau ab, verweilten daselbst den nächsten Tag und begaben sich am 6ten nach Wörlitz, um daselbst den Tag über in der Gesellschaft der herzoglichen Familie zuzubringen. — Hier machten sie auf Gondeln mit Preußischer Flagge und Guirlanden verziert und von 2 Musikchören begleitet, Lustfahrten nach den verschiedenen reizenden Anlagen des schönen Parks. In der Grotte des Vulkan unter dem Tempel der Venus erleuchtete bei ihrem Eintritt ein künstlicher Blitzstrahl mehrere Transparents, welche unter den Namen des hohen Paars die Inschrift trugen: Sie leben

zu unserem Glück, und außerdem die Apotheosen des großen Churfürsten, Feiedrichs des Großen und Friedrich Wilhelm II darstellten.

Am 8ten verließ das Königspaar Dessau und kehrte nach einer Reise, die der erfreulichen Scenen viele und mannigfache ihm dargeboten hatte, wohlbehalten nach Potsdam zurück.

Unterdeß war dem hohen Paare wiederum der Eintritt eines glücklichen Familien-Ereignisses nahe gekommen, und dasselbe verwirklichte sich, indem die Königin in der Nacht zum 14. Oktober von einer Prinzessin entbunden wurde, deren Taufe am 8. Novbr. stattfand. Die Freude der Eltern verwandelte sich jedoch bald wieder in schmerzliche Trauer, denn die kleine Prinzessin erlag bereits nach 6 Monaten (31. März 1800) einem heftigen Stickhusten.

Sechszehntes Kapitel.

1800.

Gleich dem verflossenen Jahre verlief das neue, nach außen mit zahlreichen Spuren unermüdlicher Herrscher-Thätigkeit, im Innern des Pallastes aber zumeist unter Scenen eines glücklichen Stilllebens, das jedoch von Zeit zu Zeit auch von mancherlei Ereignissen, frohen und trüben, unterbrochen ward, so wie die bunten freundlichen Bilder einer neuen, von dem König zum Theil allein, zum

Theil gemeinschaftlich mit der Königin unternommenen Reise erfreuliche Abwechselung in die gewöhnliche Gleichartigkeit ihres Lebens brachten.

Der Beginn des neuen Jahres bezeichnete, fast wie vorbedeutend für das ganze Jahr, ein Todesfall, der die lebhafteste Theilnahme des Königs in Anspruch nahm, so sehr er auch auf denselben vorbereitet sein mußte. Der erste Staats- und Kabinets-Minister, Graf v. Finkenstein, dieser ruhmreiche und ehrwürdige Veteran der Staats-Beamten, der trotz des hohen Alters von mehr als 85 Jahren dem höchsten Posten des Königreichs mit ungeschwächter Rüstigkeit vorstand, endete am 3ten Januar plötzlich sein, dem Ruhm und dem Glück Preußens geweihtes, thatenreiches Leben. Selten hat ein Staatsmann eine so lange und glückliche Dauer seiner Wirksamkeit genossen, als Finkenstein. Geboren im Jahre 1714, begann er seine diplomatische Laufbahn im 21sten Jahre seines Lebens (1735) mit dem Gesandtschaftsposten an dem Hofe zu Stockholm, und ward, nachdem er nach und nach in Kopenhagen und Petersburg Gesandter gewesen und im Auftrage Friedrichs des Großen in wichtigen Unterhandlungen zu Georg II von England, der sich damals am Rhein befand (1743), gegangen war, bereits im Juni 1749 zum Staats- und Kabinets-Minister ernannt, welchen Posten er seitdem ununterbrochen länger als 50 Jahre verwaltete. Friedrich der Große liebte und ehrte ihn wie einen Freund. Unter dem Nachlasse Finkensteins befand sich eine prachtvolle, mit Brillanten besetzte Dose, im Werth von 12,000 Thalern; sie war das letzte

Geschenk Friedrichs des Großen, der, als er kurz vor seinem Tode eine Unterredung mit Finkenstein hatte, plötzlich zu ihm sagte: »Fink, wir werden uns bald trennen müssen, behalt Er mich aber im Andenken,« wobei er in die Tasche griff und ihm die Dose gab. — Der Tod überraschte den edlen Greis mitten in der Ausübung einer schönen Menschenpflicht. Noch am Neujahrstage hatte er der Gratulations-Kour beim Könige beigewohnt und mehrere Stunden hintereinander gestanden, und diesen wie den folgenden Tag zeigte er ganz seine gewöhnliche Munterkeit. Am 3ten Januar ließ er sich am Vormittag zwei Stunden lang von seinem Secretär Depeschen vorlesen und unterzeichnete dieselben; dann ließ er seinen Kammerdiener kommen, zahlte demselben die Summe aus, welche er jedesmal zu Neujahr an öffentliche Wohlthätigkeits-Anstalten, wie auch an einzelne Arme zu geben pflegte und ließ das Geld in seiner Gegenwart verpacken. Als der Kammerdiener ihm jetzt sagte, daß im Vorzimmer ein Armer aus dem Charite-Hospitale warte, welcher sonst auch jährlich ein Geschenk erhalten habe, ging der Minister sogleich zum Schrank und gab dem Diener auch dieses Geld, welches jener sofort dem Armen im Vorzimmer einhändigte. Als der Kammerdiener wenige Augenblicke darauf zurückkehrte, fand er seinen Herrn todt im Lehnstuhl sitzen. So starb dieser ruhmgekrönte Greis schnell und schmerzlos und vertauschte, ohne die Unterbrechung eines Krankenlagers oder auch nur des Todeskampfes, seinen irdischen Wirkungskreis mit dem Jenseits.

Nach diesem wichtigen Todesfall übernahm der Minister

von Alvensleben, vom Könige in den Grafenstand erhoben und zum ersten Kabinets-Minister ernannt, die Leitung der innern Angelegenheiten, wohin namentlich die Wahrnehmung der Königlichen Souveränitäts-Rechte und der Hoheits-Sachen in sämmtlichen Provinzen, die Direktion der geheimen Staats-Kanzlei, die Oberaufsicht über die Archive, die Aufbewahrung der großen Siegel, die Handels-Angelegenheiten u. s. w. gehörten. — Die auswärtigen Staats- und Reichs-Angelegenheiten besorgte dagegen der Graf von Haugwitz, der bis dahin seinem hohen Posten unentgeldlich vorgestanden hatte, und erst jetzt ein Gehalt von 6000 Thaler jährlich annahm.

Wie den letzterwähnten beiden Ministern, so brachte dieses Jahr, in welchem der König bereits die von ihm, mit Hülfe seiner treuen und einsichtsvollen Staatsdiener gestreute Saat gedeihlich keimen sah, den hohen Beamten mancherlei Ehren und Dankesbezeigungen von Seiten des gütigen Monarchen.

So erhielt der Finanz-Minister v. Struensee, der, als Chef der Accise-, Zoll-, Fabriken- und Salz-Departements und der Seehandlung, dem Könige die Abschlüsse des abgelaufenen Etatsjahres vorlegte, nicht nur mehrere Kabinets-Ordres, deren Inhalt die vollkommenste Zufriedenheit des Königs ausdrückte, sondern außerdem auch den großen Rothen-Adler-Orden. — Auf gleiche Weise verlieh der König dem neuernannten Ober-Landes-Forstmeister v. Bärensprung, der die kurze Zeit seiner Wirksamkeit bereits zu mannigfachen trefflichen Einrichtungen im Forst-Departement benutzt hatte, ein Gnadengeschenk

von 2000 Thalern, dem ein huldvolles Handschreiben doppelten Werth verlieh.

Auch dem Kabinets-Rath Lombard ward um diese Zeit auf eine für ihn sehr überraschende Weise eine Auszeichnung zu Theil. Als er nämlich dem Könige in den ersten Tagen des Januar, eine Liste neuer Beförderungen vortrug, sagte der König: »Es ist Einer vergessen.« »Ew. Majestät,« stotterte Lombard erschrocken, »ich weiß Niemand.« »Doch, doch, erwiederte der König lächelnd, Sie selbst, denn ich habe Sie zum Geheimen Kabinets-Rath ernannt.«

Der König liebte es oft, in Folge seiner großen Herzensgüte, sowohl die Wohlthaten, die er spendete, als auch die Belohnungen, die er ertheilte, durch besondere Umstände dem Empfänger noch werthvoller und erfreulicher zu machen. Eine Überraschung, irgend eine huldvolle Aufmerksamkeit oder ein erfreuliches Kabinets-Schreiben gewährten ihm gewöhnlich die Mittel dazu. — Die Erhebung der Ober-Hofmeisterin der Königin, Frau v. Voß, in den Grafenstand liefert einen neuen Beleg hierfür. Da der König aus eigner Bewegung sich hierzu entschloß, so ahnte Frau v. Voß nicht das Mindeste; allein ihre Überraschung, wie ihre Freude mußten um vieles erhöht sein, als ihr das, in den huldvollsten Ausdrücken abgefaßte Diplom gerade an ihrem Geburtstage (11. März), als ein Angebinde von dem Könige, überreicht wurde.

Indem wir hier aber der Belohnungen und Gnadenbezeugungen des Königs gegen seine Diener gedenken, müssen wir zugleich eines Aktes der Pietät Erwähnung

thun, durch welchen der König bewies, daß seine Erkenntlichkeit sich auch auf diejenigen erstreckte, deren Dienste, wenn auch zu einer Zeit, da er selbst noch nicht lebte, dem Vaterlande Ruhm und Größe zu erwerben mit beigetragen haben. Bereits im Jahr 1798 hatte der König durch Kabinets-Ordre vom 13. März, die Anfertigung einer Bildsäule des berühmten Preußischen General-Feldmarschalls, Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau* befohlen,

* Leopold I, regierender Fürst von Anhalt-Dessau, mit der Würde eines General-Feldmarschalls nicht nur vom Könige von Preußen, sondern auch vom deutschen Kaiser bekleidet, geb. am 3. Juli 1676 und bereits im 12ten Lebensjahre zum Obersten eines Regiments vom Kaiser ernannt, trat nach dem Tode seines Vaters (1692) als Oberst des Regiments desselben, in Kurbrandenburgische Dienste unter Kurfürst Friedrich III (später König Friegrich I), und führte die Brandenburgischen Truppen in den Niederlanden bis zum Ryswiker Frieden (1697). Nachdem er dem Spanischen Erbfolge-Krieg beigewohnt, führte er 1703 Preußische Hülfstruppen an die Donau, um das Styrumsche Heer gegen Villars zu beschützen. In der berühmten Schlacht bei Hochstädt (1704) trug er mit den Preußischen Truppen viel zu dem glänzenden Siege bei. In den beiden nächsten Jahren führte er Preußische Kriegerschaaren nach Italien, und hier war seine Wirksamkeit von der Art, daß der große Eugen öffentlich erklärte, der Sieg bei Turin und die Vertreibung der Franzosen aus der Lombardei seien zum großen Theil dem heldenmüthigen Fürsten Leopold und seinen Truppen zu verdanken. Im Jahre 1709 diente er als Freiwilliger in Brabant und war mit dem Kronprinzen, nachmals Friedrich Wilhelm I, bei der Schlacht bei Malplaquet. Er war der treue Rathgeber und Freund dieses Königs, mit dem vereint er das Preußische Kriegswesen, besonders durch Einführung der Mannszucht und der von ihm erfundenen eisernen Ladestöcke, sehr verbesserte. In dem Kriege gegen die Schweden in Pommern eroberte er Stralsund und Rügen, und unter Friedrich dem Großen, der in seinen Schriften dem Fürsten das reichste Lob ertheilt, befehligte er in den beiden ersten Schlesischen Feldzügen große Truppen-Abtheilungen, um damit abwechselnd die Mark, Schlesien, Magdeburg u. s. w. zu decken.

und am 19. Novbr. 1800 ward dieselbe im Lustgarten, dem Schloß gegenüber, feierlich aufgerichtet.* Der König wohnte der Feierlichkeit in Gesellschaft der dazu eingeladenen regierenden Fürsten von Dessau, Enkels des Helden, in Person bei.

Der Tod, der das neue Jahr gleichsam durch den Hinübertritt des ruhmvollen Finkenstein eingeleitet hatte, lichtete mit dem Ablauf des Jahrhunderts die Reihen der höchsten Staatsdiener noch mehr. Am 17. März starb der Minister Graf v. Blumenthal nach einer 57jährigen ehrenvollen Dienstzeit. Er war bereits 1763 von Friedrich dem Großen zum Staats-Minister ernannt und hauptsächlich mit der Verwaltung des Staatsschatzes beauftragt worden. Friedrich Wilhelm II erhob ihn in den Grafenstand und ertheilte ihm die höchsten Orden. Bei Friedrich Wilhelms III Regierungs-Antritt war Blumenthal erster dirigirender Minister des General-Ober-Direktoriums des Kriegs, der Finanzen und der Domainen, und erster Staats-Tresorier. Der neue König entband ihn jedoch, seines hohen Alters wegen, aller übrigen Berufsgeschäfte, bis auf die Verwaltung des Schatzes,

---

Den großen Sieg bei Kesselsdorf erfocht der fast 70jährige Held im strengen Winter (15. Decbr. 1745) auf eisglatten Anhöhen, anderthalb Jahre vor seinem Tode († 7. April 1747), nachdem er 54 Jahre regierender Fürst gewesen. Sein Andenken lebt im Munde des Volkes, das ihn den alten Dessauer nennt. Seine Abneigung gegen Gelehrsamkeit und Gelehrte und manche andere Bizarrerien seines Wesens sind bekannt, und in unzähligen Anekdoten aufbewahrt.

*Jetzt steht die Bildsäule mit den andern Feldherrn Friedrichs auf dem Wilhelmsplatz.

die der König nun, nach Blumenthals Tode, dem General-Controlleur der Finanzen, Minister Grafen v. d. Schulenburg übertrug, dem er sein Vertrauen im höchsten Grade schenkte. Diesem in jeder Beziehung so ausgezeichneten Staatsmanne, auf den wir bei anderer Gelegenheit zurückkommen werden, zeigte der König die neue Vermehrung seiner Berufs-Pflichten mittelst eines eigenhändigen, überaus gnädigen Schreibens an, mit welchem er ihm zugleich eine prachtvolle mit Brillanten besetzte goldene Dose, aus der nachgelassenen Sammlung Friedrichs des Großen, überschickte.

Bald sollte der Wirkungskreis dieses unermüdlichen Staatsmannes durch gleiche und ähnliche Veranlassungen von neuem vergrößert werden. Durch den Tod des Ministers v. Werder (22. Juni) wurden die von diesem bekleideten Ämter, als namentlich die General-Postmeister-Würde, die Leitung des Stempels- und Kassen-Departements beim General-Direktorium und die Departements von Magdeburg und Halberstadt, und von der Kurmark erledigt. Der Verstorbene ward durch keinen neuen Minister ersetzt, da es die Absicht des Königs war, die Zahl der Minister beim General-Direktorium auf drei einzuschränken. Werders Funktionen wurden daher unter die andern Minister vertheilt, und der beispiellos thätige Schulenburg, entsprechend der Inschrift einer Ehrenmedaille, die ein Jahr früher auf ihn geprägt worden war: »unermüdet für Preußens Wohl,« übernahm das Post- und Stempelwesen, indem er gleichzeitig auf jede Gehaltszulage verzichtete, weil früher mit der General-Postmeister-

Stelle kein besonderes Gehalt verbunden war, und erst Friedrich Wilhelm II dem Minister Werder aus besonderer Rücksicht eine Zulage von 2000 Thalern jährlich dafür bewilligt hatte. Das Departement von Magdeburg übernahm der Minister (später Fürst) v. Hardenberg; das von der Kurmark der Minister v. Voß, dem, da er bereits die Departements von Pommern, der Neumark und Südpreußen hatte, zur Erleichterung zwei dirigirende Geheime-Räthe, Borgstede und Klewitz, beigeordnet wurden.

Eine weitere Neugestaltung gewann das Ministerium um diese Zeit noch durch den freiwilligen Rücktritt des Ministers v. Heinitz, (Chef des Berg- und Hütten-Departements) von der Verwaltung des General-Departements beim General-Direktorium, worauf Schulenburg als ältester Direktorial-Minister, auch noch dieses Amt antrat.

Die erwähnten Todesfälle, denen wir den Tod des General-Feld-Marschalls v. Kalkstein (13. Oktbr.) des General-Lieutenannts und General-Remonte-Inspektors v. Prittwitz, und des Leibarztes Dr. Selle, dessen wichtige Stelle jetzt der berühmte Hufeland erhielt, füglich noch anreihen können, berührten den König zwar mehr oder minder schmerzlich, doch hatte die erst kurze Zeit seiner Regierung ihn mit den Gestorbenen nicht in so innige Beziehung versetzt, daß, abgesehen von dem Verlust, den der Staatsdienst erlitt, des Königs persönliche Empfindungen dadurch in hohem Grade hätten ergriffen werden können. Allein auch des Königs eigne Familie ward in

diesem Jahre von Sterbefällen heimgesucht und dadurch sein still und glücklich hinfließendes Leben schmerzlich getrübt. —

Den Tod der kleinen Prinzessin (31. März) haben wir bereits erwähnt, und wir haben hier nur noch hinzuzufügen, daß die Königin mit allem Schmerze einer leidenden Mutter an dem Kranken- und Sterbelager ihres Kindes verweilte und, nach dem Hinübertritt desselben, der traurig mahnenden Umgebung des Sterbezimmers im Palais zu Berlin entfloh, um in stiller Einsamkeit zu Potsdam Trost und Ruhe zu suchen.

Diesem traurigen Ereigniß folgte nach wenigen Wochen ein ähnliches, das außerdem durch seinen höchst unerwarteten Eintritt nur um so schmerzlicher auf das Königliche Paar wirkte. Die verwittwete Landgräfin von Hessen-Kassel, geborene Prinzessin von Preußen (aus dem Hause Brandenburg-Schwedt), welche sich bei ihrer Schwester, der Prinzessin Ferdinand, in Berlin aufhielt, hatte mit derselben am 1. März, im vollkommnen Wohlsein, den Hyacinthen-Flor der Gärtners Bouché besucht, und war, während sie an der Seite ihrer Schwester zwischen den Blumen wandelte, überaus heiter. Als sie aber nach beendigter Promenade in den Wagen steigen wollte, ward sie plötzlich vom Schlage getroffen, in Folge dessen sie noch am nämlichen Tage verschied.

Noch andere Unfälle, geringer an sich, aber wichtiger dadurch, daß sie die Person des Königs selbst bedrohten, brachte das laufende Jahr. Fast um dieselbe Zeit, zu welcher der König zwei Jahre vorher von den Masern

befallen wurde, bekam er in diesem die Röthein (im April) und erfüllte dadurch das Herz seiner liebenden Gemahlin mit ängstlicher Besorgniß. Indeß verlief auch diese Krankheit, überwunden durch die kräftige Konstitution und die gesunden Säfte des Königs, so leicht und glücklich, daß er durch dieselbe sich auch nicht einen Tag in der Besorgung der laufenden Geschäfte stören ließ, und das Publikum von der Krankheit überhaupt nicht eher etwas erfuhr, als bis sie vorüber war.

Das Jahr 1800 war an sich ein sehr ungesundes; mehr oder minder gefährliche Epidemien herrschten während der ganzen Dauer desselben in Berlin wie in den Provinzen, und zu den heimischen und gewöhnlichen hatte sich in Preußen noch eine fremde gesellt, deren Name in neuester Zeit einen so traurigen und erschütternden Klang in dem Ohre jedes Preußen erhalten hat, die Grippe. Nicht ohne mächtig ergriffen zu werden, können wir die vorsorgliche Bekanntmachung der Ober-Sanitäts-Behörde lesen*, worin das Publikum von den Kennzeichen und Eigenschaften der Krankheit, von den allgemeinen Kur-Regeln und Vorsichts-Maaßregeln unterrichtet wird. Es ist, als ob wir die Krankheits- und Sterbe-Geschichte unseres lieben Königs lesen. »Die Krankheit,« heißt es daselbst unter andern, »greift die Kräfte sehr an, und die Genesenden erholen sich äußerst langsam,« alle starke Ausleerungsmittel sind schädlich, und in den gefährlichsten Fällen stellen sich bei den Kranken freiwillige Durchfälle

*Berliner Zeitung. 1800. Nr. 45.

ein. Der Warnung vor dem Mißbrauch einer falschen Diät u. s. w. wird die Empfehlung genau verzeichneter Hausmittel hinzugefügt. — Fast rührend ist der Schluß der Bekanntmachung: »alle Obrigkeiten und Prediger werden gebeten, die Anzeige zu Jedermanns Wissenschaft zu bringen.« Niemand ahnte damals, welchen Schmerz diese Krankheit einst über das Vaterland verhängen werde, und vielleicht grade hierdurch und durch das, was nun eingetreten ist, scheint es uns, als ob eine tiefe, ahnungsvolle Wehmuth, eine trübe, unbewußte Vorbedeutung in jener Bekanntmachung herrsche, die wir deshalb zu übergehen uns nicht entschließen konnten.

Schlimmer als diese physische, herrschte damals, besonders in Südpreußen, eine moralische Pest, die das Vaterherz des Königs tief betrübte und seine volle Anstrengung zur Abwehrung des Übels in Anspruch nahm. Räuberbanden bis zur Stärke von 20 Mann durchstreiften die genannte Provinz und verübten mancherlei Gräuel. Weniger Noth, als Demoralisation und vielleicht politische Nebenzwecke waren die Veranlassung jenes Unwesens, denn mancherlei Umstände sprachen dafür, daß die Banden Theilnehmer zählten, die nicht den niedern Volksklassen angehörten. Vor der Aufregung der Leidenschaften, politischen wie andern, schwindet das sittliche Urtheil und die Stütze der Moralität. Indeß gelang es weisen Anordnungen, namentlich durch Aufhebung der Vagabonden, rasch dem Unwesen zu steuern. Daß der König außerdem Alles that, um auch in den Neupreußischen Provinzen den Brodlosen Erwerb, den Mangelleidenden Unterstützung

zu gewähren, haben wir bereits erwähnt. Bei solchen Anlässen trat das, sonst von ihm so streng befolgte Prinzip der Sparsamkeit stets in den Hintergrund. Den bereits mitgetheilten Beispielen dieser Art fügen wir einige neue hinzu.

Der Südpreußische Departements-Minister trug bei dem Könige auf eine Pension von 200 Thaler jährlich für einen erblindeten Steuer-Officianten an. — Diesen Antrag aber genehmigte der König nicht, vielmehr schrieb er eigenhändig auf den Rand des Berichts: »Ein Officiant, der im Dienst blind geworden ist, muß wenigstens 500 Thaler Pension erhalten.«

Überhaupt kannte der König die Grenzen einer weisen Sparsamkeit sehr wohl und beobachtete sie genau, auch da wo es größere Summen galt. — Die Zoll-Officianten waren im Allgemeinen schlecht besoldet; deshalb erhielten sie aus den Überschüssen, welche die Accise- und Zoll-Einnahme über das Etats-Quantum ergab, gewisse Quoten, die man Remisen nannte. Als diese Überschüsse in diesem Jahre, in Folge verschiedener Zeitumstände sich nur so hoch beliefen, daß die Remisen für die ganze Monarchie nicht mehr, als 22,000 Thaler betrugen, erhöhte der König dieselben, seiner armen Officianten eingedenk aus freier Entschließung, auf 66,000 Thaler.

Wir kehren indeß wieder zum häuslichen Leben des Königs zurück. Die Kette trauriger Wechselfälle, die wir mitgetheilt haben, ward durch mancherlei erfreuliche Ereignisse unterbrochen. Die Entbindung der Erbprinzessin von Oranien, (Schwester des Königs) am 8. März, von einer Prinzessin, das Tauffest der Neugeborenen, der Ge-

burtstag der Königin, das Confirmationsfest des Prinzen Wilhelm (Bruder des Königs) am 28. März, alles dies gab Veranlassung zu frohen Familienfesten und gewährte dem König mannigfache erheiternde Abwechselung. Auch den eignen Geburtstag des Königs müssen wir natürlich hierher rechnen. Die liebevolle Aufmerksamkeit der Königin hatte diesmal für ein ausnehmend schönes Angebinde gesorgt. Der König fand beim Erwachen, vor seinem Bette, einen prachtvollen Tafelaufsatz, im Werthe von mehr als 3,000 Thalern, aus der Mietheschen Bronze-Fabrik, die er früher in Gesellschaft der Königin besucht hatte. Übrigens feierte der König seinen Geburtstag nur im Schooße seiner Familie zu Charlottenburg, und befahl selbst das Feuerwerk, welches das Artillerie-Corps abbrennen wollte, bis zum Herbst aufzuschieben, damit nicht von der, als Zuschauer versammelten Volksmasse die Saaten niedergetreten würden.

Bei weitem die freudigsten Genüsse waren überhaupt dem Könige im Kreise seiner geliebten Familie bereitet. Der Kronprinz (unser jetzt regierender geliebter König), damals in einem Alter von 5 Jahren, war zu einem schönen, muntern und geistvollen Knaben herangewachsen. Der König beschloß deshalb, ihn nunmehr der bisherigen weiblichen Aufsicht zu entnehmen und seine Erziehung männlichen Händen anzuvertrauen. Die Wahl fiel auf den Rektor Delbrück aus Magdeburg, den die allgemeine Stimme als einen kenntnißreichen, geisteskräftigen, rechtschaffenen und überaus humanen Mann bezeichnete. Auch erwarb er sich das Zutrauen des Königs

bald in so vollem Maaße, daß dieser ihm gestattete, die Erziehung und geistige Entwickelung des Kronprinzen und später auch des Prinzen Wilhelm (jetzt Prinz von Preußen), ganz nach seiner eignen Ansicht zu leiten.*

In diesem Jahre veranstaltete der König auch zum erstenmale eine öffentliche Feier des Geburtstags des Kronprinzen, eine Feier, die, wie sich erwarten läßt, nicht Prunk, sondern den Charakter idyllischer Gemüthlichkeit und milder Wohlthätigkeit zeigte. Nachdem nahe an 2,000 Knaben aus der Garnisonschule in Potsdam auf Kosten des Königs gespeist worden waren, erhielten sie, und außerdem noch 400 Knaben, allerhand Spielzeug, Bälle, Ballons, Kreisel, Drachen rc., womit sie sich dann im Beisein des Kronprinzen auf dem Exercierplatze belustigten, bis das ihnen gereichte Vesperbrod, Obst, Kuchen u. s. w. das Spiel auf angenehme Weise unterbrach.

Eine ähnliche Scene wiederholte sich am Weihnachtsheiligenabende im Friedrichs-Waisenhause zu Berlin. —

---

*Delbrück, geb. zu Magdeburg 1768, studirte in Halle Theologie und war ein besonderer Schützling Niemeyers. 1790 ward er Lehrer am altstädter Gymnasium zu Magdeburg, und 1792 bereits Rektor am Pädagogium Unserer Lieben Frauen daselbst. Dieses Institut hatte er, trotz des heftigen Widerstrebens der älteren Lehrer, in hohem Grade verbessert, als ihn der ehrenvolle Ruf nach Berlin an seiner ferneren Wirksamkeit daselbst hinderte. Im Jahre 1809 hatte er den ihm übertragenen hochwichtigen Beruf erfüllt und trat nun von seinem Erziehungs-Amt mit einer bedeutenden Pension und dem Titel als Geheimer-Regierungs-Rath zurück. Nach einer mehrjährigen Reise im südlichen Europa übernahm er, verschiedene Anstellungen im Staatsdienst ablehnend, die Prediger- und Superintendenten-Stelle zu Zeiz, woselbst er am 4. Juli 1830 starb. Die Liebe des Königs und seiner Königlichen Zöglinge folgte ihm ins Grab.

Sämmtliche kleine Prinzen und Prinzessinnen hatten die 208 Zöglinge jener Anstalt mit einem Festgeschenk an Kuchen, Wein, Spielsachen und Geld erfreut. Bei der Vertheilung waren dann der Kronprinz, Prinz Wilhelm, Prinzessin Louise und ihre Cousins, der Prinz Wilhelm von Oranien (jetzt König Wilhelm II von Holland) und der Prinz Friedrich Ludwig in Gesellschaft ihrer Erzieher zugegen, um den Dank für ihre Wohlthaten in der Freude der kleinen Empfänger zu genießen.

Auf diese Weise suchten die Königlichen Eltern die angebornen schönen Neigungen in der Seele ihrer Kinder durch Lehre und Beispiel immer mehr zu entwickeln und Menschenliebe, Wohlthätigkeitssinn und ächte Humanität in ihre Herzen zu pflanzen. Wir Alle wissen, (und das ist unsere Freude und unser Stolz), in wie hohem Grade das ihrem frommen Streben gelungen ist! Aber ihr Streben war auch wahrhaft und aufrichtig, es floß aus der silberreinen Quelle ihres Gemüths und ihrer Gesinnungen. Alles geschah um der Tugend selbst willen und Nichts zum Schein. Wie sie Gelegenheit zur Ausübung dieser erhabnen Tugend suchten, so nahmen sie sie auch stets wahr, wenn sie durch Zufall sich ihnen darbot. Wir verdanken einem Augenzeugen die Mittheilung eines hierher bezüglichen Ereignisses, das in jene Zeit fällt.

Die Königin kam eines Tages mit dem Kronprinzen aus Monbijou, um nach dem Palais zurückzufahren. Auf der Herkulesbrücke erregte ein Zusammenlauf von Menschen ihre Aufmerksamkeit; sie ließ deshalb den Wagen halten und sich erkundigen, was vorgefallen sei. Man

brachte ihr die Nachricht, daß so eben ein Knabe durch Unvorsichtigkeit ins Wasser gefallen, jedoch auch alsbald gerettet worden sei. Sogleich stieg die Königin mit dem Kronprinzen aus, ließ den Knaben, der verunglückt war, und diejenigen, welche ihn aus dem Wasser gezogen hatten, herantreten, wies den Letzteren eine Belohnung zu, und sagte mit der ihr eignen unbeschreiblichen Huld zu dem Knaben, der ungefähr gleichen Alters mit dem Kronprinzen war: Sie und ihr Sohn, der Kronprinz, freuten sich recht herzlich über seine Rettung, und wenn er je in eine Lage kommen sollte, in welcher er der Hülfe bedürftig wäre, so solle er sich an sie wenden; und wenn es auch in der Zukunft wäre, da sie vielleicht nicht mehr lebte, so möge er seine Bitte nur voll Vertrauen an den Kronprinzen richten, der ihm dann gewiß eben so gern helfen würde, als sie selbst. »Nicht wahr, mein Sohn?« setzte sie, den Kronprinzen anredend hinzu, und dieser von einer schönen Empfindung beseelt, rief rasch und lebhaft: »Ja, gewiß, ganz gewiß!« Tiefes Schweigen der Versammelten ehrte das schöne Gefühl des Königssohnes und die Freude seiner erhabenen Mutter, und erst als Beide wieder in den Wagen gestiegen waren und freundlich grüßend davonfuhren, ergoß sich die stille Rührung in lauten Jubel.

Außer den erwähnten Familienfesten, brachte auch von Zeit zu Zeit der Besuch theils verwandter, theils anderer fürstlicher Gäste Veranlassung zu Festlichkeiten, oder es ward doch wenigstens der Kreis des heiteren Zusammenlebens dadurch erweitert. Der Erbprinz (jetzt Großherzog) von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin, und vom

Könige hochgeschätzt und geliebt, erfreute seine hohen Verwandten öfters in diesem Jahre mit seinem Besuche; auch den Herzog Wilhelm von Braunschweig, den Fürsten Radzivil und die Herzogin von Sagan, Tochter des Herzogs von Kurland, finden wir zu verschiedenen Zeiten als Gäste des Königlichen Paares. Besonders zahlreich war der Besuch im Herbst zur Manöver-Zeit. Auf der Kunst-Ausstellung, die der König und die Königin um diese Zeit besuchten, finden wir das hohe Paar in Gesellschaft des Erbprinzen und des Prinzen Karl von Strelitz, der Fürstin von Thurn und Taxis, (alle Drei Geschwister der Königin) des Herzogs von Weimar und des Prinzen von Mecklenburg-Schwerin. Einige Wochen später ward dem Könige in Potsdam noch ein anderer Gast vorgestellt, den wir nicht mit Stillschweigen übergehen wollen. Es war dies Louis Bonaparte, nachmaliger König von Holland (jetzt Herzog von St. Leu), der in neuester Zeit wieder aus dem tiefen Dunkel seiner Zurückgezogenheit hervorgetreten ist, um seinen Vaterschmerz in öffentlichen Klagetönen laut werden zu lassen. Damals war er ein blühender Jüngling, obwohl bereits Brigade-Chef und Obrist eines Dragoner-Regiments, und sein Bruder, der erste Consul, hatte ihn auf Reisen geschickt, nicht sowohl um politische Missionen zu erfüllen, als um sich an das Athmen in den Hof-Atmosphären zu gewöhnen und persönliche Beobachtungen zu sammeln. Bei dem guten Vernehmen, das damals zwischen Preußen und Frankreich bestand, (worauf wir später zurückkommen) ward der junge Dragoner-Oberst, dessen künftige Bestimmung Niemand ahnte),

vom Könige huldvoll und freundlich aufgenommen. — Auch den Frühlings-Manövern hatten mehrere fremde Gäste beigewohnt, unter denen sich namentlich die Prinzen von Schwerin und Strelitz und der regierende Herzog von Braunschweig befanden. Nach Beendigung dieser Frühjahrs-Übungen, welche der König durch ein großes Diner und einen Ball beschloß, trat er, begleitet von seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, seine Revue-Reise nach Pommern und Südpreußen an, (25. Mai) von der er nach etwa 14 Tagen wieder zurückkehrte. Die Königin, welche ihren Gemahl auf dieser Reise nicht begleitete, verweilte während seiner Abwesenheit in der freundlichen Einsamkeit zu Sanssouci.

Bei dem großen Herbst-Manöver, das in diesem Jahre bei Potsdam stattfand, begegnete dem König (am 22sten Septbr.) ein Unfall, dessen Kunde Alles mit Schrecken erfüllte. Als nämlich der König in Person ein Corps gegen den General-Feldmarschall v. Möllendorf führte, stürzte er bei einer Attacke so heftig mit dem Pferde, daß das Manöver sogleich abgebrochen und der König nach Potsdam gebracht werden mußte. Glücklicher Weise hatte der Unfall jedoch keine üblen Folgen, vielmehr befand sich der König bereits am folgenden Tage wieder vollkommen wohl.

Siebzehntes Kapitel.

Reise nach Schlesien.

Wir sind indeß genöthigt, noch einmal um einige Monate zurückzukehren, um der Reise zu erwähnen, welche der König am 14. August, diesmal in Gesellschaft seiner Gemahlin, nach Schlesien antrat. Auch Prinz Heinrich begleitete diesmal wieder seinen erhabenen Bruder. Die hohen Reisenden verweilten die erste Nacht in Steinhöfel bei dem Oberhofmarschall v. Massow, gingen dann am folgenden Tage gemeinschaftlich bis Bober, von wo der König über Grüneberg, Beuthen, Glogau, Liegnitz, Goldberg und Hirschberg sich nach Warmbrunn begab, während die Konigin den Weg über Bunzlau einschlug.

Nachdem sie am 16. Vormittags einem ländlichen Feste beigewohnt hatte, welches von dem Grafen Kallenberg zu Eichburg bei Bunzlau, unter einer großen, dem Andenken des Cherusker-Fürsten Hermann geweihten Eiche veranstaltet worden war, traf sie Abends in Warmbrunn ein und nahm, ungeachtet der Anstrengungen der Reise, an einem ihr zu Ehren veranstalteten Ball im neuen Brunnen-Saal Theil, und eröffnete denselben mit dem Grafen Schaffgotsch. Am nächsten Tage traf auch der König mit dem Prinzen Heinrich von Liegnitz ein, worauf die hohen Reisenden in Begleitung der Suite und der Familie des Grafen Schaffgotsch den Kynast bestiegen, und nachdem sie die herrliche Aussicht bewundert und ein Frühstück eingenommen hatten, das Innere der Ruinen

besuchten, in denen bekanntlich das Echo von sehr überraschendem Effekt ist. Auf dem Rückwege besuchten sie sodann noch das Vitriol-Werk bei Schreiberhau und den Kochelfall, worauf sie Nachmittags ihre Reise bis Buchwald fortsetzten. Von hier aus besuchten sie am nächsten Tage die Schneekoppe, die sie zu Fuß erstiegen. Auf der höchsten Spitze angelangt, und umjauchzt von dem Jubel der Volksmenge, die ihnen bis zum Gipfel gefolgt war, wurden sie von einer donnernden Geschützsalve bewillkommt, die von den benachbarten Bergen, auf welche die Grafen Schaffgotsch und Morzin Grubenleute mit Fahnen und Kanonen aufgestellt hatten, entgegentönte. Der vollkommen heitere Tag ließ sie die großartige Aussicht in Böhmen und das Hirschberger Thal mit ungetrübter Freude genießen. Ehe sie den Berg wieder herabstiegen, schrieben sie ihre Namen mit Bleistift in der Kapelle rechts an die Mauer neben dem Altar an, nahmen sodann auf der Rückkehr die sogenannte Hampelbaude in Augenschein, schrieben auch in der geistlichen Baude ihre Namen nochmals in das gewöhnliche Koppenbuch ein und kehrten sodann gegen Abend nach Buchwald zurück.

Ein Schauspiel entgegengesetzter Art erwartete sie am folgenden Tage, an welchem sie den schiffbaren Stollen der Fuchsgrube bei Weißstein besuchten. Geführt von dem Berghauptmann Grafen Reden, besahen sie zuerst das Navigations-Bassin, wo ein Corps von 500 Bergleuten in Parade aufgestellt war. Nachdem sie dann an der Mündung des Stollen die Risse desselben in Augenschein genommen hatten, bestiegen sie den Kahn, um ihre

unterirdische Reise anzutreten, gefolgt von der Suite in drei andern Kähnen. Die erhabenen Schauer des unterirdischen Gewölbes, in welchem gleichmäßig vertheilte Wachskerzen eine geheimnißvolle Dämmerung verbreiteten, wurden plötzlich wunderbar erhöht, als aus düsterer Entfernung ein herrlicher Gesang die Gäste begrüßte. Ein Musik- und Sängerchor von Bergleuten, ungefähr 70 Lachter von der Mündung in einem Kahn postirt, ließ ein eigends für diese Gelegenheit gedichtetes Lied* erschallen, was auf die

---

*Dieses wahrhaft schöne Gedicht, welches nach der, von der Königin sehr geliebten Reichardtschen Melodie: „Willkommen schöner froher Tag" gesungen wurde, glauben wir unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Hier ist es:

Willkommen hier, wo ew'ge Nacht
Um ernste Fluthen düstert,
Wo um Geklüft von milder Pracht
Der Wellen Nachtlied flüstert;
Willkommen, König, Königin!
Gegrüßet seid im treuen Sinn
Im Schooß der Muttererde!

Fern von der Sonne Feuerblick,
Fern von des Vollmonds Schimmer,
Ward auch ein freudiges Geschick
Dem treuen Bergmann nimmer,
O bringe, jubelnder Gesang,
Dem Königspaare hohen Dank,
Den Dank der Lieb und Treue.

In Felsgeklüft, in tiefer Schacht
Wohnt Biedersinn und Treue;
Es tönt aus Fittigen der Nacht
Der Hochgesang der Weihe.
In unsrer Mitt', auf leichtem Kahn,
Wallst Du, o Königspaar, die Bahn,
Die unser Fleiß geebnet.

hohen Besucher einen mächtigen und ergreifenden Eindruck machte. In einiger Entfernung vom Stollorte, wo die transparente Inschrift: »Wer ist der Schutzgeist dieser Schatten« brannte, nahmen die Gäste einige Erfrischungen zu sich, und fuhren dann auf dem, mit dem Stollen überfahrenen siebenten Flötz noch gegen die Kohlenörter, um die Steinkohlen-Beförderung mit Pferden zu besehen. Das Ungewöhnliche und Fremdartige der genossenen Scene hatte namentlich auf das Gemüth der Königin mit der ganzen Macht seiner heiligen Schauer gewirkt, weshalb sie auch den zur Befahrung benutzten Grubenanzug und Schachthut zum Andenken an die unterirdische Reise mitnahm.

Um die bunte Mannigfaltigkeit voll zu machen, war dem hohen Paare für den folgenden Tag wiederum ein Schauspiel ganz neuer Art bereitet, das, wie die Scenen der eben vergangenen Tage es gleichsam dem Raume entrückt hatten, es über die Erde erhebend und unter dieselbe versenkend, das Königspaar jetzt auch der Zeit entführte, indem es dasselbe um Jahrhunderte zurückversetzte und plötzlich in jene Tage hinzauberte, aus denen die mannhaften, edlen Gestalten des Ritterthums nur noch den Träumen unserer Phantasie entgegen treten. Der

---

Glück auf! Im Tempel der Natur
Sei, holdes Paar, gesegnet;
Hier, wo auf unsres Fleißes Spur
Dir biedre Treu begegnet.
O sei, wo mit geheimer Kraft
Natur der Wunder viele schafft,
Im Heiligthum gesegnet.

Graf von Hochberg auf Fürstenstein, wohin die hohen Reisenden sich folgenden Tages begaben, war es, der denselben mit großen Kosten diese schöne Überraschung bereitete. Die Ruinen der Vorstinburg, seit Jahrhunderten unscheinbare Schutthaufen, aber auch in dieser Gestalt anziehend durch die Reize der wildromantischen Waldgegend, in welcher jene Trümmer auf schroffen Felsenwänden lagen, hatte der Graf benutzt, um auf ihnen ein Gebäude im reinsten gothischen Styl zu improvisiren, gleichsam die aus dem Grabe erstandene Vorstinburg, mit Stechbahn, Burggraben, Zugbrücke und Burgthor; und um die Täuschung zu vollenden, trug das Ganze das Gepräge ehrwürdigen Alters und selbst der Befallenheit, doch so, daß es zum Gebrauch sich noch wohl eignete. Die natürliche Beschaffenheit des Reiseweges trug ebenfalls zu der Überraschung nicht wenig bei, denn während das Königspaar durch die herrlichen Gebirgsthäler von Fürstenstein, nach der Vorstinburg fuhr, deckte vor ihnen der Wald das Geheimniß, und erst bei der letzten Wendung der Chaussee stand, wie durch einen Zauberschlag, die Burg plötzlich vor ihren Blicken. Auf der Warte der Burg wehte das Hochbergsche Panier, von einem eisenbepanzerten Reisigen mit der Hellebarde in der Hand bewacht. Um die Stechbahn war ein Amphitheater, zum Theil über eine Felsenschlucht fort, mit 7 Reihen Bänken erbaut und mit mehreren Tausenden von Zuschauern besetzt. Sobald der Königliche Wagen sichtbar ward, gab der Thurmwart ein Signal und alsbald ward in der Burg Allarm geblasen. An der Burg angelangt, bestiegen die Königlichen Herrschaften

einen, dem Burgthor gegenüber errichteten, prächtig geschmückten Balkon, worauf sich die Zugbrücke senkte und ein Herold, im Kostüm des 14ten Jahrhunderts, begleitet von Trompetern, herausritt, um zu erkunden, wer die Gäste wären. Nachdem er es erfahren und in der Burg Meldung gethan, sprengte der Burgherr heraus, gefolgt von 8 Rittern,* sämmtlich in glänzender Rüstung, mit wehenden Federbüschen auf den schimmernden Helmen, und außer ihnen von einer Schaar Herolden und Knappen. Die Ritter mit ihrem Gefolge machten an den Schranken Halt, der Panierherr aber sprengte bis vor den Balkon und bat in einer kurzen Anrede in alter treuherziger Rittersprache um die Gunst, daß die Ritter zum Beweis ihrer Freude über die Ankunft des hohen Königspaars auf der Vorstinburg, ein Ringelstechen halten dürften. Die Erlaubniß hierzu ward ertheilt, worauf die Ritterschaar unter Anführung des Burgherrn, der das Banner, der alten Sitte gemäß, vor dem Balkon der Königlichen Herrschaften aufpflanzte, den feierlichen Aufzug begannen und sodann das Stechen in alter Art und Weise abhielten. Nach Beendigung desselben knieten die 4 Sieger vor der Königin nieder, um aus ihren Händen den Kampfpreis zu empfangen. Den beiden ersten Siegern hängte die Königin Jedem eine goldene Kette mit goldener Medaille, die das Brustbild des hohen Paares im Gepräge zeigte, um den Nacken, die beiden zweiten Sieger empfingen auf

---

* Die Grafen Sandreţky, Burghaus, Kallenberg, Hugk, Stollberg-Werningerode, Freiherren Richthofen und Czettritz und Mutius.

dieselbe Weise Jeder ein seidenes Band mit silberner Medaille. Nach dieser Scene, welche durch die unbeschreibliche Anmuth und Schönheit der Königin ihre eigentliche Weihe erhielt, wurden die Königlichen Herrschaften unter Vortragung des Paniers auf die Burg geleitet, wo sämmtliche Ritter auf der Brücke unter einem, von ihren hochgehaltenen Lanzen gebildeten Zeltdach die hohen Gäste empfingen.

Die Menge der Zuschauer bei diesem seltenen Schauspiele, dessen Genuß durch keine Unordnung, keinen Unfall getrübt wurde, war so groß, daß die Wagenreihe sich über die Länge einer deutschen Meile erstreckte. Mit einbrechender Nacht kehrten die hohen Reisenden nach Fürstenstein zurück, wo sie von der prachtvollen Beleuchtung des fünf Stockwerke hohen Schlosses, des Thurms und des Schloßhofes angenehm überrascht wurden. Der festliche Tag schloß mit einem Maskenball, auf welchem die Königin mit mehreren Rittern tanzte, die in ihrem Kostüm geblieben waren.

Am folgenden Tage (20sten) verließ der König mit dem Prinzen Heinrich Fürstenstein, um sich über Schweidnitz nach Glatz zu begeben, während die Königin an diesem Tage eine Nebenreise nach Adersbach machte, wo sie alle Klüfte durchging und selbst den steilen Berg zum Wasserfall emporklimmte. Am nächsten Tage traf sie in Schweidnitz ein. Die Empfangs-Feierlichkeiten für den König hatten sich hier Tags vorher darauf beschränkt, daß die Bürgerschaft ein Spalier bildete; beim Einzuge der Königin geschah dies wieder, außerdem aber hatten sich

12 junge Mädchen, sämmtlich in weiße Schleier gehüllt, aufgestellt und überreichten der Königin ein überaus prachtvoll ausgestattetes Gedicht mit den Worten:

Nimm hier mit jener Huld, die immer Dich umschwebet,
Verehrte holde Königin ꝛc.

Und so nahm es die Königin in der That. »Es ist sehr schön,« sagte sie mit ihrem bezaubernden Lächeln, »und ich werde es als ein angenehmes Andenken aufbewahren.«

Außerdem überreichten ihr mehrere Gewerkälteste Proben ihrer Arbeiten: als Handschuhe, einen mit Rosen umflochtenen Korb mit Honigkuchen u. s. w., was die Königin nicht nur freundlich, sondern selbst mit Zeichen einer innigen Rührung annahm. Dem jungen Mädchen, das ihr das Gedicht überreicht hatte, strich sie, nachdem sie auch die Eltern desselben sich hatte vorstellen lassen, die Wangen, indem sie sagte: »Es ist ein recht artiges, liebes Mädchen.« — So lehrte das Herz die treffliche Fürstin mit wenigen huldvollen und gefühlten Worten sich ein unvergängliches Andenken in der Liebe Aller zu gründen, die ihr nahe kamen.

Über Glatz traf die Königin am 22sten in Landeck ein, wo sie, nach dem in Tempel eingenommenen Mittagsmahle, den Grundstein zu einem neuen Gesellschaftshause legte, indem sie eine mit ihrem Namen versehene silberne Platte zwischen zwei ausgehöhlte Steine mittelst silberner Maurerkelle und Hammer, die zu diesem Behufe besorgt waren, befestigte.

Demnächst besah sie zu Ullersdorf beim Grafen

von Magnis dessen, wegen ihrer Schönheit und Größe ausgezeichnete Schweizerkühe in den ausgeschmückten Ställen, wo zierlich gekleidete Bauerdirnen, die Kühe melkend, mit heiterem Gesange die Königin bewillkommten. Dann frühstückte sie unter den Linden vor dem Schlosse, sah darauf einer Fischerei in dem nahen Flusse zu, und fand, als sie nach dem Schlosse zurückkehrte, an der Stelle, wo sie kurz vorher das Mahl eingenommen hatte, eine Denksäule mit passender Inschrift errichtet.

Von Neisse, wo die Königin am 23sten mit dem König und dem Prinzen Heinrich zusammentraf, setzten sie gemeinschaftlich ihre Reise nach Breslau fort, und kamen daselbst am 26sten an. Der König hatte unterdeß über die Truppen in Glogau, Lüben, Liegnitz, Schweidnitz und Neisse die Revue abgehalten, und Gleiches fand, meist im Beisein der Königin, in den nächsten Tagen hier statt, abwechselnd mit glänzenden, von dem Fürsten v. Hohenlohe und dem Minister v. Hoym veranstalteten Festen. Die Truppen bezogen hierauf ein Lager bei Lissa, das von dem Königspaare in den beiden nächsten Tagen besucht ward, worauf sie, nach beendigtem Manöver, am 31. August vom Exercier-Platze aus ihre Reise antraten und am 2. Septbr. wohlbehalten zu Charlottenburg eintrafen, voll schöner Erinnerungen an die ungewöhnlichen Genüsse dieser Reise, und der König außerdem erfreut über den erfreulichen Zustand der von ihm gemusterten Truppen.

Achtzehntes Kapitel.

Verwaltung.

Während die Zeit und Thätigkeit des Königs so mannigfach in Anspruch genommen wurde und namentlich die Verwicklungen der Europäischen Politik, Frankreich gegenüber, seine Aufmerksamkeit und seinen Geist unablässig beschäftigten und zur Lösung vieler wichtiger Fragen seine Mitwirkung mit erheischten, wurde doch seine Sorge für die innere Verwaltung des Staats keinen Augenblick in den Hintergrund gedrängt. Eine Reihe von mehr oder minder eingreifenden, für das Wohl der Unterthanen ausschließlich berechneten Verordnungen, stehen als unzweifelhafte Beweise des Gesagten da. Viele derselben verdanken dem eignen Entschluß des Königs ihre Entstehung und sind unmittelbar aus dem Kabinett hervorgegangen, zu anderen gab er entschiedene Anregung, und auf alle wirkte er mit Geist und Willen unmittelbar ein.

Die Sorge für die Gesundheit der Unterthanen rief mehrere dahin abzielende Verordnungen hervor. Wiederholte Fälle von Vergiftungen, herbeigeführt durch die Sorglosigkeit, mit welcher die Apotheker den weißen Nieswurz verabreichten, veranlaßte zuerst die Verordnung, (25. März) dieses Mittel in den Apotheken mit derselben Vorsicht, wie andere Gifte aufzubewahren und es überhaupt nur gegen Recepte oder amtliche Zeugnisse zu verabreichen. — Dieser vorläufigen Bestimmung aber folgte gegen Ende des Jahres (10. Decbr.) eine umfassendere Verordnung für Apotheker in Betreff der Bewahrung und Verabreichung

von Giften. Durch diese Verordnung wurden die frühern hierher bezüglichen Vorschriften, von den Jahren 1725 und 1758, erweitert und geschärft. Die stärksten Gifte, Arsenik, Quecksilber u. a. mußten in eigne Behältnisse verschlossen werden, zu denen nur allein der Apotheker den Schlüssel haben durfte. Recepte oder andere Legitimationen zur Verabreichung von Giften mußten sorgfältig aufbewahrt, numerirt und in ein eignes Buch eingetragen werden. Die Gefäße, in denen Gift verabreicht wurde, mußten nicht nur versiegelt, sondern außerdem mit dem Worte Gift und 3 länglichen Kreuzen bezeichnet werden. Den Materialisten wurde der Betrieb mit arzneilichen Giften ganz untersagt; hinsichtlich des ihnen erlaubten Betriebes mit anderen Giftwaaren mußten sie sich denselben Vorsichtsmaaßregeln fügen und nicht minder ihre Vorräthe der Visitation von Medicinal-Behörden unterwerfen.

Einen ganz ähnlichen Zweck hat die Verfügung vom 28. Novbr., nach welcher das Einbringen von Spielsachen aus Holz, Zinn, Blei oder Thon, in sofern dieselben vergoldet, versilbert oder bemalt sind, gänzlich verboten, und nächstdem den inländischen Spielzeug-Fabrikanten, Konditoren und Pfefferküchlern bei strenger Strafe untersagt wird, sich beim Bemalen ihrer Fabrikate der, namentlich angeführten, schädlichen Farben, sowie des unächten Gold- und Silberschaums zu bedienen.

Eine eingreifendere Verbesserung erlitt das Medicinalwesen durch die ausführliche Instruktion für die Sanitäts-Collegien der Provinzen, namentlich in Betreff der Wirksamkeit derselben als Medicinal-Behörden. Solche

sollten hinfort aus einem Direktor, der zugleich Richter sein mußte, zwei Medicinal-Räthen, zwei Assessoren und den Unterbeamten bestehen. Dieser Behörde wird die Aufsicht und Gerichtsbarkeit über alle Medicinal-Personen der Provinz zugetheilt, sofern es Prüfung, Dienstführung 2c. derselben, die Verwaltung der Medicinal-Anstalten und dergleichen betrifft. Ferner ressortiren von ihr Contraventionen gegen Medicinal-Gesetze, Klagen gegen Medicinal-Personen wegen ihrer Kunstverrichtungen, Beleidigung gegen Medicinal-Beamten u. s. w. Die Pflichten der einzelnen Mitglieder der Sanitäts-Behörde werden demnächst dem Zweck entsprechend, genau auseinandergesetzt und streng eingeschärft.

Während solchergestalt die Medicinal-Verwaltung geordnet und verbessert ward, nahm man nicht minder andere zweckdienliche Gelegenheiten wahr, sofern dadurch die Erlangung der Gesundheit gesichert werden konnte. — Professor Reich aus Erlangen war im Besitz eines Geheimmittels gegen das Fieber und bot dasselbe der Regierung zur Prüfung und zum Kauf an. Dem zufolge ward das Mittel im Charite-Krankenhause angewendet, und da es sich bei diesen Versuchen bewährte, so befahl der König, dem Professor Reich, gegen eine lebenslängliche Pension von 500 Thalern jährlich, das Geheimmittel abzukaufen und die Bestandtheile desselben bekannt zu machen.

Bestrebungen dieser Art hinderten indeß nicht, ältere Medicinal-Verordnungen, die sich in ihrer Strenge übertrieben erwiesen, aufzuheben. Dies gilt namentlich in Bezug auf ein Verbot vom Jahre 1796, durch welches

das Anlegen von Gerbereien anders als am Abfluß eines Wassers, wegen der für die Gesundheit schädlichen animalischen Ausdünstungen, untersagt wird. Hierdurch ward nicht nur die Ausbreitung der Lederfabrikation gehemmt, sondern das Verbot beruhte überhaupt auf einer falschen Voraussetzung, indem Gerbereien, wenn sie überhaupt nur an fließendem Wasser liegen, wohl der Nachbarschaft durch ihren Geruch beschwerlich fallen, der Gesundheit aber keinesweges nachtheilig werden können. Es wurde daher durch Edikt vom 21. Januar festgesetzt, das Anlegen neuer Gerbereien hinfort, nur mit Berücksichtigung der Lokalität, allenthalben an fließendem Wasser zu gestatten, um diesem wichtigen Industriezweig keine unnütze und schädliche Schranken zu ziehen.

In noch höherem Maaße erfreuten sich die Manufakturen baumwollener und seidener Waaren der Sorgfalt des Königs. — In einem desfalls erlassenen Edikt vom 12. Januar heißt es: Da die inländische Baumwollen- und Seiden-Fabrikation jetzt zu solcher Vollkommenheit gediehen ist, daß alle Waaren dieser Art in der gehörigen Güte und zu billigen Preisen hinreichend verfertigt werden können, so habe der König durch Kabinets-Ordre vom 5ten der Einfuhr ausländischer Fabrikate dieser Art Beschränkungen auferlegt. Demnach soll nur den feineren Sorten von weißem Baumwollenzeug, dessen Qualität nach dem Gewicht der Quadratelle bestimmt ward, die Einfuhr verstattet sein, das Einbringen aller übrigen baumwollenen Waaren aber, sowie sämmtlicher seidenen und halbseidenen Fabrikate ward gänzlich untersagt. Die Königin selbst trug

ihrerseits zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes, der Hebung der Seiden-Manufakturen, dadurch bei, daß sie sich fortan mehr als früher in Seide kleidete, ein Beispiel, das demnächst auch die Damen des Hofes befolgten.

Um dieser Verordnung auch die gehörige Wirksamkeit zu erzielen, setzte ferner das Edikt vom 26. Juni fest, daß mit Ausnahme einiger Artikel, deren Fabrikation im Inlande noch nicht weit genug gediehen war, sämmtliche verbotene Waaren künftighin nicht mehr zur Messe nach Frankfurt gebracht werden sollten, weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß die daselbst unter dem Vorwande der Ausfuhr ins Ausland aufgekauften Waaren, zum Betriebe im Inlande verbraucht wurden. — Dem gemäß bestimmte das Edikt vom 12. September, daß die zur Frankfurter Messe gebrachten Waaren des Auslandes streng revidirt, — inländische Waaren aber von fremden Messen nach Frankfurt gar nicht zurückgebracht werden sollten; eben so wurden die Bestimmungen für die, einzig auf den Engros-Handel beschränkte Versendung von verbotenen Waaren nach dem Auslande geschärft und die zweckdienlichen Maaßnahmen gegen Unterschleife festgestellt.

Die Verbesserung der Schafzucht und der zunächst davon abhängenden Woll-Manufakturen hatte das Edikt vom 3ten Februar zum Gegenstande, durch welches gewisse Übelstände auf den Schäfereien in der Kurmark, Neumark und in Pommern abgestellt wurden. Der Gebrauch, heißt es daselbst, nach welchem die Schäferknechte an Lohnesstatt eine bestimmte Anzahl eigner Schaafe bei den Schäfereien halten und selbige beim Abzug mit sich wegnehmen können,

ist nach der Erfahrung für die Erhaltung der Schäfereien schädlich, da dieselben oft durch das Knechtvieh und die, von fremden Schäfereien mitgebrachten Geräthschaften von Krankheiten angesteckt werden, auch die Schäferknechte, bei der Hütung und Wartung der ihnen anvertrauten Heerden, ihr eignes Vieh zum Schaden des übrigen vorzüglich besorgen. Deshalb soll in Zukunft das Knechtvieh keine besondere Abzeichen haben, auch beim Abzuge des Knechts nicht mitgenommen werden dürfen; vielmehr soll dafür ein Ersatz an Geld, nach angedeuteter billiger Berechnung, oder nach Abschätzung des Knechtviehs stattfinden.

Um den Gutsbesitzern im Magdeburgischen, welche sich die Veredlung der Wolle ganz besonders angelegen sein ließen, bessere Gelegenheit zum Verkaufe ihres Produkts zu verschaffen, wurde mittelst Edikts vom 27. Mai ein jährlicher Wollmarkt in Magdeburg angeordnet, auf welchen nur feine, d. h. mindestens seit 4 Jahren veredelte Wolle gebracht werden durfte; auch mußte jeder Käufer sich legitimiren, daß er Wollfabrikant, Wollarbeiter oder Kaufmann sei, gleichzeitig war es auf das Strengste verboten, die hier gekaufte Wolle zu exportiren und endlich wurden die alten Bestimmungen und Verbote über das zweckmäßige Scheeren der Schaafe und Verfälschen der Wolle von neuem nachdrücklich in Erinnerung gebracht.

Den Ackerbau und die Landwirthschaft überhaupt suchte man durch mannigfache Aufmunterung, namentlich durch Belohnungen an baarem Gelde für diejenigen, welche in dem einen oder andern Zweige des Ackerbaues besonderen Eifer bewiesen, zu heben. Ein Publikandum vom 16. Jan.

setzt eine Menge Prämien dieser Art fest. Wer in den alten Provinzen 5 Morgen wüstes Heideland mit Holzsaamen besäete und 3 Jahre hegte, erhielt 25 Thaler; das Anlegen von Flechtzäunen auf 300 Ruthen Länge in den Netz- und Warthebrüchen, wurde mit 20 Thalern belohnt; das Aussäen der meisten Futterkräuter, oder Anlegung künstlicher Wiesen in der Neumark, erwarb eine Prämie von 20 Thalern; der Nachweis eines neuen guten Düngers wurde mit 20 Thalern belohnt, und eben so viel erhielten diejenigen 3 Landwirthe in der Neumark, Pommern und Preußen, welche zuerst die Mergeldüngung einführten. — Zum Betriebe des Hopfenbaues gaben die Domainen-Kammern Anweisung und Belehrung und belohnten diejenigen, welche 2 Morgen mit Hopfen bepflanzten, mit 30 Thalern; für die Einführung des Krappbaues in Litthauen wurden 20 Thaler bezahlt, und eben so viel für die reichste Aussaat des sogenannten kleinen Oelsaamens in der Grafschaft Lingen; dem Entdecker einer guten Walkererde in den Königlichen Landen ward eine Prämie von 40 Thalern zugesichert u. s. w.

Auf ganz gleiche Weise bestimmte dasselbe Edikt größere oder kleinere Prämien für die Bienenzucht, für die Obstzucht, Flachsbau, für den Nachweis einer Pflanze oder sonst eines Mittels, welches die Eichenborke beim Gerben ersetzen kann (50 Thaler), für die Benutzung der Steinkohlen statt des Holzes beim Brauen, Brennen und Backen, für das Anlegen von Ziegel-Brennereien in bestimmten Gegenden u. s. w.

Hierher gehört auch das Edikt vom 4. August, des

Inhalts, daß wenn wüste Feldmarken unter landesherrlicher Genehmigung wieder angebaut und mit Unterthanen besetzt worden sind, die benachbarten Dorfschaften keine Ansprüche wegen älterer Hütungs- oder anderer Rechte machen dürfen. Diese Bestimmung ward von dem Könige selbst mittelst Kabinets-Oordre vom 14. Juli veranlaßt. Es hatte sich nämlich ein Gutsbesitzer in einer derartigen Angelegenheit, welche einen Prozeß herbeigeführt hatte, unmittelbar an den König gewendet, in Folge dessen dieser die erwähnte Kabinets-Ordre an das General-Direktorium erließ, in welcher es unter andern heißt: »Sr. Majestät ist es bei Prüfung der Akten zwar nicht entgangen, daß bei dieser kommissarischen Untersuchung* die gesetzliche Form nicht strenge beobachtet worden; allein theils ist solches auch in allgemeinen Landes-Angelegenheiten, wohin das Retablissement durch den Krieg und andere Unglücksfälle wüstgewordener Feldmarken und eingegangener Dörfer gehört, so genau nicht zu nehmen, weil sonst die traurigen Folgen allgemeiner Landes-Verheerungen, die eine weise und landesväterliche Regierung in glücklichen Zeiten zu vertilgen bemüht sein muß, verewigt werden würden.« Der König, heißt es ferner, kann darum um so weniger zugeben, daß solche angebaute Feldmarken u. s. w. der Verwüstung wieder preisgegeben würden, als er vielmehr eifrig darauf bedacht sei, alle noch jetzt wüstliegende Landstellen in Kultur zu bringen. Mit der dem Könige

*Nämlich in Betreff des Anbaues der wüstgelegenen Stellen im Jahre 1753.

eignen unpartheilichen Gerechtigkeitsliebe aber berücksichtigte er gleichzeitig auch die Beschwerde der Gemeinde, und die erwähnte Kabinets-Ordre schließt mit den Worten: »Da aber die Gemeinde andrerseits darüber Beschwerde führt, daß sie ihre katastrirte Grundstücke nicht vollständig besitze ꝛc., so soll diese Beschwerde von der Kurmärkischen Kammer durch eine Kommission von sachverständigen Männern gründlich untersucht werden, indem es die Billigkeit erfordert, diese Beschwerden mit eben der Rücksicht auf die Wohlfahrt der Gemeinde abzustellen, mit welcher die Gutsherrschaft gegen die unstatthaften Forderungen der Gemeinde in Schutz genommen worden ist.«

Einen ferneren Beweis von der Sorgfalt, welche jedem Zweige der Industrie gewidmet wurde, giebt namentlich noch der Eifer, mit welchem man das damals neue Projekt, aus Runkelrüben Syrup, Zucker und Branntwein zu gewinnen, genaue und ausführliche Belehrung ertheilte.

An den Gutsbesitzer Wollkopf aus Glogau, der dem König seine Schrift: »Über den Werth der Runkelrüben« zuschickte, schrieb derselbe unter andern: »Die Thätigkeit, womit Ihr die weitere Verbreitung der Runkelrüben-Kultur zu den bekannten gemeinnützigen Zwecken zu bewirken sucht, macht Euch viel Ehre, und Ich finde Euer diesfälliges Unternehmen, daß, wenn Ihr dabei bleibt, von sehr gutem Erfolge sein wird, so verdienstlich, daß Ich nicht unterlassen kann, Euch Meine Allerhöchste Zufriedenheit darüber, durch beikommende goldene Huldigungs-Medaille zu erkennen zu geben.«

Bei diesen vielfachen und sorgfältigen Bestrebungen

für die Industrie und namentlich auch für den Ackerbau war es dem Könige äußerst unangenehm, daß die Umstände und Zeitverhältnisse die Aufhebung der Leibeigenschaft, seinem eifrigsten Wunsche zuwider, noch nicht gestatten wollten. Um so mehr benutzte er jede Gelegenheit, denjenigen auf mannigfache Weise Lob und Belohnung zu ertheilen, welche in dieser Rücksicht seinen Gesinnungen gemäß handelten. Bereits zu Anfang des Jahres 1799 schrieb er an den Gutsbesitzer Krug in Bernburg, der ihm seine Schrift: »Über die Leibeigenschaft der Landbewohner in den Preußischen Staaten« zugesendet hatte, unter andern: »Ich habe Ihre Schrift ꝛc. mit um so viel mehr Vergnügen aufgenommen, als Ich selbst, schon seit Meinem Regierungs-Antritte beschäftigt bin, über den Zustand der Unterthanen auf dem platten Lande in sämmtlichen Provinzen die genauesten Kenntnisse einzuziehen, um darnach über die Nothwendigkeit und den Nutzen einer Reform desselben urtheilen, und die Art und Weise, wie sie auszuführen ist, bestimmen zu können.« Ehrenvolle Anerkennung und aufrichtige Dankbezeigung schließen das huldvolle Schreiben. Auf noch viel bedeutungsvollere und ermunterndere Weise belohnte der König die 3 Gutsbesitzer v. Hülsen, indem er dieselben in den Grafenstand erhob und zwar, wie es in der desfallsigen öffentlichen Anzeige dieser Standeserhöhung heißt: »In Rücksicht ihrer persönlichen Verdienste, und besonders wegen unentgeltlicher Freilassung ihrer Unterthanen, zum öffentlichen Beweise Allerhöchster Gnade.

In Bezug auf das Heerwesen finden wir in diesem

Jahre namentlich die Kanton-Verhältnisse, d. h. die Verpflichtung zum aktiven Militärdienst, durch mehrfache gesetzliche Bestimmungen berücksichtigt. Wie unvollkommen die Art und Weise der Aushebung damals auch noch war, so deutet doch schon mancherlei die Absicht des Königs an, die Dienstverpflichtung so viel als möglich auszudehnen, um das Heer nicht sowohl aus fremden Söldlingen, als vielmehr aus Landessöhnen zusammen zu setzen. Bereits im April 1798 hatte der König auf ein Gesuch der Einwohner des sogenannten Voigtlandes, einer Vorstadt bei Berlin, um Befreiung von der Kantonpflichtigkeit, dahin entschieden; daß ihrem Gesuch nicht nachgegeben werden könne; wenn sie jedoch im Stande wären zu beweisen, »daß sie durch die Kantonpflichtigkeit in ihren älteren wohlgegründeten Rechten gekränkt würden, so sollten sie ihre Ansprüche auf dem Wege Rechtens geltend machen.« — Auf ein gleiches Gesuch der Apotheker, welche gleich den Kaufleuten bei einem Geschäfts-Umsatz von mindestens 5000 Thaler jährlich, die bedingte Kanton-Freiheit ansprachen, antwortete der König (1. April 1800) durchaus abschläglich, indem er ausdrücklich als Grund hinzufügte, es sei keineswegs seine Absicht, die Kanton-Pflichtigkeit noch weiter einzuschränken. Noch mehr aber leuchtet das lebhafte Interesse des Königs für diese Angelegenheit aus dem Edikt über das Kantonwesen vom 6. April 1800 hervor. Nachdem hierin über die Kanton-Pflichtigkeit nähere Bestimmungen festgesetzt und namentlich auch die Prüfung der Unsicherheit eines Kantonisten (d. h. des Verdachts, ob ein Kantonist sich der Dienstpflicht auf un-

erlaubte Weise entziehen wolle) den Civil- und Militär-Behörden gemeinschaftlich übertragen und über die Verdachtsgründe das Nähere festgestellt worden, schließt das Edikt mit den Worten: »Vorstehende Festsetzungen sollen zu Jedermanns Wissenschaft gebracht und oft vor den Kanzeln verlesen, auch durch die Prediger ihren Katechumenen als wichtige Lebensregeln besonders eingeschärft werden.«

Eine Abänderung erlitten des Königs frühere Bestimmungen wegen Versorgung der Invaliden durch Civil-Dienste. Die Erfahrung hatte bald ergeben, daß die aus dem Heer entlassenen Individuen, theils wegen körperlicher Schwäche und hohen Alters, theils aber auch namentlich wegen Trunksucht zur Erfüllung ihrer Berufspflichten durchaus unfähig waren. Dieser Umstand rief die Bestimmung hervor, daß bei der Annahme von Invaliden zum Civildienst mit äußerster Vorsicht verfahren werden solle. Nicht freiwillig sich Meldende, sondern nur solche durften angenommen werden, welche von den Regimentern selbst den Behörden zugewiesen und mit Attesten über ihren moralischen Wandel versehen und nächstdem von den Behörden selbst geprüft worden waren. Den Regiments-Kommandeurs wurde überdies die Zuweisung eines moralisch-untauglichen Subjekts an die Civil-Behörden als ein Vergehen angerechnet.

»Im Fall Ihr, schließt dies Rescript an die Civil-Behörden (29. Decbr. 1800), bei den Regimentern Euren Zweck nicht erlanget, so könnt Ihr am sichersten mit guten Subjekten versorgt werden, wenn Ihr die Vakanz dem

Großkanzler anzeigt, welcher sodann (bereits notirte qualificirte Subjekte nachweisen), oder mit dem Ober-Kriegs-Collegio Rücksprache halten wird, bei welchem die zur Civil-Versorgung angewiesenen Invaliden genau aufgezeichnet sind. Auf diesem Wege wird die durchaus nothwendige Versorgung der Invaliden bewirkt werden können, ohne daß dadurch der Dienst auf irgend eine Art Schaden leidet.«

Diese Grundsätze einer weisen Staats-Ökonomie veranlaßten den König auch, ähnlich andern Instituten der Art, eine Pensions-Kasse für Wittwen und Waisen der Königlichen Orchester-Mitglieder zu gründen, um sowohl sich selbst von dem Sollicitiren solcher Personen zu befreien, als auch dieselben gegen die dringendsten Bedürfnisse zu schützen, was durch den gewöhnlichen Pensions-Etat nicht bewirkt werden konnte. Das von dem König entworfene Reglement vom 1. Septbr. 1800 ordnete die Verhältnisse dieser neuen, höchst wohlthätigen Stiftung. — Kein Orchester-Mitglied war zu Geldbeiträgen verpflichtet, wohl aber zur unentgeldlichen Mitwirkung in 2 bis 3 großen Concerten, welche jährlich zum Besten dieser Stiftung gegeben werden sollten. Der durch diese Einnahme aufgebrachte Fonds wurde noch dadurch vermehrt, daß an denselben ein Sechstheil des reinen Ertrages aller Wohlthätigkeits-Concerte, in welchen das ganze Orchester mitwirkte, abgeliefert werden mußte. — Weitere Bestimmungen ordnen sowohl die Verwaltung des Fonds, als auch die Berechtigungs-Ansprüche der Betheiligten.

Auch die Versorgungs-Anstalten (Wittwen und Waisen-

Kasse und damit verbundene Begräbniß-Gesellschaft) der reformirten Prediger in der Kurmark, (denen auch die in Pommern, der Neumark und im Fürstenthume Minden beigetreten waren) erhielten durch das Reglement vom 14. Novbr. 1800, eine, den veränderten Bedürfnissen der Zeitumstände angemessene neue Einrichtung, wodurch der heilsame Zweck jener Anstalten gesichert und gefördert wurde.

Eine aus gleicher Absicht entspringende Berücksichtigung fanden die geistlichen Stiftungen und Corporationen in Süd- und Neu-Ostpreußen. Nachdem schon im Jahre 1796 jenen Körperschaften gestattet worden war, ihre disponiblen Kapitalien, im Widerspruch mit der Bestimmung des Polnischen Reichstages von 1775, welche den Zinsfuß geistlicher Kapitalien auf 3½ Procent festsetzt, zu beliebig höheren, jedoch landesüblichen Zinsen auszuleihen, wurde jetzt, mittelst Edikt vom 31. Januar 1800, der erwähnte Reichstags-Beschluß gänzlich aufgehoben, und den geistlichen Stiftungen in allen Neupreußischen Provinzen gestattet, sowohl ihre disponiblen, als bereits ausgeliehenen Kapitalien, in sofern letztere nicht durch besonderen Vertrag unablöslich waren, auf den höchsten von den Gesetzen erlaubten Zinsfuß zu bringen.

Den genannten Provinzen brachte das laufende Jahr auch noch andere allgemein wichtige Verordnungen, wohin zunächst das Edikt vom 20. März wegen Besetzung der Magistrate in Neu-Ostpreußen zu rechnen ist. Wie überhaupt, sagt das Edikt, die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte zunächst und zumeist von den Fähigkeiten und

der Moralität der Beamten abhängt, so gilt dies ganz uneingeschränkt auch von der Verwaltung der einzelnen Städte und ihrer Angelegenheiten, und aus diesem Grunde darf die Wahl der Magistrats-Personen', und besonders der Polizei-Bürgermeister, derjenigen Oberaufsicht nicht entzogen werden, welche das sicherste Mittel einer guten Staats-Verwaltung und daher eine wichtige Pflicht des Monarchen ist. Damit soll jedoch den Guts-Obrigkeiten und städtischen Communen das bisher von ihnen geübte Wahlrecht keinesweges entzogen, vielmehr dasselbe ihnen unter erwähnter Aufsicht, theils ferner gelassen, theils in Übereinstimmung mit den alten Provinzen neu ertheilt werden. — Die näheren Bestimmungen dieses Ediks lauten nun dahin: 1) daß in Immediat-Städten entstehende Vakanzen in der Magistratur durch Wahl, jedoch nicht von der ganzen Bürgerschaft, sondern blos von dem Magistrat, als dem Repräsentanten der Bürgerschaft, besetzt werden sollen. Dasselbe gilt 2) von denjenigen Mediat-Städten, welche das Wahlrecht haben; wo jedoch 3) die Obrigkeiten dieses Recht besitzen, da verbleibt es auch ferner denselben. Da aber unter allen Umständen nur fähige und sittlich-untadelhafte Beamte angestellt werden sollen, so müssen die Kandidaten zuvor von den Landesbehörden geprüft, und da die Polizei- und Magistrats-Beamten die Verwaltung öffentlicher Kassen und andere obrigkeitliche Verrichtungen übernehmen, so müssen sie auf die Gesetze des Staats durch den gewöhnlichen Dienst-Eid verpflichtet werden. — Wahlberechtigte Communen und Orts-Obrigkeiten haben die Kosten der Besoldung ihrer Magi-

strate zu tragen, doch sollen diese Lasten ihnen dadurch er-leichtert werden, daß die Domainen-Kammern den Stadt-Beamten auch die mit Königlicher Besoldung versehenen Stellen als Servis- und Fourage-Rendanten übertragen, wogegen wiederum die Wahl-Berechtigten bei der Wahl auf fähige Militär-Invaliden besondere Rücksicht nehmen sollen. — Die erste Besetzung der obrigkeitlichen Stellen in den Städten behielt sich die Regierung gänzlich vor.

Auf diese Weise suchte der König den innern Zustand der Neupreußischen Provinzen von mancherlei früheren Mängeln zu säubern und ihn mehr und mehr nach den alten Landestheilen zu nivelliren. Dahin gilt auch das für Ostpreußen erlassene Edikt vom 16. April, welches mannigfachen polizeilichen Nachlässigkeiten bei der Einwanderung in diese Provinz aus dem älteren Ländergebiet der Monarchie Schranken setzt, indem es bestimmt, daß diese Übersiedlung zwar immerhin verstattet sein, dabei jedoch auch die gehörige Vorsicht in Betreff der Person des Einwandernden, namentlich wegen seiner sittlichen Eigenschaften und seiner Kanton-Verpflichtung, angewendet werden solle.

Bei so reger Fürsorge für das Wohl der Neupreußischen Provinzen wurden die älteren keinesweges vergessen. Mehrere wichtige Polizei-Maaßregeln stellten ältere Übelstände ab und beugten neuen vor. Wie im vorigen Jahr Pommern, so bekam in diesem Jahr die Neumark ein genaues Reglement für das auf Kosten der Provinz erbaute Land-Armenhaus zu Landsberg an der Warthe. Diejenigen Individuen (Bettler und Vagabonden), welche

sich zur Aufnahme in das Armenhaus qualificiren, werden genau bezeichnet, die Art und Weise ihres Aufgreifens und Transportes, so wie ihrer Verpflegung und Beschäftigung im Armenhause festgestellt, der Fonds der Anstalt durch genaue Bestimmungen gesichert und ihm mancherlei Unterstützung vom Staate gewährt, nächstdem die Direktion des Armenhauses und das Verhältniß der mit demselben verbundenen Irren-Anstalt festgestellt.

Ein eben so wichtiges Reglement (vom 30. Mai) ordnete die Verhältnisse der vereinigten Feuer-Versicherungs-Anstalt der Kur- und Neumärkischen Städte, und setzte namentlich dasjenige fest, was beim Wiederaufbau abgebrannter Gebäude neuer Feuersgefahr vorzubeugen zweckdienlich war. — Nächstdem erhielten die Städte Strausberg (Edikt vom 20. August) und Oranienburg (Edikt vom 17. Septbr.) neue und verbesserte Feuer-Ordnungen.

Menschenfreundliche Theilnahme athmet das Edikt vom 20. Mai, welches die Versorgung der unmündigen Kinder verhafteter Diebe und Landstreicher betrifft, indem es die Miteinsperrung solcher Kinder auf das Bestimmteste untersagt, »damit sie nicht unverdienter Weise die Strafe ihrer Eltern theilen und durch den Aufenthalt im Gefängniß an ihrer Gesundheit Schaden nehmen.«

Eine zunächst nur für Berlin bestimmte Verordnung rief der Umstand hervor, daß es bei der Hinrichtung einer Verbrecherin zu einem Volksauflauf und anderen störenden Tummulten gekommen war. Durch Edikt vom 16ten Septbr. wurde deshalb festgesetzt, daß zu einem zum Tode

verurtheilten Verbrecher kein Fremder zugelassen, auch die Lebensgeschichte u. s. w. des Delinquenten nicht gedruckt und verkauft werden soll; der Tag der Hinrichtung soll beschleunigt, derselbe aber vorher nicht bekannt gemacht, die Hinrichtung selbst stets in den frühesten Morgenstunden vollzogen werden. Die Hegung eines sogenannten hochnothpeinlichen Halsgerichts fällt weg, und statt dessen wird dem Delinquenten das Urtheil auf dem Richtplatze vorgelesen. Erst nach vollzogener Strafe wird dieselbe dem Publikum durch Anschlage-Zettel bekannt gemacht.

Ebenfalls für Berlin galt die unterm 10. Febr. 1800 erlassene verbesserte Instruktion für Taxanten bei Abschätzung der Häuser und andrer liegender Grundstücke, worin sowohl das Verfahren bei der Abschätzung und die Grundsätze, nach welchen dieselbe vor sich gehen soll, als auch die Gebühren der Taxanten u. s. w. auf zeitgemäße Weise geordnet werden.

Allgemeinere Einwirkung auf die Justizpflege hat das Edikt vom 1. März, welches feststellt, daß bei geringfügigen Accise-Kontraventions-Sachen der Betrag der Untersuchungs-Kosten die Höhe der gesetzlichen Strafe nicht übersteigen dürfe, weshalb die kommissarischen Einleitungen wegfallen, die Instruktion vielmehr von den gewöhnlichen Gerichten geführt und die Akten an die competente Behörde zum Spruch eingesendet werden sollen. — Eine Immediat-Beschwerde an den König, durch welche er unterrichtet wurde, daß in Folge einer unbedeutenden Contravention gegen die Bestimmungen in Betreff des Handels mit Tabak unverhältnißmäßig große Prozeß-Kosten

sich ergeben haben, war die Veranlassung zu obiger Verordnung, und beweist, wie sehr der König geneigt war, Übelstände zu beseitigen, sobald dieselben zu seiner Kenntniß gelangten, auch wenn dies nur mittelst Beschwerde eines einzelnen Unterthans geschah.

Das Hypothekenwesen, in den älteren Provinzen bereits seit dem Jahre 1783 trefflich geordnet, wurde nun auch, mittelst Patent vom 19. Mai 1800 in den fränkischen Fürstenthümern eingeführt und demgemäß die Regierungen zu Anspach und Baireuth angewiesen, ihre Hypothekenbücher nach der in den alten Provinzen geltenden Bestimmung anzulegen und die hierzu erforderlichen genaueren Notizen aus den in der Registratur und in dem Archiv aufbewahrten Dokumenten zu entnehmen.

Das Forstwesen erhielt durch die genauere Instruktion für die Ober-Forstmeister und Forstmeister (1. Mai) eine zweckmäßige Verbesserung. Die Ober-Forstmeister wurden dadurch von mancherlei untergeordneten Amts-Verrichtungen entbunden und dagegen angewiesen, den Sitzungen der Kammern der Forst- und Bau-Kommissionen fleißiger beizuwohnen und ihre Anträge daselbst mündlich vorzubringen. Nächstdem wurden die Befugnisse der Forstmeister und Oberförster genauer bestimmt und der von ihnen zu befolgende Geschäftsgang ihnen vorgeschrieben. Untergeordnete Angelegenheiten, wie Forst-Verbesserungs-Anschläge, Verpachtung von Forst-Ländereien, Gränz-Streitigkeiten inländischer Forsten, Anträge zum Holzverkauf, Anfertigung der Konduiten-Listen für niedere Forstbeamten u. s. w. sollten hinfort von den Forstmeistern allein

bearbeitet und ihre desfallsigen Anträge und Berichte unmittelbar an die Forst-Kommission der Provinzial-Kammer berichtet werden. Überhaupt sollten die Forstsachen, nach dem ausdrücklichen Willen des Königs stets durch die Provinzial-Kammern gehen, weshalb weder die Ober-Forstmeister noch die Forstmeister unmittelbar an das Forst-Departement berichten durften.

Ausgenommen hiervon waren jedoch die Vorschläge in Betreff der Forst-Kultur und Forst-Verbesserung; aber auch von diesen, welche unmittelbar an das Forst-Departement gelangten, mußte eine Abschrift gleichzeitig an die Forst-Kommission der Kammer übergeben werden. Dasselbe Verfahren war zu beobachten, wenn das Forst-Departement Veranlassung fand, sich mit besonderen Anfragen unmittelbar an die Ober-Forstmeister rc. zu wenden. — Durch diese Bestimmungen wurden einerseits die Kräfte der höheren Forstbeamten zweckdienlicher verwendet, der Wirkungskreis der Forstmeister selbstständiger gemacht und die Betreibung der Geschäfte, durch genaue Feststellung des Geschäftsgangs erleichtert und beschleunigt, während andrerseits durch die gleichzeitig ertheilten Vorschriften wegen strenger und gewissenhafter Kontrollirung der untern Forstbedienten, auch die Amtsthätigkeit dieser auf eine dem Zweck entsprechende Weise gesichert wurde.

Eine strenge Überwachung der Forst-Angelegenheiten war um so nothwendiger, als sich bereits in manchen Theilen der Monarchie beunruhigende Spuren von Holzmangel zeigten, theils veranlaßt durch Bedarf und Ausfuhr, theils aber auch durch den Schaden, den die For-

sten durch Raupenfraß und Windbruch erlitten hatten. Diesen Umständen zufolge wurde mittelst Edikt vom 7ten Januar die Exportation der Bau- und Nutzhölzer ins Ausland im Allgemeinen ganz untersagt, und in besondern Fällen nur unter bestimmter Genehmigung der Domainen-Kammern, welche die Statthaftigkeit zu prüfen hatten, erlaubt. — Ermäßigt indeß ward dieses Verbot, das einen wichtigen Handelszweig beschränkt, durch das Publikandum der Kurmärkischen Kammer vom 5. März, worin diejenigen Hölzerarten, deren Debit ins Ausland ohne Schaden für das Inland noch verstattet werden könnte, genau bezeichnet werden.

Besonders für Berlin hatte der drohende Holzmangel eine übele Rückwirkung auf die Preise geübt und eine Theuerung zu Wege gebracht, die dem ärmeren Theil der Bewohner um so lästiger fallen mußte, als der Winter grade überaus strenge war. Dies reichte hin, um die ganze Sorgfalt des Königs in Anspruch zu nehmen. Durch Edikt vom 5. März verordnete er daher, daß, um dem Aufkaufen des Holzes zu eigennützigen Zwecken zu begegnen und um den auf den Holzmärkten vorhandenen Holzbestand nicht vor der Wiedereröffnung der Flußschiffahrt verbrauchen zu lassen, von dem Brennholz-Verwaltungs-Comptoir jedem Holz-Bedürftigen nur für den Ankauf von ¼ höchstens ½ Haufen Holz Anweisung ertheilt werden solle. Außerdem setzte der König eine besondere Commission, den Staats-Minister v. Hardenberg an der Spitze, nieder, welche die Obliegenheit hatte, die Residenz fortwährend mit dem nöthigen Holzbedarf zu versorgen und zugleich

Mittel und Wege zu ergiebiger Holzersparung in Antrag und Anwendung zu bringen. — Dieser vorsorglichen Maaßregel ungeachtet mußten die Holzpreise in Berlin dennoch erhöht werden, und das Publikandum vom 23sten Mai machte die Bewohner der Residenz mit den neuen Preisen, sowie mit den Gründen der Preis-Erhöhung bekannt.*

Schließlich erwähnen wir unter den, in diesem Jahre erlassenen Verordnungen auch noch diejenige (v. 8. Octbr.) durch welche mancherlei Mißbräuche, die sich beim Extrapost-Wesen eingeschlichen hatten, abgestellt werden, indem die älteren Bestimmungen wegen Weiterbeförderung der Extrapost-Reisenden durch die Pferde der Ackerbürger, theils in Erinnerung gebracht, theils geschärft wurden. — Überhaupt fing um diese Zeit das Preußische Postwesen unter Schulenburg's Leitung bereits an, sich zu heben; eine neue zweckmäßige Art von Postwagen wurde eingeführt; die Meilen der Post-Curse wurden geometrisch vermessen und die Besetzung der Postmeister-Stellen mit größerer Auswahl und Vorsicht als bisher veranstaltet.

Noch haben wir, bevor wir dies Kapitel beschließen, der von dem König in diesem Jahre unternommenen Bauten zu erwähnen. Dahin gehören außer den großen Reparaturen am Schloß, am Gießhause u. s. w. mehrere

---

* Es ist unsern Lesern vielleicht nicht uninteressant die Holzpreise jener Zeit kennen zu lernen. Nach der neuen Bestimmung kostete: 1 Haufen Buchenholz 28 Thlr.; 1 Haufen Eichenholz 23 Thlr.; 1 Haufen Birkenholz 23 Thlr.; 1 Haufen Elsenholz 20 Thlr.; 1 Haufen Kiehnenholz 18 Thlr.; 1 Haufen Stubbenholz 14 Thlr.

Brückenbauten und vor allem der im März begonnene Bau des Königlichen Schauspielhauses. — Auch wollen wir noch der Lehr-Anstalt für die Holzschneide-Kunst erwähnen, welche der König in diesem Jahre der Akademie der Künste hinzufügte, indem er zugleich den akademischen Buchdrucker Unger zum Lehrer und Professor der Holzschneide-Kunst bei der Akademie ernannte.

VII.

Das Jahr 1801.



Neunzehntes Kapitel.

Häusliches.

Der erste Monat des neuen Jahrhunderts brachte dem Königlichen Hause und nicht minder der ganzen Monarchie eines jener seltenen Feste, die, Endpunkte eines abgelaufenen Jahrhunderts, sowohl als Erinnerungs-Merkmale eines großen Ereignisses, wie als Zeugen fester Dauer des Geschehenen, Sinn und Gemüth auf das Lebhafteste anregen müssen. Am 18. Januar 1801 waren es hundert Jahre, daß Kurfürst Friedrich III sich die Königskrone mit aller jener Pracht, die er liebte, zu Königsberg aufs Haupt setzte und dadurch nicht nur sich zum König erhob sondern auch seinem, im kräftigen Aufstreben begriffenen Staate die Bahn brach, sich zu der Würde und der Macht eines Königreichs erster Größe zu erheben.

Friedrich Wilhelm III, von der hohen Bedeutung des Festtages durchdrungen, konnte sich dennoch nicht entschließen, ihn durch irgend welche Merkmale äußern Prunkes zu bezeichnen. Er glaubte um so weniger Veranlassung zu haben, seiner Abneigung gegen öffentliches Schaugepränge bei dieser Gelegenheit Zwang anzuthun, als die wirkliche Bedeutung, welche Preußen nunmehr im Euro-

päischen Staaten-Systeme erlangt hatte, und zumal grade zu jener Zeit, wo alle Großmächte Europas um Preußens Freundschaft und Bündniß sich bewarben, über allen Zweifel erhaben war. Für seine Person feierte daher der König das Säcular-Fest nur auf gewöhnliche Weise durch Veranstaltung eines Balles; indem er aber hiermit gleichsam der Etikette genügte, befriedigte er die Ansprüche seines Herzens durch den Befehl, die Nothleidenden in Berlin und Potsdam mit einem Festmahl zu bewirthen und mit einem Geldgeschenk zu unterstützen. Die Stadt Königsberg aber beschenkte er bei dieser Veranlassung auf eine eben so schöne als angemessene Weise, indem er ihr die Statue Königs Friedrichs I* zur Aufstellung in Königsberg übersendete, und dabei folgende Kabinets-Ordre an die Ostpreußischen Stände richtete:

»Die Treue der Preußen gegen ihre Könige vom Ursprunge der Monarchie an, bis herab auf die neuesten Zeiten, ist in den Jahrbüchern der Geschichte ein unvergleichliches Beispiel von National-Tugend, der Stolz ihrer Landesherren, und für Mich ein so angenehmes Bild ihres festen und geprüften Charakters, daß Ich dabei mit innigem Vergnügen verweile, und, glücklich in dem Beruf, ein solches Volk zu regieren, nur einen Wunsch habe, den: dieses Volk glücklich zu machen. Urtheilt hiernach selbst, unter welchen Erinnerungen Ich am bevorstehenden

---

*Diese Statue war auf Befehl Friedrich Wilhelm I gegossen und 1728 auf dem Molkenmarkt zu Berlin aufgestellt worden, von wo sie jedoch später auf Befehl Friedrichs des Großen in das Zeughaus gebracht wurde.

Krönungsfeste Mich der reinsten Freude über die Vorzüge dieses edlen Volkes, und die auch von Euren Vorfahren angestammte Redlichkeit überlassen werde. Ich bin es überzeugt, daß auch Eure Theilnahme an der Feier dieses Festes groß, mit Einem Worte, daß sie Eurer ganz würdig sein werde. Um aber dieselbe noch zu erhöhen, so komme Ich Euren Wünschen entgegen, und widme der Nation die Statue König Friedrichs I zum immerwährenden Denkmal gegenseitiger Liebe und Treue. Ich habe daher den Staats-Ministern Freiherren v. Heinitz und v. Schrötter die nöthigen Befehle ertheilt; ersterem, ein zu diesem Monument erforderliches Piedestal anfertigen zu lassen, und letzterem, den Transport von beiden von hieraus nach Königsberg auf Meine Kosten zu bewirken, und sich über den Ort und die Zeit der Aufstellung mit Euch zu vereinigen, welches Ich Euch hierdurch zu erkennen gebe, als Euer gnädiger König.

Berlin den 1. Januar 1801.

Friedrich Wilhelm.«

Äußerungen, wie die in diesem Schreiben enthaltene, sind zu ruhmvoll für den Monarchen wie für die Nation, als daß wir es nicht für unsere Pflicht halten sollten, sie an diesem Orte mitzutheilen.

Zu vielen und großartigen Hof-Festlichkeiten und überhaupt zu einem ungewöhnlich regen Leben im Kreise der Königlichen Familie, gab die Anwesenheit des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin nebst seiner Gemahlin, der Großfürstin Helene von Rußland (Tochter Pauls I)

Veranlassung. Außer den freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen den Höfen von Berlin und Schwerin obwalteten, haben ohne Zweifel auch die damaligen politischen Verhältnisse zwischen Preußen und Rußland mit zu der glänzenden Aufnahme beigetragen, welche den genannten hohen Gästen am Hofe zu Berlin zu Theil ward. — Das fürstliche Paar wurde bereits in Tegel bei Berlin bei seiner Ankunft (27. Januar) von dem Königlichen Kammerherrn Grafen v. Voß empfangen, und fuhr sodann in Königlicher Hof-Equipage, der ein Ehren-Stallmeister voranritt, nach Berlin, wo der König ihnen noch an demselben Abend einen Besuch abstattete, den er Tags darauf in Gesellschaft der Königin wiederholte. Bälle und Festlichkeiten mannigfacher Art, theils bei dem Könige und den Mitgliedern des Königlichen Hauses, theils bei den hohen Staatsbeamten und Gesandten folgten nun während des ganzen Aufenthaltes der hohen Gäste rasch auf einander und zeigten von dem Bestreben, ihnen ihre Anwesenheit so angenehm als möglich zu machen. Die Gegenwart andrer fürstlicher Gäste, wie des Prinzen von Würtemberg, des Erbprinzen von Strelitz, des Herzogs von Weimar und Andrer erhöhte den Glanz und die Freude der Festlichkeiten. Diese wurden vor der Abreise der hohen Gäste durch ein glänzendes, vom Könige veranstaltetes Diner im Schlosse beendigt, wobei von dem goldnen Service gespeist wurde. Auch an Ehrenbezeigungen mancher Art fehlte es nicht, wie namentlich der König seinem Gast, dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, die beiden höchsten Preußischen Ordens-Dekorationen, den Schwarzen-

und Rothen-Adler-Orden verlieh. — Kaiser Paul von Rußland bezeigte dem König seinen Dank für die glänzende Aufnahme der Großfürstin und ihres Gemahls durch ein eigenhändiges Schreiben und ließ gleichzeitig dem Kronprinzen (unserm jetzt regierenden König) durch den Russischen Gesandten Krüdemer die drei höchsten Russischen Orden (Andreas-, Alexander-Newski, und Annen-Orden) überreichen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch erwähnen, daß einige Monate später, nach Kaisers Pauls plötzlichem Tode, die verwittwete Kaiserin der Königin die reich mit Brillanten besetzten Insignien vom Großkreuz des Katharinen-Ordens überschickte.

Nur der ausgezeichneten Persönlichkeit des Königs-Paars ist es zuzuschreiben, daß, trotz des am Berliner Hofe gewöhnlich herrschenden geräuschlosen Lebens, dennoch fortwährend fürstliche Gäste daselbst eintrafen. Indessen trugen auch die damaligen politischen Conjunkturen ohne Zweifel viel hierzu bei und so dürfte namentlich die Ankunft des Prinzen Adolph von England die Betreibung politischer Angelegenheiten zum Nebenzwecke gehabt haben. Dabei ist es besonders bemerkenswerth, daß das persönliche Vernehmen zwischen dem König und den fremden Monarchen fortwährend ein durchaus freundschaftliches blieb, obwohl Preußen sich zu dieser Zeit, wie wir später ausführlicher erwähnen werden, von der Politik sämmtlicher Europäischer Großmächte absonderte und mit der größten Beharrlichkeit isolirte. Unseres Bedünkens sind grade diese Umstände überaus bezeichnend für den Charakter des Königs, denn es ist außer allem Zweifel, daß derselbe nur

durch die Wahrhaftigkeit und tiefe Moralität seiner Gesinnungen und der, von ihm offen dargelegten Gründe seines politischen Verfahrens den Fremdmächten die Möglichkeit benahm, seiner Politik mit Feindseligkeit entgegen zu treten.

Wir kommen indessen auf diese Umstände in dem, den auswärtigen Verhältnissen gewidmeten besonderen Kapitel zurück und beschränken uns daher hier zunächst wieder auf die Darstellung des häuslichen Lebens des Königs.

Wie bereits früher, so besuchte der König auch in diesem Jahre zuweilen die Werkstätten der Industrie, wie er unter andern namentlich, Anfangs März, in Begleitung des Herzogs von Weimar die neuerfundenen musivischen Arbeiten der Gebrüder Catel in Augenschein nahm.

Auch die Porzellan-Manufaktur besuchte der König in Gesellschaft seiner Mecklenburgischen Gäste und des Prinzen Adolph von England, und beschenkte bei dieser Gelegenheit das Mecklenburgische Fürstenpaar mit einem prachtvollen Tafelaufsatz von 9 Plateaux und 48 kostbar bemalten Desserttellern, den Prinzen Adolph aber mit 3 reichvergoldeten Vasen, welche auf dunkelblauem Grunde schön gemalte geschichtliche Darstellungen enthielten.

Zu den erfreulichen Familien-Ereignissen, welche dieses Jahr brachte, ist nächst der Entbindung der Erbprinzessin von Hessen-Kassel, Schwester des Königs (3. April), namentlich die am 29. Juni erfolgte Niederkunft der Königin selbst zu erwähnen, wodurch die Königliche Familie zu ihrer hohen Freude um einen hoffnungsvollen Sprößling vermehrt wurde. Die Taufe des neugeborenen Prinzen,

der die Namen Friedrich Karl Alexander erhielt, fand am 1sten August zu Charlottenburg statt. Der junge Prinz ruhete bei dem heiligen Akt auf den Armen des regierenden Herzogs von Mecklenburg-Strelitz.

Auch der Geburtstag der Königin, sowie der des Königs gaben in gewohnter Weise zu traulichen Familien-Festen Veranlassung. Eine für das Herz der Königin hocherfreuliche Bedeutung aber erhielt ihr Geburtstag diesmal dadurch, daß in diesem Jahre zum ersten Male der Kronprinz, in der Mitte zwischen seinen Geschwistern, dem Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Charlotte, eine Beglückwünschungs-Anrede an seine erhabene Mutter hielt, die nebst dem König durch diese Scene wie durch den sinnigen Inhalt der Worte des geliebten kleinen Redners bis zu Thränen gerührt wurde. — Der König selbst überraschte seine erhabene Gemahlin diesmal mit einem kostbaren Angebinde, bestehend in einem, mit Smaragden und Rubinen eingefaßten Lorbeerkranz, und von der Erbprinzessin von Mecklenburg empfing sie überdies einen höchst prachtvollen Brillanten-Schmuck.

Der wackere Delbrück, der dem Königlichen Paare eine so süße Überraschung bereitet hatte, begegnete den Wünschen desselben auch dadurch, daß er fortfuhr, seinen erhabenen Zögling bei schicklichen Gelegenheiten an öffentlichen Vorgängen Theil nehmen zu lassen. So erschien der Kronprinz, dessen munteres Äußere und geistvoller Blick ihm alle Herzen gewann, an der Hand seines trefflichen Lehrers in der öffentlichen Sitzung der Märkisch-Ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam (7. Mai) und eben

so wohnte er am 14. Octbr. der öffentlichen Prüfung der Zöglinge in den Erwerbschulen zu Potsdam, sowie dem Gastmahl bei, mit welchem diese Zöglinge Tags darauf, an seinem Geburtstage, auf Kosten des Königs bewirthet wurden. Außer dem Kronprinzen, theilten auch seine Geschwister, nebst den Prinzen Friedrich von Preußen und Wilhelm von Oranien die lebendige Freude, welche die nicht nur gespeisten, sondern auch mit Spielzeug beschenkten Kinder mit lautem Jubel zu erkennen gaben.

Der engere Kreis der Königlichen Familie wurde in diesem Jahre von Sterbefällen verschont, wenn man nicht den am 16. Febr. zu Braunschweig erfolgten Tod der verwittweten Herzogin von Braunschweig, Schwester Friedrichs des Großen dahin rechnen will.

Indessen ward der König durch den Tod eines seiner treuesten und man darf sagen geliebtesten Diener betrübt, denn der edle Menken starb am 5. August an den Folgen des Halsübels, welches ihn bereits früher zum Rücktritt aus dem segensvollen Wirkungskreise, in den ihn das Vertrauen des Königs versetzt, genöthigt hatte.

Die gewöhnlichen Frühjahrs- und Herbst-Manöver wurden auch in diesem Jahr, und zwar letztere sehr glänzend abgehalten, und außerdem machte der König in Begleitung der Königin eine Revue-Reise nach Magdeburg, von wo er jedoch bereits nach wenigen Tagen nach Charlottenburg zurückkehrte. Hier lebte das Königliche Paar, wenn nicht Veranlassungen erwähnter Art eintraten, in stiller Zurückgezogenheit, die der König zum größten Theil den sich immer mehr häufenden Geschäften, die Königin

aber zumeist der Lektüre widmete. Nur selten kamen sie im Sommer nach Berlin, und dann immer nur auf einige Stunden, und noch viel seltener besuchten sie das Theater.

Zwanzigstes Kapitel.

Auswärtige Angelegenheiten.

Der König, welcher bei seiner Thronbesteigung mannigfache Neugestaltungen im Innern für nothwendig erkannte und dieselben rasch und kräftig bewirkte, fand doch die bei weitem schwerere Hälfte der ihm zugefallenen Regierungs-Last in der Schlichtung und Ordnung der Verhältnisse der Monarchie nach außen. Wenn wir von diesen bisher noch nicht gesprochen haben, so geschah es, um einen Zeitpunkt abzuwarten, bei welchem sie zu einem gewissen Abschluß gelangt wären, damit wir dadurch der Nothwendigkeit überhoben würden, durch künstliche Abschnitte den natürlichen ununterbrochenen Entwicklungsgang des Ganzen zu stören.

Die Französische Revolution, deren einzige Aufgabe es anfänglich schien, ihren eigenen Heerd, Frankreich, zu vernichten, war unter der Haltlosigkeit der Anarchie in sich selbst zusammengebrochen und aus ihren Trümmern entstand, wie ein Phönix, das junge, neue, thatkräftige Frankreich, mit einem nie geahnten Übermaaß von Kraft und Mitteln, womit es nun Andre bedrohte.

Friedrich Wilhelm II, der die Resultate der Revolution verkannte, indem er sich einem Irrthum hingab, den zu jener Zeit die ganze Welt mit ihm theilte, hatte, besonnen genug, schnell erkannt, daß die kombinirte Östreichisch-Preußische Armee, zumal mit der ganzen unglücklichen Organisation eines unter verschiedenen Zwecken coalirten Heers, die vorgesetzte Absicht in Betreff Frankreichs nimmer erreichen könne, und er eilte daher sich von einem so unvortheilhaften Kampfplatze bei Zeiten zurückzuziehen. Preußens Name figurirte noch in dem Rheinischen Feldzuge, als Preußen, wie wir erzählt haben, bereits aufgehört hatte mitzukämpfen. Endlich schwanden auch die Bedenklichkeiten, die eine offene und förmliche Lossagung von der Verbindung gegen Frankreich verhinderten, und als der Großherzog von Toskana, des Kaisers eigener Bruder, es seinen Verhältnissen angemessen gefunden hatte, sich einseitig mit Frankreich auszusöhnen (Febr. 1795), schloß auch Friedrich Wilhelm II seinerseits den Separat-Frieden zu Basel (5. April 1795) mit der Französischen Republik. Die Überrheinischen Länder wurden gemäß der getroffenen Übereinkunft, vorläufig an Frankreich überlassen, die Vermittlung des Friedens für die Deutschen Fürsten von Preußen übernommen und von diesem im Verein mit Dänemark, wiewohl vergeblich betrieben. Um jedoch das dem Frieden geneigte nördliche Deutschland von dem südlichen, das noch auf dem Kampfplatz zu verharren entschlossen war, sicherer und bestimmter zu scheiden, wurde zwischen Frankreich und Preußen eine Demarkations-Linie verabredet, welche mit Preußischen Truppen besetzt werden sollte,

während die durch dieses Heer gedeckten Länder für de
Unterhalt mit zu sorgen hatten. Da indeß diese Sc
dungslinie nach ihrer ersten Einrichtung sich als un
länglich erwies, kamen der Graf von Haugwitz
Caillard, der seit dem Octbr. 1795 als Französis
Gesandter in Berlin akkreditirt war, wegen gewisser Er
ßigungen überein (5. August 1796). Demnach ve
die neue Abgränzungs=Linie von Holstein längs der Nord
Küste und der Elb=, Weser= und Ems=Mündungen
der Holländisch=Westphälischen Gränze hinab bis Anh
dann die Yssel und den Niederrhein hinauf durch
Clevische die Ruhr entlang und zuletzt die Fulda hin
bis zu der Ursprung. Alle Länder diesseits der L
wurden, sofern deren Fürsten die kriegführenden Mä
weder mit Mannschaft noch Kriegsgeräth unterstützten,
neutral betrachtet. Der Theil der Grafschaft Mark
linken Rheinufer, die Fränkischen Fürstenthümer Preuß
die Grafschaft Sayn=Altenkirchen und endlich der Be
Bendorf bei Koblenz wurden in die Neutralität mit
geschlossen. Diesen Verabredungen Gewähr zu geben, w
die Linie durch ein Heer von 42,000 Mann unter d
Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig besetzt. Preu
gestellte hierzu 25,000, Hanover 15,000 und Braunschw
2000 Mann. Preußen theilte sich mit den Ständen
Niedersächsischen Kreises, den meisten des Westphälisc
und mehreren Ständen des Kur=Kreises sowie des Ol
rheinischen in die Unterhaltungs=Kosten dieser Beobachtun
Armee.

Während dieses aber offen verhandelt wurde, for

Friedrich Wilhelm II durch einen, ebenfalls am 5. August abgeschlossenen geheimen Vertrag mit Frankreich, sich eine angemessene Entschädigung im Westphälischen für die abgetretenen überrheinischen Landestheile zu sichern, während er gleichzeitig seinem Schwager, dem ehemaligen Statthalter der Niederlande, Prinzen von Oranien, die Kurwürde nebst den Bisthümern Würzburg und Bamberg, und dem Landgrafen von Hessen-Kassel ebenfalls die Kurwürde und angemessenes Ländergebiet als Entschädigung für mögliche Abtretungen ausbedang.

In mehr als einer Beziehung war dieser Vertrag ein mißliches Erbtheil, das Friedrich Wilhelm II seinem Nachfolger hinterließ. Für positiven Verlust auf dem linken Rheinufer war ein Entschädigungs-Versprechen eingetauscht worden, dem bei der damaligen Lage Frankreichs eine große Zuverlässigkeit sicherlich nicht zuerkannt werden konnte, denn abgesehen von der durchaus noch nicht konsolidirten inneren Verfassung Frankreichs, war dieses Land damals überdies im siegreichen Fortschritt begriffen, und es war voraus zu sehen, daß es unter allen Umständen kein höheres Recht anerkennen werde, als das der Gewalt und des eignen Vortheils. Aber selbst für den Fall, daß Frankreich nicht, wie es wirklich that, doppelzüngig verführe, so war Preußen durch diesen Vertrag, Deutschland gegenüber, nicht blos isolirt, sondern in eine feindselige Stellung versetzt und dies, was das Schlimmste war, ohne genügendes Motiv und ohne versprechende Aussicht. Sehr richtig sagt daher ein trefflicher Geschichtsschreiber*: der geheime

*Manso Geschichte des Staats II S. 30.

Vertrag vom 5. August sei ein Geschenk Friedrich Wilhelms II an seinen Nachfolger gewesen, das anzunehmen und zu verwerfen gleich gefährlich schien.

Die Verhältnisse wurden noch verwickelter, als Östreich, das auf dem Kampfplatze geblieben war und, durch Erzherzog Karls ruhmvolle Siege über Jourdan, Hoffnungen und Erwartungen ganz andrer Art erregt hatte, von Bonaparte plötzlich zu den Friedens-Abschlüssen von Leoben und Campo-Formio (April und October 1797) sich zwingen ließ. Umringt von Östreichischen Armeen, abgeschnitten von aller Hülfe und allen Zufuhren, nach aller Berechnung eine unrettbare Beute des Unterganges, war es doch Bonaparte der der Östreichischen Übermacht die Friedens-Bedingungen diktirte, und zwar so harte, als ob es nur in seinem Willen läge, das Kaiserliche Heer in jedem Augenblicke zu vernichten. Das eingeschüchterte Östreich trat seine Niederlande an Frankreich ab, genehmigte die Bildung einer Cisalpinischen Republik, zu welcher es seine eignen Italienischen Besitzungen beisteuerte, wofür es jedoch Venedig nebst dessen Inseln und Istrien und Dalmatien erhielt.

Neben so großen Opfern suchte auch Östreich durch die Stipulationen eines geheimen Vertrages sich gewisse Vortheile zuzuwenden, und Frankreich, seines gewissen Sieges froh, stand nicht an Versprechungen niederzuschreiben, an deren Erfüllung es auf alle Fälle nur dachte, wenn eigne Vortheile sich daran knüpften. In diesem geheimen Vertrage entsagte Östreich dem linken Rheinufer zu Gunsten Frankreichs, wofür es sich selbst durch Salzburg und einen

großen Theil Baierns zu entschädigen ausbedang. Hinsichtlich Preußens ward festgesetzt, daß dieses Land außer der Rücknahme seiner überrheinischen Provinzen kein neues Ländergebiet erhalten solle. Nachdem solchergestalt im Geheimen bereits eine Entscheidung getroffen worden war, wurde dennoch öffentlich der Kongreß zu Rastadt ausgeschrieben, um auf demselben die Verhältnisse des Deutschen Reichs, dessen Unverletzbarkeit als Basis aller Verhandlungen aufgestellt wurde, zu ordnen und einen definitiven Frieden herbeizuführen.

So standen die Sachen, als Friedrich Wilhelm III den Thron bestieg. Durch die Stipulationen des Friedens zu Basel in Freundschaft mit der Französischen Republik, durch das Vermächtniß des geheimen Vertrages zur Bewahrung des guten Einvernehmens noch besonders veranlaßt, und endlich durch die augenblicklichen Conjunkturen, welche der Frieden von Kampo-Formio herbeigeführt hatte, für die Hoffnung eines endlichen allgemeinen Friedens gewonnen, konnte natürlich der König nirgend ein Motiv finden, die damaligen Verhältnisse Preußens zu Frankreich irgend wie abzuändern. Der König zeigte daher dem Französischen Direktorium seine Thronbesteigung in einer den Umständen entsprechenden Form durch nachstehende Kabinets-Ordre an:

»Große und werthe Freunde! Da die Vorsehung über die Tage des Königs, meines Vaters, entschieden, welcher den 16. d. M. mit Tode abgegangen ist und da sie mich auf den Thron meiner Vorfahren berufen hat, so eile ich diese doppelte Begebenheit kund zu thun, überzeugt, daß

Sie an meinem erlittenen Verlust, so wie an meinem Antritt der Regierung über die Preußischen Staaten Antheil nehmen werden. Ich werde die größte Sorgfalt anwenden, die gute Harmonie zu cultiviren und zu befestigen, die ich zwischen beiden Nationen so glücklich errichtet finde. Wobei ich Gott bitte, daß er Sie, große und werthe Freunde, in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme.

Berlin den 17. Novbr. 1797.

Ihr guter Freund

Friedrich Wilhelm.«

Der Kongreß zu Rastadt wurde am 9. Decbr. eröffnet, nachdem bereits 2 Tage vorher der Kaiser erklärt hatte, daß er in Folge des Friedens von Kampo=Formio seine Truppen von dem Reichsheer trennen müsse, und wirklich zog die Östreichische Besatzung am 10. aus Mainz ab, worauf die dort zurückgebliebene geringe Zahl Reichstruppen die Festung einige Wochen später an die Franzosen übergeben mußte.

Ließen diese Umstände eine geheime Verabredung zwischen Östreich und Frankreich bereits vermuthen, so setzte der Gang der Verhandlungen zu Rastadt dieselbe fast gänzlich außer Zweifel und die Reichsstände konnten sich unmöglich verbergen, daß die von Östreich gegebene Erklärung, die Integrität des Deutschen Reichs zur Grundlage der Verhandlungen zu machen, eine illusorische gewesen sei. — Preußen, einerseits durch den geheimen Vertrag vom 5. August in eine eigenthümliche Stellung gebracht, wurde andrerseits durch das Verfahren Östreichs natürlich darin noch mehr befestigt und hätte daher dieselbe nicht

aufgeben können, falls auch von seiner Seite solches beabsichtigt worden wäre.

Solche Lage der Dinge gab dem Resultat der Friedens-Verhandlungen eine eigenthümliche Richtung. Die Reichsstände willigten am 11. März 1798 in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, und am 4ten April in den Beschluß, die dabei betheiligten Fürsten durch Säcularisirung geistlicher Herrschaften zu entschädigen.

Nachdem solchergestalt Frankreich seine nächsten Zwecke erreicht hatte, zeigte es sich keineswegs geneigt, seinerseits Zugeständnisse zu machen, oder auch nur die gegebenen Verheißungen in Erfüllung zu bringen. Im Gegentheil machte es seine Übermacht auf eine durchaus rücksichtslose Weise geltend, indem es gleich in dem Beginn des Jahres 1798 Rom und die Schweiz unter das Joch seines Übermuths beugte, beide in Republiken verwandelnd nach Französischer Form und abhängig von Frankreich. Dazu kam ein neues gewaltiges Unternehmen zur See, dessen Zweck Einige ahnten, Niemand kannte, das aber furchtbar war durch seine Mittel und durch Den, zu dessen Verfügungen dieselben gestellt worden waren. Wir meinen das Absegeln der mächtigen Flotte aus Toulon (19. Mai), mit Bonaparte und einem zahlreichen Heer an Bord.

Östreich fuhr fort in Rastadt zu unterhandeln, ohne von den Franzosen auch nur das billigste Zugeständniß erlangen zu können, und so getäuscht in seinen Erwartungen und überzeugt, daß Frankreich die Stipulationen des geheimen Vertrages nimmer erfüllen werde, wollte es sein Glück noch einmal auf dem Schlachtfelde versuchen,

und war demnach zum Kampf entschlossen, während es seinen Gesandten zu Rastadt fortfahren ließ, Friedensworte zu sprechen. Bald fand es, wenn auch nicht neue Veranlassung, doch neue Ermunterung, seinen Vorsatz auszuführen. — England seit 1793 in ununterbrochenem Kriege mit Frankreich, hatte den leidenschaftlichen Kaiser Paul von Rußland für seine Plane gewonnen und beide gemeinschaftlich machten an Östreich Anträge, die dieses mit unverzüglicher Bereitwilligkeit annahm.

Den solchergestalt verbündeten Mächten schien es von der höchsten Wichtigkeit, Preußens Allianz zu gewinnen. England und Rußland zweifelten kaum, daß der König von Preußen ihren Anträgen Gehör geben werde, allein Fürst Repnin vom Kaiser Paul nach Berlin gesandt, überzeugte sich bald, daß alle Versuche, den König zur Theilnahme an dem neuen Kriege zu bewegen, durchaus fruchtlos seien. Frankreich selbst hielt es für so wichtig, den Zutritt Preußens zu verhindern, daß das Direktorium seinen bisherigen Gesandten zu Berlin, Caillard, von dort abberief und ihn durch den bekannten Abbé Sieyes ersetzte, um wo möglich durch dessen verschmitzte Klugheit auf die Entschlüsse des Königs zu wirken.

Aber eben so wenig als die Überredungskunst Repnins und die energische Sprache Pauls I über den König vermochten, eben so wenig Theil hatten auch die schlauen Berechnungen des französischen Gesandten an dem politischen Systeme, welches der König dermalen befolgte; denn dem Einen, wie dem Andern standen des Königs Charakterfestigkeit und sein entschiedener Wille: nur so zu

handeln, wie es des Volkes Wohlfahrt erforderte und wie er es vor seinem eignen Gewissen und vor Gott rechtfertigen könne, entgegen.

Wir sehen hieraus, daß des Königs Entschlüsse durch einen zwiefachen Beweggrund, den moralischen und den politischen, bestimmt wurden. Es ist nöthig, dieselben näher zu entwickeln.

Alles was wir bisher über den Charakter des Königs gesagt haben und die Art, wie derselbe sich in allen seinen Handlungen darstellte, berechtigt von vorn herein zu der Annahme, daß der König den Krieg, sofern derselbe das Mittel zur Erreichung ehrgeiziger Zwecke u. s. w. abgeben sollte, aus tiefster Seele verabscheute. Die eignen Worte des Königs, bei verschiedenen Anläßen von uns mitgetheilt, erheben diese Annahme zur Gewißheit. Seinem moralischen Sinne, sagt Lombard, waren alle entfernte Berechnungen zuwider, wo die Gegenwart den oft ungewissen Vortheilen der Zukunft aufgeopfert wird. Ihm hieß nur die Vertheidigung des unmittelbar angegriffenen Vaterlandes ein gerechter Krieg . . . Jeder aus einer kalten, vielleicht irrigen Berechnung, und ohne gegründete Klagen unternommene Krieg war ihm ein Abscheu. Das Böse thun, damit das Gute geschehe, empörte seine grade Seele. Wenn bei solchen Gesinnungen der König dem Anschluß an die neue Allianz natürlicherweise entgegen sein mußte, so fehlte es andrerseits an allen politischen Gründen, die ihn zu einem entgegengesetzten Handeln hätten bewegen können.

Seit dem 30jährigen Kriege hatte zwischen Östreich

und Brandenburg oder Preußen ein Verhältniß obgewaltet, das theils durch Kriege als ein entschieden feindseliges bezeichnet wurde, theils aber durch gegenseitige Eifersucht und mannigfache von Östreich ausgegangene Täuschungen fast zu keiner Zeit ein wahrhaft freundliches gewesen war. Der Grund hiervon lag eben sowohl in der werdenden Größe Preußens, (denn ein emporstrebender Staat ist immer Gegenstand der Eifersucht,) als auch in der eigenthümlichen Stellung des Hauses Östreich zum Deutschen Reich, wodurch es immer zur Wahrung doppelter Interessen veranlaßt war. Jeder Zuwachs, den die Macht eines andern Deutschen Staates erhielt, ging einmal dem Deutschen Kaiser und zum zweitenmal dem Östreichischen Erzherzoge verloren. Der gemeinschaftlich unternommene Rheinische Feldzug hatte in der neuesten Zeit zum erstenmal eine Verbrüderung zwischen Östreich und Preußen zu Stande gebracht, aber eben dieser Feldzug mußte dem Könige eins seiner Hauptmotive gegen eine neue Allianz abgeben. Er hatte diesen Feldzug mitgemacht, er hatte Proben persönlichen Muths und tüchtiger Feldherrn-Fähigkeit abgelegt, er hatte aber auch gesehen, daß unter dem leeren Schein der Allianz Östreich fortfuhr, theils gesondert zu handeln, theils sogar gesonderte Zwecke zu verfolgen. Er hatte gesehen, daß dieser Krieg, mit so begeisterten Aussichten unternommen und gegen eine herrenlose demoralisirte Nation geführt, dennoch nur ein beschämendes Resultat für die Verbündeten heraus gestellt hat. Der Baseler Frieden mit seinem peinlichen Geheim-Vertrage waren unwiderlegliche Zeugen. Dies waren wenig einladende Um-

stände für eine neue Verbindung, wobei überdies noch zu erwägen war, daß Frankreich seitdem sich zu einer unglaublichen Kraft entwickelt und daß Bonaparte bereits angefangen hatte, seine weltgeschichtliche Laufbahn durch seine Siege in Italien und durch den Frieden von Kampo-Formio zu bezeichnen. Fast ließ sich das Resultat des neuen Krieges mit mathematischer Evidenz darlegen und jedenfalls, wenn das Ende auch natürlich in dem unerforschlichen Verhängniß verborgen war, konnte man den Behauptungen und Berechnungen derer, die für den Krieg stimmten, Behauptungen und Berechnungen von durchaus gleichem Gewicht entgegenstellen. In dieser schwierigen Alternative konnten demnach nur Ehrgeiz und Ländergier den Ausschlag geben, oder allenfalls auch die Nothwendigkeit, politische Fehler wieder gut und erlittene Verluste rückgängig zu machen. Dies war für Östreich allerdings ein entscheidendes Motiv, nicht aber so für Preußen, denn der Baseler Frieden verhielt sich zu dem von Kampo-Formio ziemlich, wie ein Sieg zu einer Niederlage.

Dies waren indessen noch keinesweges alle Gründe, die den Entschluß des Königs bestimmten; höchst wichtige ergaben sich noch aus dem innern Zustande der Monarchie. »Der König stand an der Spitze einer Staatsmaschiene, deren Räderwerk einer allgemeinen Ausbesserung bedurfte. Fast Alles mußte von Neuem hergestellt werden: die Finanzen, der Gemeinsinn, die Sitten.« Nichts trat dem einzigen, unabläßigen Willen des Königs: sein Volk glücklich zu machen, so entschieden entgegen, nichts konnte, und mußte, höchst wahrscheinlich, so verderbliche Folgen über

den, in vielfacher Rücksicht jungen Staat bringen, als ein Krieg. Statt den Handel zu heben, hätte er ihn vernichtet; statt den Schatz zu füllen, die Schulden des Staates vermehrt; alle Segnungen, die der Friede zu gewähren im Stande ist und die der König durch rastloses Streben ihm abzugewinnen gedachte, würde der Krieg im Keim erstickt haben.

Aber selbst, wenn aller Wahrscheinlichkeit entgegen der Krieg ein günstiges Endresultat herbeigeführt hätte, so konnten die Ergebnisse für Preußen nicht in solchem Grade günstig sein, daß dadurch das Beginnen des Krieges gerechtfertigt worden wäre. Östreich freilich konnte Verlorenes wiedergewinnen, England seinen Alleinhandel retten, Preußen aber würde im besten Fall eine Siegesbeute heimgebracht haben, die zu der Gefahr des Einsatzes durchaus in keinem Verhältniß stand. Wie höchst gering aber war überhaupt die Wahrscheinlichkeit des Sieges. Schon* reihten sich Italien, Holland und Spanien an die Fahnen Frankreichs, dessen Einfluß auch auf das rechte Rheinufer nicht mehr zweifelhaft war. Rings war es von Bundesgenossen umgeben, welche die Gefahr und die Kosten des Krieges trugen, während die Vortheile desselben Frankreich allein zufielen. Preußen hingegen stand, hätte es am Kriege Theil genommen, isolirt trotz seiner Bundesgenossen. England war durch das Meer geschützt, Rußland durch seine Entlegenheit, so konnten in unglücklichem Falle ihre Heere wohl geschlagen, sie selber aber nicht vernichtet werden;

*Lombard l. a. B. S. 99.

Preußen dagegen lag dem Verderber nah und demgemäß auch dem Verderben. England, Rußland und Östreich hatten jedes ihre besondern Interessen und sie konnten, wenn es unglücklich ging, keine Veranlassung finden den schwächsten Bundesgenossen nicht für ihr gemeinschaftliches Heil aufzuopfern. Frankreich mit seinen erweiterten Grenzen, mit seinen unerschöpflichen Hülfsmitteln, mit seiner zahllosen Bevölkerung konnte, neun Mal geschlagen, zum zehnten Mal eine Armee ins Feld führen; dagegen fiel in damaliger Zeit mit Preußens einzigem Heere Preußens ganze Macht.

Wie viel sich dem Gesagten auch noch hinzufügen ließe, scheint das Bisherige uns doch schon genügend, um uns nicht nur die Gründe für den Entschluß des Königs kennen zu lehren, sondern auch diese Gründe als gut, weise und heilsam erkennen zu lassen.

Unterdessen war die Verbindung Östreichs, Englands und Rußlands zu Stande gekommen und der Kampf begann im Frühjahr 1799, noch ehe der Friedens-Kongreß zu Rastadt sich aufgelöst hatte. Die Schwächung Frankreichs durch die Entsendung einer bedeutenden Armee nach Ägypten, und nächstdem wohl auch die Entfernung Bonaparte's mochte für die Verbündeten die wichtigste Anregung gewesen sein, die Waffen sofort zu ergreifen. England beschränkte seine Theilnahme fürs Erste auf Geld-Unterstützungen, und Kaiser Paul von Rußland aber sendete eine Hülfs-Armee unter dem bewährten Suwarow und als dieser in das Östreichische Gallizien einrückte, ergriff das Französische Direktorium das Prävenire und erklärte

seinerseits den Krieg (6. März). — In Italien hatte der Krieg bereits zu Ende des vorigen Jahres begonnen, denn Neapel war in das Römische Gebiet eingedrungen, und hatte dadurch den ganzen Ungestüm Frankreichs gegen sich herauf beschworen. Bekanntlich endigte dieses Intermezzo mit dem gänzlichen Sturz Neapels, an dessen Stelle die Parthenopeische Republik trat. Auch Toskana und Genua waren in Freistaaten umgewandelt. Jetzt traten die Verbündeten auf den Kampfplatz und rasch und vollständig wendete das Schlachtenglück sich ihnen zu. Jourdan, bis Schwaben vorgedrungen, ward von seinem alten Meister, dem Erzherzog Karl, geschlagen und aus Deutschland verjagt, und eben so entriß der Erzherzog dem General Massena die westliche Schweiz und wartete nun siegesmuthig am Rhein fernerer Gelegenheit. In Italien selbst brachte der Östreichische General Kray den Franzosen unter dem Trunkenbolde Scherer wiederholte Niederlagen bei, worauf dieser seinem thatkräftigen Nachfolger Moreau den Feldherrnstaab und sein desorganisirtes Heer übergab. In diesem Augenblick stieß Suwarow, ein Greis an Jahren und Erfahrung, aber jugendlich-rasch in seinen Entschlüssen und löwenkühn im Handeln, mit seinen Russen zu den Östreichern. Bald fühlte Moreau in seiner Niederlage bei Kassano die Geißel des alten Nordischen Helden. Dieser Sieg, durch den die Lombardei erobert ward, zersprengte die Cisalpinische Republik und gab Norditalien an Östreich zurück. Wenige Monate darauf erlag auch Macdonald, mit seinem Heer von Neapel heraufziehend, an der Trebia, den blutigen Streichen

Suwarows. Ganz Italien, bis auf Genua, war den Franzosen wieder verloren; alle ihre republikanischen Schöpfungen daselbst vernichtet. Jaubert erschien mit einem neuen Heere, aber bei Novi verlor er die Schlacht und das Leben (15. August). Doch hiermit endete auch das Glück des Feldzuges für die Verbündeten, denn ehe Suwarow, unter steten Gefechten die Alpen überschreitend, sich mit den befreundeten Heeren in der Schweiz vereinigen konnte, wurden diese von Massena und Soult geschlagen, und der greise Held sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich nach Schwaben zurückzuziehen, was er auf eine Weise that, daß dieser Zug in der Kriegsgeschichte ruhmvoller dasteht, als viele gewonnene Schlachten. Frankreich aber hatte nicht nur die Schweiz gerettet, sondern auch Holland, wo ein Landungs-Versuch russischer und englischer Truppen fehlschlug, blieb ihm unverloren. — Die Östreichisch-Russische Koalition nahm nun dieselbe Wendung, wie einige Jahre vorher die Östreichisch-Preußische: sie löste sich auf. Paul I, mehr auf die Stimme der Leidenschaft als der Politik hörend, als er das Hülfsheer nach Italien sandte, rief aus gleichen Motiven dasselbe wieder zurück. Östreich jedoch, seinem neuen Glücke vertrauend, blieb auf dem Kampfplatz und verschmähete selbst den Friedens-Vorschlag Bonapartens, der, um die Schmach der französischen Waffen in Italien zu rächen, rasch und unerwartet aus Ägypten zurückgekehrt war und in Paris selbst jenen großen Sieg erfochten hatte, der ihn zum ersten Konsul der Republik machte. Mit ihm war Östreichs böser Geist wieder erschienen. Mit der Reserve-Armee von Dijon

aufbrechend, überstieg er mit Geschütz und Reiterei den Bernhard, den Simplon, den St. Gotthard und erschien in den Ebenen der Lombardei, ehe Östreichs Feldherren nur ahnten, daß er aufgebrochen wäre. Jetzt erschien der verhängnißvolle Tag bei Marengo (14. Juni), der der bewunderungswürdigsten Tapferkeit der Östreicher den Sieg abrang und das kaum erkämpfte Italien mit einem Male den sieghaften Franzosen wieder zurücklieferte. Es war damals noch nicht die Zeit gekommen, wo Bonaparte eine Schlacht verlieren konnte. Drohender aber noch als in Italien, erhob sich die Gefahr in Deutschland selbst, wo Moreau, durch Glück und Kühnheit gleich wunderbar, mit seinen Schaaren vom Rhein heranbrauste, bei Stockach und Moskirch blutige Schlachten mit glänzenden Siegen endete und endlich das immer noch widerstrebende Östreich durch den Sieg bei Hohenlinden (3. Dcbr. 1800) zum Frieden zwang, der am 9. Februar 1801 zu Lüneville abgeschlossen ward. In ihm gestand Östreich noch mehr zu, als wenige Jahre vorher zu Kampo-Formio; es erkannte die batavische, helvetische, ligurische und cisalpinische Republik an, genehmigte die Erhebung des Herzogs von Parma zum Herrn der Toskanischen Länder und König von Etrurien, willigte in die Bestimmung, den Großherzog von Toskana durch Salzburg, den Herzog von Modena durch den Breis-Gau zu entschädigen. — Doch nicht blos Italienische Königreiche und Fürstenthümer stürzte und vernichtete dieser Friede, sondern er riß auch die Strebepfeiler nieder, die den alten tausendjährigen Bau des Deutschen Reiches trugen, der von diesem Augenblicke an in Trümmer

zusammenstürzen mußte, so daß unter seinem todbrohenden Dache Niemand mehr Schutz suchen konnte oder mochte. In der That hörte das Deutsche Reich mit dem Lüneviller Frieden auf, zu sein, obwohl sein Tod erst einige Jahre später ausgesprochen wurde.

Welche Thatsachen und Ereignisse den endlichen Untergang des Deutschen Reichs allgemach herbeigeführt haben, dies zu erörtern, liegt außerhalb des natürlichen Kreises unserer Darstellung, denn wie weit auch Preußen dabei betheiligt gewesen sein mochte, so hatte doch Friedrich Wilhelm III bis zum Lüneviller Frieden nichts unternommen, was ihm als selbstständigen Antheil an den Erschütterungen, die das Deutsche Reich jetzt erlitt, zugeschrieben werden konnte. Erst nach dem genannten Frieden und nachdem sich die Intentionen Friedrich Wilhelms II realisirt hatten, ist das, was fernerhin geschah, auf Rechnung seines Nachfolgers zu bringen. Seit diesem Zeitpunkte aber, war es, wie angedeutet, auch dem Kurzsichtigsten nicht mehr verborgen, daß das Deutsche Reich in einem Grade erschüttert worden sei, der seine Rettung unmöglich machte. Die Deutschen Fürsten, diejenigen ausgenommen, deren Existenz mit der des Deutschen Reichs zusammentraf, verfolgten fortan ohne Hehl ihre persönlichen Interessen, auch wenn dieselben mit denen des nur noch nominellen Deutschen Reichs im entschiedensten Widerspruch standen. Das that Östreich, das that auch Preußen.

Aus diesem Gesichtspunkte muß, unserer Überzeugung nach die Handlungsweise Friedrich Wilhelms III in Betreff des Deutschen Krieges gegen Frankreich betrachtet

werden. Es scheint uns fast absichtliche Tadelsucht, oder mindestens das Bestreben, politische Schattenseiten aufzusuchen oder solche in die geschichtlichen Entwicklungen hineinzulegen, wenn man Preußen den Vorwurf machen wollte, es habe zur Auflösung des Deutschen Reichs beigetragen. Die alte tausendjährige Eiche war, so scheint es uns, nach und nach abgestorben und ihrem natürlichen Tode nah, als der Schlachtengott mit gewaltigem Arm sie rüttelte und vielleicht ihr Hinsterben um wenige Minuten beschleunigte.

Bei der Frage, ob der König Recht gethan, die Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich abzulehnen, kann darum irgend eine vermeintliche Verpflichtung gegen das Deutsche Reich nicht zur Sprache kommen, vielmehr kann nur erwogen werden, ob Preußen damals moralische oder politische Gründe gehabt habe, dem Hause Östreich beizustehen. In Betreff der ersteren kann man ohne weitere Erläuterung ein entschiedenes Nein antworten; was aber die politischen Gründe betrifft, so ist, selbst wenn man den Erfolg zum Maaßstaabe für das Urtheil nimmt, eine vollkommen befriedigende Auskunft nicht zu geben, denn die Erfolge jeder Politik jener Zeit wechselten eben so rasch als überraschend. Noch viel weniger aber kann irgend eine Meinung auf Evidenz und Vollgültigkeit Anspruch machen, welche sich, unbekümmert um die Folge-Ereignisse, einzig und allein auf den damaligen Zustand der Dinge stützen wollte.

Welche Gründe der König theils aus seinem Charakter und Wesen und aus seinen moralischen Ansichten und

Gesinnungen, theils aus der Beobachtung des innern Zustandes der Monarchie und aus seinen nächsten Regierungs-Absichten für die Neutralität entnahm, haben wir bereits oben gezeigt. In der Politik nach außen aber fand er keine Gegengründe. Je mehr die Auflösung des Deutschen Reichs in Aussicht stand, desto weniger konnte er Veranlassung finden, zur Kräftigung Östreichs unmittelbar beizutragen. Frankreich freilich entwickelte bereits eine bedrohliche Macht; daß dieselbe aber eine vernichtende für Deutschland werden werde, behauptete damals Niemand, denn selbst diejenigen, welche die Möglichkeit nachwiesen, wagten nicht die Wahrscheinlichkeit zu behaupten. Napoleon und sein weltgeschichtliches Leben waren ein Meteor; nur von der Prophetie, nicht von der Politik konnte seine Bahn vorausgesehen werden. Die Erfahrung gab keinen Maaßstaab für sie, denn sie lag außerhalb des Kreises der Erfahrungsmäßigen. Welteroberer kommen wie Blitze aus den Wetterwolken: unerwartet, blendend, vernichtend. Wäre Bonaparte ein legitimer König gewesen, so wäre darin ein Factor mehr für die Berechnung seiner nachmaligen Laufbahn gegeben gewesen. Aber grade daß er General, daß er ehrgeizig war, daß er am Ruder eines von ihm neugeschaffenen Staates stand, mußte damals als eine Bürgschaft für seine Friedensliebe für die Billigkeit seiner Forderungen angesehen werden. Was einen Usurpator zum Kriege bestimmen kann, seinem Besitz durch das Schwerdt den Rechtstitel zu verschaffen, das hatte Bonaparte bereits erlangt und demnach hatte der Glaube viel für sich, daß er nunmehr seine Kraft darauf verwenden werde, sich im

Innern Frankreichs Sicherheit seiner Stellung zu bereiten. —

Solche Ansichten bestärkten den König in seinem Entschlusse, neutral zu bleiben. Auf diesem Entschlusse beharrte er mit einer Festigkeit und Ausdauer, die Alle, welche ihn nicht begriffen, in Erstaunen und Verwirrung setzte. In der That ist dem Könige diese Festigkeit als ein überaus hohes Verdienst, als ein bei weitem höheres, wie gewöhnlich geschieht, anzurechnen. Nicht weil der Erfolg bewiesen hat, daß es übel ausgefallen wäre, sondern weil es für den König überaus schwer sein mußte, dem Andrängen von allen Seiten so kräftig und sicher zu widerstehen. Der Berliner Hof war zu jenen Zeiten der Mittelpunkt aller diplomatischen Verhandlungen. Auf den Entschluß des Königs von Preußen sahen alle Kabinette mit einer unglaublich ängstlichen Spannung, und um so mehr strengten sie ihre Kräfte an, um jedes für sich und zu seinen Gunsten die Entschließung des Königs zu lenken. Vom Februar 1799 bis zum September verweilte Lord Grenville in Berlin, unablässig bemüht, den König für Englands Pläne zu gewinnen; für die Allianz mit Östreich war gleichzeitig Graf Dietrichstein unausgesetzt thätig; von Paris kamen Duroc und später Beurnonville, um jenen entgegen zu arbeiten; des Fürsten Repnin, des Prinzen von England und Louis Bonapartens haben wir bereits Erwähnung gethan. Unter den höhern Offizieren der Preußischen Armee stimmten Viele, theils aus natürlichem soldatischem Ehrgeiz, theils aus politischer Überzeugung für den Krieg, und der Minister der aus-

wärtigen Angelegenheiten, Graf Haugwitz selbst* war der Allianz mit Östreich zugethan. Nichts aber konnte den König bewegen, seine moralische und politische Überzeugung zu opfern, — nichts ihn bestimmen, anders zu handeln, als wie er es für gut und recht erkannt hatte.

Bald bewies er aber auch, daß er zu handeln verstehe, wo es dessen bedürfe. — England, unbezwungen zur See und trotzig auf seine Kraft, wollte dieselbe auf eine Weise geltend machen, die das Recht friedlicher Staaten auf nicht zu duldende Art beeinträchtigte. Die Handelschiffe neutraler Nationen waren bisher auch im Kriege frei auf allen Meeren gesegelt, wenn der sie schützende neutrale Staat sie durch Kriegsschiffe eskortirte und solchergestalt Gewähr leistete, daß sie der feindlichen Parthei keinen Kriegsbedarf zuführten. Diesem allgemeinen Gesetz trat England feindlich entgegen und nahm im Jahre 1800 zuerst ein Dänisches Kriegsschiff, zwang sodann ein Schwedisches Handelsschiff zur Eroberung zweier Spanischer Kriegsschiffe mitzuwirken und übte überall auf dem Meere den Trotz der Übermacht; gegen diese erhob sich voll Unwillen der ganze Europäische Norden, und Kaiser Paul von Rußland stellte nicht nur an den Gränzen seines Reichs zwei Heere auf, sondern legte auch auf alle englische Waaren und Schiffe in seinen Staaten Beschlag, und trug den Königen von Preußen, Schweden und Dänemark die Erneuerung der, bereits 1780, im Laufe des Nord-Amerikanischen Krieges gestifteten, nordischen Neutralität

---

*Lombards Materialien S. 94.

an, um gegen England die Freiheit auf dem Meere zu schützen (August 1800). Diesem Antrage gab England selbst neues Gewicht, indem es zu Anfang Novembers ein Preußisches Schiff, den Triton, wegnahm und es nach Cuxhaven brachte. Sofort ließ der König 1,800 Mann nach Ritzebüttel marschiren, um Cuxhaven zu besetzen und schloß (16 Decbr.) eine förmliche Convention mit Rußland über die bewaffnete Neutralität auf dem Meere.

England seinerseits behauptete die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens und beschwerte sich nicht nur in wiederholten Noten über die Theilnahme des Königs an der nordischen Neutralität, sondern nahm auch, auf das alte Freundschafts-Verhältniß sich berufend, Preußens Beistand gegen Rußland selbst in Anspruch. Hierauf erwiederte jedoch Minister Haugwitz in einer Note vom 12. Februar: Englands Verfahren gegen die nordischen Mächte, deren Verbindung nicht offensiv gegen Andere, sondern defensiv gegen die Beleidigungen Englands gerichtet sei, erscheine zugleich unbillig und übereilt, und es müsse selber einsehen, daß die Ehre und Würde der nordischen Staaten ihnen verbiete, sich unter die Willkühr des Seerechts zu fügen welches England eigenmächtig aufzustellen für gut befunden habe; nur wenn England alle widerrechtlich genommene fremde Schiffe sofort herausgebe und sich keine neue Willkühr gegen neutrale Flaggen erlaube, könne ein friedliches Vernehmen eintreten, im entgegengesetzten Falle aber müsse man der Gewalt, Gewalt entgegensetzen. — Diese energische Erklärung hatte von Seiten Englands nicht, wie man befürchtete, neue Gewalt-Maaßregeln gegen Preußen

zur Folge, eben so wenig aber zeigte sich jener Staat geneigt, sein bisheriges System aufzugeben, da es die genommenen Schiffe nicht freigab.

Um diese Zeit war es, daß Prinz Adolph von England in Berlin eintraf (März 1801), und wir haben oben erzählt, wie jener Prinz von dem Könige mit allen Beweisen der Freundschaft aufgenommen und eben so entlassen worden ist. Da aber grade jetzt, wie wir sogleich mittheilen werden, die kräftigsten Repressalien gegen England von Seiten Preußens ausgeführt wurden, so fand man das fortdauernde persönlich-freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Englischen und Preußischen Hofe schwer erklärlich und knüpfte allerlei Muthmaßungen daran. Die Verhandlungen endeten nämlich ziemlich rasch damit, daß Minister Schulenburg sich persönlich nach Hannover begab und dem dortigen Ministerio eine Erklärung des Königs von Preußen des Inhalts übergab: daß, da England den Forderungen der Billigkeit und des Rechts nicht genüge, der König nunmehr in die Nothwendigkeit versetzt sei, nicht nur die Mündungen der Elbe, Weser und Ems zu verschließen, sondern auch die Deutschen Länder des Königs von England in Besitz zu nehmen. Demgemäß solle der Hannöversche Contignent bei der bisherigen Demarkationslinie entwaffnet und nebst einem Theile der übrigen Hannöverschen Truppen entlassen, die bei den Fahnen bleibende Mannschaft aber in die Städte Hannover, Gifthorn, Ülzen und Lüneburg verlegt werden; die Verpflegung der Preußischen Occupations-Truppen falle dem Kurfürstenthum Hannover zur Last, dessen Civil- und

Militär-Behörden sich schriftlich zum Gehorsam gegen den König von Preußen zu verpflichten haben.

Diese Erklärung ward in ihrer ganzen Ausdehnung vollzogen; die Hannöverschen Civil- und Militär-Behörden unterzeichneten den verlangten Revers, und am 3. April, während Prinz Adolph sich noch in Berlin befand, rückten 24,000 Preußen unter dem General Rüchel in Hannover ein. Noch im Laufe desselben Monats nahm auch die freie Reichsstadt Bremen und die Fürstenthümer Oldenburg und Delmenhorst Preußische Besatzung auf.

Daß es unter diesen Umständen nicht zu ferneren Feindseligkeiten zwischen England und Preußen kam, hat, wie angedeutet, vielfache Muthmaßungen und Conjekturen veranlaßt, wovon diejenige am meisten Eingang fand, daß die Occupation Hannovers mit Zustimmung Englands geschehen sei, weil man befürchtet habe, daß Bonaparte, der damals den Lüneviller Frieden ohne Zuziehung Englands mit Östreich abschloß, seinerseits Hannover besetzen werde. Gegen diese Auslegung sprechen jedoch mehrere sehr gewichtige Umstände. Erstens scheint es uns nicht annehmbar, daß man einen politischen Kunstgriff dieser Art auf so offene Weise betrieben haben solle, vielmehr hätte man erwarten können, daß der Preußische und Englische Hof, um ihr Spiel zu verstecken, gegenseitige Feindschaft zur Schau getragen haben würden. Nächstdem muß man bedenken, daß Preußen bei der Besetzung Hannovers im Einverständniß mit seinen nordischen Verbündeten handelte, wie denn auch die Dänen gleichzeitig in Hamburg und Lübeck einrückten. Bedenkt man nun, daß das mäch-

tigste Mitglied des nordischen Bundes, Kaiser Paul von Rußland, gegen England durchaus feindlich gesinnt war, mit Bonaparte aber sich versöhnt hatte, so muß es noch unbegreiflicher scheinen, wie Preußen sich nicht nur mit England in ein geheimes Einverständniß habe einlassen, sondern sogar den Kaiser Paul mit zum willenlosen Werkzeug einer zu Englands Gunsten unternommenen Maaßregel habe machen können. Schließlich müssen wir auch noch auf den entschiedenen Willen des Königs zurückweisen, sowohl jeden Krieg, als jede unbillige Veranlassung zu demselben vermeiden zu wollen; wie soll man denn nun glauben, daß er sich einzig und allein zu Gunsten Englands in eine so gefährliche Opposition zu Frankreich und Rußland zugleich gesetzt haben werde, zumal in einer Weise, die seinem offenen und graden Charakter entschieden widersprach?

Wir können aus den angeführten Gründen der obigen Meinung nicht beitreten und erklären vielmehr das politische Phänomen auf weniger gesuchte aber natürlichere Weise durch das persönliche Zutrauen, welches der Charakter und die Gesinnungen Friedrich Wilhelms III dem Englischen Hofe einflößten, der einzig aus dem Grunde ruhig sein konnte und es war, weil er wußte, daß er von dem Könige von Preußen keine Kränkung zu fürchten habe, sobald nur englischerseits das unbestreitbare Unrecht abgestellt sein würde. Ob und wann England sich hierzu verstanden haben würde, braucht hier nicht erwogen zu werden, da ein unvorhergesehenes Ereigniß plötzlich eine andere Wendung der Dinge herbeiführte. Wir meinen den

unerwarteten und plötzlichen Tod des Kaisers Paul in der Nacht zum 24. März. Sein Nachfolger, Alexander I, ließ es seine erste Sorge sein, die Mißhelligkeit mit England auf friedlichem Wege auszugleichen, und der eigenhändige versöhnliche Brief, den er an den König von England schrieb, verfehlte auch seinen Zweck nicht. Hierdurch war das Bündniß der nordischen Neutralität factisch bereits so gut als aufgehoben; Schweden und Dänemark willigten bereits im April auf den Antrag Preußens, zu Gunsten des allzu sehr beschränkten Handels, in die Wiedereröffnung der gesperrten Ströme. Alles kündigte eine nahe vollständige Ausgleichung an; noch im April wurde die Weser freigegeben und gleich darauf zogen die Preußen aus Oldenburg und Delmenhorst, und im Juli auch aus Bremen ab, nachdem Hamburg und Lübeck bereits im Mai von den Dänen geräumt und die Elbe freigegeben worden war. Wenn der König jetzt noch Hannover besetzt behielt, so geschah es ohne Zweifel, um zuvor den definitiven Abschluß eines allgemeinen Friedens, wodurch für England jede Veranlassung zu neuen Gewaltthätigkeiten wegfallen mußte, abzuwarten, und da endlich am 1. Octbr., den Völkern unerwartet, nicht aber den Höfen, eine Ausgleichung zwischen England und Frankreich zu Stande gekommen war, erklärte auch Friedrich Wilhelm III, daß er Hannover räumen werde, worauf er denn wirklich am 25sten desselben Monats den Befehl hierzu ertheilte.

Wie wenig der König gesonnen war, sein Recht schmälern und eingegangene Verträge beeinträchtigen zu lassen, beweist noch ein anderes politisches Ereigniß, das ebenfalls

in dieses Jahr fällt. — Durch den Lüneviller Frieden war, wie erwähnt, das linke Rheinufer an Frankreich überlassen und zugleich festgesetzt worden, daß diejenigen Fürsten, welche hierdurch Verluste erlitten, durch anderweitige Ländergebiete diesseits des Rheins, namentlich durch die Besitzungen geistlicher Fürsten, entschädigt werden sollten. Die Anordnung der nähern Bestimmungen ward einem besondern Kongreß übertragen, der im nächsten Jahre zu Regensburg zusammentrat. Ehe dies aber geschah, ereignete sich ein Zwischenfall, in Folge dessen die Stipulationen des Lüneviller Friedens gefährdet schienen. Der Erzherzog Maximilian Franz Xaver Joseph von Östreich, Kurfürst von Cöln und Fürstbischof von Münster, starb am 27. Juli 1801. Sofort ließ der König den beiden Hochstiftern erklären, daß die bevorstehende Veränderung der Deutschen Reichs-Verfassung es jetzt nicht gestatte, erledigte Stifter und Bisthümer durch neue Wahlen zu besetzen, da die größte Wahrscheinlichkeit obwalte, daß mehrere geistliche Besitzungen, zum Behuf der Befriedigung weltlicher Fürsten, eingezogen werden würden. — Indessen ließen die Wählenden sich hierdurch nicht abhalten, sondern ernannten am 9. Septbr. den Erzherzog Anton Victor, Bruder des Kaisers, zum Fürstbischof von Münster. Der König seinerseits ließ hierauf durch seinen Gesandten von Dohm sowohl den versammelten Reichsständen, als den Kapiteln zu Münster und Arensberg unterm 15ten Septbr. eine förmliche Protestation des Inhalts übergeben: »Es sei eine natürliche und nothwendige Folge der Bestimmungen des Lüneviller Friedens, daß während des

Ganges der Entschädigungs-Verhandlungen, erledigte geistliche Besitzungen nicht wieder besetzt werden könnten, welcher Meinung sowohl ein Theil der Reichsstände, als auch Frankreich selbst beistimmten; demnach sei mit vollem Recht zu erwarten gewesen, daß die Kapitel die neue Wahl aussetzen würden, um nicht neue Verwicklungen in die Entschädigungs-Verhandlungen zu bringen. Um so mehr müsse der König sich über die Beeilung des Wahl-Geschäftes wundern, wobei man überdies nicht einmal den vierten Theil der gesetzmäßigen Erledigungszeit habe verstreichen lassen. Fast noch mehr befremde ihn die Nichtbeachtung seiner wohlgemeinten Absicht und der geringe Werth, den man auf die Erhaltung friedlichen Einverständnisses mit ihm lege. Sein Betragen werde sich von nun an nach dem der Stiftsmitglieder richten. Den neuen Bischof anzuerkennen sei er so weit entfernt, daß er vielmehr gegen dessen Ernennung eine förmliche Verwahrung einlege.« Doch auch jetzt fuhr die Wahl-Versammlung auf dem einmal betretenen Wege fort und bewirkte dadurch die Wahl des neuen Fürstbischofs auch zum Erzbischof von Cöln (7. Octbr.). Die Kapitel fanden eine kräftige Stütze an Östreich, das, aus leicht begreiflichen Gründen, sich mit den Ansichten Preußens in direkten Widerspruch stellte. Östreichs kräftiger Sprache aber setzte Preußen eine eben so energische entgegen, worauf der Östreichische Gesandte zu Berlin, Graf Stadion, erklärte: »der Erzherzog, obwohl gewählt, werde doch sein Bisthum jetzt nicht antreten und der Lösung der Entschädigungs-Frage überhaupt nie ein Hinderniß in den Weg legen.« Da hierdurch die Wahl

des Erzherzogs zu einer bloßen Förmlichkeit gestempelt ward, so fand auch Preußen keinen weiteren Grund zu Entgegenstellungen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Innere Verwaltung.

Wir haben in dem vorigen Kapitel gezeigt, wie der König, ganz in Übereinstimmung mit den von ihm ausgesprochenen und kundgegebenen Grundsätzen, sich bemühte, die auswärtigen Angelegenheiten zu einer, das Wohl des Staats fördernden Lösung zu bringen. Während er dabei einerseits weder durch Wagnisse noch durch unbillige Forderungen sich Hoffnungen und Vortheile zuzuwenden strebte, behauptete er doch annrerseits das, was ihm als Besitz oder als Aussicht auf solchen erblich zugefallen war, mit Ausdauer und Festigkeit.

Unterdessen schritt die innere Verwaltung in demselben Geiste fort. Ohne durchgreifende Umwandlungen, für welche eine Nothwendigkeit sich nirgend herausstellte, bewirken zu wollen, schritt der König vielmehr auf dem eingeschlagenen Wege allmähliger Verbesserungen weiter fort, indem er theils Mängel ausmärzte, theils veraltete Bestimmungen durch zeitgemäßere ersetzte und neue schuf.

Wir erwähnen zuerst die Verordnung vom 6ten Januar, durch welche den sogenannten Kolonisten, d. h.

den Abkömmlingen ehemaliger ausländischer Einwanderer, das Recht zuerkannt wird, ihre Besitzungen nach Belieben zu verpfänden und zu verkaufen; denn der Grund der früheren Einschränkung, daß die Fremdlinge mit dem aufgenommenen oder gelösten Gelde außer Landes gehen möchten, war jetzt natürlich unkräftig. — Andrerseits wurde den französischen Kolonie-Gerichten die Befugniß genommen, jeden einwandernden Fremden in ihren Gerichtsstand aufzunehmen, vielmehr sollte dies ausschließlich nur bei französischen Einwandrern, die sich zur reformirten Religion bekannten, der Fall sein.

Eine, auf die Grundsätze wahrer Humanität gegründete Erleichterung ward durch Edikt vom 18. Juli, auf den Antrag des Oberlandes-Ältesten, den jüdischen Gemeinden gewährt. Bisher waren nämlich die Juden subsidiarisch verpflichtet, das von irgend einem Mitgliede gestohlene oder gehehlte Gut zu ersetzen. Diese drückende Maaßregel ursprünglich in der Absicht gegeben, um die ganze Gemeinde zur Aufsicht über die Rechtlichkeit ihrer einzelnen Mitglieder zu veranlassen, wurde aufgehoben und statt dessen wirksame Maaßregeln angeordnet, um von Seiten der Gemeinden selbst dem Einschleichen fremder verdächtiger Juden vorzubeugen, und die Fortschaffung solcher Gemeinde-Mitglieder, welche der allgemeinen Sicherheit gefährlich wurden, zu bewirken. Zu diesem Zweck wurden in allen größeren Juden-Gemeinden sogenannte Censur-Commissionen eingerichtet, welche aus einem Polizei-Officianten, einem Magistrats-Mitgliede und mehreren Mitgliedern der jüdischen Gemeinde selbst bestanden. —

Diese Verordnung, welche hie und da zum Nachtheile der Juden ausgelegt wurde, erhielt, in Folge einer Beschwerde der Berliner Judenschaft, eine Erläuterung, dahin lautend: der König habe es nicht ferner gestatten wollen, daß ein Theil seiner Unterthanen für fremde Schuld büße, und darum könne es bei Anordnung der Censur-Commissionen nicht seine Absicht gewesen sein, die unbescholtenen Juden einer strengeren Aufsicht zu unterwerfen, noch sie zurückzusetzen und herabzuwürdigen, oder in ihrem Erwerbsbetriebe einzuschränken, welcher vielmehr nach Möglichkeit erleichtert und befördert werden solle. — Ähnlichen Mißdeutungen vorzubeugen wurde demnächst genaue Instruktion für die Censur-Commissionen verheißen.

Für die Gesundheitspflege geschah auch in diesem Jahre mancherlei, was von der ununterbrochenen Sorgfalt der Regierung in dieser Rücksicht zeugte. — Wie früher wegen der Grippe, so wurde in diesem Jahre wegen des allgemein herrschenden und bösartiger gewordenen Scharlachfiebers eine Instruktion veröffentlicht, die ein genaues Krankheitsbild entwarf und nächstdem sowohl hinsichtlich der Diät, als der Anwendung von Hausmitteln für leichtere Fälle oder einzelne Krankheits-Erscheinungen ausführliche Anleitung ertheilte (5. Septbr.). — Die Kuhpocken-Impfung wurde auf jede Weise befördert, wie unter andern der König denjenigen Familien, welche freiwillig ihre Kinder vacciniren ließen, die große goldene Huldigungs-Medaille als besondere Belohnung ertheilte. In Straßburg in der Uckermark allein erhielten 35 Familien diese Prämie. Das Land-Irrenhaus zu Neu-Ruppin erhielt eine aus-

führliche Instruktion, die ganz auf Prinzipien einer wahren Humanität gegründet war und den ernstlichen Willen bezeugte, auch dem bedauernswürdigsten Theil der menschlichen Gesellschaft, den Wahnsinnigen, den ihnen gebührenden Antheil an den natürlichen Menschenrechten zuzuwenden. So war unter andern in der Expeditions-Stube des Irrenhauses ein Buch ausgelegt, worin Anverwandte der Kranken, oder Ärzte u. s. w., die die Anstalt besuchten, dasjenige verzeichnen konnten, was ihnen an der innern Einrichtung und an der Behandlung der unglücklichen Insassen mißfällig erschien. Wir führen diesen einzelnen Zug nur an, um dadurch den Geist der ganzen, über 100 Paragraphen enthaltenden Instruktion zu bezeichnen. — Das bis dahin übliche Ausstellen der Leichen und Öffnen der Särge bei dem Begräbniß wurde, als der Gesundheit nachtheilig, gänzlich untersagt (24. Novbr.). — Zur Vervollständigung des Gesetzes, welches den Gebrauch giftiger Farben bei Spielsachen u. s. w. verbot, brachte das Zirkular vom 30. Januar eine Liste aller Farben, welche als unschädlich in Gebrauch gezogen werden konnten. Diese Belehrung war um so heilsamer, da ohne dieselbe, schädliche Farben meist oft blos deshalb angewendet worden waren, weil die Verfertiger nicht wußten, durch welche unschädliche sie dieselben ersetzen sollten. — Als besonders wichtig und eingreifend aber ist nächstdem die revidirte Apotheker-Ordnung zu erwähnen, welche mittelst Edikt vom 11. Octbr. in Ausübung gesetzt wurde. Die Fortschritte der Apotheker-Wissenschaften und der ordnungsmäßigere Betrieb der Medicinal-Polizei hatte jene Revision

als nothwendig erscheinen lassen. Zum Betriebe des Apotheker-Gewerbes war außer dem Königlichen Privilegium, welches erblich und veräußerlich war, auch noch eine Approbation erforderlich; dabei ward noch ein Unterschied gemacht zwischen denjenigen Apothekern, welche ihr Geschäft in den, namentlich aufgeführten, großen Städten, und denen, welche es in kleinen Städten betreiben wollten; nur Erstere, nicht aber Letztere hatten den pharmaceutischen Cursus zu bestehen. Die Apotheker-Lehrlinge konnten nur nach vorhergegangener Prüfung von Seiten des Physicus angenommen und entlassen werden. Gleiches galt von den Apotheker-Gehülfen, die als Provisoren fungiren wollten. Die Apotheken-Revisionen wurden geschärft, eben so die Verpflichtungen der Apotheker beim Anschaffen und Aufbewahren der Medicamente, sowie beim Anfertigen der vom Arzt verordneten Arznei. Endlich wurde der Debit mit Arzneistoffen für bloße Materialisten beschränkt und ein genaues Verzeichniß derjenigen Medicinal-Waaren beigefügt, welche jene führen durften.

Mit gleicher Sorgfalt wurden ähnliche Lücken der Gesetzgebung auch in andern Verwaltungszweigen ergänzt. So befiehlt die Kabinets-Ordre vom 27. März, daß der Versuch, Finanz- und Polizei-Beamte zu bestechen mit derselben, und nach Umständen noch härteren, Strafe belegt werden solle, welche das Allgemeine Landrecht für die Bestechung von Justiz-Personen vorschreibt. — Mißbräuche mancher Art, welche sich in einigen Gewerken, namentlich in dem der Hutmacher und Stuhlarbeiter, bemerkbar machten, und die eben sowohl auf die Moral als auf das Fort-

kommen der Zunftgenossen einen verderblichen Einfluß übten, wurden durch ausführliche und strenge Reglements beseitigt.

Das Überhandnehmen der Wilddiebereien in den Kurmärkischen Forsten, wodurch nicht nur die Wildbahnen beraubt, sondern auch, bei dem Widerwillen der Wilddiebe gegen ehrlichen Erwerb, die öffentliche Sicherheit im Allgemeinen gefährdet wurde, veranlaßte die Schärfung des bereits älteren Gesetzes, welches den Landleuten verbot, Waffen zu führen. Die Ortsbehörden wurden deshalb angewiesen, von Zeit zu Zeit, besonders auf Requisition der Forstbeamten, Nachsuchungen zu veranstalten und die vorgefundenen Waffen zu confisciren.

Die im Jahre 1799 erlassene Bestimmung über Anfertigung der Bevölkerungs-Listen erhielt, da sie sich in manchen Punkten als unzulänglich erwies, eine Ergänzung durch das Edikt vom 29. Septbr., welches einerseits den Predigern eine strenge Genauigkeit zur Pflicht machte, andrerseits in den Listen die Militär- und Civilpersonen trennte, um Wiederholungen und daraus entspringende Irrthümer zu vermeiden.

Wie schwer es ist, einmal eingewurzelte Vorurtheile auszurotten, geht aus der Nothwendigkeit hervor, in die der König sich versetzt sah, die Strafbestimmungen gegen unstatthaftes und zweckwidriges Anbringen von Immediat-Gesuchen zu schärfen. Trotz der wiederholten Bekanntmachungen, unterließen es viele Landgemeinden dennoch nicht, ihre Gesuche dem Könige meist durch zahlreiche Deputirte zu übersenden; oft begab sich sogar die ganze Gemeinde

zu diesem Zwecke nach Berlin. Die Orts-Obrigkeiten wurden deshalb angewiesen, solche durchreisende Deputirte oder ganze Gemeinden anzuhalten, über ihr Gesuch zu vernehmen und dasselbe dann durch die Post an den König zu befördern, die Supplikanten selbst aber mit Androhung strenger Strafe, in ihre Heimath zurückzusenden. Mit noch schwererer Strafe werden diejenigen bedroht, welche, einmal vom König beschieden, ihre Gesuche oder Beschwerden von neuem anbrächten. Indessen ist es bekannt, daß diese strengen Bestimmungen niemals vollzogen worden sind, wenn nicht die bestimmte Absicht des Querulirens, oder sonst unzweifelhafte Böswilligkeit dabei zum Grunde lag. Es ist bekannt genug, daß unzählige Personen einen Anspruch oder ein Recht, das sie zu haben glaubten, in unablässig wiederholten Immediat-Vorstellungen geltend machten. Dabei ist es besonders bemerkenswerth, daß der König auch in solchen Fällen mit unerschütterlicher Festigkeit bei der gewonnenen Überzeugung beharrete; allein wenn er auch dazu bewogen ward, die falschen Ansprüche beharrlich zurückzuweisen, so entschädigte er doch oft, ja meistentheils, den Supplikanten durch eine freiwillige Gnadenbezeigung für den Kummer, den ihm der abschlägliche Bescheid verursachen mußte. Immer in solchen Fällen schonte er die Mittel des Staats auf Kosten der eignen Chatoulle. Dies war besonders bei pensionirten Beamten und Militärpersonen der Fall, welche entweder aus Noth, oder, weil sie einen Anspruch zu haben glaubten, um Erhöhung ihrer Pension baten. Solche Ansprüche ließ der König dann stets durch die kompetenten Behörden prüfen und darüber

verfügen; in den bei weitem meisten Fällen war das Ergebniß dieser Prüfung für den Supplikanten nachtheilig, da bei den genauen Pensions-Bestimmungen die Benachtheiligung nicht wohl möglich war. Man kann daher annehmen, daß, mit äußerst wenigen Ausnahmen, alle Gesuche dieser Art unbegründet waren, und dennoch sind sie fast alle, wenn auch nicht in der beantragten Art, erfüllt worden, indem der König aus seiner Chatoulle dem Bittsteller das bewilligte, was dieser vom Staat begehrte. Noch ein Umstand ist höchst charakteristisch. Niemals fühlte sich der König durch die oftmalige Wiederholung oder selbst durch den Ungestüm solcher Gesuche beleidigt. Sein edles Herz fand immer Entschuldigungs-Gründe; immer setzte er bei dem beharrlichen Supplikanten nicht sowohl Böswilligkeit, als vielmehr eine feste, wenn auch irrige Überzeugung voraus, und um dieser Überzeugung willen erfüllte er sein Gesuch. Schrieben wir dies viele Jahrzehende nach dem Tode des Königs, so würden wir die Nothwendigkeit erkennen, das Gesagte mit Thatsachen zu belegen. Jetzt aber ist dies weder thunlich noch nöthig. Viele Tausende leben, welche aus eigner Erfahrung das Mitgetheilte bezeugen können, und Millionen leben, welche es aus der Erfahrung jener wissen. Man kann behaupten, daß der König keine Bitte, für die nur irgend ein Grund der Gewährung sprach, abgeschlagen habe, und nächst dem Recht, war stets die Noth des Bittenden eins der mächtigsten Motive, die den König bei der Entscheidung leiteten. Wir würden dies nur als ein geringes Verdienst in Anschlag bringen können, wenn nicht der König sich gleichzeitig von

den Grundsätzen einer strengen Sparsamkeit hätte leiten lassen. So aber finden wir auch hier in dem Charakter des Königs jene Erhabenheit, die uns zur Bewunderung und Verehrung hinreißt. Er besaß das beste Herz, das je in der Brust eines Monarchen geschlagen, er folgte mit Freuden den Eingebungen seines Herzens, aber er bezwang mit fester, oft schmerzlicher Selbstüberwindung die Neigungen seines Herzens, wo dieselben mit den strengsten Vorschriften der Tugend, der Moral oder der Religion in Widerspruch geriethen.

Indeß gehört das, was wir eben gesagt haben, mehr in die spätere Zeit, wo die Sparsamkeit des Königs dessen Mittel gemehrt hatte, und wir kehren nunmehr zu jenem Zeitpunkte zurück, von welchem uns der Gegenstand der Darstellung für einen Augenblick abgezogen hat.

Der König ließ es auch damals nicht an Proben seines Wohlthätigkeitssinns fehlen und er gab sie in einer Art, daß man die Innigkeit seiner Empfindung dabei erkannte. Die Anwesenheit des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin mit seiner Gemahlin hatte, wie erzählt, zu vielen Festlichkeiten Veranlassung gegeben und unter andern war zu Ehren der hohen Gäste eine neue Oper aufgeführt worden. Da vorauszusetzen war, daß für dieselbe die Schaulust der Residenzbewohner besonders rege geworden sei, so ließ der König, nicht wie in den frühern Jahren Concerte, sondern statt deren, die neue Oper zum Vortheil der Armen aufführen. Dieser kleine Zug scheint uns charakteristisch. Er zeigt, wie der König das Wohlthun mit einem Eifer und einer Überlegung betrieb, wie sie sonst

nur Geschäfte in Anspruch nehmen. Der König rechnete für die Armen. Auch steuerte er selbst 800 Thlr. zu den Kosten bei und ließ die Eintritts-Preise fast um das Doppelte erhöhen. — In gleicher Weise sorgte er durch mannigfache Gesetze dafür, die Noth der Armen zu erleichtern. So verpflichtete das Edikt vom 2. Juli, durch welches die Erbansprüche der Wohlthätigkeits-Anstalten beim Tode von Almosen-Empfängern geordnet wurden, die Orts-Obrigkeiten für den Unterhalt der arbeitsunfähigen Orts-Armen zu sorgen.

Mit ungeschwächtem Eifer wurden fortwährend Maaßregeln getroffen, welche geeignet waren, den Flor des Landes zu heben, indem sie Handel, Ackerbau und Gewerbe förderten und nächstdem dem Mangel der, zum täglichen Bedürfniß nothwendigen Produkte vorbeugten. Die Holzkultur erfreute sich daher noch fortwährend besonderer Sorgfalt. Die Kirchen- und Schul-Beamten auf dem Lande wurden angewiesen, auf ihren Dienst-Ländereien, wo es irgend anginge, weiche Holzarten zu ziehen. — Die Kur- und Altmark, und einige Monate später auch mehrere andere Landes-Forsten erhielten eine genaue Taxe für die Preise der Bau-, Nutz- und Brennhölzer und zugleich mehrfache genauere Bestimmungen, wodurch manche Mißbräuche beim Fällen der Hölzer und überhaupt bei dem Betriebe des Holzverkaufs abgestellt wurden.

Die inländischen Fabriken und Manufakturen suchte man fortwährend hauptsächlich durch das Verbot fremder Fabrikate zu heben, und um dem hierdurch veranlaßten Schleichhandel, der immer mehr um sich griff, zu steuern, wur-

den mehrere Abtheilungen von Gränzjägern errichtet, welche befugt waren, im Nothfall von ihren Waffen Gebrauch zu machen und den Beistand der Civil- und Militär-Behörden zu requiriren. Jedermann, der einem Schleichhändler Waaren abkaufte, wurde als Mitschuldiger betrachtet und bestraft. Den Provinzial-Kammern wurde eingeschärft, auf die Landleute an der Gränze streng zu vigiliren, und den Dorfbewohnern selbst wurde zur Pflicht gemacht, Verdächtige aus ihrer Mitte anzuzeigen. — Eine eigenthümliche Verwicklung der inländischen Handels-Verhältnisse war durch den Umstand herbeigeführt worden, daß in den Westphälischen Provinzen ein eignes Accise-System galt. Diese Mißverhältnisse wurden durch das Edikt vom 17. Mai mehr geordnet, indem die Einfuhr der Westphälischen Fabrikate in die Provinzen diesseits der Weser im Ganzen erleichtert, andrerseits aber den Unterschleifen, durch welche ausländische Waaren zugleich mit den Westphälischen eingeführt wurden, vorgebeugt ward.

Alte drückende Gesetze fuhr der König fort abzuschaffen, auch wenn dieselben entschieden zu Gunsten des Fiscus waren. Dies gilt namentlich von den Abschoßgeldern, welche auf allen Königlichen Domainen bei Erbschaften gezahlt werden mußten. Eine Frau in Königsberg in der Neumark hatte von einer Erbschaft, die ihr auf einer Königlichen Domaine zugefallen war, nahe an 100 Thaler Abschoßgelder zahlen müssen, und bat in einem Immediat-Gesuch den König um Rückzahlung dieser Summe. Dies bewilligte der gütige Monarch nicht nur, sondern erließ zugleich mittelst Kabinets-Ordre vom 6. April den Befehl, daß fortan

diese drückende Abgabe auf allen Domainen innerhalb Landes abgeschafft sein sollte.

Auch bei andern Gelegenheiten nahm der König von Immediat-Beschwerden Gelegenheit, die darin vorgebrachten Übelstände nicht nur für den einen Fall, sondern überhaupt gänzlich abzustellen. So beschwerte sich ein Adeliger über die beleidigende Art, wie eine richterliche Behörde in ihren Verfügungen gegen ihn sich ausgedrückt hatte, worauf der König nicht nur der betreffenden Behörde ein solches Verfahren verwies, sondern auch im Allgemeinen bei solchen Gelegenheiten die Beobachtung der üblichen Höflichkeit anbefahl, wenn auch dieselbe durch Gesetze nicht vorgeschrieben sei (Rescript vom 3. April).

Noch manche andere umfassendere Verfügungen gingen im Laufe des Jahres aus dem Kabinet des Königs hervor. — Die Beamten der geheimen Staats-Kanzlei, des Archivs und der Registratur erhielten ein erneutes Reglement, in Betreff ihrer Dienstpflicht. Die strengste Amts-Verschwiegenheit, das Meiden jeden Umgangs mit den fremden Gesandten und deren Agenten, Beschleunigung der laufenden Geschäfte im Allgemeinen, und mit verständiger Auswahl, die Bevorzugung solcher Sachen, welche den König oder das Publikum besonders interessirten, oder durch deren Verzögerung auch nur einem einzelnen Privatmann Schaden erwachsen konnte, genaue Kontrollirung der einzelnen Geschäfte u. s. w. werden als heilige Amtspflichten genau eingeschärft, nächstdem aber die aus den Gebühren ihnen erwachsenden Einkünfte durch eine neue Taxe festgestellt und so jeder willkührlichen Übervortheilung

sichere Schranken gesetzt. — Das fortwährende Bestreben, die Gesetze im Geiste einer ächten Humanität zu verbessern kam selbst den Fremden zu Gute, die nur vorübergehend den Schutz dieser Gesetze ansprachen. Das Edikt vom 2. Juli schreibt bei dem Arrest-Verfahren gegen Fremde Schonung und Behutsamkeit vor, damit dieselben nicht, »durch die Unbekanntschaft mit der Verfassung und den Gesetzen des Landes bei oft sehr geringfügigen Veranlassungen unverhältnißmäßig belästigt würden.«

Die innere Verfassung der Neupreußischen Provinzen erlitt ebenfalls mannigfache Verbesserung. Die aus den ältern Polnischen Landes-Gesetzen hervorgegangenen Rechtszustände wurden durch mehrere Edikte theils erläutert, theils mit den gegenwärtigen Rechtszuständen in gehörigen Einklang gebracht; so durch das Edikt vom 4. Mai die Bestimmungen der Constitution von 1768 über den Abschluß von Verträgen, sowie durch Edikt vom 24. Novbr. die dunklen und ungewissen Polnischen Rechts-Bestimmungen über die sogenannten Potioritäts-Güter d. h. solche, welche den Haupt-Gläubigern der Grundstücke zur Befriedigung überwiesen wurden. — Über das für Ostpreußen, Litthauen, Ermeland und Marienwerder ausgearbeitete Provinzial-Recht, welches mit dem Jahre 1802 in Wirksamkeit treten sollte, wurde vorsorglich bereits unterm 4ten August 1801 eine ausführliche Erklärung erlassen, um über die Anwendbarkeit jenes Rechts vorweg mögliche Zweifel und Mißverständnisse zu beseitigen. — Einem schändlichen Mißbrauch in Südpreußen, wo bei Anlehn-Geschäften aus öffentlichen Kassen, die dazu besonders an-

gewiesen waren, wucherische Unterhändler den Anlehn-Bedürftigen unter lügenhaften Vorwänden hohe Zinsen abpreßten, steuerte der König durch die an das Staats-Ministerium erlassene Kabinets-Ordre vom 12. Septbr., welche geeignete Maaßregeln zur Abwendung solcher Unterschleife anbefahl. — Dieselbe Sorgfalt widmete der Monarch nicht minder den öffentlichen Staats-Kassen. Gemessene Befehle über die Einschränkung der Porto- und Stempel-Freiheit, deren ungebührliche Ausdehnung der König aus den betreffenden Jahres-Abschlüssen ersehen hatte, setzten sofort jenen Vergünstigungen angemessene Schranken.

Als besonders wichtig ist noch die Deklaration vom 8. August an die gesammte Ritterschaft des Fürstenthums Baireuth zu erwähnen, welche durch eigne Deputirte um Feststellung ihrer neuen Verhältnisse als Preußische Unterthanen gebeten hatte und demgemäß durch gedachte Deklaration eine im Wege der Gnade erlassene neue Verfassung erhielt, wobei gleichzeitig die unter den Markgrafen bestandene für aufgehoben erklärt wurde.

In Bezug auf das Heerwesen ergingen mehrere Verfügungen, welche jedoch nicht sowohl die innere Organisation der Armee betrafen, als sie vielmehr zunächst, wie in den früheren Jahren, den Zweck hatten, die Gestellung der dienstpflichtigen Mannschaften zu sichern. — Ein Auszug der früher erwähnten Königlichen Kabinets-Ordre über diesen Gegenstand wurde an sämmtliche Prediger vertheilt, um mit deren Inhalt ihre Gemeinden bekannt zu machen. — Bereits eingestellte Soldaten erschlichen öfters den Abschied vom Regiment unter dem Vorwande, ein bürgerliches

Gewerbe antreten zu wollen. Durch Kabinets-Ordre vom 21. Novbr. befiehlt der König, in solchen Fällen mit gehöriger Aufmerksamkeit zu verfahren; nur wenn der Soldat sein Vorgeben durch obrigkeitliche Atteste bescheinigt, soll ihm der Abschied ertheilt, dieser aber wieder rückgängig gemacht werden, falls der ausgeschiedene Soldat die vorgegebene Gewerbstelle nicht wirklich antritt. — In besonderem Grade wurde die Aufmerksamkeit des Königs um diese Zeit durch die Erfindung des Infanterie-Hauptmanns v. Rothardt (Regiments von Grävenitz) in Anspruch genommen. Derselbe hatte nämlich eine neue Gattung von Gewehren construirt, welche sich durch große Leichtigkeit und zweckmäßige Einrichtung des Schlosses auszeichneten, sowie dadurch, daß sie mit einem dreieckigen Bajonett versehen waren. Der König fand die neue Erfindung so zweckdienlich, daß er sie bei der Armee einzuführen beschloß. Den Erfinder selbst belohnte er nicht nur mit dem Orden pour le mérite, sondern schenkte ihm auch ein neu erbautes Haus in Berlin.

Solchergestalt suchte der König den Frieden, welchen er seinem Reiche zu erhalten bemüht war, auf das Beste und Thätigste zum Wohl seiner Unterthanen zu nutzen, indem er seine Aufmerksamkeit nach allen Seiten hinwendete und allenthalben bessernd, umwandelnd oder fördernd eingriff. Zu gewaltsamen, erschütternden Maaßregeln erschien keine Veranlassung, und so ward auch in der Verwaltung das unverkennbare Bestreben sichtbar, den progressiven Weg zwar unaufhaltsam, aber auch ohne Übereilung und sicher zu gehn. Ganz besondere Sorgfalt ward

deshalb fortwährend, wie erwähnt, auf die Finanzen verwendet, auch hatte das Sparsamkeits-System des Königs bereits Früchte getragen. — Gleich im Anfange dieses Jahres brachte er die halbverfallenen Salinen bei Kolberg für mehr als eine Million Thaler an sich, um wo möglich für die Zukunft die bedeutenden Summen im Lande zu behalten, die bisher für Salz nach England gegangen waren. — Auf gleiche Weise wurden andere Zwecke erreicht. Die Einkünfte des Bielefelder Gymnasiums z. B. vermehrte der König, indem er 4 von den dortigen Stiftsstellen bei ihrer jedesmaligen Erledigung nicht mehr selber besetzte, sondern sie zum Vortheil der genannten Lehr-Anstalt verkaufen ließ. — Doch wurden auch, wo es gemeinnützige Zwecke galt, größere und kleinere Summen ohne engherzige Berechnung verwendet, — wie namentlich der König in diesem Jahre 8,000 Thaler zur Vermehrung der Bibliothek in Berlin anwies, — und noch mehr war dies der Fall, wenn die Tugend der Wohlthätigkeit jede andre Rücksicht überwog. Aus den unzähligen Thatsachen dieser Art wollen wir nur eine herausheben. Das Städtchen Zehdenick war durch eine fürchterliche Feuersbrunst fast ganz eingeäschert worden. Der König steuerte nicht nur eine sehr ansehnliche Summe zu der Collecte bei, sondern verhieß auch zugleich, wenn die Feuerkassen-Gelder zum Wiederaufbau nicht ausreichen sollten, die fehlende Summe ungetheilt herzugeben. Auch hierin sehen wir ihn also, seinen Grundsätzen stets treu bleiben, immer ihn nach seinem eignen Ausspruch handeln: »Wo es die Noth der Armen gilt, kann ich nicht balanciren.«

So regsamer Eifer, so umsichtige Bemühungen verfehlten auf keiner Seite, günstige Resultate herbeizuführen, und der König empfand um diese Zeit jene süße Freude, die das Gelingen redlicher Absichten erzeugt und die um so höher ist als dadurch nicht nur das eigne Glück, sondern das einer ganzen Nation befördert wird. Allgemeine Anerkennung, unzweifelhaft dargelegt, zeigte, daß das Glück auch erkannt und empfunden werde.

VIII.

Erfolge.



Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Kaiser Alexander.

Vier Jahre waren es jetzt, daß der König auf dem Throne Preußens saß und mit fester Beharrlichkeit, dem einmal angenommenen Systeme getreu, die vorgesetzten Zwecke verfolgte. Das Jahr 1802, der erste Höhenpunkt in der Geschichte Friedrich Wilhelms III, schien endlich das Erwartete und Erstrebte verwirklichen, und so die politische Handlungsweise des Königs rechtfertigen zu wollen. Wir sprechen von der Occupation der Entschädigungs-Länder. Von den Gegnern des Preußischen Neutralitäts-Systems verstummte nun wenigstens diejenige Parthei, welche für Preußen selbst Unheil daraus geweissagt hatte. Mißgunst und Neid über die errungenen Vortheile sprachen dafür um so lauter. Wo Recht und Billigkeit für Einreden keine Gründe mehr ergab, reklamirte man die Integrität des Deutschen Reichs, die doch nicht durch die Neutralen, sondern durch die Kriegführenden vernichtet worden war; oder man appellirte mit vorgespiegelter Humanität an Preußens Großmuth, ohne daß man doch verhehlen konnte, daß solche nicht nur unpolitisch, sondern thöricht, ja gefahrvoll gewesen wäre. Um so weniger konnten Unpartheiische und Neidlose der Politik des Königs die Anerkennung versagen.

Der König selbst hatte die Freude, an dem jungen Herrscher Rußlands einen Meinungs-Genossen zu finden, dessen Zustimmung ihm um so werther sein mußte, als Kaiser Alexander in Folge seiner persönlichen Eigenschaften und seiner politischen Stärke einen entscheidenden Einfluß auszuüben berechtigt war. Bald sollte die Freude des Königs noch um vieles erhöht werden, als er den hochherzigen Alexander persönlich kennen lernte und in dem Geiste wie in dem Charakter des jungen Kaisers alle Eigenschaften erkannte, die ihn einer aufrichtigen Hochachtung, ja einer innigen Freundschaft würdig machten, Eigenschaften, die in der Folge die Bewunderung Europas erworben und mit ihrer hohen moralischen Macht oft mehr als Armeen oder die sorgfältigsten Kombinationen spekulativer Diplomatie gewirkt haben.

Gleich nach beendigtem Frühjahr-Manöver bei Berlin trat der König seine Inspektions-Reise nach Pommern und Preußen an, und traf in Memel mit dem Kaiser Alexander zusammen. Bedenkt man, daß der politische Zustand der Dinge damals keinesweges der Art gewesen, daß darin die Zusammenkunft beider Monarchen ihre volle Begründung fände, zumal da das, was zu verhandeln war, durchaus in das allgemeine Gebiet der Politik gehörte und in keiner Weise von persönlichen Neigungen abhing, so darf man wohl annehmen, daß jene merkwürdige Übereinstimmung der Charaktere, namentlich die erhabene Reinheit der Gesinnungen, die auch für den politischen Trug kein beschönigendes Gewand finden konnte, beide Monarchen zu einander hingezogen habe und so die Veranlassung ihrer, für

das ganze Leben Beider so entscheidend gewordenen, ersten Zusammenkunft zu Memel gewesen sei.

Zu Ende Mai's reiste der König, auch diesmal wieder in Begleitung der Königin, sowie seiner Brüder der Prinzen Heinrich und Wilhelm, von Berlin ab. In Stargard hatte die Pommersche Ritterschaft auf dem Exercier-Platz zwei große, reich dekorirte Säle errichten lassen und gab in denselben dem Königspaare einen glänzenden Ball nebst Souper. Am folgenden Abend versammelte sich die ganze Gesellschaft, doch mit Ausschluß der hohen Herrschaften, wieder in dem Ball-Lokale, um das gestrige Fest in fröhlicher Nachfeier noch einmal zu begehen. Laute Freude herrschte unter den Versammelten, — da traten unerwartet der König, die Königin und die Prinzen ein. Der Jubel der so Überraschten bedarf keiner Beschreibung. Nach mehrstündigem Verweilen begaben sich die hohen Gäste zu Fuß, wie sie gekommen waren, wieder zurück nach ihrer Wohnung.

Am 29sten verließ das Königspaar Stargard. In Graudenz trennten sie sich; der König ging nach Mockerau zur Revue und bezog daselbst das hölzerne Haus, welches Friedrich der Große für sich als Absteigequartier für die Revuezeit hatte erbauen lassen, die Königin dagegen übernachtete in Bialystock. Über Königsberg, wo das hohe Paar ebenfalls mehrere Tage verweilte, trafen sie sodann am 7. Juni in Memel ein.

Das Haf überfuhren Beide in einem prachtvoll eingerichteten Boote unter dem Donner der Kanonen; ansprechender aber noch war der Willkomm litthauischer Mäd-

chen, die, in ihre bunte National-Tracht gekleidet und ein fröhliches Lied singend, dem Königlichen Paare in einem Boote entgegenschwammen und der Königin mannigfache Proben gestrickter Sachen, worin die Litthauerinnen eine eigenthümliche Fertigkeit besitzen, als Geschenk überreichten. Der Königin machte dies viel Vergnügen und sie äußerte den Wunsch, daß die Litthauische National-Tracht nicht in Verfall gerathen möchte. Durch diese Theilnahms-Bezeugung angeregt, erschienen die Litthauischen Mädchen am folgenden Tage zu Pferde vor der Königin, nach Landes-Sitte wie Männer reitend, wobei ihnen ein weißer wollener Mantel mit breiter Borte von der linken Schulter herabhing.

Inzwischen wurde bald die vollste Theilnahme des Königlichen Paares von dem eigentlichen Zwecke ihrer Anwesenheit zu Memel in Anspruch genommen. Am 9. Juni traf Kaiser Alexander unter dem Namen eines Grafen von Rußland zu Polangen ein, woselbst ihn der General Kalkreuth empfing. Der König selbst fuhr seinem hohen Gaste eine Viertelmeile vor die Stadt entgegen; dort stiegen beide Monarchen aus, begrüßten und umarmten sich herzlich und ritten dann neben einander nach der Stadt. Hand in Hand traten sie nun vor die Königin, die mit dem unbeschreiblichen Zauber ihrer Anmuth sie willkommen hieß. — Unter den mannigfachen Festen und Lustbarkeiten, die jetzt in rascher Folge statthatten, blieb den hohen Personen doch noch manche Stunde übrig, die sie dem traulichen Zusammensein, der Berathung und der Besprechung widmen konnten. In diesen Tagen schürzte sich

hier das Band jener, auf gegenseitige Hochachtung und Bewunderung gegründeten innigen Freundschaft, die allein der Tod zu lösen im Stande war. Am 16. Juni verließ der Kaiser Memel, um in sein Reich zurückzukehren, der König und die Königin aber begaben sich über Tilsit nach Warschau, unterwegs noch öfters von sinnigen Festlichkeiten begrüßt, bei denen meistentheils Litthauische Mädchen die Hauptrolle spielten. — Nach einem viertägigen Aufenthalte in Warschau, kehrte endlich das hohe Paar über Posen nach Berlin zurück, woselbst es Ende Juli wieder eintraf.

Auch diesmal brachte das Königliche Paar von seiner Reise die süße Überzeugung von der innigen Treue und Anhänglichkeit der Unterthanen mit zurück, eine Überzeugung, die der hohen Freude über den neugeschlossenen Freundschaftsbund sicher die Waage hielt. Eben so aber waren die Gemüther Aller, unter denen das Königliche Paar verweilt hatte, von jener innigen Freude durchdrungen, welche mit nichts besser zu vergleichen ist, als mit der Freude, die von Kindern bei dem langentbehrten Anblick geliebter Eltern empfunden wird. An vielen Orten und bei mannigfachen Gelegenheiten hatten an sich unscheinbare und dennoch bedeutsame kleine Vorfälle den mächtigen Eindruck noch erhöht. Hier ließ die Königin einem armen Greise, der ihr zu Gesicht kam, ein reiches Almosen geben, ohne daß auch nur ein Blick seines Auges darum gebeten hätte; dort trat sie huldvoll zu einer Mutter, die, um die schöne Königin zu sehen, ihren Säugling im Gedränge hoch emporhielt; kurz fast an keinem Orte

verweilte sie, wo sie nicht durch kleine Züge dieser Art Proben ihrer außerordentlichen Herzensgüte gab. — Auch der König ließ es an ähnlichen nicht fehlen, von denen namentlich einer Erwähnung verdient. Ein Offizier, der, selbst arm, mit einem unbemittelten Mädchen verlobt war, bat den König, ihm ausnahmsweise den Konsens zur Heirath zu ertheilen, indem er versprach, durch eine zwar anständige, aber höchst eingeschränkte Lebensweise jeden späteren Grund zum Vorwurf zu beseitigen. Allein dies bewog den König keineswegs zur Erfüllung der an ihn gerichteten Bitte, und als der Offizier wiederholt betheuerte, daß sein ganzes Lebensglück allein von dieser Heirath abhänge, änderte der König seinen Bescheid nur dahin, daß er den Bittenden anwies, schriftlich einzukommen. Dies that der Offizier und bald darauf erhielt er zwei Königliche Schreiben, wovon das eine den abschläglichen Bescheid enthielt, gestützt auf das bestehende Gesetz, — das andere aber die Nachricht, daß der König dem Bittsteller bis zu seinem Avencement zum Hauptmann eine jährliche Zulage von 600 Thalern aus der Königlichen Chatoulle angewiesen habe; zugleich ward demselben freigestellt, sich jetzt, mit Berufung auf seine neuen Einkünfte, nochmals um den Heiraths-Konsens zu bewerben. Man kann wohl denken, daß der glückliche Bräutigam dies that, und daß er keine neue Zurückweisung zu beklagen hatte.

Wir kehren indeß zur Geschichte zurück. Die Besprechung des Königs mit dem Kaiser zu Memel erregte, wie gesagt, zahllose Muthmaßungen; allein wenn auch das Einverständniß, das bereits zwischen beiden Höfen bestand,

durch jene Zusammenkunft bekräftigt und durch mündlichen Gedankenaustausch erweitert worden, so ist doch durchaus kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß irgend ein bestimmter Plan zwischen den beiden Monarchen zu Memel verabredet worden sei. Daß beide bei den Verhandlungen zu Regensburg eine gemeinsame Bahn gingen, beweist nur die Gleichheit ihrer politischen Ansichten, durch die sie bewogen wurden, in der Lösung der politischen Frage auf dem bisherigen, keinesweges von ihnen neugeschaffenen Wege zu verharren. Am wenigsten kann die unmittelbar nach der Rückkunft des Königs ausgeführte Occupation der Entschädigungs-Länder mit der Zusammenkunft in Memel in Verbindung gebracht werden, denn bereits vor dieser Zusammenkunft erließ der König von Königsberg aus unterm 6. Juni ein Manifest an die geistlichen und weltlichen Stände des Stifts Hildesheim und der Stadt Goslar, worin es heißt: »in Folge des Lüneviller Friedens und weiterer Unterhandlungen und Vereinbarungen sei Hildesheim und Goslar als ein Theil der Entschädigungs-Gebiete dem Preußischen Hause als Fürstenthum zugesprochen, weshalb der König nunmehr entschlossen sei, die Regierung daselbst anzutreten, und von den Bewohnern, als nunmehrigen Preußischen Unterthanen, die Erfüllung der dadurch ihnen zufallenden Pflichten zu fordern.« — Diese Vereinbarung war kurz vor der Abreise des Königs nach Memel mit Frankreich zu Stande gekommen, und zwar unter voller Zustimmung Rußlands, denn der, um diese Zeit von Frankreich und Rußland überreichte Entschädigungs-Entwurf zu Regensburg bestätigte das, was

der König in dem erwähnten Manifest ausgesprochen hatte. Da indessen die Verhandlungen zu Regensburg noch zu keinem Abschluß gediehen waren, und Östreich sich zwar willfährig erklärte, die Entschädigungs-Frage durch Frankreichs und Rußlands Vermittlung bewirken zu lassen, zugleich aber ein vorzeitiges Eingreifen abwehrte, so erklärte der König seinerseits, daß er die Occupation nur als eine provisorische betrachte, und die besetzten Länder nicht eher als Eigenthum ansehen werde, als bis von Seiten der Reichs-Deputation zu Regensburg die Entscheidung zum Schlusse gereift wäre. Demnach ließ der König den General Grafen v. d. Schulenburg von Magdeburg aus mit einer Armee aufbrechen und die ihm zugefallenen Länder (zuerst Hildesheim und Paderborn, dann Nordhausen, Goslar, Erfurt u. s. w.) im Laufe des Monats August besetzen und am 12. Octbr. durch seine Gesandschaft zu Regensburg erklären: er habe als selbstständiger Souverain über die ihm gebührende Entschädigung, unter Zustimmung Rußlands, mit Frankreich unterhandelt und sei mit diesem Staate in dem Vertrage vom 23. Mai über den Umfang und die Bestandtheile des Entschädigungs-Gebiets überein gekommen, und diese Übereinkunft müsse nothwendig bei den Verhandlungen in Bezug auf den Preußischen Staat einen eignen Maaßstab gewähren. Zugleich ermahnte der König nachdrücklich zur Beschleunigung der endlichen definitiven Entscheidung, die denn auch, zumeist auf Preußens ernstlichen Antrieb, am 25. Februar 1803 in dem allgemein angenommenen Hauptschluß zu Stande kam, in Folge dessen dem Könige für seine Ab-

tretungen auf dem linken Rheinufer* mit Einschluß der Rhein- und Maaßzölle das ausbedungene Entschädigungs-Gebiet bestätigt ward. Dasselbe umschloß: das bisherige Bisthum Hildesheim mit der Reichsstadt Goslar als Fürstenthum; als eben solches das Bisthum Paderborn; Stadt und Gebiet Erfurt, bisher zu Kur-Mainz gehörig, ebenfalls als Fürstenthum; die Kur-Mainzische Grafschaft Untergleichen nebst dem Eichsfeld und den Kur-Mainzischen Antheil von Treffurt und Dorla; die Abtei Herforden mit dem Unterstift St. Maria auf dem Berge; das Stift Quedlinburg, die Abteien Essen, Werden und Elten und die Probstei Kappenberg; die Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen und einen großen Theil des Bisthums Münster; zusammen beinahe 200 Quadrat-Meilen mit 650,000 Einwohnern.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Erlebnisse.

Während sich nach außen hin die Verhältnisse so zur Zufriedenheit des Königs gestalteten, floß sein häusliches Leben meist unverändert hin, wenn nicht von Zeit zu Zeit eins jener natürlichen Ereignisse, die man erwartet oder nicht vermeiden kann, es höher erhellte oder trübte. Die erfreulichen Vorfälle, im Ganzen auf die jährlich wiederkehrenden Familien-Feste und den Besuch befreundeter

---

*Cleve, Meurs und Gelbern, 48 Q.-M. mit 124,000 Einwohnern.

fürstlicher Personen beschränkt, fanden in diesem Jahre nur an der Niederkunft der Erbprinzessin von Kassel, der Schwester des Königs (im August), eine Erweiterung. Was sonst das Königliche Paar erfreute und seine Stunden erheiterte, gehört ganz in jenen Kreis eines still-glücklichen Familienlebens, das in seiner tausendfältig süßen Mannigfaltigkeit für den, der es genießt, doch gleichzeitig für den Beobachter in unerfaßlicher Gleichartigkeit sich der Darstellung entzieht. Die Erfüllung einer freudigen Hoffnung war, gegen Ende dieses Jahres, dem Königlichen Paare wieder nahe, denn die Königin sah von neuem ihrer Niederkunft entgegen. — Eine sinnige Aufmerksamkeit für die Bürger Berlins von Seiten der huldvollen Monarchin hatte im Frühjahr für die Residenz ein öffentliches Fest herbeigeführt. Die Bürger der (damals) Köllnischen Vorstadt hatten von Sophie Charlotte, der ersten Königin von Preußen, bei Gelegenheit der Einholung Friedrichs I bei seiner Rückkehr von der Krönung aus Königsberg im Januar 1701, eine Fahne erhalten, die nach hundertjährigem Gebrauche im August 1801 als eine patriotische Reliquie in der Sebastianskirche aufgestellt worden war. Die Königin Louise, durch den Prediger der Gemeinde hiervon benachrichtigt, war sogleich huldvoll bereit, den Bürgern Ersatz zu gewähren. Am 26. März 1802 ließ sie deshalb den Stadt-Präsidenten Eisenberg zu sich bescheiden und überreichte ihm selbst die neue Fahne, damit er sie der Bürgerschaft in ihrem Namen übergebe. Die Fahne selbst, von weißem, seidnen Zeuge, trägt in der Mitte den Preußischen schwarzen Adler und über demselben in einer violetten

Worte die goldgestickte Inschrift: »Louise Königin von Preußen den Bürgern der Köllnischen Vorstadt;« unter dem Adler steht die Jahreszahl 1801, und in den vier Ecken der Fahne sieht man vier goldgestickte Flammen. Am 5. April geschah die feierliche Übergabe der Fahne an die Bürgerschaft im Konferenz-Saale des Köllnischen Rathhauses, wo das Standbild der Königin, eine Bürgerkrone von Eichenlaub in der Hand haltend, aufgestellt und eine glänzende Versammlung anwesend war. Auch der Kronprinz mit seinen Geschwistern und Verwandten, dem Prinzen Wilhelm, der Prinzessin Charlotte, dem Prinzen Friedrich, dem Prinzen Wilhelm von Oranien und dem Prinzen Karl von Strelitz, war zugegen. Der Kronprinz schlug bei Einweihung der Fahne den ersten Nagel ein, ihm folgten die übrigen Prinzen und dann Mehrere von den Anwesenden. Der Stadt-Präsident hielt hierauf eine, der Feierlichkeit entsprechende Rede, worin er der Bürgerschaft mit der Nachricht überraschte, daß auch der König ihnen eine Bitte gewährt habe. Einige Tage vor der Feierlichkeit nämlich hatte sich eine Deputation der Bürgerschaft nach Potsdam begeben, um an den König die Bitte zu richten, daß er der Köllnischen Vorstadt in Zukunft den Namen Louisenstadt beilegen möge, eine Bitte, die der König sofort erfüllte, indem er auf der Stelle den erforderlichen Befehl ausfertigen ließ und ihn vollzogen der Deputation einhändigte, der nun von dem Stadt-Präsidenten der Versammlung vorgelesen wurde. Dem frohen Mahle, das diesem Fest-Akt folgte, wohnten auch der Kronprinz und die andern Prinzen bei und er-

höhten dadurch den Glanz und die Freude desselben. — Nur selten wurden die Handlungen freundlicher Huld und Güte von Seiten des Königlichen Paares durch solche Züge der Öffentlichkeit bezeichnet, vielmehr hüllten sie sich meist in prunklose Unscheinbarkeit und gelangten oft gar nicht, oft nur theilweise zur Kenntniß des Publikums. Um so mehr halten wir es für unsere Pflicht einzelne interressante Vorfälle aus dem Leben des Königs, die um diese Zeit sich zugetragen, so wie manches Andre, was seinen Charakter bezeichnet, unsern Lesern mitzutheilen.

Ein 13jähriger Knabe, der Sohn eines armen Schuhmachers zu Drengfurt in Ostpreußen, von der Natur mit vorzüglichen Fähigkeiten und mit einem ungewöhnlichen Wissensdrange ausgestattet, unternahm, da die Armuth seines Vaters ihn an seiner geistigen Ausbildung hinderte, trotz seiner Jugend, eine heimliche Reise nach Charlottenburg, um den König selbst um Unterstützung zu bitten. Der muthige Kleine hatte den Weg von mehr als 80 Meilen nicht umsonst zu Fuß zurückgelegt; es gelang ihm, den König persönlich zu sprechen und ihm seine Bitte vorzutragen. Überrascht durch das Außerordentliche dieses Vorfalls, ermuthigte der König den Knaben durch freundliche Worte, und ließ ihn sodann durch einen Hof-Bedienten zu dem Stadt-Syndikus Köls begleiten, dem er zugleich befahl, für den Unterhalt des Knaben in angemessener Weise Sorge zu tragen und über seine Fähigkeiten nach dem Ergebniß einer zu veranstaltenden Prüfung Bericht zu erstatten. Als nun dieser günstig ausfiel, befahl der König sofort, auf seine Kosten den Knaben als Alumnus

in das Joachimsthalsche Gymnasium aufzunehmen. Zugleich aber ließ er, durch die Behörde zu Drengfurt, den Vater des Knaben um seine Erklärung und um seine Einwilligung für die künftige Laufbahn seines Sohnes befragen, und erhöhete so den Werth seiner großmüthigen Handlung durch diesen Beweis der Achtung, die er den väterlichen Rechten zollte!*

Die menschenfreundlichen Gesinnungen des Königs verleugneten sich überhaupt nie. Als am 26. August 1802 ein Trockenhaus von den Pulver-Magazinen bei Berlin in die Luft geflogen war, wobei zwei Arbeiter das Leben verloren, und der König, davon unterrichtet, sogleich von Charlottenburg hereinkam, um ordnend und tröstend auf der Unglücksstätte zu erscheinen, war seine erste Frage, ob die verunglückten Arbeiter Familie hinterlassen hätten, und da dies bejahet wurde, befahl er vor allen Dingen die Wittwen und Waisen zu ihm zu führen und gewährte den Unglücklichen wenigstens den Trost, der in seinen Kräften stand, indem er ihnen sagte, daß er die Sorge für ihre Zukunft

---

*Ein ähnlicher Vorfall ist uns aus dem Leben unsers jetzt regierenden Königs bekannt. — Der berühmte Missionair Gützlaff, Sohn eines armen Schneiders in Pyritz, war als 14jähriger Knabe bei einem Gürtler zu Stettin in der Lehre, fühlte sich aber von einem so mächtigen Hange nach Wissenschaften beseelt, daß er dem Kronprinzen (unserm jetzigen König), als derselbe zur Revue in Stettin anwesend war, in einem selbstverfaßten Gedichte seine heißen Wünsche vortrug Das bittende Wort war auch hier nicht verloren. Der hochsinnig Königssohn ließ den Knaben vor sich kommen und erwirkte, als e dessen ausgezeichnete Fähigkeiten schnell erkannt hatte, von dem Könige die angemessene Unterbringung des wissensdurstigen Knaben un legte so den Grund zu dessen nachmaliger berühmter Laufbahn.

selber übernehme. — Hier dürfte zugleich eine andere Thatsache an ihrem Orte sein, die nächstdem beweist, wie der König solche Rathschläge, von deren Angemessenheit er überzeugt ward, auch dann annahm, wenn sie von Privat-Personen an ihn gerichtet wurden. — Großbeeren war am 20. und 26. Januar von Feuersbrünsten heimgesucht worden, wobei sich viele Bauern durch außerordentliche Thätigkeit beim Löschen und Retten ausgezeichnet hatten. Der Landrath Hake nahm hiervon Gelegenheit, dem König den Vorschlag zu machen, daß Personen, die sich bei Feuersbrünsten durch Eifer und Thätigkeit besonders auszeichneten, mit eigends dazu geprägten Medaillen belohnt werden möchten; zugleich schlug er dem Könige 20 Bauern aus Großbeeren zu dieser Auszeichnung vor. Hierauf antwortete der König: »Ich finde die von Euch vorgeschlagene Belohnung durch eine Medaille für solche Personen, welche beim Löschen einer Feuersbrunst ausgezeichnete Dienste leisten, sehr an ihrem Platze, halte aber dafür, daß solche, wenn sie so sehr vervielfältigt oder ohne meine Genehmigung ertheilt würde, dadurch viel von ihrem Werth verlieren dürfte.« Dieser Ansicht zufolge überschickte er dem Landrath nur 7 Medaillen für die Verdientesten und überwies sodann dessen Antrag im Allgemeinen an das General-Direktorium zur Prüfung und Begutachtung.

Das schönste Familien-Fest des Herrscher-Paares, der Geburtstag des Königs, ward in diesem Jahr durch ein trauriges Ereigniß getrübt. Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen, der tadellose Held des 7jährigen Krieges, starb am 3. August früh Morgens um 5 Uhr

in einem Alter von 77 Jahren auf seinem Schlosse zu Rheinsberg. Er war es, der durch seine Feldherrn-Talente im 7jährigen Kriege seinem großen Bruder selbst Bewunderung abzwang, der denn auch bekanntlich von ihm sagte: »Prinz Heinrich ist der Einzige, der in dem ganzen Kriege keinen Fehler gemacht hat.« Auch in diplomatischen Geschäften hatte der Prinz sich oft und mit vielem Glück bewegt, indem er bei Unterhandlungen stets mit eben so vieler Klugheit als Besonnenheit verfuhr. Weniger eigen war ihm jener gewaltige politische Blick, der, wie von einer Umschau, das umfassende Panorama der Weltbegebenheiten im ungetrennten Zusammenhange zu übersehen, und zugleich dennoch das Gesonderte und Einzelne mit Schärfe und Genauigkeit zu durchdringen versteht. Friedrich der Große hatte ihm deshalb auch nie einen selbstständigen Einfluß auf die Regierungs-Geschäfte eingeräumt, so lebhaft der Prinz dies auch wünschen mochte. Dies Verhältniß änderte sich auch nicht unter Friedrich Wilhelm II, und noch weniger unter Friedrich Wilhelm III, so daß Prinz Heinrich den größten Theil seines Lebens fast in der Zurückgezogenheit eines Privatmannes auf dem Rheinsberger Schlosse zubrachte, welches ihm Friedrich der Große gleich nach dem 7jährigen Kriege geschenkt hatte. Wie jener, so liebte Prinz Heinrich Künste und Wissenschaften, vor allem die schöngeistigen Werke der Franzosen, deren Sprache und Sitte er ebenfalls der deutschen entschieden vorzog. Auch in der Gabe des scharfen Witzes glich er seinem Königlichen Bruder, und wie dieser führte er mit seiner Gemahlin, Wilhelmine von Hessen-Kassel

eine wenig glückliche und kinderlose Ehe. — Auch den Tod mehrerer hohen Staatsdiener hatte der König in diesem Jahre zu beklagen. Minister Heinitz, in gleichem Alter mit dem Prinzen Heinrich, starb am 15. Mai an den Folgen einer Hals-Entzündung. Von Geburt ein Sachse, hatte er die erste Hälfte seines Lebens, nachdem er durch Studien und Reisen ausgebreitete Kenntnisse, namentlich im Bergbau sich erworben, im Dienste seines Vaterlandes zugebracht, bis Friedrich der Große ihn nach Preußen berief, wo er die letzten 25 Jahre seines Lebens durch eine unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit, namentlich im Bergwerks-Departement und als Kurator der Akademie der Künste die Wahl des großen Königs rechtfertigte. — Nach seinem Tode ernannte der König den Grafen von Reden zum Chef des Bergwerks- und Hütten-Departements; die übrigen von Heinitz verwalteten Ämter wurden der Art vertheilt, daß Schulenburg das Münzwesen, Hardenberg das Westphälische Provinzial-Departement und die Akademie der Künste übernahm.

Zwei Tage nach dem Tode des Ministers Heinitz feierte der Geheime-Ober-Tribunals-Rath Könen sein 50jähriges Dienst-Jubiläum. Wir erwähnen dessen, um auch bei dieser Gelegenheit einen charakteristischen Zug aus der Denk- und Handelsweise des Königs mitzutheilen, indem wir einige Stellen aus der Kabinets-Ordre anführen, durch welche der König dem genannten verdienstvollen Staatsdiener seinen Glückwunsch darbrachte und ihm anzeigte, daß er ihn in den Adelstand erhebe und sein Gehalt erhöhe. »Wer 50 Jahre, so beginnt die Kabinets-

Ordre, mit so ausgezeichneter Geschicklichkeit, mit so redlichem Eifer für Recht und Gerechtigkeit u. s. w. dem Staate gedient hat, daß er, wie Ihr, allen Justiz-Bedienten als Vorbild und Muster zur Nachahmung vorgestellt zu werden verdient, der hat durch sein eignes Verdienst den Adel erworben.« Nur bestätigen, schreibt der hochsinnige Monarch weiter, wolle er bei jetziger Veranlassung diesen Adel für die Nachkommenschaft des Jubel-Greises. Man muß in der That der, bei Mittheilung dieser Kabinets-Ordre (in der Berliner Zeitung vom 20. Mai) gemachten Bemerkung beistimmen, daß es schwer zu entscheiden sei, ob diese Kabinets-Ordre mehr dem Regenten, der sie erlassen, oder dem Staatsdiener, der sie empfangen, zur Ehre gereiche.

Eine in mehrfacher Rücksicht ähnliche Veranlassung führte noch vor Ablauf des Jahres ähnliche Äußerungen des Königs herbei. Auch Minister Alvensleben nämlich starb, 57 Jahr alt, am 21. Octbr. Er war ebenfalls kein geborener Preuße, hatte aber dennoch dem Preußischen Staate sein ganzes Leben gewidmet und in Liebe und Treue für sein neues Vaterland und dessen Herrscher mit jedem Eingeborenen gewetteifert. Nachdem er längere Zeit in Dresden und London Gesandter gewesen und mehrfache diplomatische Reisen ausgeführt hatte, trat er 1791 als Kabinets-Minister in den Staatsrath und stand, wie bereits erzählt, seit Finkensteins Tode, an der Spitze desselben. Auch Alvenslebens Stelle besetzte der König nicht wieder, indem Minister Haugwitz die von jenem verwalteten Fächer noch mit übernahm, mit Ausnahme der Angelegenheiten

des Königlichen Hauses, welche dem Minister v. d. Reck zugetheilt wurden.

Einige Wochen nach dem Tode Alvenslebens fiel wiederum das Dienst-Jubiläum eines hohen Staatsdieners, des Präsidenten vom Ober-Revisions-Collegium v. Bayer, ein, welches der König ebenfalls durch eine Kabinets-Ordre verherrlichte, die eben so sehr ihm, als dem Empfänger zum Ruhme gereicht. »Bei dem empfindlichen Verlust,« schreibt der König, und aus jedem Worte leuchtet Wahrheit und Aufrichtigkeit hervor, »bei dem empfindlichen Verlust, den der Staat seit Kurzem durch das frühzeitige Dahinscheiden mehrerer seiner vorzüglichsten Diener erlitten hat, nehme ich einen desto freudigern Antheil an den Wenigen, die bis zu einem reifern Alter bei voller Kraft und Thätigkeit erhalten werden.« Nachdem hierauf der König den Jubel-Greis hoch belobt und beglückwünscht hat, fährt er fort: »Ihr habt dem Staate mit Uneigennützigkeit gedient, und also wohl nicht für Eure Gattin nach Wunsch sorgen können. Es ist billig und Ihr verdient es, daß der Staat Euch dieser Sorge überhebe.« Die Zusicherung, nach dem Tode des Greises die Wittwe desselben durch eine reichliche Pension, den Verdiensten ihres Gatten angemessen, jeder Sorge zu überheben, schließt das zwiefach ehrenvolle Königliche Schreiben.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit noch andere in gleicher Weise bezeichnende Aussprüche des Königs mitzutheilen, da dergleichen eben erst durch ihre Wiederholung ihren höchsten Werth erreichen, weil solchergestalt erwiesen wird, daß diese Äußerungen auch wirklich der

wahre und natürliche Ausdruck der Gesinnungen sei. — Von den Subsidien-Truppen, welche die Markgrafen von Anspach im Jahre 1776 nach Amerika geschickt hatten, waren beinahe 200 Mann desertirt, die nunmehr im Jahre 1802 von den Gerichten ihres Regiments in öffentlichen Blättern vorgeladen wurden, mit der Androhung, daß, wenn sie nicht erschienen, ihr Vermögen eingezogen und ihr Name an den Galgen geschlagen werden solle. Minister Hardenberg berichtete über diese Umstände an den König und beantragte die Niederschlagung des Prozesses. Die Art und Weise, wie der König diesem Antrage beistimmte ist es, welche diesen Vorfall besonders für uns interessant macht. Das Verfahren der Regiments-Gerichte, schreibt der König, ist hart und ungerecht, wenn man die Umstände erwägt, welche bei jenen Subsidien-Truppen vorgewaltet haben; deshalb soll der Regiments-Kommandeur sofort in den öffentlichen Blättern anzeigen, daß der Prozeß auf Befehl des Königs niedergeschlagen worden sei. »Ich hoffe, schließt das Schreiben, daß hierdurch die Verwandten der Zurückgebliebenen beruhigt, und die üblen Eindrücke, welche diese Sache gemacht hat, ausgelöscht werden, und danke Euch, daß Ihr mich, dies zu bewirken, durch Eure Anzeige in den Stand gesetzt habt.« (den 3. April 1802).

Nachdem wir in dem Mitgetheilten für die moralische Gesinnung des Königs nicht uninteressante Beiträge gegeben zu haben hoffen, wollen wir dies Kapitel beschließen, indem wir noch die Erzählung eines kleinen Vorfalls anfügen, bei welchem der König einen andern Zug seines

Charakters gewissermaaßen mit eigner Hand genau und wahr gezeichnet hat. — Minister Struensee hatte dem König den Vorschlag gemacht, das Charlottenburger Accise-Amt an den Eingang des Berliner Weges zu verlegen, und zu diesem Behuf daselbst ein Einnehmer-Haus zu erbauen. Diesen Antrag hatte der König genehmigt, widerrief ihn aber, durch die an Struensee erlassene Kabinets-Ordre vom 15. Juli, worin es unter andern heißt: »Ich vernehme, daß das hiesige (Charlottenburger) Publikum von dieser Einrichtung eine große Störung besorgt, wodurch vielleicht ein großer Theil derjenigen, die sonst diese Stadt zum Sommer-Aufenthalte wählen, abgeschreckt werden könnte. Da Mir dieses nun unangenehm ist, Ich auch an dem Orte, wo Ich selbst einige Monate des Jahres zubringe, keine neue und ungewohnte Einrichtungen, die einen unangenehmen Eindruck machen können, treffen lassen mag, so befehle Ich Euch, es in Absicht der Accise-Einnahme ganz beim Alten zu lassen u. s. w.« — Diese Worte des Königs scheinen uns zu den interessantesten von allen, die wir bisher mitgetheilt, zu gehören, indem sie auf eine ganz eigenthümliche, man kann sagen naive Weise, eine überaus wahre Selbst-Charakteristik enthalten, und wir freuen uns deshalb der Möglichkeit, die uns geworden ist, jene Worte zur Kenntniß unserer Leser zu bringen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Administrative Thätigkeit.

Wir wollen dies Kapitel mit einer polemischen Wendung beginnen, um durch die Offensive, die wir ergreifen, den Ungestüm polemischer Angriffe gegen uns zu brechen, indem wir nachweisen, daß auch in der Schlachtreihe der Gegner der Lücken und Schwächen sich manche vorfinden. Die Art und Weise, wie wir den Charakter des Königs auffassen und sein Denken und Wollen darstellen, ist ohnedies gewissermaaßen eine mittelbare Herausforderung, in sofern wir den Behauptungen Vieler dadurch widersprechen; es scheint demnach nicht unangemessen, dies einmal direkt und offen zu thun.

Manso, in seiner Geschichte des Preußischen Staats,* sagt, indem er von der innern Verwaltung der Monarchie in dem Jahre 1801 und den nächstfolgenden spricht: »die innere Verwaltung schlich gemächlich im gewöhnlichen Gleise fort, sei es, weil man nicht begriff, daß vieles, was für die Zeit gut ist, in und durch die Zeit schlecht werde, oder zu gewissenhaft glaubte, es werde der Staat am sichersten durch die Grundsätze erhalten, auf die er sich von Anfang an gestützt habe. Darum ist dessen, was der Geschichtsschreiber aus den ergangenen Verordnungen sammeln und ausheben mag, wenig und Einzelnes, und auch dies mehr Zeichen schwacher Lebensdauer als thätiger Lebenskraft.«

Abgesehen davon, daß wir nicht verstehen, was es heißen

---

*Frankfurt 1819 S. 54.

soll: — »man habe nicht eingesehen, daß vieles, was für die Zeit gut ist, in und durch die Zeit schlecht werde,« — so müssen wir noch besonders erstaunen, die Regierung des Preußischen Staats plötzlich einer schwachathmenden Trägheit von einem Schriftsteller beschuldigt zu sehen, der fast auf derselben Seite dem Eifer, der Weisheit und den Einsichten der Preußischen Staatsdiener uneingeschränkte Lobeserhebungen ertheilt, und der überdies wenige Seiten vorher von dem Könige sagt: »Wie sehr er die Mängel des Staats kenne und ihnen abzuhelfen wünsche, bewies sogleich nach Übernahme der höchsten Gewalt eine eigenhändige Ermahnung an die bürgerlichen Behörden. — Mit großem Nachdruck gab der König denen, die an der Spitze der Verwaltung standen, zu erkennen, daß er die eingerissene Erschlaffung in Amtsgeschäften kenne und hasse, und einen bessern Geist hervorrufen wolle.« Daß der König dies wirklich gethan, erkennt der erwähnte Schriftsteller wiederholt an, indem er mit gebührendem Lobe die wichtigsten Verordnungen der drei ersten Regierungsjahre des Königs mittheilt und dann hinzufügt: »dieselbe Regsamkeit im Innern habe auch das Jahr 1800 ausgezeichnet.« Welche Inconsequenz hat nun den Vorwurf für die nächsten Jahre veranlaßt, die, wie unwiderleglich erwiesen werden kann, an wichtigen Verwaltungs-Maaßregeln eben so reich, wenn nicht reicher gewesen sind, als die nächstvorigen Jahre? Dies plötzliche Einlenken, diese unvorbereitete Umstimmung des Tones ist so unmotivirt, die Blöße, die dadurch gegeben ist, so offenbar, daß wir anstehen, sie zu unseren Gunsten geltend zu machen;

denn wir müssen den Wechsel mehr für einen Fehler der Aufmerksamkeit, als für den wahrhaften Ausdruck bestimmter Ansichten halten. So viel indessen möchte es beweisen, daß ein Buch große wissenschaftliche Vorzüge haben und dennoch in seinen Behauptungen und Schlüssen sehr irrig sein kann. Dieser Umstand nur ist es, den wir uns zu Gute kommen lassen möchten. Indem wir eine Autorität uns gegenüber schwächen, vermehrt sich von selbst die Kraft unserer Argumente. Solchen Beistandes würden wir nicht bedürfen, wenn wir nicht fürchten müßten, der, wenn auch nur unwissentlichen, Partheilichkeit beschuldigt zu werden. Alle preisen des Königs Regierung, wir jedoch loben oft auch da, wo Andre glauben tadeln zu können, und dieses Mehr ist es, was leicht die erwähnte Beschuldigung hervorrufen könnte; demnach muß es uns von ganz besonderer Wichtigkeit sein, einen solchen Tadel entkräften zu können.

Das Mitleid ist eine seltene Tugend, ja man hält es kaum für eine solche, wenigstens nicht für eine männliche. Dies kommt daher, weil man glaubt, der Unglückliche sei stets oder doch fast stets selbst der Urheber seines Unglücks und weil man die Folgen des Unglücks nicht von dem Unglücke selbst trennt. Das Gefühl verschließt sich vor dem schmerzhaften Eindruck, der aristokratische Stolz des Geistes zieht sich scheu vor der plebejischen Logik des Unglücks zurück. Der Glückliche, der Sieghafte hat stets die Sympathien der Herzen, stets die mathematische Evidenz für sich. — So ist es, wenn unsere Erfahrung nicht trügt, im Leben des Einzelnen, so in den großartigen Lebensverhältnissen der Könige und Völker, so in politischen

Kombinationen und in ihren Zwecken und Resultaten. Darum ist es so selten, daß man unglückliche Regenten durch die Geschichtsschreiber gerechtfertigt oder entschuldigt sieht. Alle Mühe läuft stets darauf hinaus, mit selbstgefälligem Stolz die begangenen Fehler darzulegen, aufzusuchen, auszuspähen; nie erwägt man, ob die angeblichen Fehler auch zur Zeit, da sie begangen wurden, Fehler gewesen, oder als solche erkannt werden konnten. Man hält es der Würde geschichtlicher Forschung unwürdig, an ein Verhängniß zu glauben, oder an die Möglichkeit eines Zusammentreffens unvorherzusehender und nicht selbstständig herbeigeführter oder nicht abzuwendender Umstände; eine falsche Schaam drängt, aller Begebenheiten erzeugende Ursachen aufzusuchen und lieber unerwiesene unterzuschieben als Unkenntniß der wahren einzugestehen.

Dies zeigt sich denn auch in vielen Darstellungen der Regierungs-Geschichte Friedrich Wilhelms III. Die Thronbesteigung dieses Königs war von solchen Akten kräftiger Energie, von so evidenten Beweisen eines großen und edlen Herrscherwillens und der Fähigkeit, diesen Willen verständig zu lenken und auszuführen begleitet, die Grundsätze, die der König aussprach und nach denen er handelte, waren so hochherzig und zugleich so neu und überraschend, daß der Geschichtsschreiber, selbst wenn er zu jenen Bittersüßen gehört, die nur dann geistreich zu schreiben glauben, wenn sie tadeln und mäckeln, den Regierungs-Anfang des Königs nicht ohne den Ausdruck des Lobes und einer hohen Achtung erwähnen kann. Obwohl nun aber in der Denk- und Regierungsweise des Königs bis zu Preußens

Unglückszeit sich die größte Konsequenz zeigt, indem der König fortwährend nach denselben Grundsätzen handelte, und unerschlafft, unermüdet der Regierung mit demselben Eifer, mit demselben Aufwand seiner besten Kräfte oblag und so die Bedürfnisse der Zeit ganz erfüllte, so ist es doch ganz allgemein, daß die Schriftsteller den Preußischen Staat, je mehr derselbe sich der Unglücks-Periode naht, einer träg hinschleichenden Verwaltung, überhaupt eines Zustandes der Versumpfung bezüchtigen. Wir haben aber gezeigt, wie wenig Mühe man sich giebt, diesen Vorwurf zu beweisen, und daß man selbst einen augenfälligen Widerspruch nicht scheut, um jene Behauptung aufstellen zu können. Die Ursache dieser Sonderbarkeit suchen wir keinesweges in überlegter Partheisucht, sondern leiten sie vielmehr aus einer unbewußten Selbsttäuschung ab. Die Ursache haben wir angedeutet. Man kann sich nicht entschließen, einzugestehen, daß man die moralischen Hebel der großen Unglücks-Begebenheit nicht kenne, man glaubt Geistesbeschränkung und Partheilichkeit zu verrathen, wenn man sich zum Anwald eines Staates aufwirft, der durch Einen Schlag so tief gebeugt werden konnte, und so zögert man nicht, das Zunächstliegende, wenn es auch nur ein Schatten ist, zu ergreifen, indem man das ganze Unglück den verwahrlosten innern Zuständen der Monarchie zur Last legt, und kümmert sich wenig darum, ob man eine solche Behauptung beweisen kann. Einen Scheinbeweis freilich findet man in der nachmaligen gänzlichen Umgestaltung der innern administrativen Verhältnisse des Preußischen Staats; allein man vergißt dabei zu erwähnen,

daß die Neugestaltung erst durch die neue Zeit nöthig geworden und keinesweges ein vernachlässigtes Bedürfniß der nächst verflossenen Jahre gewesen ist.

Wir lenken nunmehr wieder in die Bahn unserer Darstellung ein und hoffen durch Mittheilung der wichtigsten Verordnungen der nächsten Jahre zu beweisen, daß die administrative Thätigkeit gegen die erste Regierungszeit des Königs weder erschlafft noch nachlässig gewesen sei.

Handel und Gewerbe, die Rechtspflege und das Schulwesen, leibliches und geistiges Wohl der Unterthanen, die Bedürfnisse der Armee, die Rechte der Unterdrückten: dieses und vieles Andre finden wir auch in dem Jahre 1802 von wachsamer Regentensorge des Königs umfaßt.

Die Studirenden, denen man diejenige Freiheit nicht schmälerte, welche einer regsamen Geistes-Entwicklung und der Ausbildung männlicher Selbstständigkeit so förderlich ist, wurden an dem eben so schädlichen Mißbrauch dieser Freiheit, außer den bereits bestehenden Vorschriften, auch noch besonders durch das Edikt vom 8. Januar gehindert, wodurch einem Jeden verboten wird, den Studirenden Geld und Geldeswerth zu borgen, wenn nicht die Dringlichkeit einer Ausnahme von der Universitäts-Behörde ermittelt und bescheinigt ist. — Die Würde der Universitäten in ihrem ganzen Umfange wohl erkennend und achtend, enthob der König, ganz aus eigener Bewegung, (durch Kabinets-Ordre vom 31. Decbr. 1801, publicirt am 18. Januar 1802) die Universitäten zu Frankfurt, Halle und Königsberg ihrem bisherigen untergeordneten Verhältniß unter dem Ober-Schul-Collegium, und stellte die alte Verfassung wieder

her, nach welcher jene Hochschulen unter der Leitung des, die geistlichen Angelegenheiten dirigirenden Staats-Ministers v. Massow standen. — Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, nachträglich auch noch des »neuen Schul-Reglements« zu erwähnen, welches der König bereits im Juli 1800 der (damaligen) Universität und den Gymnasien zu Breslau ertheilt hat. »Der Zweck der Schulen, heißt es daselbst, wird nur zum Theil erreicht, wenn man die Sorgfalt ausschließlich auf höhere Schulen beschränkt. Landleuten und Handwerkern, die doch den größten Theil des Volkes ausmachen, genügt es, richtige Begriffe von Religion, von Bürger- und Menschenpflicht zu erlangen und von schädlichen Vorurtheilen sich zu befreien. Höhere Kenntnisse schaden, indem sie Halbbildung, Unklarheit der Begriffe und, durch dunkle Ahnung einer höheren Kultur, Unzufriedenheit mit der gesellschaftlichen Stellung und Unbrauchbarkeit zu den Verrichtungen derselben erzeugen. — Besonders in den katholischen Lehr-Instituten zu Breslau fehlte bis dahin die verständige Grenzlinie zwischen Bürger- und Gelehrten-Schulen; daneben sei es ein Hauptfehler, daß jene Institute, namentlich die Universität, eine besondere ganz abweichende Verfassung habe, wodurch die Fortschritte mit den Begriffen des Zeitalters erschwert und manche andere Hemmungen bereitet würden. Aus diesen Gründen wolle der König an die Stelle der bisherigen Verfassung eine zeitgemäßere setzen; die bedeutenden Kapitalien jedoch, über welche die Universität nunmehr das Besitzrecht einbüße, hinfort ausschließlich zum Besten des gesammten katholischen Schulwesens verwenden, da na-

mentlich die Landschulen, denen Lehrer ohne Sitten und Kenntnisse vorständen, im elendesten Zustande sich befinden.« Diesen Betrachtungen schließt das neue Reglement sich an, in welchem jeder Paragraph Weisheit und Humanität athmet. — Dem Hällischen Waisenhause gab der König in diesem Jahre (1802) einen neuen glänzenden Beweis seiner hohen Theilnahme, indem er nicht nur zur Ausführung mehrerer nothwendiger Bauten nahe an 16,000 Thaler hergab, sondern dem Institut außerdem einen jährlichen Zuschuß von 300 Thaler zu baulichen Reparaturen auf die dortige Domainen-Kasse anwies. — Dem Friedrichwerderschen und dem Französischen Gymnasium zu Berlin gab der König ebenfalls freundliche Beweise seiner Theilnahme, indem er jedem dieser Lehr-Institute eine ansehnliche Menge Doubletten antiker Münzen aus dem Königlichen Medaillen-Kabinet schenkte, wodurch diese für die Alterthumskunde und selbst für die Geschichte werthvollen Schätze in höherem Grade gemeinnützig gemacht wurden (17. August). — Auch den Reichthum der wissenschaftlichen Museen vermehrte der König bei passenden Gelegenheiten. So kaufte er um diese Zeit die berühmte Blochsche Fisch- und Amphibien-Sammlung für 4500 Thaler und schenkte dieselbe der Akademie der Wissenschaften; auch die Möhsensche Sammlung für die Geschichte der Mark, die Meyersche für Physik und die Forstersche Bibliothek bewahrte der König durch Ankauf vor Zersplitterung.

Die Gesundheitspflege fand fortwährend die ihr gebührende Berücksichtigung. — Die Apotheker-Ordnung

vom vorigen Jahre erhielt versprochenermaßen einen Nachtrag, durch welchen der Debit der Arzneiwaaren noch ausführlicher geordnet wurde (19. Januar). — Von noch höherer Wichtigkeit ist die am 30. April erlassene neue Tax-Ordnung für sämmtliche Medicinal-Personen, wodurch die veralteten Bestimmungen der Taxe vom Jahre 1725 durch zeitgemäßere ersetzt wurden. — Noch folgenreicher aber war, was für die Ausbreitung der so heilsamen Kuhpocken-Impfung geschah. Am 7. Juni veröffentlichte Minister Schulenburg das Resultat der Beobachtungen, welche sämmtliche Medicinal-Behörden der Provinzen unter Leitung des Ober-Medicinal-Collegiums auf Befehl des Königs angestellt hatten. »Der König, heißt es in jener Bekanntmachung, dem das Leben und die Gesundheit seiner Unterthanen überaus theuer ist, hat, um sich von dem Nutzen der Impfung gründlich zu unterrichten, geeignete Versuche anstellen lassen und versprochen, die Resultate dieser Versuche dem Publikum mitzutheilen.« Der Bericht des Ober-Medicinal-Collegiums folgt dieser Einleitung, und da derselbe für die Kuhpocken-Impfung durchaus günstig sprach, so errichtete der König ein eignes Impfungs-Institut zu Berlin, dessen innere Einrichtung und Wirksamkeit dem Publikum durch das Königl. Edikt vom 19. Octbr. bekannt gemacht ward. — Dieselbe Sorgfalt für das leibliche Wohl der Unterthanen ward auch die Veranlassung zur Einrichtung eines Seebades bei Kolberg auf Königliche Kosten. Der König bestimmte zu diesen Anlagen zunächst die Summe von 200,000 Thalern, wovon für das laufende Jahr sogleich 60,000 Thaler an-

gewiesen wurden.* — Das Bestreben, zeitgemäß zu verbessern, zeigte sich, wie früher, auch jetzt in Aufhebung alter und unzweckmäßiger Verordnungen, wie unter andern das Edikt vom 4. Febr. die Landschullehrer der lästigen Pflicht entband, den Hebammen den sogenannten Hagenschen Hebammen-Katalog, der nicht einmal mehr den Bedürfnissen der Zeit entsprach, zu erklären.

Dem Verfall der Religiösität im Allgemeinen und dem Anstreben gegen die wichtigsten Satzungen des Glaubens wurde in gemessener Weise entgegengewirkt. — Eine Provinzial-Behörde hatte auf die Anfrage: »ob über die Zeit, wenn ein neugeborenes Kind spätestens getauft werden müsse eine gesetzliche Bestimmung vorhanden sei?« verneinend geantwortet, und dieser Bescheid, zur Kenntniß des Königs gelangt, erregte dessen lebhaftes Mißfallen, weshalb er sofort eine Kabinets-Ordre erließ (23. Februar), worin es hieß: »Der uralte religiöse Gebrauch der Taufe sei nicht nur für die Kirche, sondern auch für den Staat in sofern die Ausübung bürgerlicher Rechte u. s. w. von der Bescheinigung der Taufe abhangen, überaus wichtig.« Demnach setzte der König ein für alle Mal fest, daß christliche Kinder spätestens 6 Wochen nach der Geburt getauft werden sollen. »Es kann hierbei, sagt der König ferner, (und diese Worte verdienen die allgemeinste Bekanntwerdung,) von keinem religiösen Zwange die Rede sein, den ich, so lieb mir meine Religion ist, deren Geiste er widerstreitet, hasse.« Es wird nunmehr darauf aufmerksam ge-

*Politisches Journal 1802, S. 931.

macht, daß nicht der Tauf-Akt, der überall nicht abgelehnt worden sei, sondern nur die Taufzeit anbefohlen werde. Bei beabsichtigter Hinzögerung der Taufe sollen auch nicht Zwangsmittel angewendet werden, sondern vernünftige Vorstellungen von Seiten der Prediger, wovon der König umso mehr günstige Resultate erwartete, als die Hinzögerung der Taufe hauptsächlich von sogenannten Aufgeklärten beliebt ward, die denn doch wenigstens so aufgeklärt sein müssen, um einzusehen, daß die frühere Taufe ihren Kindern keinen Nachtheil bringen könne. Fruchteten dergleichen Vorstellungen aber nichts, so sollte den Eltern freigestellt werden, sich von der Kirche, deren Satzungen sie nicht respektiren wollen, gänzlich zu trennen und auf die daraus entspringenden Rechte zu verzichten. Wollten sie aber auch dies nicht, »so könnte man sie nur als Wahnsinnige betrachten und müßte demnach ihren Kindern Vormünder setzen, die dafür sorgen, daß die Unvernunft der Eltern den Kindern nicht nachtheilig werde.« Diese merkwürdige Kabinets-Ordre schließt damit, die Beförderung wahrer Religiösität mit Wärme anzuempfehlen und bezeichnet den wahrhaft frommen Wandel der Geistlichen als das beste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, »da Religions-Edikte und landesherrliche Befehle zur Befolgung äußerlicher Religions-Übungen stets nur Heuchler machen.«

Je tiefer der treffliche Monarch von solchen Gesinnungen durchdrungen war, desto mehr handelte er im Geiste eines ächten Christenthums, indem er auch denjenigen, die seines Glaubens nicht waren, Liebe und Wohlthaten erwies. — Nachdem zur Verbesserung der Lage der Juden,

wie erzählt, bereits Einzelnes geschehen, bestätigte und erweiterte der König (durch Edikt vom 6. Febr.) die ältern Verfügungen, nach welchen die Niederlassung der Juden in Süd- und Westpreußischen Städten (deren einzelne altpolnische Privilegien zur Ausschließung der Juden besaßen) von Niemand gehindert werden durfte, »damit nicht ein Theil der Königlichen Unterthanen, den Regierungs-Grundsätzen des Königs zuwider, wegen Glaubens-Verschiedenheit beeinträchtigt werde.« Nur wo die verordneten Behörden aus der Niederlassung jüdischer Einwohner allgemeine Nachtheile mit Grund befürchteten, sollten sie dieselbe zu hindern berechtigt sein. — Diese Verordnung stand in genauem Einklange mit der fortwährend eifrig betriebenen Absicht des Königs, den Zustand der Industrie in den Neupreußischen Provinzen zu heben. Hauptmann Nothardt, dessen wir bereits, als Erfinders der neuen Gewehre, Erwähnung gethan haben, hatte auch eine Schrift über die Kolonisation der Neupreußischen Provinzen verfaßt und dem Könige überreicht, in Folge deren dieser ihm den Auftrag ertheilte, in Süd-Deutschland Ansiedler für die Neupreußischen Provinzen, unter Zusicherung gewisser Vortheile, zu werben. Dieses Unternehmen war auch in sofern von einem günstigen Erfolge begleitet, als aus Baiern und der Pfalz viele Ansiedler, mitunter ganze Dorfschaften, nach jenen Provinzen zogen; allein sie fanden in der neuen Heimath nicht die Bedingungen gedeihlichen Fortkommens, der Boden war unergiebig und lohnte selbst dem ausdauernden Fleiße nicht, und die alten Insassen zeigten sich, wenn auch nicht ungesellig, doch fremd und abstoßend in

ihrem Wesen und Treiben, so daß ein großer Theil der Ansiedler wieder heimzog, oder den Einladungen anderer Fürsten, namentlich in Süd-Deutschland, folgte.

Wie sehr es der Wunsch des Königs gewesen, die Leibeigenschaft in seinen Staaten aufgehoben zu sehen, haben wir bereits erzählt. Im Fürstenthum Minden und einigen andern Gegenden fand jedoch der mehrfach kundgegebene freie Wille der Gutsbesitzer, ihre »Eigenbehörigen« freizugeben, bei Fideicommiß- und Lehngütern mächtige Hindernisse an dem Widerspruche der Mitberechtigten. Der König beseitigte nach eingeholtem Gutachten der Gesetz-Kommission, diese Hemmungen sofort durch das Edikt vom 14. März, wodurch die Einreden der Mitberechtigten auf jene Fälle beschränkt wurden, wo Gutsbesitzer ihre Unterthanen ohne alle Entschädigung freigeben wollten; für alle andere Fälle wurde dieser Akt der Humanität durch die weiteren Bestimmungen des Edikts vielfach erleichtert.

Selbst in den Strafbestimmungen gegen Schuldige herrschte dieser Geist wahrer Humanität vor. Die Verordnung (16. März), welche die Befugnisse der Schildwachen und Wachmannschaften bei Auflaufen, Straßen-Excessen u. s. w. feststellt, sichert zugleich den Unschuldigen und Verdächtigen vor den Folgen falscher oder unerwiesener Anklage und befiehlt, bei nicht schimpflichen Vergehen, angemessene Rücksicht auf den Stand und die Verhältnisse des Beschuldigten. — Recht eigentlich das Gepräge der Gesinnungen des Königs aber trägt die von ihm (17. Juli) erlassene Kabinets-Ordre, deren Inhalt die Ab-

schaffung körperlicher Strafen beim Verhör von Verbrechern zum Zwecke hat. »Niemand, so beginnt die durch diese Kabinets-Ordre veranlaßte Verordnung, darf sich unterstehen, einem in Criminal-Untersuchung Befindlichen durch Drohungen, Stoßen, Schlagen rc. zum Bekenntniß zu nöthigen.« Selbst bei halsstarrigem Schweigen, vorsätzlichen Lügen rc. soll der Inquirent den Inquisiten nicht eigenmächtig körperlich strafen, weil die Erfahrung den häufigen Mißbrauch solcher Befugniß nachgewiesen, sondern es muß desfalls an einen Oberrichter berichtet werden, der für die letztgenannten Fälle, eine körperliche Züchtigung, die jedoch nie der Gesundheit schädlich werden darf, zu bestimmen hat. — Von unverbesserlichen Verbrechern, wie Räubern und Brandstiftern, suchte der König sein Land gänzlich zu befreien, indem er mit Rußland übereinkam, daß solche Verbrecher nach Sibirien deportirt werden sollten; auch sind (am 17. Juni) wirklich 58 Verurtheilte an den Festungs-Kommandanten von Narva abgeliefert worden. Indessen ist späterhin von diesem Übereinkommen wenig oder gar kein Gebrauch mehr gemacht worden.

Andre Verordnungen hatten den Zweck, von Vergehen abzuhalten, indem sie strengere Bestrafung androhten. — Eine Kabinets-Ordre des Königs vom 29. März schärfte die über muthwillige Bankerottirer verhängte Strafe. — Das öfter geübte trügerische Verfahren, durch simulirte Kauf-Kontrakte von Landgütern, höhere Kaufpreise oder Darlehne zu erhalten, ward durch das Edikt vom 20. Febr. als Betrug bezeichnet und den Justiz-Beamten bei Androhung der Kassation das Aufnehmen solcher simulirten

Dokumente verboten. — In gleicher Art ward das Publikum durch die öffentlichen Blätter (18. Novbr.) vor den Täuschungen gewarnt, welche die Beamten durch Cession und Verpfändung ihrer Gehalte bewirken konnten, da Akte dieser Art nach den Landes-Gesetzen keine Gültigkeit hatten. — Mehrfache Beschwerden gegen Justiz-Kommissarien, welche dem König auf seiner letzten Reise nach Preußen zu Ohren gekommen waren, bestimmten ihn bei seiner Rückkehr sofort eine Verfügung zu erlassen (6. Juli), nach welcher sowohl das Examen der Justiz-Kommissarien geschärft, als auch den Ober-Behörden eine genaue Kontrolle über die Justiz-Kommissarien und vierteljährliche genaue Berichterstattung über dieselben zur Pflicht gemacht wird. Säumige sollen gewarnt, und wenn dies fruchtlos ist, bestraft werden. Gegen Pflichtwidrige wird sofortige Untersuchung verhängt, Pflichtgetreue aber und solche, die durch Eifer und Rechtschaffenheit sich auszeichnen, sollen öffentlich bevorzugt und den Partheien auf Anfragen empfohlen werden. — Das inhumane Benehmen der Strandbewohner in Westpreußen gegen verunglückte Schiffer und die gegen deren Habe bei solchen Gelegenheiten verübten Räubereien veranlaßten eine sorgfältige Zusammenstellung und Veröffentlichung der älteren hierauf bezüglichen Verordnungen, damit Niemand die Unkenntniß der Gesetze bei Verübung solcher Ruchlosigkeiten zum Vorwand nähme. — Den ungünstigen Einfluß, den das oft unsittliche Treiben herumziehender Marionettenspieler auf die Moralität der Landbewohner ausübte, suchte man abzuwehren, indem man diese Art von Unterhaltung der Aufsicht der Landprediger

unterordnete. — Der Mißbrauch, welchen Litthauische Beamte von ihrer gesetzlichen Befugniß machten, unter gewissen Umständen den Heiraths-Konsens zu verweigern, bewog den König, der durch die Beschwerde eines einzelnen Unterthans davon in Kenntniß gesetzt worden war, mittelst Kabinets-Ordre vom 30. Novbr. zu befehlen, daß dergleichen Konsens-Verweigerungen in Zukunft nur schriftlich und mit genauer Angabe der gesetzlichen Gründe ertheilt werden, dem Abgewiesenen aber allemal der Recurs an die Kammer freistehen solle, welche dann bei ihrer Entscheidung nicht blos auf die Worte, sondern auf den Zweck des Gesetzes zu sehen habe und den Konsens nur dann verweigern solle, wenn die Heirath augenscheinlich zum Verderben des Betheiligten gereiche. — Eine besonders wichtige Verordnung ist nächstdem die vom 17. Septbr., durch welche das Stempelwesen geordnet, eine ausführliche Stempel-Taxe ertheilt wird, und die Stempelstrafen festgestellt werden. — Nicht minder wichtig ist das, die Militär-Gerichtspflege betreffende Edikt vom 11. Decbr., wodurch die Gebühren der Militär-Richter festgestellt und bei dieser Gelegenheit zugleich den Auditeurs &c., welche sich durch gründliche, unpartheiische und uneigennützige Justiz-Verwaltung auszeichnen, Beförderung und Belohnung zugesichert wird. — In den Neupreußischen Provinzen wurde, in Gemäßheit der im vorigen Jahre erlassenen Verordnung, nunmehr auch dem zweiten Theil der gesammelten Provinzial-Rechte Gesetzeskraft verliehen. — In Westpreußen wurde die höchst mangelhafte Verfassung der Untergerichte einer durchgreifenden Reform unterworfen, ein neues, die bisherigen

Mängel ausschließendes Reglement für die dortigen Untergerichte erlassen, und nächstdem zum Nutzen der ärmeren Städte, die allein nicht wohl einen Justiz-Beamten besolden konnten, die Verwaltung der Rechtspflege der Domainen mit der der Städte vereinigt, zu welchem Behuf die sogenannten Land- und Stadt-Gerichte errichtet wurden.

Diesen mannigfachen Verordnungen, welche die Besserung der Gerichtspflege zum Gegenstande haben, gingen andere, den Ackerbau und die Gewerbe betreffende zur Seite. Für den Warthebruch ward unterm 27. März eine neue Deichordnung ertheilt, da die ältere vom Jahre 1774 als unvollständig und veraltet sich erwies, weil seit Erlaß jener Verordnung theils neue Wälle angelegt, theils neue Grundstücke urbar gemacht worden waren, wodurch besonders ein Mißverhältniß der Unterhaltungs-Kosten bei den einzelnen Grundbesitzern entstanden war. Diese, das Rechtlichkeits-Gefühl des Königs verletzende Umstände wurden durch das neue Reglement beseitigt, und die Einrichtung des Deichwesens überhaupt zum Besten der gesammten Bruchbewohner verbessert. — Gegen den Schleichhandel mit sächsischen Waaren in der Kur- und Neumark wurden durch Edikt vom 26. Octbr. geeignete Verhütungs-Maaßregeln angeordnet. — Der Handel mit Mühlsteinen, bisher ein Königliches Monopol, wurde freigegeben, zugleich aber darauf Bedacht genommen, daß dieser Industriezweig nicht durch Einführung ausländischer Mühlsteine benachtheiligt werde. — Unordnungen verschiedener Art, welche sich die Zeugdrucker in Berlin gegen die Fabrikherren zu Schulden kommen ließen, indem Einzelne aus den Werkstätten fort-

blieben und ihre Mitarbeiter zu gleichem Benehmen aufwiegelten, riefen das Reglement vom 29. Septbr. hervor, das solchem Unwesen steuerte. — Zur Hebung der Forstkultur und zur Abwehrung des Holzmangels ergingen noch immer zweckdienliche Verordnungen, und außerdem wurden zur Versorgung der beiden Residenzen, Berlin und Potsdam mit Brennmaterial, besondere Maaßregeln getroffen. Die in der Nähe der Residenzen befindlichen Torfmoore ließ der König mit großen Kosten aufnehmen, Torfstiche anlegen und diejenigen Privatpersonen, welche Torfmoore besaßen, zu gleichem Verfahren auffordern. Die gänzliche Freigebung des Torf- und Steinkohlen-Handels und die Anlegung eines Kanals, um die Herbeischaffung der Steinkohlen aus Ober-Schlesien zu erleichtern, hatten denselben Zweck. — Solche Rücksicht auf die Bedürfnisse des Volks ist ein Zeugniß mehr für die wahrhaft väterlichen Gesinnungen des Königs. Noch mehr aber spricht dafür die Verordnung vom 20. Novbr., laut welcher der König, wegen der damaligen hohen Getreidepreise, das Königliche Proviant-Amt anwies, für die ärmeren Bewohner Berlins wohlfeileres Brod zu backen, und außerdem für sämmtliche Einwohner eine beträchtliche Quantität Mehl aus den Magazinen zu sehr niedrigem Preise zu verabreichen. — Die Hauptstadt allein betraf ferner das Edikt vom 17. Febr., welches die Vergünstigungen aufhob, die bis dahin den ausländischen Ansiedlern, welche sich zur Betreibung eines Gewerbes in Berlin niederließen, zu Theil geworden waren. Fremde sollten fortan das Bürgerrecht in der Hauptstadt nur gegen Erlegung von

200 Thaler erwerben können, wofür jedoch sie und ihre Nachkommen von der Militärpflichtigkeit verschont bleiben sollten.

Von den neuerworbenen Entschädigungs-Ländern war es in diesem Jahr zunächst die Abtei Herford, deren innere Verwaltung durch das Edikt vom 25. Novbr. der Provinzial-Behörde von Minden und Ravensberg übertragen wurde. In dem desfallsigen Edikt vom 21sten Octbr. beruft sich der König auf den mit Frankreich abgeschlossenen Entschädigungs-Vertrag vom 23. März. Aus persönlicher Rücksicht für die Äbtissin, heißt es ferner, habe der König dieselbe in dem Genuß ihrer Einkünfte gelassen, die Regierung des nunmehr säkularisirten Stifts aber sollte fortan, bis zur definitiven Regulirung, durch eine besondere provisorische Behörde, aus bisherigen Stifts-Beamten zusammengesetzt, jedoch unter Kontrolle der Königlichen Domainen-Kammer, welcher eine ausführliche Geschäfts-Instruktion ertheilt ward, geleitet werden.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung (1803).

Erst im nächsten Jahre (1803), nachdem die Entschädigungs-Angelegenheiten auch durch den Hauptschluß der Reichs-Deputation zu Regensburg geordnet waren (den 25. Februar 1803), beschäftigte der König sich angelegent-

lichst damit, die neuen Erwerbungen, die durch den Tausch-Vertrag mit Baiern vom 3. Juni 1803 noch einige Abänderungen erfahren hatten,* seinem Staaten-Gebiete thatsächlich einzuverleiben, indem der Rechtszustand und die innere administrative Einrichtung der alten Provinzen im Hauptsächlichsten nunmehr auch in den neuen eingeführt wurden. — Das Edikt vom 8. März erklärte, daß, vom Juni 1804 an, das Preußische Allgemeine Landrecht im Fürstenthum Hildesheim und der Stadt Goslar Gesetzeskraft erhalten, das bewährte Preußische Gerichtsverfahren aber bereits mit dem Juni 1803 eingeführt werden solle. Ganz desselben Inhalts ist das Edikt vom 24. März in Bezug auf das Eichsfeld und die Städte Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen, so wie durch das Edikt vom 5ten April die Preußische Gerichtsordnung auch in die Fürstenthümer Paderborn und Münster rc. eingeführt ward. Ein besonderes Reglement (vom 2. April) ordnete die innere Verwaltung, indem es die Geschäfte derselben an die Landes-Collegien vertheilte, und endlich wurden zu Münster und Paderborn selbst eigne Landes-Justiz-Collegien errichtet und deren Obliegenheiten und Befugnisse festgestellt (Edikt vom 11. Septbr.). — Verschiedene Edikte bestimmten demnächst, daß der Bergbau in den neuerworbenen Ländern ganz auf dieselbe Weise, wie in den alten Provinzen, als ein Regale betrieben und verwaltet werden solle, sowie endlich auch im Münsterschen das, in den al-

---

*Preußen erhielt für einige Abtretungen in den fränkischen Fürstenthümern, von Baiern einige Bambergische und Würzburgische Ortschaften, nebst den Städten Dünkelsbuhl, Windsheim und Weissenburg.

ten Provinzen herrschende Salzregal eingeführt ward. — Neben diesen administrativen Maaßregeln, welche den Zweck hatten, die neuerworbenen Länder durch gleichartige Verwaltung dem Staate gleichsam zu assimiliren, erschienen manche andre, theils ebenfalls auf die Sicherung des neuerworbenen Besitzes berechnete, wie z. B. das Edikt vom 9. August, welches feindseligen Kollisionen zwischen den Einwohnern der neuen Gebiete und dem dorthin verlegten Militär vorzubeugen suchte, theils solche, die das Wohl der neuen Landesgebiete selbst zum Zwecke hatten. So erließ der König den Geistlichen alle Abgaben, denen sie bis dahin unterworfen gewesen waren, und zwar wie es in dem desfallsigen Edikt vom 13. Mai heißt: »aus Achtung für die Wichtigkeit des Berufs des geistlichen Lehr-Amts und der Bildung der Jugend; aus wahrem Wohlwollen für die Seelsorger und Lehrer der Jugend, und um dieselben zur Erfüllung ihrer wichtigen Pflichten aufzumuntern.« Nicht minder großmüthig erwies sich der König gegen diejenigen Beamten in den Entschädigungs-Ländern, welche bei der neuen Einrichtung nicht wieder angestellt werden konnten, indem er denselben ihre frühere Besoldung als Pension auf Lebenszeit ließ. — Die Huldigung nahm der König in den neuen Ländern nicht persönlich ein, sondern ließ diese Ceremonie durch den Minister Schulenburg vollziehen, der auch mit der administrativen Organisation beauftragt gewesen war. Der feierliche Akt hatte in angemessener Weise am 10. Juli zu Hildesheim statt, bei welcher Gelegenheit auch die üblichen Standes-Erhöhungen nicht fehlten, wie namentlich der

Graf Hatzfeld in den Fürstenstand, 6 Freiherren in den Grafenstand, mehrere Andere in den Adelstand erhoben und die Kammerherrn=Würde an viele Adelige aus den neuen Fürstenthümern ertheilt wurde.

Der König war, wie natürlich, mit der von ihm befolgten Neutralitäts=Politik um so mehr zufrieden, je vollkommener dieselbe sich bewährt hatte, denn Deutschlands Frieden schien gesichert, Preußens Bestrebungen waren glücklich zu Ende geführt, sein Gebiet ansehnlich vergrößert, seine Einkünfte vermehrt und dem Schatz, in welchem die Sparsamkeit des Königs bereits große Summen gesammelt hatte, eine neue ergiebige Quelle eröffnet. Graf Haugwitz, der früher für den Krieg gestimmt, und wie erzählt, erst durch die Beharrlichkeit des Königs veranlaßt worden war, sich der Politik desselben ganz zuzuwenden, hatte seitdem in der Betreibung der Unterhandlungen theils mit Frankreich, theils zu Regensburg 2c. eben so viel Eifer als Geschicklichkeit bewiesen. Der König erkannte dies auch vollkommen an und ertheilte dem Minister Haugwitz, außer andern Gunstbezeugungen, eine jährliche Rente von 6000 Thalern für sich und seine Nachkommen.* —

Rascher indeß, als man vermuthete, verwickelten sich die Angelegenheiten Europa's von neuem und zogen Preußen ebenfalls sogleich wieder in die Irrgänge der neu sich entwickelnden Begebenheiten mit hinein. Der kaum beschwichtigte Krieg zwischen Frankreich und England brach wieder aus, und Bonaparte ließ sofort eine Armee

*Politisches Journal 1803 S. 85.

nach Hannover aufbrechen, um das Schwesterreich Britaniens zu besetzen. Der König, wohl einsehend, daß durch diese Occupation sein eignes Reich, zumal bei der neuen Gränzgestaltung desselben, nahe betheiligt sei, und überdies von Hannover selbst um Schutz angesprochen, war augenblicklich bereit, diesem doppelten Ruf zu entsprechen; da aber, wenn er einschritt, der Nutzen zumeist auf Seiten Englands war, so wollte er diese Gelegenheit wahrnehmen, um jenes Reich zur Erfüllung eines eben so billigen als gerechten Anspruchs zu bestimmen. Seit nämlich die nordische Verbindung gegen Englands Willkühr zur See theils in Folge einer gewissen Nachgiebigkeit von Englands Seite, theils durch Kaiser Pauls Tod sich aufgelöst hatte, waren die Schiffe der neutralen Mächte fortwährend den Durchsuchungen auf offenem Meere von Seiten Englands ausgesetzt geblieben. — Als nun die französischen Waffen Hannover bedrohten, erbot sich der König gegen England, jenes Land selbst zu besetzen und bis zum Frieden in Schutz zu nehmen, wenn England dafür Preußens Flagge respektiren wolle.* Das englische Kabinet nahm jedoch dies Anerbieten nicht an, und so besetzten die Franzosen am 4. Juni Hannover. Der König gab dies zu, aus Gründen, die auf der Hand liegen. Englands Ablehnen des ihm gemachten Anerbietens konnte einer Beleidigung gleichgeachtet werden, — seine Weigerung, Preußens Flagge zu respektiren, war eine Ungerechtigkeit, und außerdem war Preußens Verhältniß zu Frankreich der Art, daß das In-

* Lombards Materialien S. 110.

teresse beider Länder in vieler Rücksicht ein gemeinschaftliches schien.* — Inzwischen erwuchsen dem Preußischen Staat bald nicht unerhebliche Nachtheile aus dem neuen Zustande der Dinge. Die Franzosen besetzten nämlich Cuxhaven und Ritzebüttel und versperrten die Elbe dem Englischen Handel. Als Repressalie sperrten nun die Britten durch eine strenge Blokade die Elbe gänzlich und bald auch die Ausflüsse der Weser und schnitten dadurch den Nordischen und somit auch den Preußischen Handel zur See vollständig ab; nur wenn die Franzosen die Elbe freigäben, wollten sie die Blokade aufheben. — Solche Benachtheiligung des ganzen Nordens führte natürlich die lebhaftesten Unterhandlungen herbei, und Englische, Französische und Russische Kourire strömten nach Berlin und enteilten von hier nach allen Richtungen. Der König schickte seinerseits den Geheimenrath Lombard nach Brüssel, um mit Bonaparte, der auf der Bereisung der Nordküste eben daselbst anwesend war, persönlich zu unterhandeln. Es ist unbestimmt, ob die Freigebung der Elbe für den Englischen Handel der Zweck dieser Sendung gewesen ist, wenigstens zeigte sich der König mit den von Lombard

*Lombard schildert das damalige Verhältniß zwischen dem Könige und Bonaparte in folgenden Worten: Bonaparte äußerte öffentlich eine hohe Achtung für den König. Wenige Regenten in Europa hatten ihr Herz vor den Leidenschaften verschlossen, die zu unterdrücken dem Menschen so schwer wird, wenn ein großes Übergewicht an Glück oder Genie bei einem Andern die empfindliche Seite seiner Eigenliebe oder seiner Hauptvortheile verwundet. Friedrich Wilhelm III allein hatte Bonaparte richtig beurtheilt, und ließ ihm gern Gerechtigkeit widerfahren. Bonaparte wußte es und schätzte sein Verhältniß mit Preußens jungem Monarchen.

erreichten Erfolgen, obwohl zu ihnen die Freigebung der Elbe nicht gehörte, sehr zufrieden, was er dadurch bewies daß er Lombard eine Rente von 1000 Thaler jährlich auf Lebenszeit bewilligte und gleichzeitig dessen Bruder, der bei der Gesandschaft in Paris angestellt war, zum Legationsrath ernannte. — Da die Schlesischen Leinwand-Händler durch die Hemmung des Handels nach der Nordsee am meisten Verluste erlitten, so unterstützte der König sie durch bedeutende Summen und versprach noch größere, wenn solche nöthig wären, um die Verarmung betriebsamer Fabrikanten zu verhüten. Nächstdem aber geschah Alles, um dem Preußischen Handel nach andren Meeren neue Bahnen zu brechen und dadurch Ersatz zu verschaffen, wie besonders den Preußischen Handelsschiffen auf dem Mittelländischen Meere neue Sicherheitspässe vom Sultan gegen die afrikanischen Korsaren ertheilt wurden.

Der König zweifelte übrigens nicht, daß das Ungemach, welches den Handel betroffen, bald vorübergehen, und dem Staate späterhin Entschädigung werde zu Theil werden. Jedenfalls gedachte er daher bei der bisherigen Politik zu bleiben, und auch Kaiser Alexander pflichtete dieser Ansicht bei. Um so entschiedener aber stimmte Gustav IV von Schweden für den Krieg gegen Frankreich; allein die Reise, die er zu diesem Zwecke im Sommer 1803 nach Deutschland unternahm, belehrte diesen nachmals so unglücklichen Monarchen von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen. Es geschah daher, namentlich in der Armee, nichts, was irgend eine Besorgniß kundgegeben hätte. Zwar wurde das Heer um einige Regimenter Kavallerie und Infanterie

vermehrt, allein dies geschah einzig in Folge der ansehnlichen Gebiets-Vergrößerung und hatte daher durchaus keinen kriegerischen Zweck. Es zweifelte damals auch fast Niemand, daß wenigstens Deutschland nunmehr seine Rolle auf der blutigen Kriegsbühne ausgespielt habe und daß auch zwischen Frankreich und England endlich ein bleibendes Arrangement sich bilden werde.

In dieser Überzeugung fuhr denn auch der König fort, der Verwaltung im Innern sein Hauptaugenmerk zuzuwenden. Aus der nachfolgenden Zusammenstellung der wichtigsten Verordnungen werden wir ersehen, wie ungerecht der Vorwurf gewesen, daß die administrative Thätigkeit der Regierung erschlafft sei.

Mancherlei Wichtiges geschah zunächst für die Rechtspflege. — Das Allgemeine Landrecht wurde neu aufgelegt und mit dieser Ausgabe die Erläuterungen und Abänderungen, welche dieses Gesetzbuch bisher erfahren hatte, zu besserer Übersicht zusammengestellt. — Ein neues Kriminalrecht wurde vorbereitet und war seiner Vollendung bereits nahe. — Die Zahl der Rechtsfälle, welche dem Geheimen-Obertribunal zu Berlin zur Appellation zugesendet werden durften, wurde beschränkt, weil diese Behörde trotz der Vermehrung ihrer Mitglieder dem ungeheuren Umfang ihrer Geschäfte nicht gewachsen war und es, nach der letzten Gebiets-Vergrößerung des Staats, noch weniger sein konnte. Deshalb sollten fortan in Rechtsfällen, deren Objekt nicht über resp. 2- oder 400 Thaler betrüge, die Appellation den obersten Justiz-Behörden der Provinzen zufallen. — Das Landvoigtei-Gericht zu Lauenburg, das

einzige noch übrige in Westpreußen, wurde aufgehoben und dessen Geschäfte dem Pommerschen Hofgericht zu Köslin übertragen; zugleich wurde der Lauenburg-Bütowsche Kreis, der bis dahin theils zu Westpreußen, theils zu Pommern gehört hatte, ganz mit dieser letztern Provinz vereinigt. — Die Rechts-Verhältnisse der Juden erlitten eine neue wohlthätige Abänderung, indem der König durch Kabinets-Ordre vom 19. Novbr. ihnen das Recht ertheilte, über ihren Nachlaß ganz wie die andern Unterthanen des Staats testamentarisch verfügen zu dürfen.

Es fehlte auch nicht an Verordnungen, die den Handel und die Gewerbe betrafen. — Den Mißbräuchen, welche sich bei dem Handel mit russischen und inländischen Produkten in Königsberg eingeschlichen hatten, steuerte das Edikt vom 24. März, welches den Gebrauch veralteter Maaße und Gewichte untersagte, und andere, Trug und Streitigkeiten veranlassende Gebräuche beim dortigen Handel theils abstellte, theils ordnete; — die bereits früher erlassenen Bestimmungen über die Verfälschung und Verunreinigung der Wolle erhielten durch das Edikt vom 16. Nov. Erweiterungen und Schärfungen. — Der Lumpenhandel, bis dahin als Monopol behandelt, wurde freigegeben. — Die Steuergefälle einzelner Gegenstände, namentlich der Glaswaaren wurden neu bestimmt; — auch wurde noch fortwährend gesucht, Ackerbau, Viehzucht und einzelne Industriezweige durch mehr oder minder große Prämien zu fördern. — Von besonderer Wichtigkeit ist deshalb auch das ausführliche Edikt vom 6. April, das die Abwendung der Viehseuchen zum Gegenstande hat, eine Verordnung, welche

als das Resultat einer genauen, vom König angeordneten Prüfung des Gegenstandes, die zweckdienlichsten Bestimmungen in sich faßte.

Von wichtigen Verfügungen andrer Art erwähnen wir zunächst die Kabinets-Ordre vom 7. Februar, durch welche der König das Gesetz, wonach jede Festungsstrafe eines Beamten zugleich mit Absetzung desselben verbunden sein soll, als ungebührlich hart aufhebt, und den Behörden befiehlt, in allen Fällen, wo die Kassation eines Beamten nicht aus dem Verbrechen selbst hervorgegangen, sondern nur Folge einer andern Strafe sein würde, an ihn selbst einen genauen Bericht zu erstatten, und anzufragen ob die Kassation in diesem Fall vollzogen werden solle oder nicht? — Diesem Gesetze, das von der ächten Humanität des Königs diktirt ist, steht ein andres zur Seite, das die Behörden anweist, geeignete Mittel zur Verminderung der immer mehr überhand nehmenden Branntwein-Völlerei in Anwendung zu bringen. Positive Gesetze dagegen, heißt es daselbst, und die Einmischung der Polizei-Behörden dürften hier ihren Zweck verfehlen; vielmehr soll durch moralische Mittel der gemeine Mann zur Erkenntniß des Lasters gebracht und dadurch das Gefühl der Ehre, der Nüchternheit und der eignen Wohlfahrt in ihm erweckt werden; hauptsächlich die Prediger werden daher angewiesen, bei schicklichen Gelegenheiten, aber stets mit Klugheit und Schonung, auf den beabsichtigten Zweck hinzuarbeiten. — Denselben Geist einer wahrhaft väterlichen Fürsorge athmet das Königliche Edikt vom 20. Septbr., welches den Jongleurs und Equilibristen verbietet, ihre Künste unter freiem

Himmel zu zeigen, indem dadurch theils die gemeine Volksklasse zum Müßiggang, die Kinder aber zur Nachahmung der mit Gefahr des Lebens und körperlicher Verstümmelung verbundenen Kunststücke verleitet werden. — In Gesetzen dieser Art weht, so zu sagen, etwas patriarchalisches, es ist, als ob man den Vater sprechen hörte, der seine Liebe zum Wächter seiner Kinder bestellt hat. — Besonders interessant ist ohne Zweifel die Königliche Erklärung vom 22. Novbr. über die Religion der Kinder aus gemischten Ehen. Die Bestimmungen des Landrechts, daß in solchen Fällen die Söhne in dem Glauben des Vaters, die Töchter in dem der Mutter erzogen werden sollen, dient, wie es in der Erklärung heißt, nur dazu, den Religions-Unterschied in den Familien zu verewigen und Zwiespalt im Schooße der Familien selbst zu erregen. Deshalb bestimmte der König, daß eheliche Kinder stets in der Religion des Vaters erzogen werden sollen, daß aber auch Niemand einem desfallsigen freiwilligen Übereinkommen der Eltern entgegen treten dürfe.

Für die Wissenschaften und das Schulwesen bewies der König immer dieselbe rege Theilnahme. — Ein überaus kostbares und nützliches Geschenk erhielt die medicinische Akademie in Berlin von der Großmuth des Königs, indem derselbe das reiche anatomische Museum des Professors Walter zum Besten der genannten Anstalt an sich kaufte. Der König, dem der Professor Walter die Preisbestimmung selbst überlassen hatte, bezahlte die treffliche Sammlung mit 100,000 Thaler und ertheilte dem bisherigen Besitzer derselben überdies den Titel eines Gehei-

menraths. — Der Universität zu Halle bewies der König gleiche Großmuth, indem er ihre Einkünfte aus dem Ertrage der säkularisirten Klöster in den Entschädigungs-Ländern, um 8000 Thaler jährlich vermehrte, und ihre Bibliothek durch geignete Werke aus den Büchersammlungen jener aufgehobenen geistlichen Institute bereicherte.* — Einer ähnlichen Berücksichtigung erfreute sich ein anderes gemeinnützigcs Institut eines Privatmannes, wir meinen die Handlungsschule des Dr. Schulz. Nachdem diese Anstalt nunmehr 12 Jahre unter der Leitung ihres Stifters bestanden hatte, stellte sie der König, von ihrer Nützlichkeit überzeugt, unter die Leitung der geigneten Staats-Behörde und bewilligte für ihre Erhaltung einen angemessenen Fonds. Es sollten fortan 25 Schüler, die die nöthigen Vorkenntnisse bereits erlangt hatten, in dieser Schule in den eigentlichen kaufmännischen Wissenschaften, jedoch in dem erweiterten Umfange, der die Zöglinge zur künftigen Leitung großer industrieller Unternehmungen befähigen sollte, unterrichtet werden. Physik, Chemie, Mathematik und Technologie füllten deshalb die Haupt-Rubriken des Lehr-Plans aus. — Auch die Waisen- und Schul-Anstalt zu Bunzlau erhielt vom König, und zwar grade an seinem Geburtstage, einen hohen Beweis seiner Großmuth. Jenes Institut hatte bisher von freiwilligen Beiträgen sich erhalten und daher seit seiner Gründung (1754) eine Schuldenlast von mehr als 11,000 Thaler gehäuft. Diese Schulden tilgte der König nicht nur, son-

---

*Polit. Jour 1803. 194.

dern ließ der Anstelt außerdem für die nächsten 2 Jahre eine Unterstützung von 5000 Thalern aus dem Staats-Fonds zahlen und überwies ihr endlich auch die Summe von 1000 Thalern, welche der Kammerherr v. Köhlichen zur mildthätigen Verwendung zu des Königs Disposition gestellt hatte.

Unablässig fand auch die Noth des Unglücks und der Armuth an dem Herzen des Königs einen beredten Fürsprecher, und ohne der mannigfaltigen reichen Unterstützungen gedenken zu wollen, die der väterliche Monarch theils Einzelnen, theils ganzen Gemeinen, die von Brand und anderem Unglück heimgesucht wurden, zufließen ließ, wollen wir nur jenes Instituts Erwähnung thun, welches der König in diesem Jahre zum Besten der Armen Berlins ins Leben rief. Bisher war die Armenpflege in der Residenz von dem Königlichen Armen-Direktorium verwaltet worden. Die Mängel, die dabei sich herausstellten, entgingen dem sorgsamen Blicke des Königs keineswegs und erzeugten in ihm die Ansicht, daß eine möglichst vollkommene Armen-Versorgung nur »durch die vereinte, planmäßige Thätigkeit freiwillig arbeitender vorzüglich guter Menschen aus allen Ständen, die von ihren Mitbürgern dazu erwählt und nur dem Könige und dem Publikum verantwortlich wären,« erzielt werden könne. Um sich der Erfahrung eines sachkundigen Mannes zu vergewissern, ertheilte der König dem Staatsrath Baron v. Voght den Auftrag, das bisherige System der Armenpflege in Berlin in allen Theilen genau zu prüfen. Das Resultat dieser Untersuchung bestärkte den König in seiner längstgehegten

Ansicht. Er ertheilte nun einer Kommission von 10 Personen, theils hohen Staatsbeamten, theils Kaufleuten, den Auftrag, im Verein mit dem Baron von Voght einen neuen zweckmäßigen Plan zur Armen-Versorgung in Berlin auszuarbeiten. Nunmehr sollte eine »Gesellschaft der Armenfreunde« errichtet werden, welche den Voghtschen Bericht und den Plan der Kommission nach Bedürfniß erweitern und abändern und demnächst das ganze Arrangement definitiv feststellen sollte. Welche Gesinnung den trefflichen Monarchen bei diesem ganzen Unternehmen beseelte, ersehen wir am Besten aus den eignen Worten seiner, an die Kommission erlassenen Kabinets-Ordre. »Allerhöchstdieselben haben den Baron v. Voght, heißt es unter andern, welcher sich dadurch ein großes Verdienst um Se. Majestät erworben, ersucht, der Gesellschaft mit seinen Einsichten und Erfahrungen ferner beizustehen rc. Übrigens wollen Se. Majestät das freie Urtheil der Gesellschaft so wenig durch irgend eine Vorschrift, als die Befugniß derselben, sich noch mehr achtbare Männer aus allen Ständen zuzugesellen, durch Bestimmung irgend einer Anzahl beschränken; vielmehr derselben vertrauensvoll überlassen, nach ihrem besten Wissen und Gewissen den Plan zu einer vollkommnen Armen-Versorgung in Berlin auszuarbeiten rc.« Hiernächst verspricht der König, so bald der neue Plan vollendet sein werde, die Einrichtungs-Kosten desselben selber tragen, auch das Deficit des ersten Jahres decken zu wollen, und schließt endlich das merkwürdige Schreiben mit den fast begeisterten Worten: »er hoffe, es werde durch die Bemühung der Gesellschaft und

ihrer Mitbürger dahin kommen, daß in Zukunft kein Armer mehr Noth leiden, kein Müßiggänger mehr der Gesellschaft zur Last fallen, und zuletzt dem Verarmen gänzlich werde vorgebeugt werden.« Zu so überschwenglicher Hoffnung hatte der König ein Recht, wenn er nicht nur seine heißen Wünsche, sondern auch seinen begeisterten Willen zum Maaßstabe seiner Erwartungen nahm.

Das häusliche Leben des Königs bietet in diesem Jahr einige sein Herz nahe berührende Ereignisse dar. Die Königin ward am 22. Febr. von einer Prinzessin entbunden, die in der Taufe den Namen Alexandrine empfing, (jetzt Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin) und des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, verlobte sich zu Ende des Jahres mit seiner Cousine, der Prinzessin Amalie von Hessen-Homburg, an deren Seite er ein so hohes Glück gefunden, und in welcher er der Königlichen Familie ein neues Mitglied zuführte, das durch gleiche Tugenden dem erhabenen Königspaar eben so eng verknüpft war, als durch das Band der Verwandtschaft. Noch jetzt ist diese fromme und huldvolle Fürstin der Gegenstand der heißesten Dankbarkeit und Verehrung von Tausenden, deren milde Wohlthäterin sie ist.

Auf der Revuereise des Königs nach Magdeburg und den fränkischen Fürstenthümern begleitete die Königin auch in diesem Jahre wieder ihren hohen Gemahl. Von Fürth aus, wo der König die Truppen manövrieren ließ, machte das hohe Paar einen Abstecher nach der damaligen freien Reichsstadt Nürnberg, der Wiege der Hohenzollern; Beide besahen daselbst die Festung und das Rathhaus, gingen

dann in ein Kaufmanns-Gewölbe, wo sie einige Einkäufe machten und kehrten einige Stunden später wieder nach Fürth zurück. Im Wilhelmsbade traf die Königin wieder mit allen ihren Geschwistern zusammen, und von hier aus besuchte sie mit dem Könige den Darmstädter Hof und die, ihrer Erinnerung so theure Stadt Frankfurt, woselbst sie unter andern wieder einem von dem Banquer Bethmann gegebenen Balle beiwohnte und denselben mit dem Wirthe eröffnete.

Das häusliche Leben des hohen Paares verlief in diesem Jahr wie in den früheren. Nur die Karnevalszeit, die Frühjahr- und Herbst-Manöver, denen stets eine mehr oder minder große Anzahl fremder fürstlicher Personen beiwohnte, brachte eine Reihe von Hof-Festen, jedoch mehr der Sitte und der Gäste willen, als daß das Königspaar selbst darin sein Vergnügen gesucht oder gefunden hätte. Dagegen besuchten sie jetzt öfter als früher die Theater-Vorstellungen im neuen Schauspielhause, wie sie unter andern auch der, von den Eheleuten Garnerin (am 13ten April) unternommenen Luftreise als Zuschauer beiwohnten. Bei allen solchen Veranlassungen zeigte sich das, von uns schon mehrfach angedeutete patriarchalische Verhältniß zwischen dem Könige und seinem Volk. Da gab es weder blendende Pracht, noch hütende Leibwachen, noch werthloses Jauchzen und dergleichen; der König war inmitten seines Volks, wie ein Vater unter seinen Kindern, und wurde geehrt und gehalten wie der liebe Vater eines großen und wackern Volkes. Daher geschah es denn auch, daß bei solchen Gelegenheiten oftmals die Entscheidung

irgend einer zweifelhaften Sache ohne Weiteres von dem Könige erbeten ward. So hatte sich ein muthiger Knabe in die Gondel des Luftballons gesetzt und bestand darauf, die Reise mitmachen zu wollen. Der Luftschiffer hätte den kleinen Passagier gewiß ganz nach seinem Gutdünken hinausweisen oder mitnehmen können. Allein statt dessen ging er, offenbar von dem allgemein herrschenden Gefühl mit beseelt, zum Könige und fragte ihn zuvor um Erlaubniß, ob er den Knaben mitnehmen dürfe. »Das können nur die Eltern erlauben,« sagte jedoch der König, und da diese nicht zugegen waren, so mußte der kleine Held die Gondel verlassen.

Ehe wir dies Kapitel schließen, wollen wir noch eines Gastes erwähnen, der in diesem Jahre (Ende Oktobers) dem Königlichen Paare einen Besuch abstattete, obwohl er im übrigen nicht nur kein regierender Fürst, sowie überhaupt gar nicht hoffähig, sondern der Sohn eines armen Fuhrmanns war, wir meinen den Naturdichter Gottlieb Hiller. Er selbst hat in seiner Lebensgeschichte die Einzelnheiten dieser Audienz, die den Glanzpunkt seiner Laufbahn bildet, beschrieben und mit ungeheuchelter Begeisterung das Benehmen des hohen Paares gegen ihn geschildert. Der König schenkte ihm eine ansehnliche Summe, die Königin aber zwei Ringe zu seinem Hochzeitsfeste, wofür der Dichter sich durch das Erzeugniß eines zweiten Talents, das ihm eigen war, revangirte, nämlich durch ein aus Stroh geflochtenes Taubennest, das die Königin freundlich entgegennahm.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Das Jahr 1804.

Blicken wir jetzt zurück in jene Zeit, so können wir nicht ohne ein Gefühl von Beklemmung den Strom der Begebenheiten allmählig aber unaufhaltsam sich fortwälzen sehen, bis zu dem Abhange, wo er in jähem Fall hinabstürzt und Alles auf seinem Wege zerschmettert. Das Jahr 1804 hat in mehrfacher Hinsicht weltgeschichtliche Bedeutung und ist auch für Preußen ein wichtiges, indem es entscheidende Momente, wenn nicht herbeiführte, doch vorbereitete. Was aber so beklemmend auf uns wirkt, ist die Wahrnehmung, daß damals Niemand aus dem Geschehenden das Kommende ahnte noch ahnen konnte, und daß demnach Alle ruhig, ja heiter und von Hoffnung belebt, eine Bahn wandelten, die zum unvermeidlichen Verderben führte.

Der König, der nirgend Beunruhigendes wahrnahm, da das, was geschah, schon schlimmer geschehen war, blieb denn auch fortwährend seinem System getreu und suchte, wo sich Verwickelungen zeigten, solche im Entstehen zu lösen. Gelang dies nicht immer, so hatte wenigstens er selbst über vorsätzliche Beleidigung oder Herausforderung von Außen nicht zu klagen. Frankreich hörte nicht auf, Beweise zu geben, wie hoch es die Freundschaft Preußens schätze, und nichts gab Grund, an der Aufrichtigkeit dieser Beweise zu zweifeln. Des Königs Vermittelung zu Gunsten der Ansprüche des Hauses Oranien an die Republik Holland war von Erfolg und bewirkte die Auszahlung von

vier Millionen Gulden an das Haus Oranien. Nicht minder wurde dem Verlangen des Königs in der Angelegenheit des Herrn v. Rumbold, Englischen Geschäftsträgers zu Hamburg, der von den Franzosen verhaftet worden war, Genüge geleistet. Herr v. Rumbold war nämlich auch bei dem Könige, in dessen Eigenschaft als Kreis-Direktor von Niedersachsen, als Geschäftsträger beglaubigt und der König hatte daher die entschiedenste Veranlassung, gegen die verübte Gewaltthätigkeit zu protestiren und die sofortige Freilassung des Verhafteten zu verlangen. Dies that er in so kräftiger Weise, daß man wohl sah, seine Friedensliebe gehe nicht über die Grenze Desjenigen hinaus, was das Recht und die Ehre gestatteten. Das Verlangen des Königs ward indessen von der Regierung zu Paris ohne Weigern erfüllt und so ging dieser ganze Vorfall ohne weitere Folgen vorüber. Der Erhebung Bonapartes zum Kaiser der Franzosen versagte der König seine Anerkennung um so weniger, als die freundschaftliche Beziehung zwischen beiden Staaten eine solche Feindseligkeit nicht denkbar machte, und als außerdem der König und mit ihm fast ganz Europa jenen wichtigen Akt vielmehr für eine Bürgschaft des Friedens ansahen. In der That mußte man wohl glauben, daß Napoleon aufhören werde zu würfeln, da er nunmehr eine Krone zu verlieren hatte. — Eine andere Thatsache, eben so düster und grauenvoll, als jene glänzend, wir meinen die Hinrichtung des unglücklichen Herzogs von Enghien, der von den Franzosen auf Badenschem Gebiet festgenommen und dann in Frankreich erschossen wurde (21. März),

diese Thatsache, sagen wir, wie sehr sie der König verabscheuen mußte, störte doch ebenfalls nicht das herrschende Vernehmen. Kein Deutscher Staat schritt dieserhalb ein, um so weniger, als Baden selbst erklärte, es habe zur Beschwerde keine Veranlassung, da die von Frankreich gegebenen Erklärungen vollkommen zufriedenstellend seien.

Dennoch waren diese beiden Begebenheiten, die Hinrichtung Enghiens und die Thronbesteigung Napoleons, die Keime, aus denen die Verwickelungen hervorsproßten, welche endlich zu dem Kriege Preußens gegen Frankreich und zu dem, diesem Kriege folgenden Unglücke führten. Kaiser Alexander von Rußland nämlich, schon gereizt durch die Vorgänge in Deutschland, wodurch die von ihm mitbewirkte Anordnung der Reichs-Verhältnisse bedroht schien, trat nach dem traurigen Schicksal Enghiens entschiedener gegen Frankreich auf, indem er namentlich in der Versammlung zu Regensburg seine tiefe Indignation über das Verfahren gegen den unglücklichen Prinzen ausdrücken ließ und auf Genugthuung drang. Noch feindseliger ward die Stellung Rußlands gegen Frankreich, als Napoleon die Kaiserwürde annahm. — Dennoch hatten diese Umstände für jetzt keinen Einfluß auf die Entscheidung des Königs. Beharrlich wies er die Anträge zum Anschluß an eine Verbindung gegen Frankreich zurück, und ließ sogar, als er das Bündniß Schwedens mit England erfuhr, dem Schwedischen Gesandten sein Erstaunen über ein solches Bündniß kund thun und zugleich anzeigen, daß er eine Unternehmung gegen Frankreich von Schwedisch-Pommern aus nicht zugeben werde.

So bildeten sich am politischen Himmel Gewitterwolken, die ein Unwetter allerdings befürchten ließen; Niemand aber ahnte, daß es sich über Preußen entladen, und noch weniger, daß von Frankreich her der vernichtende Blitz niederfahren werde. Das Jahr verlief daher, wie die nächst früheren; die Gemüther waren gespannt, die Aufmerksamkeit nach allen Seiten hin wach, aber eigentliche Befürchtungen nirgend vorhanden. — Das Verhältniß zu Östreich gestaltete sich nicht besser noch schlechter, obwohl von beiden Seiten Alles, was zu einem Zerwürfniß führen konnte, vermieden wurde. Kleine Mißverständnisse wurden entweder beseitigt, oder doch ihnen keine Wichtigkeit beigelegt. Die Östreichische Kaiserwürde, welche Franz, neben seiner Würde als Kaiser des Deutschen Reichs, in diesem Jahre annahm, erkannte der König als eine Östreichische Haus-Angelegenheit, und zwar nur als solche, gern und willig an; andrerseits ward der heldenmüthige Prinz Louis Ferdinand um diese Zeit am Kaiserlichen Hofe zu Wien, woselbst er einen Besuch abstattete, mit höchster Auszeichnung und vielfältigen Beweisen von Freundschaft und Herzlichkeit aufgenommen.

Eine besondere Lebhaftigkeit entfaltete in diesem Jahre das häusliche Leben des Königs durch einen ungewöhnlichen Reichthum und Glanz von Festen, denen stets zahlreiche fürstliche Gäste beiwohnten. Die Veranlassungen hierzu waren mannigfache, die vornehmlichste jedoch die Vermählung des Prinzen Wilhelm, welche gleich in den ersten Tagen des Januars stattfand. Nächstdem ward der Geburtstag der Königin in diesem Jahre mit ungewöhnlicher Pracht durch

einen von den Prinzen arrangirten Maskenball in den Räumen des neuen Schauspielhauses gefeiert. Eine Menge theils sinniger, theils prächtiger und komischer Darstellungen gaben dem Feste einen eigenthümlichen Anstrich und machten es gleich befriedigend für Gemüth und Sinn. Den Anfang machte eine höchst glänzend ausgestattete Pantomime: »Alexanders Ankunft in Susa.« Das Fest der Sonne, so beginnt die Vorstellung, wird von Persischen Magiern gefeiert. Statyra, Tochter des gefangenen Königs Darius (dargestellt von der Königin selbst) erscheint mit großem weiblichen Gefolge, um dem Feste opfernd beizuwohnen. Nach Vollendung desselben kommt unter feierlichem Trompetenschall Alexander (dargestellt vom Prinzen Heinrich), ebenfalls mit glänzendem Gefolge und empfangen von den besiegten Völkern, Medern, Scythen und Egyptiern. Statyra will vor dem Helden knieen. Er aber hebt sie empor und erwählt sie zu seiner Gemahlin. Dieser Augenblick versinnlicht die eigentliche Idee der Darstellung, nämlich die Vereinigung der Heldengröße mit der Schönheit. — Die zweite Quadrille stellt eine Karavane dar, einen Pascha, der mit großem Prachtgefolge nebst den Frauen seines Harems und vielen andern Personen aus andern Ländern nach Mecca wandert. Ein, der Königin überreichtes Gedicht giebt den Zweck der Wallfahrt an:

„Dort ward ein Wunder uns zu schaun verheißen,
Der Wallfahrt mehr denn Mecca werth:
Die holde Königin beglückter Preußen,
Die auch der Orient hoch verehrt.“

Ein Quadrille von Bergschotten, dann von Negern, ferner der Festzug nach Eleusis und mehrere andere Dar-

stellungen schlossen sich den vorigen Spielen an, von denen wir nur noch das letzte erwähnen wollen. Es hieß: „au noble jeu de quilles,“ und diese Aufschrift führte eine Fahne, welche von einem, den Schauplatz zuerst betretenden Knaben getragen ward. Ihm folgten neun wandelnde Figuren, die Kegel vorstellten, und unter denen der sogenannte König an einer Art von Krone kenntlich war. Der muntere Knabe steckte seine Fahne in den Boden, stellte seine Kegel, ohne viele Mühe an ihre Plätze, und wandte sich dann ganz dreist in einer Anrede mit der Bitte an die Königin, mit einer an der Fahnenstange hängenden Kugel unter die Kegel zu schieben. Die Königin that es, und in dem Augenblick kam Leben und Bewegung in die langen Maschienen. Der mittelste borst und es kroch aus der Puppe eine Venus in Karrikatur hinaus, in Trikot genäht, mit einem Schleier, Schnurrbart und hoher Frisur versehen; sie sagte ihre Knittelverse her und ging dann an die Entfaltung ihrer acht Brüder, deren jede sie durch schmetternde Trompeten und Paukenschlag verkündigen ließ. Da kam ein alter Herr hervor, der sich in eine steife Florumgebung hüllte, ein lustiger und gewandter Arlechino, ein karrikirter Cupido, ein alter Gärtner, der mit seinem Spruch Blumen zu den Füßen der Königen legte, ein lorgnirender Elegant, und ein violinisirender Tanzmeister. Diese lustigen Zerrbilder begannen nun ihre Tänze, wozu ihnen theils die Menuet a la Reine, theils ein allgemein bekannter Walzer gespielt wurde. Ein humoristischer Nachtwächter trat dazwischen und machte dem lustigen Fastnachtsspiel ein Ende. Unter dem kräftigen Dessauer Marsche

zogen sie, jeder nach seinem Charakter, von dannen. — Eine große Anzahl von Charaktermasken aller Art vermehrte das bunte Gewühl. Man sah Männer und Frauen aus allen Ständen, Zeitaltern und Nationen; Türken und Geistliche, Nonnen und Bauern, deutsche Ritter und Hirtenmädchen, Sibyllen und fromme Herrnhuterinnen. Unter andern zeigte sich auch eine Maske, ganz dem Naturdichter Hiller ähnlich, mit einem Taubennest auf dem Kopf. Nahe an 2000 Einladungskarten waren zu diesem Feste ausgetheilt worden, welches zu den reichsten und glänzendsten seiner Art gehörte.

Zu den freudigen Ereignissen dieses Jahres gehört demnächst noch die Vermehrung der Königlichen Familie durch die am 13. Decbr. erfolgte Geburt eines Prinzen (Friedrich Julius Ferdinand Leopold), der jedoch nur das Alter von einem Jahr und einigen Monaten erreicht hat.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Sonderbar ist die, wenigstens in einer Rücksicht sich herausstellende, Ähnlichkeit des Zustandes der innern Verwaltung mit dem Entwicklungsgange der auswärtigen Verhältnisse. Wir haben bei den letzteren darauf hingedeutet, wie in diesem Jahre Ereignisse sich zugetragen, die Allen unbewußt, die erste Grundlage der nächsten, so überaus

verhängnißvollen Zeit wurden. Ganz derselbe Fall zeigte sich merkwürdiger Weise fast um dieselbe Zeit in der innern Verwaltung. Die Momente, von denen wir hier sprechen, sind der Tod des Ministers Struensee, der durch den Freiherrn v. Stein ersetzt wurde, und der Rücktritt des Grafen Haugwitz, dessen Geschäfte auf Hardenberg übertragen wurden. — Struensee, der am 17. Octbr. 1804 in einem Alter von 70 Jahren und nach einer fast 50jährigen Dienstzeit starb, war geboren zu Halle, wo sein Vater Oberprediger war, und wo er selbst zuerst Theologie, dann aber hauptsächlich Philosophie, Mathematik und alte Sprachen studirte, worauf er in einem Alter von 22 Jahren als Professor der Philosophie und Mathematik bei der Ritter-Akademie zu Liegnitz angestellt ward. Nachdem er 13 Jahre dieser Stelle vorgestanden hatte, wurde er von seinem Bruder, dem Dänischen Staats-Minister Grafen v. Struensee als Justizrath und Finanz-Intendant nach Kopenhagen berufen (1770), von wo er indessen nach zwei Jahren, nach dem Sturze seines Bruders, in die Dienste Friedrichs des Großen zurückkehrte. Späterhin (1789) erhob ihn der König von Dänemark unter dem Namen Struensee von Karlsbach in den Adelstand, und zwei Jahre darauf ernannte ihn Friedrich Wilhelm zum Staats-Minister und übertrug ihm das Departement des Handels und der Staats-Einkünfte. — Die Vorzüge eines Mathematikers: Ordnung und Genauigkeit, Klarheit und Präcision im Denken, zeichneten ihn auch in seiner Geschäfts-Wirksamkeit aus. — Über seinen Nachfolger, den Freiherrn v. Stein, der bis dahin Oberkammer-Prä-

sident zu Münster gewesen war, werden wir in der Folge an passenderem Orte zu sprechen haben. — Der Rücktritt des Grafen Haugwitz von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten war ein freiwilliger und nicht vollständiger, denn Graf Haugwitz blieb als Minister im Amt und hatte die Verpflichtung, den König, so oft dieser es verlangte, durch Ertheilung seines Raths zu unterstützen, oder auch sonst ihm übertragene Missionen auszuführen. Auch von seinem Nachfolger, dem Baron Hardenberg, werden wir in der Folge so viel zu sagen haben, daß wir uns füglich hier jede vorzeitige Äußerung ersparen können.

Die meiste Thätigkeit verwendete die Regierung in diesem Jahr theils noch auf die weitere Organisation der neuerworbenen Landesgebiete, theils auf die Rechtspflege, ohne daß jedoch die andern Zweige der Administration vernachlässigt wurden. — Durch verschiedene Edikte wurden in den Entschädigungs-Ländern das Accise- und Hypotheken-Wesen geordnet, worauf dann auch durch das Edikt vom 21. November vorläufige Anordnungen getroffen wurden, nach welchen die Industrie-Erzeugnisse aus den neuen Provinzen in die alten eingeführt werden durften. — Zu einer neuen Meinungs-Verschiedenheit zunächst mit Östreich führten die, nicht blos von dem Könige, sondern auch von Baiern, Würtemberg, Oranien, Darmstadt und Andern gemachten Versuche, die reichsritterschaftlichen Besitzungen in den Entschädigungs-Ländern zu mediatisiren. Das Institut der unmittelbaren Reichs-Ritter, zuerst hervorgegangen aus dem anarchischen Zustande des Deutschen Reichs, zur Zeit der Hohenstaufischen Partheikämpfe, war ein Aus-

wuchs der Deutschen Reichs-Constitution, als solcher an sich schon eine Unebenheit und außerdem ein mächtiges Hinderniß zu der so nothwendigen Fort- und. Umbildung der Deutschen Reichs-Verhältnisse. Ohne die Rechtsgründe zu erwägen, welche gegen die Existenz der Reichs-Ritter sprechen mochten, war die moralische Nothwendigkeit der Beseitigung dieses Instituts gewiß außer allem Zweifel. Diese unmittelbaren Ritter bildeten einen Staat im Staate, sie waren daher ein durchaus feindliches Element seines innern Gedeihens und es schien richtig, daß man keine andere Alternative habe, als entweder die unmittelbaren Ritter aufzuheben, oder sie alle zu Souveränen zu machen. — Der König von Schweden, als Besitzer von Pommern, Reichsstand, war der Erste, der die bedrohte Existenz der Reichs-Ritter in Schutz nahm. Friedrich Wilhelm ließ jedoch durch den Baron v. Görz, seinen Gesandten am Reichstage, eine nachdrückliche Erklärung gegen die Anregung neuer Zerwürfnisse abgeben, und als nichts destoweniger der Reichshofrath das Conservatorium für die Reichs-Ritter erließ, legte der König förmlich Protest dagegen ein, welchem einige Wochen später auch Frankreich durch förmliche Erklärung beitrat. — Schon im vorigen Jahre hatte der König übrigens seine Titulatur dahin geändert, daß er die Fürstentitel der neu-erworbenen Fürstenthümer Hildesheim, Paderborn rc. derselben hinzufügte, wie dies die Natur der Sache verlangt. In diesem Jahre, da zwei neue Kaisertitel in Europa entstanden, glaubten viele, der König von Preußen werde sein, nunmehr grade hundert Jahre altes Königreich auch

in ein Kaiserthum verwandeln. Daß er es damals gekonnt hätte, ist gewiß, auch hat er das sehr wohl gewußt und er würde es ohne Zweifel gethan haben, wenn ihn Einer hätte überzeugen können, daß das Wohl des Staats dadurch auch nur im Geringsten gefördert worden wäre. Es aber blos deshalb auszuführen, um eine kleinliche Eitelkeit zu befriedigen, dazu fühlte der König sich durchaus nicht veranlaßt.

Wir wollen indeß wieder zur Darstellung der innern Verwaltung zurückkehren. — Von höchst eingreifender Wirksamkeit für die Provinzen Ostpreußen und Litthauen war das Edikt vom 21. Juni, durch welches eine neue Vertheilung der Verwaltungs-Geschäfte in den genannten Provinzen angeordnet wurde. Wie in den andern Landestheilen, wurden nunmehr auch hier die eigentlichen administrativen Geschäfte von der Verwaltung der Rechtspflege bestimmt getrennt, der Geschäftsgang überhaupt vereinfacht und endlich die geographischen Abgränzungen der Geschäfts-Verwaltung der Behörden zu größerer Übereinstimmung gebracht.

Mancherlei Verordnungen bezweckten die Verbesserung der Justiz in der Monarchie überhaupt. — Den Auskultatoren und Referendaren wurde untersagt, in Zukunft, wie sie es bis dahin gethan hatten, heimlich bei Justiz-Kommissarien gegen Belohnung zu arbeiten, wodurch einerseits der Geist der Rechtlichkeit und die Verschwiegenheit bei den jungen Rechtsbeflissenen zerstört und andrerseits dieselben in ein nachtheiliges und unwürdiges Abhängigkeits-Verhältniß von den Mandatarien versetzt werden.

Bei hoher Geldstrafe ward den Justiz-Kommissarien verboten einen Referendarius zu beschäftigen, wenn derselbe nicht von seinen Vorgesetzten dazu besonders autorisirt war. Diese Autorisation sollte ebenfalls nur mit Auswahl, und zwar hauptsächlich nur denjenigen Referendarien ertheilt werden, welche die Advokaten-Praxis zu ihrem künftigen Berufe wählten; aber auch unter diesen Umständen muß der Referendarius bei allen von ihm mitbetriebenen Geschäften des Justiz-Kommissarius auch mit unterschreiben, zu welchem Behuf die Ober-Behörde befugt war, zu jeder beliebigen Zeit die Manual-Akten der Justiz-Kommissarien zu revidiren. Der Ungehorsam gegen diese Verordnung ward mit Kassation bestraft. — Wie aber gewissenhafte, so wollte man auch kenntnißreiche Justiz-Beamten haben, und deshalb verpflichtete das Gesetz vom 12. Octbr. die Ober-Behörden, bei den Prüfungen der Auskultatoren rc. mit nachdrücklicher Strenge zu verfahren. Das ganze Edikt ist mit ungewöhnlicher Strenge abgefaßt. Alle Versuche, heißt es, den Unfleiß der Studirenden zu beseitigen, seien vergeblich gewesen; man begnüge sich mehrfältig beim Examen mit der Darlegung oberflächlich eingelernter Rechts-Sätze rc. von Seiten der Examinanden, ohne auf deren gründliche Bildung das Augenmerk zu richten; so komme es, daß unreife und ungeübte Individuen sich in Ämter einschleichen, denen sie dann zum Nachtheil und zur Schande gereichen. Solcher Übelstand solle und müsse aber in Zukunft durchaus abgestellt werden. Kein Studirender der Rechte dürfe deshalb zum Examen zugelassen werden, wenn er nicht ein Zeugniß beibringe, daß er mindestens

drei Jahre studirt habe; die Examinatoren sollen bei dem Bericht über die Examina in geeigneten Fällen sofort darauf antragen, daß Individuen, die einen besonderen Mangel an wissenschaftlicher Durchbildung verrathen haben, gleich für immer abgewiesen würden. Durch solche und ähnliche Maßnahmen suchte man die Gefahr einer schlechten Justiz-Verwaltung gleich im Keime zu ersticken. — Die Dienstführung der Justiz-Kommissarien wurde durch das Edikt vom 27. Decbr. einer noch strengeren Kontrolle als früher unterworfen, da der König aus den eingereichten Konduiten-Listen ersehen hatte, daß diese Klasse der Rechts-Beamten sich nicht nur mehrfältig Versäumnisse, sondern auch Pflichtwidrigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen. — Die Gerichts-Ordnung wurde, da man fortwährend auf die Vereinfachung und Abkürzung des gerichtlichen Verfahrens bedacht war, einer neuen Revision unterworfen, unnütze Weitläuftigkeiten, welche zeitraubend waren und die Kosten erhöhten, wurden abgestellt; auf Beamten-Gehalt konnte bis auf Höhe von 400 Thaler gar nicht, und von dem, was das Gehalt über 400 Thaler jährlich betrug, nur auf die Hälfte Beschlag gelegt werden; ebenso durfte bei Abpfändungen den Beamten das nöthige Mobiliar, sowie Kleidung und Wäsche für sie und ihre Familie nicht genommen werden u. s. w.; die Kosten bei Concursen wurden vermindert, und das Concurs-Verfahren gegen Kaufleute und Fabrikanten dahin geordnet, daß bei solchen Anlässen die Betreibung des Geschäftes nicht sogleich gänzlich gehindert, sondern vielmehr unter Leitung eines verordneten Administrators fortgesetzt würde.

Wichtig nächstdem ist das Edikt vom 4. Juli, veranlaßt durch eine Königliche Kabinets-Ordre, wonach in Zukunft unter keinen Umständen ein Erkenntniß durch ein bloßes Rescript aufgehoben werden sollte, »da dieses zu einer bedenklichen Willkühr, die in Justiz-Sachen schlechterdings nicht stattfinden muß, führen kann.« — Ebenfalls durch eine Königliche Kabinets-Ordre, zum Beweise, wie der König selbst prüfte, ward eine ältere Bestimmung aufgehoben, nach welcher der überführte Wucherer bei einem Wucher-Geschäfte das ganze Kapital einbüßen solle. Der König bemerkte mit Recht, daß wenn Jemand auf ein Darlehn von 10,000 Thaler 500 Thaler Wucherzins genommen habe, ein Anderer aber eben so viel von einem Darlehn im Betrage von 1000 Thaler und nun Beide ihr Kapital einbüßen müßten, der Erste um 10,000, der Zweite aber nur um 1000 Thaler gestraft würde, während doch Letzterer im Gegentheil eine härtere Strafe verdiente, da er von einem zehnmal kleinerem Kapital eben so viel Wucherzins genommen habe, als Ersterer. Aus diesem Grunde bestimmte der König, daß hinfort bei Wucher-Geschäften dem Fiskus nur derjenige Theil des Kapitals zufallen soll, welcher den Wucher eigentlich ausmacht. — Auf gleiche Weise den Vortheil des Fiscus dem Rechte des Privatmannes hintenansetzend, lautet die Kabinets-Ordre vom 18. Mai, daß bei konfiscirter Konterbande aus dem Ertrage derselben und des übrigen Vermögens des Defraudanten die Befriedigung der Privat-Gläubiger dem Fiscus vorangehen solle.

Wie das Hab und Gut der Unterthanen, so bildete

auch ihr leibliches Wohl, jetzt wie früher, den Gegenstand besonderer Sorgfalt des Königs. — Die immer günstigeren Resultate, welche die Kuhpocken-Impfung ergab, bestimmte den König, gewisse noch geltende Einschränkungen aufzuheben, wie namentlich den Wundärzten freigegeben ward, ohne ärztliche Kontrolle die Blattern zu impfen, während gleichzeitig die Prediger angewiesen wurden, die, dem so überaus heilsamen Verfahren entgegenstehenden Vorurtheile nach Kräften zu vertilgen. — Der Gebrauch von Fellen solchen Thiere, die an der Tollwuth gestorben waren, ward gänzlich verboten. — Das gelbe Fieber, welches in diesem Jahre in Spanien und Italien herrschte, erfüllte das ganze übrige Europa mit großer Besorgniß vor etwaiger Ansteckung und Ausbreitung dieser fürchterlichen Krankheit. Natürlich waren die strengsten Vorsichts-Maaßregeln angeordnet; ein besonderer Vorfall bestimmte indeß den König, dieselbe noch zu schärfen. In Malaga war nämlich ein junger Mann aus Halle am gelben Fieber gestorben, worauf seine hinterlassenen Effekten, nachdem sie vorschriftsmäßig gereinigt worden, nach Halle geschickt wurden, wo sie theils verbrannt, theils vergraben wurden. Obwohl nun weder hier, noch in Hamburg, wo die Sachen mehrere Wochen gelegen hatten, sich irgend eine Spur von Ansteckung zeigte, so steigerte dieser Vorfall doch im hohen Grade die bereits herrschende Besorgniß und der König befahl daher, gleich acht Tage nach jenem Vorfall und mit ausdrücklicher Bezugnahme auf denselben, daß hinfort weder zu Wasser noch zu Lande aus Spanien und Livorno irgend welche Effekten ohne besondere Erlaubniß

der obersten Provinzial-Behörde in den Preußischen Staat eingelassen werden sollte. Sechsmonatliche Festungs- oder Zuchthausstrafe wurden dem Übertreter angedroht.

Auch für das Schulwesen brachte dieses Jahr mehrere wichtige Verordnungen. — Auf den Universitäten wurden die sogenannten Zahlungs-Kommissionen eingerichtet, Institute, um dem Schuldenmachen der Studierenden, das trotz der deshalb erlassenen Verordnungen um sich griff, zu begegnen. Die Zahlungs-Kommission bestand aus einem Direktor, dessen Stelle ein Professor versah, und einem Secretär, dessen Geschäfte der Universitäts-Actuarius übernahm. Diese Kommission hatte die Obliegenheit, die nothwendigen Bedürfnisse der Studierenden im Auftrage der Eltern derselben zu bezahlen, und führte somit eine förmliche Vormundschaft über die Studierenden. Eine solche Einrichtung konnte zwar ihrem Zweck entsprechen, indessen übte sie andrerseits auch einen sehr drückenden Zwang. Daher waren keinesweges alle Studierende dieser Kommission unterworfen, sondern es stand den Eltern jedes Einzelnen frei, ihre Söhne, wenn sie es für gut fanden, jener Vormundschaft unterzuordnen, so wie auch wiederum die Universitäts-Behörde das Recht hatte, von den Eltern solcher Studierenden, welche leichtsinnig Schulden machten, die Zustimmung zur vormundschaftlichen Beaufsichtigung ihrer Söhne zu verlangen. Interessant ist diese Maaßregel, wie andere ihr verwandte, noch besonders als ein neuer Beweis von der Consequenz und Beharrlichkeit, womit der König den einmal gewonnenen Ansichten treu blieb. Unsere Leser erinnern sich gewiß noch der von uns

erwähnten Audienz, welche der König den Hällischen Studenten bei seinem Regierungs-Antritt ertheilte, so wie der Worte, die er damals zu ihnen sprach. Diese Worte sind es, die in allen für die Universitäten seitdem erlassenen Verordnungen immer wiedertönen. — Eine zweite Verordnung dieser Art ist die vom 20. Decbr., durch welche der Willkühr der Studenten in Betreff der Dauer ihrer Studienzeit Schranken gesetzt wird, da Viele dieselbe auf zwei und selbst anderthalb Jahre abgekürzt hatten, in der Meinung, daß die oberflächliche Erlernung der von ihnen gewählten Brodwissenschaft genüge, wobei die zu einer allgemeinen Bildung nöthigen Hülfswissenschaften, wie die philosophischen, historischen, Sprachkenntnisse u. s. w. natürlich gänzlich vernachlässigt wurden. Wer deshalb fortan die Universität vor Ablauf des dritten Studienjahres verlassen wollte, sollte sich einer Prüfung bei einer besonders dazu ernannten Kommission unterwerfen, damit ermittelt würde, ob in solchem einzelnen Falle die Abkürzung der Studienzeit zu gestatten wäre. — Neben solchen allgemeinen Verordnungen, wirkte der König auch noch fortwährend fördernd bei einzelnen Anlässen, wo solche sich zeigten. In Gnesen durfte während der Polnischen Herrschaft kein Protestant sich länger als ein Jahr aufhalten. Diese unchristliche Intoleranz verschwand natürlich unter der Preußischen Herrschaft und Gnesen zählte nunmehr bereits eine ansehnliche protestantische Gemeinde. Da es denselben bis dahin noch an einer Kirche fehlte, so bewilligte der König eine Summe von beinahe 9000 Thalern zum Bau einer Kirche nebst Prediger- und Schulhaus

und setzte dem Geistlichen ein jährliches Gehalt von 300 Thalern aus.

Doch nicht blos bei solchen Anlässen äußerte sich, wie wir wissen, die Großmuth und der Wohlthätigkeits-Sinn des Königs; wie früher, so können wir auch in diesem Jahre viele andere Beweise davon aufführen, und könnten noch mehrere, wenn nicht der König selbst dafür gesorgt hätte, daß sie nicht zur öffentlichen Kunde kamen. — Schlesien, das im Frühjahre von verheerenden Überschwemmungen heimgesucht worden, bildete diesmal den besonderen Gegenstand der Wohlthätigkeit des Königs; die Minister erhielten den Befehl, den Nothleidenden alle mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen, und auf der Reise, die der König in Begleitung der Königin im Sommer nach Schlesien machte, war es seine stete Sorge, den Bedrängten tröstende Hülfe zu gewähren. — Eine andere hierher gehörige Thatsache glauben wir nicht übergehen zu dürfen. Die Judenschaft von Berlin hatte eine Summe von 500 Thalern, welche ursprünglich zu den Einholungs-Feierlichkeiten des Prinzen Wilhelm und seiner jungen Gemahlin bestimmt war, zu diesem Zwecke aber nicht verwendet werden konnte, dem König zur Vertheilung an invalide Soldaten offerirt. In seiner Antwort auf dieses Anerbieten sagte der König: der Antrag gereiche der jüdischen Gemeine wahrhaft zur Ehre und habe ihm selbst ungemeine Freude verursacht, er glaube aber von dem Gelde keinen bessern Gebrauch zu machen, als wenn er dasselbe zur Verwendung für das jüdische Lazareth bestimme. — Seine Theilnahme für das Armenwesen in

Berlin im Allgemeinen bethätigte der König in diesem Jahr auf überaus glänzende Weise. Die Erschöpfung der Armen-Kassen veranlaßte das Armen-Direktorium sich mit einem desfallsigen Aufruf an das Publikum zu wenden. Vorher jedoch hatte es seine Bitte an den König gerichtet, der in Folge dessen ein vom Armen-Direktorium aufgenommenes Darlehn von 12,000 Thälern nebst Zinsen durch die Seehandlung tilgen ließ und außerdem 50 Wispel Mehl zum Brodbacken und 100 Haufen Holz und Torf zum Vertheilen an die Armen hergab. — So wurden auch noch fortwährend in den Provinzen, welche noch keine Armen-Häuser hatten, solche eingerichtet, wie durch das Edikt vom 9. August im Herzogthum Magdeburg, der Grafschaft Mansfeld und dem Fürstenthum Halberstadt, wie auch durch das Patent vom 8. Septbr. die näheren Bestimmungen über die Verpflegung der Orts-Armen in der Kurmark, Neumark und Pommern festgestellt wurden. — Von anderweitigen heilsamen Verordnungen erwähnen wir noch zunächst diejenigen, welche die Dorfbewohner in der Neumark verpflichtete, nicht blos Neubauten nach Feuersbrünsten nach Anweisung der Behörden zu errichten, sondern auch noch stehende Gebäude, zur Abwendung der Feuersgefahr, zu verlegen; — sodann das Edikt vom 27sten October, welches zu Gunsten des Bergbaus die Expropriations-Maaßregeln feststellt; — ferner die das Postwesen betreffenden Verordnungen, deren eine die Sicherstellung und Kontrollirung der Porto-Freiheit in Armen-, Fiscal- und Criminal-Sachen betrifft, während die andere die Vorschriften des Allgemeinen Landrechts über das

Postregal berichtigt und erweitert. Nach demselben sollen fortan versiegelte Briefe, Pakete bis 40 Pfd., Gold, Silber und Juwelen nie anders als mit der Post verschickt werden; das Einschließen mehrerer Briefe in einzelne Couverts oder Pakete wird verboten, ebenso wie das Reisen mit Relais-Pferden u. s. w. Endlich erwähnen wir noch zum Schlusse der Verordnung vom 14. Febr., welche die Civil-Uniformen der Provinzial-Behörden zum Gegenstande hat. Auch für die niedere Hofbedienung führte der König in diesem Jahre eine neue Livree ein, nachdem bereits im vorigen Jahre die höheren Hofchargen, Gesandten, Kammerherren 2c. neue Uniformen erhalten hatten.

Wir können dies Kapitel indessen nicht beschließen, ohne der Theilnahme zu gedenken, welche der König dem, von der vaterländisch-literarischen Gesellschaft der Grafschaft Mansfeld in Sachsen angeregten Unternehmen, Luther ein Denkmal zu setzen, zollte. Auf das Gesuch der Gesellschaft, daß der König das Protektorat über sie annehmen möge, erwiederte er: »Aus Eurer Eingabe 2c. habe Ich mit Vergnügen die Bestätigung der schon vernommenen Nachricht ersehen, daß die Gesellschaft 2c. den Gedanken gefaßt hat, dem unvergeßlichen Dr. Martin Luther ein würdiges Denkmal zu errichten, und zu dessen Ausführung freiwillige Beiträge zu sammeln. Dieser Gedanke hat meinen ganzen Beifall. Denn wenn gleich Luthers Verdienste um die Menschheit, die er von der drückendsten Last des Aberglaubens befreite und mit der reinen seligmachenden Lehre Christi beschenkte, sein unvergängliches Denkmal in den Herzen der zahllosen über den ganzen Erdboden ver-

breiteten Bekenner des ächten Christenthums sich selbst errichtet hat; so ist es doch erfreulich, daß das jetzige Zeitalter sich bestrebt, seine innige Dankbarkeit und Verehrung gegen diesen großen Mann an den Tag zu legen, und Ich nehme daran so herzlichen Antheil, daß Ich nicht nur alle zur Beförderung dieses Unternehmens von Euch gemachten Anträge durch den dato an das General-Direktorium erlassenen Befehl bewillige, sondern Euch auch meinen eignen Beitrag mit Ein hundert Friedrichsd'or übersende. Ich wünsche, daß die übrigen Beiträge so bald und ansehnlich einlaufen mögen, daß die Ausführung nicht verzögert werde, und Ich werde es gern sehen, wenn Ihr Mir von dem Fortgange der Unternehmung Nachricht geben werdet.« (24. März).

IX.

Verwickelungen.



Acht und zwanzigstes Kapitel.

Das Neutralitäts-System.

Wir gelangen nunmehr zu einem Abschnitte in der Geschichte des Königs, wo die Ereignisse anfangen mannigfaltiger und wichtiger, und wenn wir ihre Folgen bedenken, trauriger zu werden. Für den König hatten sie diese letztere Bedeutung gleich von Anfang an. Die Situation, in welche ihn das Jahr 1805 versetzte, gründete sich auf schmerzliche Widersprüche zwischen den Wünschen und Pflichten, zwischen den Hoffnungen und Resultaten, welche seit dem ersten Augenblicke seiner Thronbesteigung seine Brust erfüllt hatten. Er sah sich zu Maaßregeln gezwungen, die er für verderblich hielt und die er daher stets zu vermeiden bemüht war. Wir sagen, er sah sich gezwungen dazu, denn seine und des Volkes Ehre und Würde, so wie die allgemeine Stimme, die, wenn sie diese Bezeichnung wirklich verdiente, von ihm hochgeehrt ward, diese waren es, die ihn dazu zwangen. Solche Umstände, nicht etwa eine Ahnung des bevorstehenden Unglücks, erfüllten ihn mit Kummer. Der König mißtraute seinen Kräften nicht, und hätte er es gethan, so konnte er es doch nimmer in solchem Maaße, daß er die ganze

Größe des Unglücks hätte fürchten sollen. Dazu war Preußens Geschichte zu ruhmvoll. Nein, der König fürchtete nichts weiter, als die gewöhnlichen und natürlichen Begleiter und Folgen des Krieges und allenfalls kleine Verluste; aber auch diese und jene sein geliebtes Volk tragen zu sehen, erfüllte ihn mit Schmerz. Schon die Nachbarschaft des Krieges hatte Ungemach bereitet, indem sie den Handel auf mehreren Hauptströmen in Ketten schlug, und wenn auch ein compensirendes Steigen der Industrie auf andern Punkten (Stettin, Emden ꝛc.) erzielt worden war, so ließ dies doch die entstandenen Nachtheile keinesweges übersehen. Um wie viel mehr war daher von dem Kriege selbst zu fürchten, und Preußen sollte in einen solchen nun dennoch verwickelt werden.

Wir haben der Mißhelligkeit schon erwähnt, welche sich zwischen Preußen und Schweden entsponnen hatte, weil König Gustav sich mit England gegen Frankreich verbunden, wobei Preußen wegen der Schwedischen Besitzungen in Pommern neue Berührungs-Punkte mit dem Kriege erhielt. König Gustav seinerseits beklagte sich über die Einmischung Preußens in seine Verhältnisse, worauf Friedrich Wilhelm den darin enthaltenen Vorwurf durch die Erklärung an Rußland zurückwies, daß er keinesweges die Absicht habe, der souverainen Gewalt des Königs von Schweden irgend eine Einschränkung zu bereiten, nur könne Preußen, bei den obwaltenden Umständen einen Angriff von Schwedisch-Pommern aus, gegen Frankreich nicht zugeben. Von dieser Erklärung ward auch der Schwedische Gesandte in Berlin in Kenntniß

gesetzt. Die hierdurch erzeugte Spannung ward noch empfindlicher durch das Verfahren des Königs Gustav in einer persönlichen Angelegenheit. Napoleon nämlich, um seine freundlichen Gesinnungen gegen Friedrich Wilhelm zu bethätigen, hatte demselben, bald nach seiner Erhebung zum Kaiser, 7 Dekorationen seines großen Ordens geschickt und dafür eben so viele Schwarze-Adler-Orden vom Könige zur Erwiederung erhalten. Sonderbarer Weise schickte hierauf König Gustav v. Schweden den Schwarzen-Adler-Orden, welchen er von Friedrich Wilhelm II erhalten hatte, zurück, indem er schrieb: »er halte es den Ordens-Gesetzen zuwider, die Dekoration zugleich mit Napoleon zu tragen.« Die Folge hiervon war, daß Friedrich Wilhelm seinen Gesandten sofort aus Stockholm abberief. Dieser Bruch mit Schweden hatte inzwischen für die Verhältnisse Preußens zu den andern Nordischen Staaten keine Folgen, vielmehr ward der König eben um diese Zeit von Rußland wiederum zur Vermittelung zwischen Frankreich und England ersucht. Napoleon selbst hatte, wiewohl vergebens, zu Anfang des Jahres ein friedliches Übereinkommen mit England zu treffen gewünscht, dieser Staat jedoch verband sich durch den Vertrag vom 11. April mit Rußland, und auch Östreich schloß sich ihren Ansichten an. Dennoch suchten die Verbündeten, ihren ursprünglichen Entschluß ändernd, den Frieden durch Unterhandlungen zu bewirken, zu welchem Ende der Kaiser Alexander den Kammerherrn Novosilzof nach Paris senden wollte, und Friedrich Wilhelm bat, für diesen Gesandten französische Päffe auszuwirken, im Fall Napoleon

nicht darauf bestehe als Kaiser begrüßt zu werden und in Betreff der Einigung mit England noch die früher kund-gegebenen Gesinnungen hege. Diese Bedingungen wurden zugestanden, und der unterm 19. Mai ausgefertigte Paß aus Mailand, wo Napoleon sich damals aufhielt, traf zu Ende Mai's in Berlin ein, woselbst auch einige Wochen später Novosilzof ankam. Dieser machte jedoch von dem Passe keinen Gebrauch, denn die gleichzeitig einge-troffene Nachricht, daß Napoleon sich auch die Königs-Krone Italiens aufgesetzt und die Ligurische Republik mit Frankreich vereinigt habe, bestimmten Rußland, auf jede weitere Unterhandlung zu verzichten. Östreich trat nun-mehr dem Englisch-Russischen Bündniß bei, Russische Hülfstruppen trafen bereits Mitte August in Gallicien ein, und Französische Heere brachen von Bologna, dem Rhein und aus Hannover nach Süd-Deutschland auf. So war denn wieder Krieg in Europa. Durch denselben war natürlich Preußen wieder in die peinliche Nothwendigkeit gerathen, einerseits Anträge abzulehnen, und andrerseits gegen gewaltthätige Übergriffe sich gerüstet zu halten. — Zwar hatten die Alliirten diesmal den König nicht zum Beitritt eingeladen, wohl aber that es Napoleon durch den Marschall Duroc, der am 1. Septbr. in Berlin eintraf; doch seinen Grundsätzen wie seinen politischen Ansichten getreu, ertheilte ihm der König die Antwort, daß er wie bisher neutral bleiben, die Ruhe des nördlichen Deutsch-lands überwachen und mit Dänemark, Sachsen und Hessen zu gleichem Streben sich verbinden wolle. — Dieser Er-klärung angemessenen Nachdruck zu geben und gegen die

Verletzung der Neutralität sich zu sichern, befahl der König (7. Septbr.) die Mobilmachung von 80,000 Mann.

Als Napolon Hannover besetzte, verlangte der König, daß die Französischen Truppenmassen in diesem Kurfürstenthum vermindert werden sollten. Napoleon gab in seiner Antwort zu bedenken, daß, wenn er auf diesem Punkte seine Streitkräfte schwächte, er sich der Gefahr eines fremden Anfalles aussetze. Die Verhandlungen führten endlich zu einem Vertrage, nach welchem Napoleon Hannover fast ganz von Französischer Besatzung befreite, der König dagegen sich verpflichtete, daß er bis zum allgemeinen Frieden keiner Macht gestatten wolle, von seiner Grenze her, die noch in Hannover gebliebenen Französischen Truppen zu beunruhigen. — Dieser Vertrag, damals im Frieden und offenbar zu Preußens Gunsten geschlossen, ward jetzt die Quelle neuer Verwickelungen für den König. Rußland und Schweden hatten beschlossen, von Schwedisch-Pommern aus in das Hannöversche einzudringen, und obwohl sie dabei Preußisches Gebiet nicht zu berühren brauchten, so hielt es der König doch für seine Pflicht, dem Unternehmen entgegen zu treten. Die Unterhandlungen hierüber schwebten noch, als Rußland sogar um die Mitte Septembers durch den General Buxhövden bei dem Könige um die Erlaubniß nachsuchen ließ, die Russischen Hülfstruppen für Östreich durch die Preußischen Staaten marschiren zu lassen. Nicht nur wies der König diese Forderung zurück, sondern die Preußische Armee brach sofort nach der Weichsel auf, um den Versuch gewaltsamen Durchzuges mit Gewalt zurückzuweisen. Sol-

chergestalt griff der König, der seinen Abscheu vor dem Kriege so oft und so nachdrücklich kund gegeben hatte, mit Ernst zum Schwerte, theils um ein gegebenes Versprechen in seinem ganzen Umfange zu erfüllen, theils um drohender Gefahr mit Kraft und Würde entgegenzutreten. Alles hatte demnach den Anschein, daß es zwischen Preußen und Rußland zum Kriege kommen werde, da stürzte, durch ein von Niemand erwartetes Ereigniß, das fast Gewisse zusammen, um das Unwahrscheinliche als Wirklichkeit an seine Stelle treten zu lassen.

Um die Östreicher, die nach der Überwältigung Baierns zwischen Ulm und Meinningen standen, zu umzingeln, ließ Napoleon 7 verschiedene Corps nach dem Kriegs-Schauplatze sich hinbewegen. Eins dieser Corps, aus den Besetzungs-Truppen Hannovers gebildet, woselbst nur in 2 Festungen Französische Mannschaft zurückblieb, erhielt den Befehl, den kürzesten Weg nach Nördlingen einzuschlagen. Als Bernadotte, der dieses Corps commandirte, Napoleon die Bemerkung machte, daß der kürzeste Weg durch Preußisches Gebiet führe, ward ihm wiederholt und geschärft befohlen, diesen Weg einzuschlagen. Dieser Weisung zufolge zog Bernadotte mit seinem Corps durch das Anspachische Gebiet, ein Gleiches that Marmont, zur Vereinigung mit Bernadotte von Mainz heranziehend, und später auch Davoust. Auch das Bairisch-Französische Hülfsheer unter Wrede, hatte, vor den Östreichern flüchtend, das Gebiet des Fürstenthums verletzt.

Wie die unerwartete Wendung der Dinge auf den

König gewirkt, beschreibt der Geheime-Kabinets-Rath Lombard in seinem Werke* so genau und wahr, daß wir seine eignen Worte anführen wollen. »Des Königs Kummer läßt sich nicht beschreiben. Er fühlte ihn desto tiefer, je inniger er überzeugt war, daß, wäre man seinen Ansichten gefolgt, die Sache keine Folgen gehabt hätte. Hier ist z. B. ein Belag zu dem, was weiter oben von dem richtigen Gefühl, von dem untrüglichen Sinn, womit die Natur ihn begabt hatte, gesagt worden ist. Kaum hatte nämlich der König die Gewißheit des zwischen Frankreich und Östreich wieder ausbrechenden Krieges erhalten, als er über Alles nachdachte, woran seine beabsichtigte Neutralität scheitern könnte, und das seinen Fränkischen Provinzen bevorstehende Schicksal voraussah. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß diese, beiden Armeen in dem Wege liegenden Provinzen unmöglich unberührt bleiben würden, daß der Überwundene alle Richtungen zur Flucht nehmen, daß der Sieger ihn nach allen Richtungen verfolgen werde, und daß er selbst auf die Neutralität der Markgrafenthümer nicht würde bestehen können, ohne der Neutralität der ganzen Monarchie zu entsagen. Er hielt es für weiser, nicht zu wollen, was man vergeblich wollen würde, und in diesem Punkte seinem Vater zu folgen, der seit 1796, während ein Armee-Corps den kriegführenden Mächten für die Neutralität der Hauptmasse der Staaten Achtung gebot, Allen den Durchgang durch die Markgrafthümer, unter der einzigen Bedingung verstattet hatte,

---

*Materialien rc. S. 134.

daß sie keine feste Stellung in denselben nehmen durften, und Alles baar bezahlen mußten. Der König befahl seinem Kabinet zu erklären, daß er in diesem Kriege eben diese Grundsätze zu befolgen entschlossen sei. Somit würde der Durchmarsch der Franzosen nichts Beleidigendes für uns gehabt haben. Wir entgingen dem Traktate vom 3. Nov., der Schande, ihn nicht erfüllen zu können, dem zu späten Bündnisse mit dem Französischen Kaiser, und allen Fallstricken, in welche uns dieses Bündniß verwickelt hat. Anstatt die Befehle des Königs zu befolgen, stellte ihm sein Kabinet vor, eine solche Erklärung, ohne daß sie durch irgend etwas vorbereitet worden, heiße den Beleidigungen auf halbem Wege entgegen kommen, und das Bekenntniß seiner Schwachheit ablegen. Es lag viel Scheinbares in diesem Einwurfe; allein, wäre es nicht besser gewesen, über einen Punkt seine Schwäche zu gestehen, als sich Zufälligkeiten auszusetzen, die sie ohne Rettung in ihrer ganzen Blöße aufstellen mußten? Der König beharrte lange auf seinen Sinn, gab endlich nach, und nun erfolgte, was er vorausgesehen. Der Graf Haugwitz war damals abwesend, er befand sich in Wien.«

Unter den Gründen, welche den König bewogen hatten, von seiner Ansicht abzugehen, war ohne Zweifel derjenige der stärkste, den er aus der vorausgesetzten Rechtlichkeit und dem Ehrgefühl Napoleons und aus dessen bisherigem Benehmen gegen Preußen schöpfte. Dies Vertrauen war auf eine fast frivole Weise getäuscht worden. Über das, was jetzt zu thun sei, konnte der König nicht im Zweifel sein. Marschall Duroc und Laforest waren

außer Stande, eine Thatsache zu rechtfertigen, die in allen ihren Theilen auf Unredlichkeit basirt war. Minister Hardenberg übergab daher dem Französischen Gesandten am 14. Octbr. eine Note, deren wesentlicher Inhalt folgender war:

»Fast mehr, als über die von den Französischen Heeren verübte Gewaltthätigkeit sei der König über die, zu deren Rechtfertigung vorgebrachten Gründe verwundert. Preußen habe nicht nur seine Neutralität erklärt, sondern außerdem selbst mit Aufopferung seine zu Gunsten Frankreichs übernommenen Verpflichtungen beharrlich und redlich erfüllt. Solche Treue sei von Frankreich schlecht vergolten worden. Man stütze sich wegen des Durchmarsches auf das Beispiel der letzten Kriege und die Ähnlichkeit der Umstände, vergesse aber hinzuzufügen, daß die damals zugestandene Ausnahme die Folge ausdrücklicher Verhandlungen gewesen sei. Im gegenwärtigen Falle habe Preußen nicht unterlassen, zu gehöriger Zeit und wiederholt auf seine Neutralität aufmerksam zu machen und der Minister Hardenberg habe dem Französischen Gesandten überdies mit der Karte in der Hand den Weg bezeichnet, welchen die Französischen Truppen in Franken zu nehmen hätten, um das Preußische Gebiet unverletzt zu erhalten. Da nun auf alle diese Vorstellungen dennoch nicht geachtet worden sei, so sehe der König sich bewogen, das bisherige Übereinkommen und die Verhältnisse zu Frankreich als aufgehoben zu betrachten, er werde demnach thätige Maaßregeln zur Sicherheit seiner Staaten ergreifen, und obwohl es fortdauernd sein Wunsch sei, den Frieden in Europa zu er-

halten und zu vermitteln, so erkläre er doch auch zugleich, daß er sein Heer diejenige Stellung nehmen lassen werde, welche die obwaltenden Umstände nothwendig gemacht hätten.«

In dieser Erklärung tönt die Gesinnung des Königs deutlich wieder. Durch die gewaltthätige Gebiets-Verletzung in eine andre Stellung gegen Frankreich gebracht, wollte er diesen hinlänglichen Vorwand zum Kriege, dennoch nicht zur Ursache desselben machen, sondern wie bisher mit aller Kraft für die Wohlfahrt seines Staats sorgen, was er nur im Frieden konnte, und daher den Frieden so lange zu erhalten streben, als dies im Verein mit den Gesetzen der Ehre und der Tugend möglich war.

Bald war dies nicht mehr möglich. An eben dem Tage, an welchem der König seine Erklärung abgab, unternahmen die Franzosen einen allgemeinen Angriff auf die umzingelten Östreicher bei Ulm; — die Folgen sind bekannt. General Mack, rathlos und betäubt, übergab 4 Tage später, sich und ein Heer von 23,000 Mann, mit welchem er sich in Ulm hineingeflüchtet hatte, dem Sieger, der, nachdem er solchergestalt fast ein Heer von 80,000 Mann vernichtet hatte, ohne Widerstand auf Wien losrückte und es am 11. Novbr. besetzte. Die Russen und Östreicher zogen sich nach Mähren zurück, und am 2. Decbr. standen ihnen die Franzosen bei Austerlitz gegenüber. Die Schlacht begann, es wurde mit unbeschreiblicher Erbitterung gekämpft, aber die Kraft der Tapferkeit wurde durch die herrschende Verwirrung gebrochen, die Schlacht-Reihe der Russen wurde gesprengt und in die Flucht getrieben, und wiederum war Napoleon Sieger.

Ehe dies indeß geschah, hatte sich in Berlin manches zugetragen, was theils auf die Wendung der Begebenheiten, theils auf die Entschlüsse des Königs einen mächtigen Einfluß ausübte. Kaiser Alexander traf nämlich nach den unglücklichen Vorgängen bei Ulm in Berlin ein (25. Octbr.), woselbst er nicht nur von dem Königspaar mit allen Beweisen der Hochachtung und inniger Freundschaft, sondern auch von dem Volke mit lebhaftem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Hören wir, was Lombard über diese Zusammenkunft sagt: »Eine seltene Freundschaft, ganz verschieden von derjenigen, die man sonst auf Thronen antrifft, verband seit 3 Jahren beide Monarchen; eine persönliche Zuneigung, derjenigen gleich, die in den Ständen wo der Mensch des Menschen bedarf, den Reiz des Lebens ausmacht. Beide jung, edel und bieder, waren Beide die Freude ihrer Völker, Beide gleich werth sich zu lieben und geliebt zu sein. Politische Konjunkturen hatten sich auf einen Augenblick zwischen sie gedrängt; schnell aber hatten sie ihre Monarchen-Pflicht mit den Empfindungen ihrer Herzen wieder zu vereinen gewußt. Die neuesten Ereignisse hatten eine noch engere Verbindung ihrer politischen Interessen zu Wege gebracht, und Alexander eilte in die Arme seines Freundes. In seinem Munde gewannen die Schlüsse, die schon in die Überzeugung des Königs Eingang gefunden, einen Zuwachs an Kraft.« — Was dem König diese Überzeugung bereits verschafft hatte, darf nicht weit gesucht werden. Nicht nur, daß die Sache seine persönliche Ehre betraf, so mußte er auch das Vertrauen zu den Gesinnungen eines Verbündeten verloren

haben, der auf fast leichtfertige Weise ihn zu kränken nicht angestanden hatte. Wer konnte nunmehr bestimmen, wie weit Napoleon die Grenzen seiner Gewalthaberei noch ausdehnen würde? — Tiefen Eindruck machte auf den König auch die allgemeine Stimme, die sich eben so leidenschaftlich, als mit dem Ausdruck der treuesten Liebe und Hingebung für ihn aussprach. Im Schauspielhause brach bei der Vorstellung von Wallensteins Lager ein unbeschreiblicher Jubel aus, das ganze Publikum sang mit Begeisterung ein neugedichtetes Kriegslied und nach demselben das: Heil dir im Siegerkranz, bei dessen Schluß ein tausendstimmiges und oftmals wiederholtes Vivat dem Könige entgegentönte.

Alle diese Umstände dienten indeß nur dazu, den tiefen Kummer des Königs zu erhöhen, da er durch sie eine Nothwendigkeit immer dringender werden sah, welche er entschieden für eine verderbliche hielt. Nicht daß er ein so vollkommenes Mißtrauen in seine Armee gesetzt hätte, daß er deren Niederlage als gewiß ansah, aber sein gesunder Sinn und sein natürlicher Verstand sagten ihm, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, um gegen Napoleon, »den gezeichneten Sohn des Glückes,« mit Erfolg anzukämpfen. Der König war nicht kleinmüthig, aber er machte sich auch keine thörichte Illusionen, er ließ die Erfahrungen der nächst verflossenen Jahre nicht unbenutzt. Er sagte sich, daß, im glücklichsten Falle, wenn die Preußische Armee Vortheile erränge, Napoleon nimmermehr den Nachtheil geduldig ertragen würde und Mittel genug habe, um Jahre lang auf dem Kampfplatze zu verharren. Im

besten Fall also war auf eine lange Dauer des Krieges zu rechnen.

Wenn nun schon dieser Widerspruch der Überzeugung und der Wünsche den trefflichen Monarchen tief schmerzte, so mußte ihn die Rathlosigkeit, der er sich bei dem entschiedenen Zwiespalt der herrschenden Gesinnungen preisgegeben sah, noch tiefer bekümmern. Von den Personen seiner nächsten Umgebung stimmten viele für den Krieg gegen Frankreich, Andre wollten den Frieden selbst mit Aufopferung aufrecht erhalten wissen; in der Armee selbst sprach sich diese Meinungs-Verschiedenheit deutlich und lebhaft aus, denn obwohl die meisten Offiziere für den Krieg stimmten und Vielen die Parthei, welche ergriffen ward, gleichgültig war, so zeigten doch auch Einzelne wieder einen unverhohlenen und feurigen Enthusiasmus für Napoleon und seine Sache. Ein Gleiches fand bei den Tages-Schriftstellern statt, die, durch die Wichtigkeit des Moments zum Theil bis zum Fanatismus aufgeregt, ihre widersprechenden Ansichten mit heftiger Leidenschaftlichkeit aufstellten und vertheidigten und dadurch die Gemüther erhitzten und verwirrten. — Alles dieses wirkte nicht nur mittelbar auf den König zurück, sondern war zum Theil in unmittelbarem Anprall auf ihn gerichtet, denn Viele, und unter diesen die Einflußreichsten und Heftigsten, suchten ihn für ihre Ansichten zu gewinnen, und zwar mit allem jenem Eifer und jenem beharrlichen Ungestüm, die unter diesen Umständen natürlich waren. — Wie viel der Erzherzog Anton, des Kaisers Bruder, der zu Ende Oktobers ebenfalls in Berlin eintraf, zu der Entschließung

des Königs beigetragen haben mag, können wir nicht bestimmen, doch darf man wohl annehmen, daß neben den andern Impulsen der Einfluß des Erzherzogs nicht von sehr hoher Bedeutung gewesen sein mag.

Unter einem solchen Zusammenfluß von Umständen, kam es endlich zu einem entscheidenden Schritt. Der König und Kaiser Alexander schlossen am 3. Novbr. zu Potsdam ein Bündniß, dessen Inhalt mit den von Rußland und Östreich gegen Frankreich verfolgten Plänen in Einklang stand. »Ehe* aber der König diesen Plänen beitrat, hatte er ihnen zugleich einen Anstrich seines Charakters mitgetheilt. Er bestand darauf, ehe er unterschrieb, daß die Absicht des Krieges deutlich angegeben würde. Er erhielt von der Weisheit und Freundschaft des Kaisers Alexander, daß diese Absicht nicht von der Art sei, das allgemeine Unglück zu verewigen. Man kam überein, daß weder bestehende Traktate umgestoßen, noch von Frankreich Opfer verlangt werden sollten, die es, ohne selbst die Ehre aufzuopfern, nicht hätte bringen können. Der Krieg wurde blos wegen noch in Streit begriffener Punkte unternommen. Auf diese Weise konnte man hoffen, wenn ja der Erfolg zweifelhaft bliebe, sich früher oder später verständigen zu können. Ein allgemeinerer Friede, als alle vorhergehenden, weil er alle Staats-Vortheile zugleich begriffen, und sie unter die Gewährleistung aller Mächte gebracht haben würde, wäre dann das Resultat dieser letzten Kraftanstrengung gewesen. Von diesem Augenblick an, würde Europa

* Lombards Materialien S. 118.

eine feste Grundlage erhalten haben. Die Verbindlichkeiten der Höfe gegen einander würden das Schwankende verloren haben, woraus bisher ihre Schwäche geflossen war, wodurch sie verhindert worden, gemeinschaftlich zu handeln, und wobei sie einzeln aufgerieben wurden. Erreichte man diesen glücklichen Augenblick, so war es für Preußen besonders die Morgenröthe einer neuen Existenz; ein festes Bündniß mit den beiden Kaiserhöfen wurde für diesen Staat das letzte Unterpfand seiner Sicherheit, wenigstens so lange beide Höfe ein gemeinschaftliches Interesse gehabt hätten. So konnte sich der König, als er zu den Waffen griff, damit beruhigen, daß er keiner leeren Rache nachging; daß er blos von seinen gerechten Klagen Gelegenheit nahm, der Quelle derselben abzuhelfen, und ein Ziel sich vorsteckte, welches, wenn der Plan gelang, zugleich seiner Mäßigung und seiner Stärke Ehre gemacht hätte. — Der König that aber noch mehr: Napoleon sollte von den wahren Ursachen der Unzufriedenheit unterrichtet werden, sie nicht als eine Folge älterer Forderungen ansehen und dadurch befähigt werden, dem Kriege eine gehässige Gestalt zu geben. Der Minister Haugwitz ging daher als Gesandter in das Hauptquartier Napoleons, um demselben, wenn er die Grundlagen des Bündnisses, dem auch Östreich beigetreten war, anerkennen wollte, die Vermittlung des Königs und die Erneuerungen der früheren freundschaftlichen Beziehungen anzutragen. Nur wenn Napoleon eine abschlägliche Antwort ertheilte, machte Preußen sich zum Kriege verbindlich.«

Indem der König solchergestalt seinen Grundsätzen den

letzten Tribut brachte, verlor er die kostbare Zeit keinesweges in leeren Förmlichkeiten. Nachdem die Preußischen Truppen, noch vor der Besprechung des Königs mit dem Kaiser Alexander, aus dem Hildesheimschen in das Hannöversche vorgedrungen waren und die alten Landes-Behörden wieder eingesetzt hatten, rückten nunmehr, während Haugwitz nach Wien ging, die Preußischen Armeen vorwärts; die Niedersächsische unter Herzog Ferdinand von Braunschweig, stand um Gotha und Erfurt, die zweite unter Kalkreuth rückte gegen Westphalen vor und besetzte Bremen (23. Novbr.), und die dritte, unter Schmettau, nahm ihre Richtung nach Franken. Am 5. Decbr. brach die Garnison von Berlin nebst der Kriegskasse und dem Feld-Lazareth auf, während gleichzeitig sich in Schlesien die Reserve zusammenzog.

Unterdeß waren alle wohlberechneten Pläne und Vorsätze wiederum von den Ereignissen überwältigt worden, und der König sah die Angelegenheiten eine Wendung nehmen, die ihm den Zügel von neuem aus den Händen rang. Napoleon ließ den Minister Haugwitz erst nach der Schlacht von Austerlitz und nachdem Kaiser Franz zum Abschluß eines Waffenstillstandes sich veranlaßt gesehen, vor sich. Jetzt aber waren die Instruktionen, die Haugwitz von Berlin mitgenommen, veraltet, oder vielmehr durch die Ereignisse von selber vernichtet. Napoleon hatte durch den Sieg bei Austerlitz einen neuen Anwachs von Macht erhalten, Östreich sich bereits freiwillig von der Allianz getrennt, und die Gränzen Schlesiens standen den Franzosen fast wehrlos offen. Unter diesen Umstän-

den glaubte Haugwitz auf seinen bedenklichen Instruktionen um so weniger beharren zu dürfen, als Napoleon unter andern Bedingungen Zugeständnisse zu machen gern bereit schien. Hierdurch bewogen, schloß Haugwitz mit Napoleon den Wiener Vertrag, dessen wesentlicher Inhalt folgender ist: »Bündniß zwischen Frankreich und Preußen. Preußen tritt an Baiern das Fürstenthum Anspach, und an Frankreich: Cleve und Neufchatel ab, um damit nach Belieben walten zu können. Dagegen tritt Baiern an Preußen einen Bezirk von 20,000 Seelen ab, um das Markgrafenthum Baireuth zu runden, und Frankreich tritt dem Könige Hannover nebst allen Deutschen Staaten des Königs von England ab; Preußen garantirt seinem Bundesgenossen die Resultate des Preßburger Friedens, und Frankreich dagegen dem seinigen alle seine Besitzungen, sowohl die alten als die neuen. Beide Mächte nehmen die Gesammtheit der Ottomanischen Pforte unter ihre gemeinschaftliche Garantie.«

Dieser Traktat erregte in Berlin die größte Bewegung. Anfangs hatte er Alles gegen sich. Der natürliche Widerwille, den man immer fühlt, von einem Äußersten zum andern überzugehen; die unwillkührliche Richtung, die seit zwei Monaten, wo es sich gewöhnt hatte, in den Franzosen Feinde zu sehen, das Publikum genommen hatte; die noch einmal betrogene Erwartung der Armee; die Ungunst, die des Ministers unerschütterliche Kälte mitten unter dem Geräusche der Leidenschaften ihm zugezogen hatte; alles trug dazu bei, dem Traktate Mißfallen zuzuziehen. Der König allein blieb ernsthaft, nachdenkend aber ruhig; nicht

aus Mangel an Theilnahme und Gefühl; der unglückliche Fürst wußte nicht mehr, was Glück war, seitdem seine Pflichten in ihm zweifelhaft wurden; sondern weil für ihn der Umsturz seiner ersten Hoffnungen weniger unerwartet gewesen war, als für andere. Diesmal wollte er weder Haugwitz, den Verfasser oder wenigstens das Werkzeug des Traktats, noch seinen gewöhnlichen Rathgebern sein Ohr leihen; er umgab sich mit Männern von Rang, Einsichten, Erfahrung, die, im Besitz des Zutrauens der Nation, ihm einen Faden in die Hand zu geben versprechen konnten, der ihn aus diesem Labyrinthe führen möchte. In diesem geheimen Rathe fielen lebhafte Auftritte vor: endlich vereinigte sich alles zu einem Entschlusse.«

Die Entscheidung war in der That schwer. Den Traktat nicht annehmen, war unter den obwaltenden Umständen mehr als mißlich. Dies würde offenbar sofort zum Kriege geführt haben, und zwar in eben dem Augenblicke, wo das gebeugte Östreich um jeden Preis den Frieden wollte und Rußlands Heere von dem Schauplatz ihrer Niederlage in ihre Heimath eilten. Zwar zeigte sich Kaiser Alexander, wie es von ihm zu erwarten war, edelmüthig und bieder; er entband den König der, im Vertrage vom 3ten Novbr. eingegangenen Verbindlichkeiten, und während er es ihm solchergestalt freistellte, nach Gutdünken mit Frankreich sich zu ordnen, stellte er zugleich, falls der König sich für den Krieg entscheiden wollte, ihm zwei, an der Elbe und Oder stehende Russische Corps zur Disposition. Allein dieses Anerbieten der Freundschaft, dankenswerth an sich, konnte die Lage der Dinge nicht ändern. Die beiden

Corps waren klein; die große Armee ging nach Hause, und ehe sie auf einem andern Wege hätte zurückkehren können, würde das Entscheidende schon geschehen sein. Der König wies daher den Antrag seines Freundes dankbar zurück und fügte sich, obwohl mit tiefem Kummer und wahrscheinlich mit dem geheimen Entschluß, in günstiger Zeit eine andere Gestaltung zu bewirken, dem Wiener Traktat. Großen Einfluß auf diesen Entschluß hatte sicher auch die Erwägung, daß, wenn Preußen nicht Hannover nähme, es die gewisse Beute Frankreichs würde und für England dann um so unwiederbringlicher verloren sei, wobei Preußen überdies den siegeslaunigen und gereizten Napoleon zum unmittelbaren Nachbar bekommen hätte.

Indem aber der König den, für Preußen im Übrigen überaus vortheilhaften Vertrag, von den Umständen gedrängt, annahm, verkannte er keinesweges, wie vielseitigen Vorwürfen er sich aussetzte. Von dem Austerlitzer Schlachtfeld waren der Großfürst Konstantin und Fürst Dolgorucki nach Berlin geeilt, um hier zum Kriege anzuregen. Der König, der nicht ahnte, was Haugwitz mit Napoleon verhandelte, sondern nur wußte, daß Napoleon als erste Grundlage der Unterhandlung verlangt hatte, daß keine feindlichen Truppen nach der Holländischen Gränze vorrücken dürften, sendete den General Phul an Napoleon, um demselben wissen zu lassen, daß er die Grundbedingungen annehme, die Wiederbesetzung Hannovers durch die Franzosen aber als eine Krieges-Erklärung ansehen werde. Gleichzeitig hatte der König an England und Schweden das Verlangen gestellt, daß sie ihre Truppen

hinter die Preußische Armee zurückziehen sollten, für welchen Fall er ihnen Schutz und Sicherheit versprach. Phul aber begegnete, ehe er noch das Französische Haupt-Quartier erreichen konnte, dem bereits nach Berlin zurückkehrenden Minister Haugwitz, und hielt es für angemessen, von dem abgeschlossenen Vertrage unterrichtet' seine Mission ebenfalls unerfüllt zu lassen. — Nicht genug also, daß die Stipulationen des Vertrages dem Gefühl des Königs schmerzlichen Zwang anthaten, so mußte er überdies noch Erklärungen, die er selbst so eben gegeben hatte, wenige Augenblicke darauf desavouiren.

Wie dringend aber auch die Umstände waren, so ergab sich der König ihnen doch keinesweges unbedingt. Er nahm den Wiener Vertrag an, doch gab er ihm gleichzeitig solche Einschränkungen, wie seine Gesinnungen und seine Grundsätze als nothwendig erscheinen ließen. Er nahm das Bündniß an und bewilligte die Austauschung, aber er wollte, daß die Erfüllung der Bedingungen bis zum vollständigen Frieden mit England aufgeschoben blieben; er verlangte vom Französischen Kaiser, daß er vom König von England die förmliche Abtretung Hannovers an Preußen erwirke. Nur unter einem rechtmäßigen Titel sah der König die Besitznahme als gültig an, bis dahin sollte sie blos militärisch sein, und auch die drei abzutretenden Provinzen nicht eher geräumt werden. — Mit diesen Bestimmungen erhielt Haugwitz, dem Napoleon persönlich zugethan schien, eine neue Sendung nach Paris, wohin er am 14. Januar 1806 abging.

Unterdeß hatte Kaiser Alexander seine Rückreise von

Potsdam aus in der Nacht zum 5. Novbr. bereits wieder angetreten. Nach russischer Landessitte wünschte er unmittelbar vor seiner Abreise noch zuvor eine Kirche zu besuchen und wählte zu diesem Zweck die Garnison-Kirche in Potsdam, in welcher die Überreste Friedrichs des Großen ruhen. In der Nacht gegen 1 Uhr betraten der Kaiser, der König und die Königin die mit Wachskerzen erleuchtete Kirche. Am Grabe Friedrichs des Großen küßte Alexander, von seinen Empfindungen überwältigt, den Sarg des ruhmreichen Todten und reichte sodann dem Könige und der Königin die Hand als Unterpfand unverbrüchlicher Freundschaft. Solchergestalt erhielt die heilige Grabesstätte eine neue Weihe, und wir stehen nicht an zu behaupten, daß die Gefühle und Gesinnungen, von denen die beiden Monarchen an diesem Orte beseelt waren und die sie auf so ergreifende Weise bekundeten, erhabener und glorreicher waren, als mancher Lorbeer, dessen Wurzel von Strömen vergossenen Menschenbluts umspült ward.

Das Jahr 1805, das auf so bedrohliche Weise verlief, hatte schon mit einem schmerzlichen Ereigniß begonnen. Die Mutter des Königs, seit längerer Zeit bereits kränklich, ward gegen Ende des Monats Januar von einem Schlagfluß befallen und erlag der Krankheit, die sich dann hinzugesellte, am 25. Febr. Bei der innigen Anhänglichkeit und wahrhaft kindlichen Liebe, die der König stets seiner Mutter geweiht hatte, mußte ihr Tod ihn tief betrüben, und sein Schmerz war um so lebhafter, als auch die Gesundheit seiner theuren Gemahlin, der Königin, bereits angefangen hatte wankend zu werden und durch das

traurige Ereigniß, von welchem wir sprechen, eine neue Erschütterung erlitt. — Wirklich war der Gesundheits-Zustand der Königin jetzt bereits so, daß er ernstliche Besorgniß erregen konnte. Die Monarchin gebrauchte daher in diesem Jahre eine Brunnen-Kur im Alexander-Bade. Sie begleitete deshalb ihren erhabenen Gemahl wieder auf seiner Frühjahrs-Inspektions-Reise und besuchte mit ihm von Wernigerode aus (am 29. Mai), bei höchst ungünstigem Wetter, den Brocken. Unter fortwährenden Regengüssen nahmen sie die Wasserfälle der Ilse in Augenschein und wurden selbst am folgenden Tage durch ein dichtes Schneegestöber gehindert, die Aussicht vom Brocken zu genießen; und als ob alles sich vereinigen wollte, diese Reise zu einer unangenehmen zu machen, brach der Wagen der Königin auf dem Wege nach Ellrich, jedoch so, daß weder die Monarchin selbst, noch Jemand aus ihrem Gefolge Schaden dabei litt. Auch der König erfuhr auf dieser Reise mancherlei Unangenehmes, wozu namentlich die Klagen gehörten, die ihm theils über den herrschenden Getreidemangel, theils über die Folgen der Handelssperre zu Ohren kamen. Die Brodtheuerung war nicht nur über Preußen, sondern über ganz Deutschland verbreitet, so daß es sogar in Wien deshalb zu öffentlichen Tumulten kam. Ein Gleiches fand um die Mitte des Monats Juni in Halle statt, wo der Magistrat jedoch durch kluge Maaßregeln die Aufregung schnell wieder beseitigte. Im Halberstädtschen hörte der König auf seiner Durchreise ebenfalls mehrfältige Klagen über die Getreide-Theuerung, und wie immer, so schob er auch jetzt seine Hülfe

keinen Augenblick auf, sondern traf sofort noch unterwegs die geeigneten Vorkehrungen. Von Fürth aus schrieb er (7. Juni) an den Kammer-Präsidenten v. Wedell: »Ich habe Euch bereits von Erfurt aus authorisiren lassen, zur Unterstützung der Armenpflege in der Stadt Halberstadt 1000 Thaler an die dortige Armen-Administration und zur Unterstützung der armen Fabriken- und Handarbeiter im Hohensteinschen 3000 Thaler aus den bereitesten Fonds vorzuschießen, und habe in Verfolg dessen die Dispositions-Kasse dato zur Wiedererstattung dieses Vorschusses auf Eure Requisition angewiesen. Da ich die zweckmäßige Verwendung der letztgedachten Post Eurem pflichtmäßigen Ermessen anvertraue, so sehe ich darüber zu seiner Zeit Eurem Berichte entgegen.« — Es war das erste Mal, daß dem König auf seinen Reisen in den Provinzen der Monarchie so Unangenehmes begegnete, und wenn man seinen Charakter genau würdigt, so wird man ermessen können, wie tief und schmerzlich ihn dergleichen ergreifen mußte. Auch in Nordhausen trat ihn eine Deputation der Bürgerschaft an, um über die Nachtheile zu klagen, die dem Handel aus der Sperre von Sachsen erwüchsen. Es konnte den König sicherlich nicht erfreuen, auf solche Klagen mit Vertröstung auf die Zukunft antworten zu müssen. »Ich werde gewiß alles thun,« sagte er, »was zum Besten der Stadt gereichen kann; für jetzt aber hindern mich leider höhere Rücksichten, Alles dasjenige auszuführen, was ich nach den Wünschen meines Herzens wohl gern möchte.« — Es fehlte auf dieser Reise freilich keinesweges auch an frohen Ereignissen und Festlichkeiten

mancher Art, wie namentlich in Halberstadt, in Ellrich und auf dem Alexander-Bade, dann auch bei dem Besuche der sogenannten Luxburg u. s. w. In Fürth trafen die Königlichen Reisenden mit ihren Verwandten, der Kurprinzessin von Hessen und der Prinzessin von Solms zusammen. Auch hatte der König hier mit seinem Gesandten am Französischen Hofe, dem Marquis von Lucchesini, der eben von Mailand, wo Napoleon sich damals aufhielt, eingetroffen war, und mit dem Grafen Görtz, Preußischem Gesandten auf dem Reichstage, mehrere Unterredungen, so wie er kurz vorher bereits zu Erlangen mit dem Erzherzog Anton von Östreich zusammengetroffen war. Die Reise war daher keinesweges ganz der Erholung gewidmet, vielmehr folgten jene unseligen, politischen Wirren selbst dem Wagen des Königs. — Von den mannigfachen Festlichkeiten, welche die Reise veranlaßte, dürften dem König wohl die in Baireuth stattgehabten die angenehmsten gewesen sein. Die hohen Herrschaften speisten hier am 9. Juni bei der Russischen Großfürstin Helene auf deren Lustschloß Fantaisie zu Mittage, und begaben sich gegen Abend nach der berühmten Eremitage, wo noch die frischen Erinnerungen des Glanzes aus den Zeiten des Markgrafen Friedrich und seiner geistreichen Gemahlin, der Schwester Friedrichs des Großen, hafteten. Ein besonderes Fest hatte bei dieser Gelegenheit der Hauptmann Reiche, welcher sich durch seine Verdienste um die Garnisonschule und das Armen-Wesen Baireuths des Königs Wohlwollen erworben hatte, dem Monarchen bereitet. Sämmtliche Knaben der Garnisonschule

rückten nämlich militärisch gekleidet und wohl exercirt dem Könige entgegen, während vier Mädchen der Königin saubere Arbeiten überreichten, deren Anfertigung sie in eben dieser Schule gelernt hatten. Einige Tage später gab die Großfürstin ihren Königlichen Gästen eine abermalige Fete auf ihrem Lustschloß; nach derselben bestiegen die hohen Herrschaften den Sophienberg, der nunmehr den Namen Louisenberg erhielt. Während sie auf dem Gipfel desselben Erfrischungen einnahmen, tanzte in der Nähe ein Trupp Landleute in ihrer Nationaltracht um eine Maie, und nach beendigtem Tanz überreichte die Schulzenfrau der Königin einen großen Kirch-Weih-Kuchen, dem ein junges Bauermädchen noch einen Blumenstrauß als zierliche Spende hinzufügte. Sämmtliche Landleute wurden dafür von dem Königspaare mit Kuchen und Wein bewirthet. Auch die kleinen Soldaten, deren wir oben erwähnt haben, fehlten hier nicht; sie erhielten ebenfalls Wein und Confect, ihr wackrer Kommandeur aber, der Hauptmann Reiche, mußte an der Tafel des Königs speisen und erhielt von demselben 100 Stück Friedrichsd'or für seine Schulanstalt und außerdem noch 50 Thaler »um den Kindern eine Freude zu machen.« — Als das Königspaar später (am 15. Juli) die Anhöhen bei Sichersreuth besuchte, gefiel dem König die landschaftliche Aussicht so schön, daß er sofort mehrere Partieen derselben aufzeichnete. Wir erwähnen dieses Umstandes, weil er mit als Beweis dienen kann, daß der König für Naturschönheiten viele Empfänglichkeit, und bis zu einem gewissen Grade die Fertigkeit besessen habe, seine Anschauungen künstlerisch

zu versinnlichen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch die höchst interessante Notiz erwähnen, die wir aus dem Programm der Kunstausstellung vom Jahre 1840 entnehmen, daß nämlich der König bereits als 16jähriger Prinz seine Liebe zur Kunst durch eine von ihm selbst vollendete Zeichnung der Minerva kund gegeben habe, welche die erste Kunstausstellung in Berlin im Jahre 1786 zierte.

Am 13. Juni langten die Königlichen Reisenden auf dem Alexander-Bade an, woselbst sie am andern Tage die Brunnen-Kur begannen. Die nächsten Tage brachten mancherlei Abwechselung. Als das Königspaar die Luxburg besuchte, spielten versteckte Musikchöre, während junge Mädchen einen Wechselgesang anstimmten. Auch den Burgstein, den Käßein &c. bestieg das Königspaar, und genoß, glücklich im Beisammensein und ohne Verlangen nach geräuschvollem Vergnügen, solche und ähnliche Unterhaltungen bis zur Rückkehr, worauf sie am 7. Juli wieder in Potsdam eintrafen.

Noch wollen wir einige Thatsachen anführen, als Beweise, wie rege die Theilnahme des Königs für Kunst und Wissenschaft gewesen, wie er aber auch diese Theilnahme nicht zur Schau gestellt, sondern sogar mit Gleichmuth den ungerechten Vorwurf ertragen habe, als ob ihm der Sinn abgehe, jene zu würdigen. — Bekanntlich starb Schiller am 9. Mai dieses Jahres zu Weimar. Der frühe Tod dieses großen Dichters, den die Nation vergötterte und auf den sie stolz war, erfüllte alle Herzen mit tiefem Kummer, und die Ungerechtigkeit des Schmerzes rief hie und da die Meinung hervor, daß bedrängte Verhältnisse und häusliche Sorgen das Leben des vortrefflichsten

Dichters abgekürzt hätten. Von dieser Voraussetzung ausgehend, warf man den Deutschen Fürsten im Allgemeinen und später besonders und namentlich dem Könige von Preußen vor, daß er einem Manne, der der Stolz und die Zierde der Nation gewesen ist, gar keine Beweise ihrer Theilnahme hätte angedeihen lassen. Viele Jahre lang ist dieser Vorwurf für begründet gehalten worden, bis endlich in neuester Zeit der Herr Staats-Minister Beyme es zur öffentlichen Kunde gebracht hat, daß Schiller von dem Könige eben so theilnehmende als glänzende Anerbietungen erhalten, dieselben aber nicht angenommen habe. Der König ließ dem berühmten Dichter den Antrag machen, seinen Wohnsitz in Berlin zu nehmen, woselbst er eine ansehnliche Pension, wenn wir nicht irren, 1000 Thlr. jährlich, erhalten, und im Übrigen ganz nach seiner Neigung seinen Studien und seinen dichterischen Beschäftigungen leben sollte. Freilich erzählten die Zeitungen weder damals noch später etwas hiervon, und der König ward nicht als ein erhabener Beschützer der Künste und ihrer Heroen ausgerufen; aber die Sache selbst verhält sich um nichts desto weniger so, und ist ganz der Art und Weise des Königs entsprechend. — Großes Aufsehen machte um eben diese Zeit die Gallsche Schädel-Lehre, eine Theorie, welche jetzt fast ausschließlich das Prädikat »berüchtigt« hat, damals aber überaus berühmt und durch fast allgemeinen Beifall geehrt war. Dr. Gall machte Reisen, um in verschiedenen großen Städten und auf Universitäten Proben von der Wahrheit seiner Lehre und von der Zuverlässigkeit seiner Entdeckung theils an leben-

den Menschen, theils an Todten-Schädeln abzulegen. Große Gelehrte ergriffen seine Parthei, meist überzeugt durch die frappanten Ergebnisse der Untersuchung, die Gall an den ihm bis dahin unbekannten Schädeln vornahm. — Auch das Königs-Paar theilte bald das allgemeine Interesse, und als Gall im Frühjahr 1805 nach Berlin kam, ward er nach Potsdam berufen, um vor dem Könige Vorlesungen zu halten, denen auch die Königin beiwohnte. Es scheint, daß der König keinesweges zu den Gegnern Galls gehört habe, denn er beschenkte denselben mit einem werthvollen Brillant-Ringe und seinen Gehülfen, den Dr. Spurzheimer, mit einer kostbaren goldenen Dose. — Die Kunstschätze Berlins vermehrte der König um eben diese Zeit durch Ankauf des Müllerschen Hautreliefs der Schweiz für den Preis von 10,000 Thalern. Auf diesem Kunstwerk, das in der Königlichen Kunstkammer aufbewahrt wird, sieht man die Thäler und Berge in erhabner Arbeit und in richtiger Proportion; jede Landstraße, jeder Fußpfad, der über die Gebirge führt, ist angedeutet, eben so Städte und Dörfer, die Wasserfälle, die Ströme mit ihren Brücken, einzelne Häuser u. s. w.; in den Wäldern ist sogar das Laubholz von dem Nadelholz unterschieden. — Das Andenken Herzbergs, der sich, des Andern nicht zu erwähnen, besonders auch als Curator der Akademie der Künste hohe Verdienste erworben hatte, ehrte der König dadurch, daß er die Büste desselben, von Schadow in Karnarischem Marmor gearbeitet, in dem Konferenz-Saale der Akademie aufstellen ließ, wo das Standbild auf seinem Ehrenplatz noch eine ehrende Nachbarschaft an den Büsten

Leibnitz's, Voltaires, Maupertius u. A. fand. — An Verwaltungs-Maaßregeln litt das laufende Jahr, trotz des hohen Anspruchs, den die politischen Verhältnisse an die Thätigkeit des Königs machten, dennoch keinen Mangel. Vor Allem war es wieder die Rechtspflege, welche mancherlei, zum Theil bereits seit längerer Zeit vorbereitete Verbesserungen erfuhr. Als das Wichtigste erwähnen wir besonders das Edikt vom 14. Januar, durch welches die Criminal-Behörden ganz neu organisirt wurden. Der König kündigt darin die Vollendung der neuen Criminal-Gerichts-Ordnung an, deren Publikation nur aufgeschoben wurde, um vorher noch die Revision der Criminal-Gesetze zu Ende zu bringen, was ebenfalls nahe bevorstand. Die Verbesserung der Straf-Anstalten war in den neuen Plan mit eingeschlossen. Nunmehr sollte auch das letzte Hinderniß einer guten Criminal-Gesetzpflege, die fehlerhafte Organisation der Criminal-Behörden, beseitigt werden. Ganz besonders unangemessen erschien es, daß die gewöhnlichen Justiz-Behörden die Criminal-Sachen bis zur Urtheilfällung führten, dieser letzte Akt aber sodann an Richter überging, welche bis dahin mit der Sache gar nichts zu thun gehabt hatten. Nicht nur, daß dadurch eine getheilte Verantwortlichkeit entstand, so wurden bei diesem Verfahren die Criminal-Prozesse oft hingezögert und vernachlässigt, und die Criminal-Collegien, welche das Urtheil fällten, verfuhren oft nach ganz andern Grundsätzen, als die Justiz-Behörden, welche die Instruktion geleitet hatten. Diese Übelstände zu heben, wurde nunmehr bei jeder Ober-Justiz-Behörde ein Criminal-Senat eingerichtet, welcher aus

Räthen und Assessoren der Justiz-Behörde bestand und einen eignen Direktor erhielt. Der Letztere hatte die Obliegenheiten eines Präsidenten des Criminal-Senats, blieb aber dem eigentlichen Präsidenten untergeordnet. Die Befugnisse und Verpflichtungen des Criminal-Senats und seine Verhältnisse zu der Ober-Justiz-Behörde, von der er einen Zweig bildete, werden demnächst in dem genannten Edikt genau festgestellt. — Ein anderes Edikt vom 11. Januar setzt dem muthwilligen Hinzögern der Prozesse von Seiten der Partheien Schranken, indem es den Mißbrauch aufhebt, Contumacial-Erkenntnisse ohne weitere Gründe umstoßen zu lassen, und nächstdem die Anbringung der Appellation bei den höheren Instanzen auf angemessene Weise einschränkt. — Der Befehl, daß Referendarien zu Unterbeamten-Stellen nur nach gehöriger Vorbereitung bei einer Oberjustiz-Behörde zugelassen werden sollen, ward dahin geschärft, daß solche Individuen vor ihrer Anstellung auch bei der Justiz-Deputation einer Provinzial-Behörde eine Zeitlang gearbeitet haben müssen. — Wie durch frühere Verordnungen die Justiz-Commissarien, so wurden durch das Edikt vom 25. Mai auch die Assessoren der Justiz-Behörden einer strengen Controlle unterworfen. Bei der Beförderung zu Räthen sollte nicht auf die Anciennität Rücksicht genommen werden, sondern einzig auf die Beweise von Geschäftseifer, Geschicklichkeit und Gründlichkeit, weshalb die Oberbehörden angewiesen wurden, dem Großkanzler halbjährlich einen genauen Bericht über das dienstliche Benehmen ihrer Assessoren abzustatten. — In Betreff der Gesundheitspflege geschah noch mancherlei zur

Ausbreitung der Schutzpocken-Impfung; der König selbst ließ seinem zu Ende des Jahres geborenen Prinzen die Blattern impfen, und die Prediger erhielten Befehl eine besondere Aufforderung der Sanitäts-Behörde an allen Kirchenthüren anzuheften. — Den Vorstehern der Straf-Anstalten, Krankenhäuser rc. wurde durch das Edikt vom 15. Februar befohlen, den Guyton-Morveauschen Räucher-Apparat zum Behuf der Luftreinigung anzuschaffen, und zugleich wurde dem Befehl eine genaue Anweisung zum Gebrauch des Apparats hinzugefügt. — Das Verbot, den hausirenden Krämern den Verkauf von Arzneien nicht zu gestatten, wurde durch Edikt vom 21. Mai, in Folge eines besondern betrübenden Vorfalls, außerordentlich geschärft. In Oberweißbach in Thüringen war nämlich bei der im Großen betriebenen Bereitung einer sogenannten Magen-Essenz aus Versehen und Fahrlässigkeit eine Arsenik-Auflösung beigemischt und solchergestalt das vorgebliche Heilmittel in ein Gift verwandelt worden, das vielen Käufern ein langwieriges Siechthum und selbst einen qualvollen Tod bereitet hatte. Aus diesem Grunde wurde den sogenannten Olitäten-Krämern nicht nur der Verkauf, sondern auch das Einbringen solcher Arzneimittel gänzlich untersagt und die Übertretung dieses Verbots »mit harter Leibesstrafe« bedroht.

Eine wichtige Veränderung der innern Verwaltung brachte das Edikt vom 7. März, durch welches der Geschäftsbetrieb in Zoll- und Accise-Sachen theils abgekürzt und vereinfacht, theils neugestaltet und verbessert ward. Die eigentliche Wirksamkeit der Behörden ward dadurch

vergrößert, zugleich mit ihrer Selbstständigkeit aber ihre Verantwortlichkeit vermehrt und ihre Thätigkeit weniger auf das Detail des Dienstes, als auf die Handhabung der eigentlichen Grundsätze gerichtet. Die Behörden erhielten dadurch die Befugniß, die Unterbeamten selber anzustellen, doch mußten sie bei Gehalts-Erhöhungen rc. höhere Genehmigung einholen. Urlaubs-Bewilligungen innerhalb Landes, die Bestreitung feststehender Ausgaben, kleiner baulicher Reparaturen, die Bestrafung unerheblicher Vergehen von Seiten der Unterbeamten rc., dieses und ähnliches ward dem Ermessen der Behörden anheimgestellt. — Nicht minder wichtig ist das Patent vom 14. Mai, durch welches die im Jahre 1796 eingeführte besondere Salz-Administration aufgehoben ward, indem der Ankauf des Salzes wie früher dem Ressort der Seehandlung, die Salz-Fabrikation rc. dem Bergwerks-Departement, der Debit an die Zoll-Behörde und die Beaufsichtigung des Detail-Handels an die Provinzial-Behörden fiel. — Hierher gehört auch das nicht minder wichtige Edikt vom 25sten Decbr., dessen Inhalt mehrere erhebliche Neugestaltungen umfaßt. Durch dasselbe werden zu Gunsten des innern Verkehrs die meisten Binnenzölle ganz abgeschafft, die übrigen ermäßigt, und die Tabacks-Impostgelder, aus deren Ertrage die ehemaligen Tabacks-Officianten ihre Pensionen erhielten, ebenfalls ganz aufgehoben. Dagegen wurde der Preis des Salzes, der überdies nicht mehr mit den Fabrikations-Kosten in Verhältniß stand, um 1 Pf. pr. Pfd. erhöht. — Gleiche Absicht, die Kommunikation zu befördern, giebt das Edikt vom 14. März kund, welches die

allgemeine Einführung der breiten Wagengeleise in den alten Provinzen vorschreibt. — Noch förderlicher war, was in dieser Beziehung für Schlesien geschah, wo eine Kunststraße von Breslau bis Frankfurt gebaut ward, zu welcher der König in diesem Jahre über 80,000 Thaler anwies. — Eine bedeutende Erleichterung brachte den Landleuten das Edikt vom 19. Januar, durch welches die höchst lästige Verpflichtung der Landbewohner, reisende Officianten durch sogenannte Vorspann weiter zu befördern, aufgehoben ward. — Solche und ähnliche Verordnungen, z. B. die neue Forst- und Jagd-Ordnung für Westpreußen, nebst mehreren im Interesse des innern Handels-Verkehrs, der Industrie und der Landes-Kultur erlassenen Edikten, zeugen allerdings von der beständigen Sorgfalt für die innere Verwaltung des Staats; indessen läßt sich doch auch nicht verkennen, daß die politischen Verhältnisse in diesem Jahre mehr, als in den früheren, die Sorge und Thätigkeit des Königs und seiner Räthe absorbirt haben.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Kriegesvorboten.

Noch einmal hatte der König sich der Friedens-Hoffnung hingegeben, als er, wie erwähnt, Haugwitz nach Paris sandte, um zu Gunsten der Rechtlichkeit einige Modifikationen des politisch so günstigen Wiener Vertrages zu er-

wirken. Es schien kaum zweifelhaft, daß Napoleon nicht in die gestellten Forderungen, die nichts Nachtheiliges für ihn enthielten, willigen werde. Die Freundlichkeit, mit der er Haugwitz empfing, bestärkte diese Voraussetzung, und da er auf des Gesandten Vorschläge nicht verneinend antwortete, glaubte man seiner Beistimmung gewiß zu sein, und die Räthe des Königs hielten es nunmehr für angemessen, die Preußische Armee von der Gränze zurückzuberufen. Der König war auch jetzt wieder der Einzige, der mit richtigem Blick die Lage der Dinge durchschaute und der Meinung war, daß man so lange gerüstet bleiben müsse, bis eine vollständige Ausgleichung zu Stande gekommen wäre; allein auch diesmal opferte der König seine Ansicht der fast einhelligen Meinung seiner Räthe auf, und die Preußische Armee, mit Ausnahme der Hanöverschen Besetzungstruppen, kehrte in ihre Standquartiere zurück. Eine solche Maaßregel bedurfte einer genügenden Motivirung, und diese gab der Königliche Parole-Befehl vom 24. Januar, worin es heißt: »da es dem Könige gelungen ist, den Frieden auf eine genugthuende Art zu erhalten, so nehme er jetzt bei der Rückkehr der Armee in die Friedens-Garnisonen die Veranlassung wahr, der ganzen Armee für die bewiesene Treue und Anhänglichkeit zu danken ꝛc.« Zwei Tage später erließ Hardenberg ein Circular an die Kaufleute Berlins, worin ebenfalls die volle Wiederherstellung der Friedens- und Freundschafts-Verhältnisse zwischen Preußen und Frankreich angekündigt und jede Besorgniß für den Handels-Verkehr zwischen beiden Staaten beseitigt ward. — An

demselben Tage übergab Hardenberg dem Englischen Gesandten eine Note, worin es heißt: man sei übereingekommen, daß Preußen, bis zum Frieden zwischen Frankreich und England, Hannover besetzen und verwalten solle; der König habe daher ein Truppen-Corps unter dem Grafen Schulenburg nach dem Kurfürstenthum beordert, indem er hoffe, der König von England und seine Minister werden die Wichtigkeit und den Drang der Beweggründe für dieses Verfahren gehörig würdigen und deshalb auch in die Wiedereinschiffung der Englischen Truppen willigen, da nur unter dieser Bedingung die Franzosen das Kurfürstenthum nicht wieder besetzen würden. — Wirklich schifften sich hierauf die Engländer ein, und auch die Russischen Truppen zogen sich auf gleiche Veranlassung zurück. Zwei Proklamationen vom 27. Januar setzten die Behörden und die Einwohner Hannovers von dem Geschehenen in Kenntniß: und gleich darauf rückte Schulenburg mit einem Corps von 23 Bataillonen, 25 Schwadronen und 7 Batterien in das Hannöversche ein. — Indessen erhob sich sofort gegen dieses Verfahren mehrseitiger Widerspruch; Graf Münster, der die Regierung Hannovers leitete, legte gegen die Preußische Besitznahme Protest ein und ging nach England, während der König von Schweden sich hartnäckig weigerte, das rechte Elbufer zu räumen.

Unterdeß hatten die Unterhandlungen zu Paris wiederum eine ganz unvermuthete Wendung genommen. Napoleon, dessen Launenhaftigkeit den Wiener Vertrag diktirt hatte, verweigerte jetzt, ohne daß sich politische Gründe entdecken ließen, eben so unerwartet die Annahme der Vor-

schläge des Königs, und Haugwitz ward von neuem in die Nothwendigkeit versetzt, durch den neuen Vertrag, den er am 15. Februar mit Napoleon abschloß, den König schmerzlich zu überraschen. Statt der Modifikationen des Wiener Vertrages, war ein ganz neuer entstanden. In demselben mußte Preußen die Verpflichtung übernehmen, der englischen Flagge die Mündungen der Elbe und Weser zu sperren, und außerdem mußte es auf die Abtretung eines ansehnlichen Bezirks von Baiern verzichten. Was blieb dem König übrig, als diesen Vertrag zu ratificiren, wenn er nicht den Krieg jetzt unter noch viel ungünstigeren Bedingungen als früher beginnen wollte? Der Länder-Tausch ging daher sofort vor sich. Was den Schmerz des Königs darüber noch erhöhte, war, daß die Bürgerschaft von Anspach, durch das Gerücht von ihrem bevorstehenden Schicksal in Kenntniß gesetzt, eine Zuschrift voll des Ausdrucks der innigsten Anhänglichkeit an ihn richtete. Indeß nahm Bernadotte Anspach bereits am 24. Febr. für Baiern in Besitz, und vier Tage später wurden Neufchatel und Valengin durch eine Proklamation des Königs von ihrer Abtretung an Frankreich in Kenntniß gesetzt. Wenige Wochen darauf (am 30. März) gingen diese Länder unter dem Namen eines Herzogthums an den Marschall Berthier über, nachdem die Clevischen Länder mit Einschluß der Festung Wesel bereits um die Mitte des Monats März von dem Französischen General Beaumont für den neuernannten Großherzog Murat in Besitz genommen worden waren.

So war der König wider seinen Willen, aber meist

mit richtiger Voraussicht des Kommenden, und diese Voraussicht nur allzugewissenhaft der fremden Überzeugung opfernd, in einen Strudel schmerzlicher Wirren hineingerissen worden, die immer unlösbarer wurden. — Die Sperrung der Nordsee-Häfen und der dorthin ausmündenden Flüsse gegen England, durch eine Proklamation Schulenburgs vom 28. März zu Hannover ausgesprochen, noch mehr aber die Proklamation des Königs vom 1sten April, worin »die vollständige Besitznahme Hannovers, das durch das Eroberungs-Recht an Frankreich gefallen und von Napoleon durch einen förmlichen Tausch-Vertrag an Preußen abgetreten sei« erklärt ward, setzten Preußen in ein so entschieden feindseliges Verhältniß zu England, daß ein Krieg zwischen beiden Staaten unvermeidlich schien. Es möchten sich damals wenige Politiker gefunden haben, welche es vorausgesagt hätten, daß noch vor Ende des Jahres Preußen mit Frankreich Krieg führen, und einige Monate später Kaiser Alexander der wärmste Freund Napoleons sein werde. Aber die politischen Verhältnisse waren damals durch die widernatürliche Übermacht Napoleons so auf die Spitze gestellt, daß Niemand voraussehen konnte, nach welcher Seite hin der nächste Sturz stattfinden werde, und eine Vorausberechnung war um so weniger möglich, als Napoleon, im Gefühl seiner Übermacht, nicht nach erfaßlichen Grundsätzen, sondern nach den Eingebungen übermüthiger Laune verfuhr. —

Eher aber noch, als mit England, kam Preußen mit dem König von Schweden in ernstliche Mißhelligkeit. — Gustav IV ließ noch immer das rechte Elbufer durch

ein kleines Corps unter dem Grafen Löwenhjelm besetzt halten. Keine Anmahnung von Preußischer wie von Russischer Seite, noch die unverkennbare Gewißheit, mit dem kleinen Corps nichts ausrichten zu können, bewogen den eigensinnigen König Gustav zur Nachgiebigkeit. Als daher die Preußen am 23. April von Perleberg und Lenzen durch das Mecklenburgische vordrangen, stellte sich ihnen Löwenhjelm wirklich feindlich entgegen und zog sich erst zurück, als auf Schwedischer Seite ein Todter und auf beiden Seiten mehrere Verwundete waren. König Gustav sperrte hierauf sofort die Häfen des Baltischen Meeres und befahl die Preußischen Schiffe aufzubringen. Friedrich Wilhelm, den nichts, als sein Pflichtgefühl hinderte, Schwedisch-Pommern zu besetzen, versuchte vergebens in eigenhändigen Briefen die Hartnäckigkeit Königs Gustav zu beugen, jene Hartnäckigkeit, die dem unglücklichen Monarchen bald seine Krone kosten sollte.

Aber auch England blieb mit seinen Repressalien nicht zurück. Der Englische Gesandte verließ Berlin, die Mündungen der Elbe, Weser, Ems und Trave wurden gesperrt, auf die Preußischen Schiffe in Englischen Häfen wurde Embargo gelegt, endlich auch Kaperbriefe gegen Preußen ausgegeben (14. Mai), in Folge deren bald mehrere hundert Preußische Schiffe genommen und der Preußische Handel so gut wie vernichtet war.

So mißlichen Umständen gegenüber mußten Feindseligkeiten, von Frankreich unerwartet gegen Preußen verübt, um so erschütternder wirken. Mürat, Großherzog von Berg, nahm plötzlich die Abteien Essen, Elten und Werden,

seit dem Lüneviller Frieden zu Preußen gehörig, für sich in Anspruch und besetzte sie bald darauf gewaltsam. — Auch die Erklärung Napoleons aus St. Cloud vom 29. Juli, der zufolge er sich die, zum neuen Großherzogthum Berg gehörige, Festung Wesel als Stützpunkt seiner militärischen Operationen aneignete, war ein Übergriff, bei dem sich Preußen nahe betheiligt fand. — Zu allem diesen kam noch eine ganz Deutschland betreffende hochwichtige Thatsache, die Gründung des Rheinbundes, und als nächste Folge davon, die gänzliche Auflösung des Deutschen Reiches, indem Kaiser Franz am 6. August die Deutsche Kaiserkrone niederlegte. Halb Deutschland (Würtenberg, Baiern ꝛc.) stellte sich solchergestalt freiwillig zur Verfügung Frankreichs, und obwohl Napoleon selbst um diese Zeit den König aufforderte, einen ähnlichen Bund in Nord-Deutschland zu gründen, so zeigte er doch bald, wie wenig er gesonnen sei, sich irgend welche Schranken ziehen zu lassen, indem er von dem Kurfürsten von Kassel den Beitritt zum Rheinbunde förmlich verlangte, und den Hanseestädten Bremen, Hamburg und Lübeck gradezu verbot, dem nordischen Bunde beizutreten, da Frankreich sie in seinen besondern Schutz nehmen wolle.

Das Maaß der drängenden Umstände voll zu machen, erblickte der König sein eignes Land, und besonders die Residenz, in einem Zustande der Aufregung, der kaum mehr eine Beschwichtigung zuließ und jedenfalls von einer tiefen und nachhaltigen Verletzung der Gemüther zeugte und von dem allgemein herrschenden Glauben, daß die Ehre der Nation verletzt sei. Auch die Bewohner der Grafschaft Mark,

das Schicksal der drei Abteien fürchtend, richteten eine dringende, beschwörende Zuschrift an den König. Wir lassen dieses interessante Dokument hier folgen:

»Ew. Königlichen Majestät nahen sich voll Ehrfurcht und Vertrauen mit uns, der Süderländischen Gebirge in der Grafschaft Mark Bewohner, in einer Lage, der ähnlich, darin sich einst unsere Voreltern an den großen Kurfürsten wandten. — Bei einer Wendung der Unterhandlungen des Westphälischen Friedens, war — so scheints — von Abtretungen und Vertauschungen die Rede, welche unser Gebirgsland mit betreffen sollte. Damals ertheilte der Unsterbliche unsern darüber bestürzten Voreltern (Cleve den 31. März 1647) das ehrende Zeugniß und die theuere Versicherung: »daß die Einwohner des Märkischen Süderlandes und deren Vorfahren, Seiner löblichen Vorfahren, der Herzoge von Cleve und Grafen von der Mark, erste und gehorsamste Unterthanen seit vielen hundert Jahren her gewesen wären. Darum sollten sie und ihre Nachkommen, von Ihm und seinen Nachfolgern nun und zu ewigen Zeiten weder abgetreten, noch verwechselt ꝛc. sondern immer und allezeit bei Seinem Hause im Besitze ihrer Rechte und Freiheit erhalten werden.

Es sind 700 Jahre her, da Graf Adolph I von Altena — Ew. Königl. Majestät von mütterlicher Seite Ahnherr — in unserem Gebirge, auf einem kleinen rauhen Erbtheil, aus der Nacht der Zeiten hervortrat. Seitdem haben unsere Berge unter keiner andern Hoheit und Herrschaft, als der seiner Nachkommenschaft gestanden. Diese ward durch Weisheit, Heldengeist, Gerechtigkeit und Glück,

im Mittelalter groß und mächtig. Unserer Vorfahren Arm und Muth war vor allen andern dabei wirksam. Dafür ist die Grafschaft Mark, dem Hause Graf Adolphs immer unter allen Seinen Besitzungen die liebste gewesen. — Es war auf dem Wege zu Thronen, als sein Mannsstamm im letzten Cleveschen Herzoge erlosch. Durch Schmeicheln und Drohen suchte das mächtige Östreich unsere Voreltern vom Blute Graf Adolphs abzulenken. Aber sie widerstanden und warfen sich frei, kühn und freudig, dem damals schwachen Hause Brandenburg in die Arme; denn es stammte aus dem angeborenen Fürsten-Geschlecht, und war unter allen Bewerbern der nächste, rechtmäßige Erbe. Schweigend übergehen wir die langen und schrecklichen Drangsale, welche deshalb unser Land von den Spaniern erduldet hat, und die Ludwig XIV ihm verursachte, weil es dem großen Kurfürsten und Seinem Sohne Friedrich I gehörte. Standhaft übernahmen sie unsere Vorfahren für ihr geliebtes Haus Brandenburg, mit dem sie stehen und fallen wollten. Ihr Geist und Sinn ist auf ihre Nachkommen — alle Bewohner der Grafschaft Mark — vererbt. Sie wären des Bluts der Väter nicht werth, die von denen stammten, welche Nord-Deutschlands Vormauer in den Römerkriegen waren, nicht werth des Bodens, den sie bewohnen, auf dem Hermann geschlagen, gesiegt und die Legionen vertilgt hat — wenn sie nicht dächten und fühlten, wie ihre Väter! — Wir verehren bewundernd die Wege des Ewigen, der uns durch unsere Voreltern vor zwei Jahrhunderten dem Hause Brandenburg zugeführt hat. Dadurch ist unser Land ein Theil

der Monarchie geworden, die durch eine Herrscher-Reihe, wie nie ein Volk sie hatte, von kleinen Anfängen, eine der ersten und ehrwürdigsten der Erde ward. Wir sind nie, wie andre Provinzen, von dieser Monarchie getrennt gewesen; sind nicht damals erst zu ihr gekommen, wie sie schon groß war. Wir waren mit die ersten und ältesten derselben, von Anfang und immer in der ehrenvollen, erhabenen Laufbahn. Wir dürfen uns gleicher Verdienste um das heilige Regentenhaus und das heilige Vaterland, wie irgend der edelste Theil des letztern, rühmen. Die Söhne unsers Landes waren in allen Kriegen des großen Königs an Seiner Seite; sie sind nie von den besten im Heere übertroffen worden. Ein großer, ehrwürdiger Theil von ihnen liegt begraben, auf jenen Schlachtfeldern, wo er Seine Siege — größere als die, mit denen manches glückverwöhnte Volk prahlt — errungen hat. Dafür ist Preußens Ruhm der unsrige; dadurch haben wir an des Vaterlands Selbstständigkeit und Glückseligkeit so gerechten und hohen Anspruch, als die Bewohner der Hauptstadt desselben; die Grafschaft Mark kann und wird so wenig je von der Monarchie getrennt werden, als eine der fünf Marken, darin jene liegt. Mit dieser Überzeugung, an die wir so fest, wie an unser Dasein glauben, leben und sterben wir. Für den größten Theil der Einwohner der Grafschaft Mark bedarf es, wie für uns, darüber keiner Versicherung. Aber wo sind in unsern verhängnißvollen Tagen — ähnlich denen, darin der große Kurfürst zu unsern Voreltern sprach — nicht Schwache, die an dem bange zweifeln, daran man immer freudig festhalten sollte? Wie

zu der Zeit des Westphälischen Friedens, spricht man von großen Veränderungen, die über Nord-Deutschland unterhandelt werden; von Abtretungen und Vertauschungen, die vorzüglich unserm Kreise bevorstünden. — Wir sind ruhig dabei! Denn wir wissen, das Wort, welches der große Kurfürst zu unsern Vätern gesprochen hat, gilt ewig! Das kann und wird keiner Seiner erhabenen Nachfolger zurücknehmen. Am allerwenigsten jetzt, da auf dem Preußischen Throne ein Monarch ist, der die Regierungs-Grundsätze Seines großen Ahnherrn und des großen Königs durchaus befolgt. Ein Monarch, der — wie Kurfürst Friedrich Wilhelm — die Grafschaft Mark kennt und liebt, — dessen erste und gehorsamste Unterthanen zu sein, unser edelster Stolz und höchstes Glück ist. — Dürfen wir ehrfurcht- und zutrauensvoll die Bitte wagen: »daß Ew. Königl. Majestät zur Beruhigung aller, die unter uns bekümmert sind, das heilige Wort des großen Kurfürsten von neuem der Grafschaft Mark verkündigen lassen.« War, da es zum ersten Mal, vor länger denn anderthalb Jahrhunderten, in ihr erscholl, ein allgemeiner Dank und Jubel; eben so groß und vielleicht noch größer wird jetzt in ihr die Freude sein.« (10. März 1806).

Als auf dieses Schreiben keine Antwort erfolgte, wandten sich die treuen Süderländer am 18. Mai mit einer wiederholten Bitte an den König und erhielten nun folgende Antwort:

»Ihr irret Euch nicht, wenn Ihr in Eurer Eingabe vom 18. v. M. annahmet, daß Eure, damit wieder eingereichte Vorstellung vom 10. März Mir nicht zugekommen

sei, weil Ich so kraftvolle und herzliche Äußerungen der Liebe und Treue Meiner braven Markaner nimmermehr unbeantwortet gelassen haben würde. Ich danke Euch für diesen neuen Beweis Eures unerschütterlichen Vertrauens, und bin dadurch eben so gerührt, als durch jene Äußerung selbst, die Ich doch nicht besser als durch Bestätigung der, von Meinem großen Ahnherrn, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Euch unterm 31. März 1647 ertheilten Zusicherung erwiedern kann: »daß die Einwohner der Grafschaft Mark, so wie sie und deren Vorfahren, Seiner löblichen Vorfahren, der Herzoge von Cleve und der Grafen von der Mark, erste und gehorsamste Unterthanen seit vielen Jahrhunderten her gewesen, von Ihm und Seinen Nachfolgern nun und zu ewigen Zeiten, und allezeit bei Seinem Hause, im Besitz ihrer Rechte und Freiheiten erhalten werden sollen.« Ich wiederhole diese Zusicherung um so freudiger, als Ihr und Eure Vorfahren in den seit dieser Zeit wieder verflossenen anderthalb Jahrhunderten dieselbe Treue, Standhaftigkeit und feste Anhänglichkeit unter den drohendsten Gefahren bewiesen habt, die Euren Voreltern jenes rühmliche Zeugniß Ihres Landesherrn, Euch selbst aber Meine Liebe und Mein Vertrauen in dem Grade verschaffen, daß Ich auch in den jetzigen Zeiten nie, wie auch nur einen Augenblick daran gedacht habe, Euer Schicksal von dem Meines Hauses zu trennen.« — —

In Berlin selbst gab sich die herrschende Stimmung ohne Rückhalt und öfters selbst höchst tumultuarisch kund. Das Schauspielhaus war, so oft ein kriegerisches Stück aufgeführt wurde, stets gedrängt voll und die versammelte

Menge ergriff mit Begeisterung jede Stelle, die eine Beziehung auf die Zeitumstände finden ließ. Als in der Jungfrau von Orleans die Worte gesprochen wurden:

> Für seinen König muß das Volk sich opfern rc.,
> Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
> Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

ertönte das ganze Haus von jubelndem Beifall. Hochgeachtete Schriftsteller griffen anregend in diese Stimmung ein, die öffentlichen Blätter brachten Kriegeslieder und befeuernde Aufsätze, und wo es nur sonst geschehen konnte, in Schriften und Reden, ward das Feuer geschürt. Mehr als das Alles aber fast noch wirkten die Angriffe, die in officiellen französischen Zeitungen auf Hardenberg, der für den Krieg gegen Frankreich stimmte, gemacht wurden. Die dort erhobenen Beschuldigungen zu widerlegen,* machte dieser Minister die Art seines Verfahrens in öffentlichen Blättern bekannt, worin er zugleich anzeigte, daß Minister Haugwitz den Wiener Traktat ohne Vorwissen des Königs abgeschlossen habe. Diese Aufklärung steigerte die herrschende Aufregung zur Wuth. Graf Haugwitz sah sich gröblichen Insulten ausgesetzt, während dem Minister Hardenberg, der übrigens sein Portefeuille wieder an Haugwitz abtrat (15. April), eine Ehrenmusik und ein jubelndes Lebehoch gebracht wurde.

Fast war der König der Einzige unter Allen, der ruhig und besonnen blieb, und die Verhältnisse richtig würdigend, Alles that, was in seinen Kräften stand, um die unab-

* Man machte ihm namentlich die Zusicherung zum Vorwurf, die er, im Widerspruche mit dem Wiener Traktat, an England gegeben.

wendbare Gefahr mit Ehren zu bestehen. Massenbach selbst sagt in seinen schonungslosen Memoiren, der König habe auch jetzt in den Wirrnissen klar gesehen, und fügt hinzu: »So oft ich mich diesem Monarchen nähern durfte, habe ich die Sprache der reinen Vernunft und des unumwölkten Urtheils zu bewundern Gelegenheit gehabt.« Und warlich, Massenbach ist weder ein bestochener, noch ein für den König partheiischer Zeuge. — Bereits im Januar war der Herzog von Braunschweig in Begleitung des Obristen v. Krusemark im Auftrage des Königs nach Petersburg gereist; Niemand zweifelte, daß er den Auftrag habe, für mögliche Fälle Verabredungen zu treffen. Das Heer stand gerüstet; gegen England und Schweden ward ein schonendes Verfahren geübt, das jeden Augenblick eine Versöhnung zuließ. So vorbereitet sah der König der Zukunft entgegen, immer noch friedliche Ausgleichung wünschend, aber für das Unausweichliche gerüstet.

Der äußerste Punkt schien durch die erzählten Übergriffe Frankreichs wenn nicht gekommen, doch sehr nahe. Endlich gab eine neue unerwartete Thatsache den Ausschlag. Frankreich hatte im April mit England Friedens-Unterhandlungen angeknüpft, und im August zeigte der Preußische Gesandte in Paris dem Könige an, er habe in Erfahrung gebracht, daß die Rückgabe von Hannover an den König von England die Grundlage der Unterhandlungen bilde. Solche Treulosigkeit schien unglaublich, aber sie ward bestätigt durch die officielle Erklärung, welche das Englische Ministerium nach Abbrechung der erwähnten Friedens-Unterhandlungen veröffentlichte. Ein so heim-

tückisches Verfahren war schlimmer, als die verübten Gewaltthätigkeiten. Jetzt war keine Wahl mehr, wenigstens dann nicht, wenn nicht von Napoleons Seite eine so hinreichende Genugthuung gegeben ward, daß dadurch der Rache-Ruf der verletzten National-Ehre gestillt werden konnte. Dies war, das konnte sich Niemand verhehlen, unwahrscheinlich, aber dennoch möglich. Der König, immer ruhig und genau erwägend, erfaßte beide Seiten dieser Alternative: er rüstete sich zum Kriege, während er gleichzeitig nicht aufhörte zu unterhandeln. Nach allen Gegenden des Reichs wurden Kourire entsendet, die Armee ward vollständig bewaffnet und rückte nach der Elbe vor. Mit dem König von Schweden kam rasch eine Ausgleichung zu Stande; die Preußen verließen das Lauenburgische, und der eigensinnige Gustav IV gab, da er seinen hartnäckig behaupteten Willen durchgesetzt sah, die Ostsee-Häfen sofort frei, und als nächste Folge hiervon erklärte auch England sich zur Aussöhnung bereit und hob die Sperrung der Elbe auf. Nicht minder wurden mit Sachsen und Hessen Unterhandlungen angeknüpft, und beide Staaten zeigten, wenn auch nicht unbedingt, sich zur Allianz bereit; der Kurfürst von Sachsen verlangte nur, daß Dresden gedeckt und nicht als Festung angesehen werde, und Hessen wollte so lange vom Kampfe sich fern halten, als Napoleon Hessens Neutralität respektirte. — Gleichzeitig setzte der König, um die Mittel des Staats, dem Bedürfniß entsprechend zu mehren, ohne daß dem Volke neue Lasten aufgebürdet würden, für 5 Mill. Thaler Tresorscheine in Umlauf, nahm außerdem in Danzig, Kassel und bei der Fränkischen

Bank-Anleihen auf, und überließ die Beisteuer dessen, was noch fehlte, dem freien Willen der Hingebung und des Patriotismus. — So für die Wahrscheinlichkeit sich rüstend, sah der König, wie gesagt, auch dem Möglichen vor. — Lucchesini ward von Paris abgerufen und General von Knobelsdorf zu neuen Unterhandlungen dorthin gesendet.

Das häusliche Leben des Königs, schon so vielfach getrübt durch die anstürmenden Begebenheiten, ward während dieser Zeit auch noch von andern Unfällen heimgesucht, welche die schweren Prüfungen, die das Schicksal über das treffliche Königspaar verhängt hatte, noch vermehrten. Der jüngste Prinz, kaum anderthalb Jahr alt, starb am 1. April, und dieses traurige Ereigniß übte auf die Gesundheit der Königin, deren Herz jetzt ohnedies so vielfachen schmerzlichen Angriffen ausgesetzt war, einen höchst nachtheiligen Einfluß. Dies ward die Veranlassung, daß sie auch in diesem Jahr wieder eine Brunnen-Kur gebrauchte, zu welchem Behufe sie sich im Juni nach Pyrmont begab, von wo sie zu Anfang des Monats August nach Berlin zurückkehrte. Bei ihrem ersten Erscheinen im Theater tönte tausendstimmiger Jubel ihr entgegen, und in der innigen Freude, die sie darüber empfand, ahnte sie nicht, daß sie wenige Monate später, wieder in die Hauptstadt zurückkehrend, durch den Schrei der Verzweiflung werde bewillkommnet werden.

X.

K r i e g.



Dreißigstes Kapitel.

Unglück.

Wir beginnen diesen Abschnitt mit jener schmerzlich-beklemmenden Empfindung, welche so natürlich ist, da wir im Begriff sind, das maaßlose Unglück des Königs und des Vaterlandes zu beschreiben, und obwohl der ruhmvolle Glanz, mit welchem Beide aus der schweren Prüfung hervorgegangen sind, uns erhebt und begeistert, so können wir doch den wehmüthigen Schmerz nicht unterdrücken, darüber daß es nach dem Rathschlusse Gottes nothwendig gewesen ist, daß König und Vaterland, die wir so innig lieben, so schwer haben leiden müssen. Was uns aber am mächtigsten erschüttert, am tiefsten beugt, ist die verletzende Demüthigung, welche an jenes Unglück sich geknüpft hat. Nicht jedoch, als ob wir den Verlust der Schlachten und selbst deren fast unnatürliche politische Folgen als eine Demüthigung betrachten! Welche Armee ist nicht einmal geschlagen worden! Je unerwarteter, je vollständiger aber die Niederlagen bei Jena und Auerstädt gewesen, je unbegreiflicher die militärischen Akte die darauf folgten, je widernatürlicher, (wir wiederholen diesen Ausdruck,) die politischen Resultate einer einzigen verlorenen Schlacht sich herausstellen, desto

weniger sind wir berechtigt, das Unglück solchen Umständen zuzuschreiben, welche in der Regel solche Resultate herbeiführen. Wer wagt es wohl zu behaupten, daß Preußens König so nachlässig, seine Räthe so schlecht, sein Staat so zerrüttet, sein Heer so feige, sein Volk so demoralisirt gewesen sei, daß daraus sich das Unglaubliche als natürliches und nothwendiges Resultat herleiten ließe. Nicht der frechste Verläumder, nicht der herzloseste Spötter hat die Stirn dazu. Man hat Anschuldigungen erhoben, aber selbst in dem Umfange, in welchem man sie aufstellte, waren sie nicht hinreichend, das Unerklärliche zu erklären. Nun aber hat die unpartheiischste Widerlegung erwiesen, daß selbst jene Beschuldigungen in vielen Stücken unwahr, in vielen übertrieben gewesen seien.* — Umsonst hat sich selbst die ruhige wissenschaftliche Forschung bemüht, genügende Gründe aufzufinden, durch welche jene Ereignisse in historisches Reih und Glied mit dem Erfahrungsmäßigen zu bringen wären. Aber auch die Geschichtsschreiber haben Unzureichendes geliefert, oder das Fehlende durch Combinationen ergänzt, die keinen andern Halt haben, als die Subjektivitat ihrer Schöpfer. Viele scheuen sich zu sagen: »Wir wissen es nicht!« und Alle scheuen den Knoten durch den Ausspruch zu zerhauen: »Es war ein Verhängniß Gottes.« Wir aber sagen: es war ein Verhängniß, — und fürchten nicht das Lächeln des Spötters; wir fürchten es um so weniger, als selbst

---

*Siehe besonders den: Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge im Jahre 1806. 2te Aufl.

die Ankläger, wo sie mit ihrer Beschuldigung nicht ausreichen, an jene homerischen Helden erinnern, über welche, wie der Dichter sagt, Bangen und Schrecken gekommen sei und ihre Sinne verwirrt habe. Das ist dasselbe, was wir sagen. Es war ein Unglück, das Gott als Prüfung über den guten König, über das gute Vaterland verhing. Im Einzelnen mag Schwäche, bei Einzelnen Feigheit und Verrath obgewaltet haben, im Ganzen aber herrschte Kraft, Muth und Treue, zumal als das Heer auszog. — Was wir daher als Demüthigung bezeichneten, ist nicht das Unglück, das uns getroffen hat, sondern das, daß schamlose Ankläger, freche, feige Verläumder sich aus der Mitte der Nation dann erhoben, als das Unglück fast vernichtend auf ihr lastete. Auch dieser Auswürflinge waren allerdings nur Wenige, nur Einzelne, sie tragen ihr Brandmahl allein, und die Schmach desselben prallt nicht auf die Nation, auch nicht auf einen kleinen Theil derselben zurück. Dennoch drückt es uns, wie eine Demüthigung, daß im Vaterland Solche gelebt haben, die über sein Unglück Hohn rufen konnten. Doch es giebt kein Unglück, dem nicht die Schmach mit widerlicher Vertraulichkeit sich anheftete. Heil dem Vaterlande, welches, wie es sollte, das Unglück mit Muth, und die Verläumdung mit Verachtung ertragen, und mit dem Glanze eines unsterblichen Ruhms die Verläumder in ewige Nacht gestoßen hat.

Wir gehen nunmehr zu der Darstellung der Begebenheiten selbst über. Napoleons Politik gegen Preußen war zweideutig geworden. Man hat sich Mühe gegeben, die Gründe dieser plötzlichen Änderung aufzu-

suchen und hat diese bald darin finden wollen, daß Preußen den Wiener Traktat nicht unbedingt angenommen, bald darin, daß Napoleon die langbewahrte Achtung vor dem Preußischen Kabinet verloren, weil dasselbe in seinen Maaßregeln sich so wenig kräftig gezeigt habe. Die Einen wollen also, Preußen hätte sich unbedingt in den Willen Napoleons fügen sollen, während die Andern, in direktem Widerspruche, der Meinung sind, Preußen habe nicht genug Energie und Selbstständigkeit gezeigt. Eine ruhige Prüfung der geschichtlichen Thatsachen widerlegt beide Meinungen. Mehr hat die Behauptung für sich, daß Napoleon von dem Abschlusse des Potsdamer Traktats vom 3ten Novbr. unterrichtet worden sei. Außer diesem Umstande vergißt man jedoch ein anderes Moment in Anschlag zu bringen, wir meinen die Despotenlaune Napoleons. So viel ist gewiß, daß er seit dem Beginn des Jahres 1806 ein verdecktes Spiel gegen Preußen spielte. Es ist gewiß, daß er an England Hannover, an Rußland das Königreich Polen und an Östreich das Preußische Herzogthum Schlesien als Tauschpreise für eigne Vortheile darbot. Am 7. August erhielt der König die Nachricht hiervon durch seinen Gesandten Lucchesini aus Paris. Gleich zwei Tage darauf erging der Befehl, daß die Armee auf den Kriegsfuß gebracht und concentrirt und die Festungen Hameln, Erfurt 2c. in Vertheidigungs-Zustand gesetzt werden sollten. Um eben diese Zeit übernahm General Rüchel das Kommando der Hannöverschen Besatzungs-Truppen, nachdem der Minister General Schulenburg dasselbe niedergelegt hatte. Der König versammelte alle Generale

von Ruf, den Herzog von Braunschweig an der Spitze, um seine Person, um über das, was zunächst geschehen sollte, zu berathen. Am 23. August brach die Schlesische Armee unter dem Fürsten Hohenlohe auf und hatte am 18. Sept. die Elbe überschritten. Schon dieser Marsch war indeß durch mehrfache Gegenbefehle verzögert worden; auch kam erst am 24sten wieder die Ordre, bis Chemnitz vorzurücken. Diese Umstände zeugen bereits von der Unschlüssigkeit, in welcher man schwebte; leider aber war sie die Folge einer Meinungs-Verschiedenheit der obersten Feldherren und darum nur um so schlimmer. — Unterdessen war auch das westliche Heer, aus den Hannöverschen und Westphälischen Truppen gebildet, unter Rüchel und Blüchęr vorgerückt und nicht minder das Mittelheer, gebildet aus den Truppen im Magdeburgischen, Halberstädtschen des Saalkreises und der Mittelmark, und dem Kommando des Herzogs von Braunschweig, des Feldmarschalls Möllendorf und des Königs selbst untergeben. Zu Ende des August waren auch die Garnisonen von Berlin und Potsdam ausgerückt, um sich zur Armee zu begeben. Unter den Generalen herrschte bereits jetzt eine Mißstimmung, die angeblich durch das langsame Vorrücken der Armee veranlaßt war, viel mehr aber wohl in einer gegenseitigen Eifersucht ihren Grund hatte. Hohenlohe und Rüche- waren nur darin einig, daß sie dem Herzog von Braunl schweig den Oberbefehl mißgönnten. Jeder von ihnen mochte ihn selber haben, Jeder den Krieg nach eignem Plane führen und, wenn man anders ihren entschiedenen Anhängern glauben darf, den Krieg sofort und ungestüm

beginnen. In wiefern dies räthlich gewesen wäre, zumal da in Paris noch fortwährend Unterhandlungen gepflogen wurden, soll hier nicht entschieden werden. Daß aber die unverholene und vielleicht absichtlich zur Schau getragene Stimmung der Ober-Generale niederschlagend auf die Truppen wirken mußte, ist außer Zweifel. Auch ist nicht zu übersehen, daß, wie viele Zögerungen auch das Vorrücken der Armee erfahren hatte, dieselbe doch gegen Ende Septembers weit genug vorgedrungen war, daß von dieser Seite kein Vorwurf erhoben werden konnte. Das Hauptheer war bis Naumburg, Rüchel bis Göltingen vorgegangen und Hohenlohe stand im Erzgebirge, vier Tagemärsche vom Baireuthschen; die Reserve unter dem Herzog Eugen von Würtemberg stand am linken Elbufer. Jetzt aber fand die Unzufriedenheit neue Nahrung in dem Operations-Plan, welchen der Herzog von Braunschweig dem Könige am 25. Septbr. vorgelegt hatte. Nach demselben sollte Hohenlohe über Gera und Schleitz nach Jena vorrücken, von da links gegen das Thüringer Gebirge schwenken und über dasselbe in Franken hinabsteigen. Tauenzien, bei Hof postirt, sollte Verstärkungen erhalten, um die Päſſe bei Saalburg und Adorf zu decken, wogegen Rüchel sich auf Eisenach ziehen und solchergestalt zum Schein Fulda bedrohen sollte. Der Herzog selbst wollte den Thüringer Wald mit seiner, in drei Corps getheilten Armee, passiren. Mit unverholenem Murren fügte sich Hohenlohe diesem Befehl und nahm sein Hauptquartier in Jena (am 2. Octbr.).

Der König selbst hatte in Begleitung der Königin am 23. Septbr. Potsdam verlassen und sich über Magdeburg

und Halle nach Naumburg in das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig begeben, woselbst er auch mit dem Kurfürsten von Hessen eine Unterredung hatte, (am 3. Oct.) und Tags darauf sein Hauptquartier nach Erfurt verlegte, während jedoch die Königin, von einer Krankheit befallen, genöthigt war, in Naumburg zurückzubleiben, von wo sie sich erst später über Weimar nach Erfurt zu ihrem Gemahl begeben konnte.

Unterdeß war Napoleon nicht müßig gewesen, ja er hatte sogar bereits eher als der König Truppen-Bewegungen begonnen, denn schon um die Mitte Juni's rückte das Lefebresche Corps nach dem Neckar, nach Augsburg und Baiern vor, während gleichzeitig mehrere Regimenter aus dem Mergentheimschen gegen die sächsische Grenze marschirten. Als aber nun die Preußen in Sachsen einrückten, brachen sofort die Französischen Truppen aus Franken und Schwaben auf, die Garden eilten von Paris auf Wagen und andere Truppen aus dem Innern Frankreichs in Eilmärschen nach den Gränzen (12. Septbr.). Acht Tage später wurde der Rheinbund aufgefordert seine Kontignente gegen Preußen zu stellen und zugleich brach Oudinot aus Neufchatel nach Mainz auf. Sämmtliche Truppen aus dem Lager bei Medon rückten gegen den Rhein vor und das Lefebresche Corps gegen Schweinfurth, während das Hauptquartier von Ulm nach Würzburg verlegt ward und Wesel einen Französischen General zum Kommandanten erhielt. Napoleon selbst reiste um diese Zeit von St. Cloud ab und begab sich nach Mainz und einige Tage später nach Würzburg (2. October),

während fast die ganze Französische Armee bei Nürnberg, Bamberg, Schweinfurth und Hammelburg im Vorrücken begriffen war. Schon in Mainz hatte Napoleon den Großherzog von Hessen-Darmstadt auf seine Seite gezogen und ein Gleiches geschah in Würzburg mit dem König von Würtenberg, der ihn daselbst aufsuchte. In Würzburg empfing Napoleon auch das Ultimatum des Königs von Preußen, welches General Knobelsdorf dem Französischen Ministerium zu Paris übergeben, und von wo es dem Kaiser nachgeschickt worden war. Sein wesentlicher Inhalt ist folgender: »Der König erwartet von der Billigkeit Napoleons, daß die Französischen Truppen ohne Ausnahme sogleich zurückkehren und den Marsch mit dem Tage antreten werden, an welchem der König sich die Antwort des Kaisers verspricht, da ihr augenblicklicher und vollständiger Rückzug das einzige Sicherheits-Unterpfand ist, das der König annehmen kann; daß von Seiten Frankreichs der Bildung des Nordischen Bundes, der alle in der Fundamental-Akte der rheinischen Konföderation nicht genannten Staaten ohne Ausnahme in sich begreift, kein Hinderniß in den Weg gelegt werde; daß die Absonderung Wesels von dem Französischen Reich und die Wiederbesetzung der drei Abteien durch Preußische Truppen die Präliminar-Grundlagen einer zu eröffnenden Unterhandlung über die Bestimmung der noch streitigen Interessen seien; — daß die Antwort am 8ten Octbr. im Hauptquartier des Königs eintreffe.« Der Inhalt dieser Note läßt allerdings vermuthen, daß sie nur der Form wegen erlassen worden, da man von Napoleon eine Nachgiebigkeit bis zu diesem Grade unmöglich erwarten

konnte. Napoleon seinerseits gab sich das Ansehn, als ob er von Preußen hintergangen und zum Kampf gereizt worden sei. In der Proklamation an sein Heer sprach er fast mit Bedauern von der Nothwendigkeit des Kampfes, in dem Augenblick, wo er im Begriff gewesen wäre, sie nach Frankreich zurückzuführen; ein Gleiches sprach er in seinem Briefe an den Senat aus.

Unterdeß hatte der König am 5. Octbr. zu Erfurth einen großen Kriegsrath gehalten, in welchem außer den kommandirenden Generalen und mehreren General-Staabs-Offizieren (unter ihnen die Obersten v. Kleist, Massenbach und Scharnhorst) auch der Minister Haugwitz und der Marquis Lucchesini zugegen waren. Massenbach, indem er von dieser Konferenz spricht, sagt, der Herzog von Braunschweig habe in seinem ganzen Wesen das Gepräge einer großen Abspannung getragen, daß man bei seinem Anblick erschrecken mochte. Ist dieses wahr, so ist es schlimm, aber fast schlimmer noch, wenn es nicht wahr ist, da nimmer Gutes entstehen kann, wenn der Oberfeldherr mit solchen Augen angesehen wird. Intrigue und Eifersucht trieben ihr arges Spiel selbst in diesen Berathungen. Zu früheren Besprechungen war Fürst Hohenlohe nicht hinzugezogen worden, und bei der jetzigen Konferenz fehlte wieder General Kalkreuth. — Der Gegenstand der Berathung war zunächst, ob man offensiv oder defensiv zu Werke gehen sollte. »Von allen, die da sprachen, sagt Massenbach, sprach keiner besser als der König; er drückte sich mit großer Deutlichkeit und Energie aus.« Die Meinungs-Verschiedenheit in Betreff der nächsten

Operationen drehte sich hier zunächst darum, ob Napoleon angreifen werde oder nicht. Der Herzog meinte, er werde es nicht thun, sondern eine Defensiv-Stellung in Franken annehmen. Dieser Annahme stimmte Lucchesini bei, indem er sagte: »Napoleons Politik verbiete ihm den Angriff zu machen, da er nicht als Aggressor erscheinen dürfe.« Auf diese Worte hat man in der Folge großes Gewicht gelegt, als ob sie allein über den Operations-Plan entschieden und dessen Resultate herbeigeführt hätten; allein durch diese Behauptungen schimmert nur zu deutlich die Eifersucht über die Befugniß, die ein »Diplomatiker« erhalten hatte, im Kriegsrathe mitzusprechen. Man beschloß endlich, daß General Rüchel sich zwischen Eisenach und Langensalza, die Hauptarmee auf den Höhen von Bienstädt, und die Hohenlohische Armee bei Hochdorf versammeln sollte. Während Rüchel und der Herzog diesem Plane ihren Beifall gaben, waren Hohenlohe und Möllendorf höchlich unzufrieden mit demselben. Über einen Vorschlag des Herzogs zu einer großen Recognoscirung der feindlichen Armee einigte man sich erst nach wiederholter Besprechung am folgenden Tage und legte nun den ganzen Plan dem Könige vor; er billigte den Hauptplan, verwarf aber die Recognoscirung. Diese war von Massenbach vorgeschlagen und von sämmtlichen Generalen gebilligt worden, dennoch nennt sie der Verfasser des »Berichts eines Augenzeugen von dem Feldzuge des Jahres 1806« eine tolle Idee, an deren Ausführung der Herzog als erfahrner Militär gewiß nicht gedacht, vielmehr nur die Versammelten habe täuschen wollen.

Die hier angezogene Stelle (Thl. I. S. 66. Anmerkung) lautet folgendermaßen: »Der König verwarf die Recognoscirung, welche der Herzog, der an der Idee, daß der Krieg mit Frankreich nicht zum Ausbruch kommen werde und kommen dürfe, hing, blos in der Absicht vorgeschlagen hatte, 8 oder 14 Tage Zeit zu gewinnen, und sie mit Anordnungen auszufüllen, welche den Verdacht der Unthätigkeit von ihm abwälzten, ohne daß während derselben Schritte gethan würden, die eine gütliche Beilegung der Angelegenheiten zwischen Frankreich und Preußen unmöglich machen durften. Der Herzog war zu erfahrner Militär, um eine solche tolle Idee, wie eine Recognoscirung auf 12 Meilen, als eine militärische Maaßregel vorzuschlagen. Er hatte sich aber genug in der Gewalt, um sie dafür auszugeben, und eine Versammlung zu täuschen, die nicht an Widerspruch gewöhnt war. (?) Der Obrist Massenbach widersprach mit Freimüthigkeit; der durch seine Loyauté, seine Tapferkeit und Entschlossenheit bekannte Fürst Hohenlohe, unterstützte den Obristen, aber sie wurden überstimmt.« Diese letztere Behauptung ist jedoch durchaus falsch. Massenbach (in seinen historischen Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des Preußischen Staats Thl. II. S. 74.) sagt: »Auch über die Rekognoscirung der feindlichen Stellung hinter der Fränkischen Saale wurde noch viel gesprochen, und eine sehr ausgedehnte Disposition entworfen. Der Herzog begünstigte jetzt die Recognoscirung, obgleich er dem Fürsten Hohenlohe, der viele Truppen darauf verwenden wollte, die Hände band. Es war nur darum zu thun, die Recognoscirung genehmigt

zu sehen. Alles Andere fand sich von selbst. Ich bat nur um wenige Truppen, und wußte wohl, daß die Umstände erheischen würden, die bewilligte Anzahl zu vermehren, und nach den eingetretenen Umständen handeln zu müssen. — Voll froher Hoffnungen war ich, als ich selbst den Herzog jetzt für die Recognoscirung gestimmt fand..... Aber der König verwarf die Recognoscirung..... Ich war in Verzweiflung, nun kannt' ich keine Hülfsmittel mehr.« Dieser sonderbare Widerspruch thut der Zuverlässigkeit der beiden angeführten Werke nicht geringen Eintrag. Ohne entscheiden zu wollen, was an der Recognoscirung selber, die der eine Schriftsteller eine Tollheit, der andre das letzte Hülfsmittel nennt, Gutes oder Schlechtes gewesen, zeigt uns diese Thatsache doch, wie selbstthätig der König bei den Operationen gewesen, und wie er sehr wohl Zeit und Umstände erkannte, wo er seinen Einsichten und seiner Überzeugung den gebührenden Vorzug angedeihen lassen mußte.

Während die Generale des Königs in Erfurth beriethen, wenn man das eifersüchtige Beharren auf eigner Meinung »berathen« nennen kann, rückten die Franzosen unter Soult rasch durch das Baireuthsche vor und warfen sich auf das kleine Corps unter Tauenzien bei Hof (7. Oct.), wodurch dieser General gezwungen wurde, sich nach Schleiz und von hier, wo Mürat ihn angriff (9. Octbr.), mit seinen ermatteten und bereits muthlos gewordenen Soldaten auf der Straße von Auma nach Mittel-Pölnitz auf das Sächsische Corps unter Zeschwitz zurückzuziehen. Sein Verust an Soldaten war gering, aber seine Soldaten

hatten den letzten Rest von Vertrauen verloren, die reichen Magazine in Hof waren in die Hände des Feindes gefallen und die Straße nach Sachsen stand demselben offen.

Während dies vorging, befand sich der Fürst* in Erfurt und überließ den Prinzen Louis, seinen Stellvertreter im Hauptquartier zu Jena, der ganzen Rathlosigkeit, die aus der Unkenntniß der Beschlüsse nothwendig hervorging. Kaum war aber der Fürst mit den zu Erfurt gefaßten Beschlüssen in Jena angekommen, als vom Königlichen Hauptquartier, wo am 8ten die Kunde von den unerwarteten feindlichen Operationen anlangte, neue Verhaltungs-Befehle nach Jena gelangten, die der Fürst für eben so unheilbringend als die früheren hielt. Der Herzog befahl dem Fürsten, sich am folgenden Tage bei Hochdorf zu sammeln und dann nach den Saalübergängen vorzurücken; das Mittelheer sollte bis Kranichfeld ꝛc. vorgehen und das Königliche Hauptquartier von Erfurt nach Blankenheim verlegt werden; der Herzog von Weimar detaschirte ein Corps nach dem Main und der Fränkischen Saale und ging selbst mit dem Vortrab nach Meiningen; Rüchel endlich rückte, in Eisenach Besatzung lassend, nach Erfurt vor. Auf des Fürsten Vorschlag befahl der Herzog nächstdem, daß Herzog Eugen zur Deckung Dresdens sich die Elbe hinaufziehe, so wie Tauenzien zu gleichem Zweck auf Dresden zurückgehen sollte.

Prinz Louis Ferdinand, dieser junge heldenmüthige

*Der Kürze wegen werden wir künftig stets nur: der Herzog (von Braunschweig), der Fürst (von Hohenlohe) und Eugen (Herzog von Würtemberg) sagen.

nur allzuungestüme General, hatte das Kommando der Avantgarde erhalten. Auch diese Maaßregel ist getadelt worden, denn es schien höchst bedenklich, dem Heldenfeuer des Prinzen ein Kommando anzuvertrauen, das mehr, als jedes andere, Besonnenheit und Zurückhaltung erforderte. Der Fürst, als Oberbefehlshaber des Prinzen, schärfte demselben unablässig die Regeln der Ruhe und Vorsicht ein und gab namentlich jetzt ihm den gemessenen Befehl, sich nicht von Rudolstadt, wo der Prinz mit der Avantgarde stand, zu entfernen, unter keinen Umständen einen Angriff zu wagen, und wenn Er angegriffen würde, auf Orlamünde sich zurückzuziehen.

Der Fürst selbst traf Maaßregeln, den Befehlen des Herzogs nachzukommen, doch in einer Weise, daß er seine eignen Pläne dabei eben so sehr förderte als die des Herzogs.* Beide falsch, da die noch unbekannten Ereignisse beim Tauenzienschen Corps nicht in Anschlag gebracht waren, erlitten überdies beide Pläne durch das, was bei Saalfeld vorfiel, eine entscheidende Störung.

Prinz Louis, von seinem Feuermuth durchglüht,

---

*„In der That kann es keinem aufmerksamen Leser der beiden Werke („Bericht eines Augenzeugen“ und „Massenbach“) entgehen, daß der Fürst, sogar nach erneutem Befehl immer fort seine Ansichten verfolgte und zur Ausführung des ihm mitgetheilten Entwurfs lauter halbe und unvollständige Maaßregeln ergriff.“ Manso Geschichte des Preußischen Staats 2, 143. — — Es ist fast evident, daß man fortwährend intriguirte, den Herzog vom Ober-Kommando zu entfernen; darum lag man den König so dringend an, sich zum Hohenloheschen Corps zu begeben. (Augenz. 1, 84). Nicht um dem Könige zu gehorchen, sondern um ihn zu beherrschen, wollte man ihn in der Nähe haben.

wünschte nichts sehnlicher, als daß die kommandirenden Generale die Offensive ergreifen möchten. Noch am 8ten Oktober schrieb er an den Fürsten: »Möchten wir doch bald, dem alten Preußischen Systeme getreu, zu einer kraftvollen Offensive übergehen, die dem Geist der Zeit, der Armee, der Anführer und dem Drange der Umstände um so angemessener ist, als sich die Streitkräfte unseres Feindes stets vermehren werden, und jedes Zaudern unsererseits nur unsere Mittel paralysiren, und die öffentliche Meinung und bereitwillige Alliirte entziehen wird.« — Solchen Ansichten hingegeben, nahm der Prinz, trotz wiederholter Abmahnung, die erste Gelegenheit zum Kampfe freudig wahr. — Marschall Lannes war über Koburg und Gräfenthal vorgerückt und drängte in der Nacht zum 10. Octbr. die Vorposten jenseits Saalfeld zurück. Über die Stärke des Feindes, die ein Gefangener für die Avantgarde des Lefebreschen Corps ausgab, getäuscht, beschloß der Prinz mit seinen 6,000 Mann den Kampf zu wagen. Der Muth seiner Mannschaften rechtfertigte sein Vertrauen; öfters zwar weichend, dem Ruf ihres heldenmüthigen Führers aber stets wieder gehorchend und sich sammelnd, fochten sie von 10 Uhr Vormittags bis gegen 3 Uhr Nachmittags gegen ungeheure Übermacht, die während des Kampfes aus dem Gehölze sich entwickelte. Der Prinz selbst sah bald die Nothwendigkeit des Rückzuges ein und begann denselben anzuordnen; doch schon war es zu spät. Die feindliche Kavallerie überflügelte die Kämpfenden, und die Fliehenden mußten sich durch die Saale und Schwarza retten. 30 Stück Geschütz, die Bagagewagen,

die Zelter und die Magazine zu Saalfeld fielen in die Hände des Feindes. Der unglückliche Prinz erlebte noch den Ausgang des Kampfes. Falsch aber ist es, daß er den Tod gesucht habe. Die nähern Umstände des traurigen Ereignisses selbst widerlegen jene Behauptung. Als die Truppen bereits um den Rückzug kämpften, ward die feindliche Kavallerie einen Augenblick durch ein lebhaftes Feuer in Unordnung gebracht. Diesen Umstand benutzend, setzte sich der Prinz an die Spitze von 5 Schwadronen sächsischer Husaren, um sich ungestüm auf die linke Flanke der feindlichen Kavallerie zu werfen. Dieser, ohne vorherige Anordnung unternommene Angriff, scheiterte jedoch an der feindlichen Übermacht, die Husaren wendeten sich zur Flucht und rissen auf derselben die noch Stand haltende Kavallerie mit fort, wüthend verfolgt von den französischen Husaren. Die Verwirrung der Flucht ward noch vermehrt durch das von mehreren Hohlwegen durchschnittene Terrain. Vergebens versuchte der Prinz, die Fliehenden zum Stehen zu bringen; als er aber alle seine Mühe fruchtlos sah, dachte er darauf, sich selbst zu retten, und suchte, mit dem Federhut seinen Ordensstern bedeckend, sich dem Getümmel zu entreißen. Schon war er dem Ziele nahe, als sein Pferd bei dem Sprunge über einen Zaun stürzte. In diesem Augenblick holte ein französischer Marechal de Logis, Namens Guindey, den Prinzen ein und versetzte ihm einen tiefen Hieb in den Hinterkopf, indem er ihn gleichzeitig aufforderte, sich zu ergeben. Als der Prinz mit einem Säbelhieb antwortet, giebt Guindey ihm einen tödtlichen Stich in die Brust, daß er besinnungslos vom

Pferde sinkt. Zwei Adjudanten des Prinzen, der Hauptmann Valentini und der Lieutenannt Nostiz, unterstützten den Leichnam und bemühten sich mit Hülfe eines Husaren, die theuren Reste dem Feinde zu entreißen. Doch die andringende Übermacht desselben machte es ihnen unmöglich; sie eilten zu den Truppen, während ein Haufe feindlicher Husaren mit wildem Geschrei über den Leichnam hinstürzt und mit den Schwertern ihn zerfetzt. — Eine Stelle in dem hohlen Wege, dicht am Eingange von Wöhlsdorf, wird als der Ort bezeichnet, wo der Prinz den Geist aufgegeben. Sein Leichnam, bis aufs Hemde entkleidet und in ein Laken gewickelt, ward am Abend unter dem Schalle der Musik und im Triumph durch die Straßen getragen. Ein junger Arzt, der ihn auf eigne Kosten einbalsamirte, zählte 13 Hieb- und Stichwunden, wovon die beiden in Hinterkopf und Brust tödtlich waren. In der Stadtkirche zu Saalfeld ward der verblichene Held zur Gruft bestattet und ruhte daselbst bis er im März 1811 von dort abgeholt und in der Domkirche zu Berlin beigesetzt ward.

Der unglückliche König hatte unterdeß Tags vorher aus Erfurt ein längst erwartetes Manifest gegen Frankreich und einen Aufruf an sein Heer erlassen. Das erstgenannte Dokument ist, wie Alles, was damals geschah, bitter getadelt worden. Als Verfasser desselben wird der Geheime-Rath Lombard genannt, der es jedoch selbst so scharf tadelt,* daß jene Angabe kaum glaublich erscheint.

* Materialien ꝛc. S. 210. Nach dem Franz. Tagesber. ist Gentz der Verf.

Wir haben dies Manifest vor uns; (Vossische Zeitung vom 16. Octbr. 1806). Der König, das sieht man auf den ersten Blick, hat es nicht abgefaßt, wohl aber scheint es, als ob er die Idee desselben festgestellt habe. Wir sagen dies, und zwar zu seinem Lobe. Das Manifest hat das Ansehen einer geschichtlichen Darstellung, es ist offen, unpartheiisch und wahr. Unumwunden bekennt es die bisher gegen Frankreich und Napoleon befolgte Politik und bezeichnet diese offen und ehrlich als eine nachgiebige. Diese Offenheit ist vielleicht der Hauptfehler des Dokuments; aber der König sprach zu seinem Volk und zu Europa, und der König war nicht fähig, eine Lüge zu sagen. Wir finden nirgend eine Spur von Schönrednerei oder bitterer Leidenschaftlichkeit. Napoleons Gewalthaberei wird durch Thatsachen, die aller Welt ohnedies bekannt waren, dargelegt; sollte das der König nicht gedurft haben, der die Maaßregeln seiner eignen Politik schonungslos aufdeckte? Heißt es doch auch in dem Manifest: »Preußen schätze die tapfere französische Nation.... und ließ dem Genie ihres Oberhaupts Gerechtigkeit widerfahren!« — Wir wiederholen es, wenn das Manifest einen Fehler hat, so ist es der der Wahrheit und Ehrlichkeit. Aber der König bezeichnet selbst seine Politik als »basirt auf Rechtlichkeit, die noch an Pflichten hängt und an Verheißungen glaubt,« Napoleons Politik aber, als eine, »die Alles will, was sie kann.« Die erschöpfendste Kritik des Manifestes ist diejenige, welche es als ein Dokument bezeichnet, das als geschichtliche Quelle dienen kann; denn es ist durch und durch Wahrheit. — Dem sei indeß, wie

ihm wolle, so gehört in der That eine sonderbare Verblendung dazu, dem Dokument selbst irgend einen Einfluß auf den Fortgang und die Resultate des Krieges zuzuschreiben. Man sagt, das Manifest habe Napoleon beleidigt. Wie? Sollte man den Muth haben, die Waffen gegen Napoleon zu ergreifen, und nicht den Muth, ihm die Ursachen davon zu sagen? Das wäre eine merkwürdige Logik. Andere Fürsten haben Napoleon viel weniger gesagt, und er ist noch schlimmer mit ihnen verfahren. Das Manifest hat den Tilsiter Frieden nicht diktirt, und Napoleon würde, ohne persönliche Verletzung, in der Hülflosigkeit des Königs die Motive gefunden haben, ihn zu berauben.

Kehren wir indeß zur Geschichte zurück. Die Mißstimmung, die unter den Preußischen Obergeneralen herrschte, hatte nicht nur die Bewegung der Armee gehemmt und verzögert, sondern auch den Franzosen Zeit und Mittel gelassen, in zwei Corps an beiden Saalufern heraufzurücken. Der Herzog, vielleicht die Eifersucht seiner Mitgenerale durchschauend und deshalb voll Mißtrauen gegen sie, hatte nicht nur ihren Rathschlägen, sondern selbst ihren Berichten über wirkliche Thatsachen ein verschlossenes Ohr gezeigt. General Eyssenhardt erzählt in seinen Memoiren,*

*Wir haben sie handschriftlich vor uns und verdanken sie der Güte des Herrn Majors Blesson, dem wir für das warme und werkthätige Interesse, das er unserer Arbeit zu Theil werden läßt, nicht lebhaft genug danken können. Möchten doch Viele, nicht aus Wohlwollen gegen den Verfasser, sondern aus Patriotismus und aus Liebe zu dem entschlafenen König, dem Beispiele des Herrn Majors Blesson, unseres verehrten Gönners, folgen.

daß er zu jener Zeit, als Lieutenannt, von dem General Rüchel dazu verwendet worden sei, um von Koburg aus, wo er sich unter dem Vorgeben eines tödtlichen Duells aufhalten mußte, die Bewegungen der Franzosen zu beobachten. Zuvorkommende Unterstützung von den meisten fränkischen Fürstenhöfen und deren höchsten Beamten machten es ihm möglich, seinem Auftrage auf ergiebige Weise nachzukommen und dem General Rüchel eben so zahlreiche als wichtige Nachrichten zufließen zu lassen. Unter Andern hatte er ihm auch gerathen, den Sattelpaß bei Zeiten besetzen zu lassen; allein General Rüchel beklagte sich in einem bittern Antwortschreiben, daß alle seine Rapporte bei dem Herzog keinen Glauben fänden, der überhaupt von der Idee nicht abzubringen sei, daß die Franzosen nicht vorrücken werden. Vergebens hoffte man, daß die Fürstin von Hildburghausen, die von dem Auftrage Eyssenhardt's unterrichtet war und die Zuverlässigkeit der Quellen kannte, aus denen er seine Nachrichten schöpfte, und die sich, um die Königin, ihre erhabene Schwester zu sehen, zu Anfang Oktobers nach Erfurt begab, den König und den Herzog für die Ansichten Rüchels gewinnen werde. Lucchesinis Einwendungen, der eben aus Paris eingetroffen war, behielten die Oberhand. — Indessen ist nicht zu übersehen, daß es andrerseits wohl möglich ist, daß der König die ihm zugegangenen Nachrichten wohl geglaubt habe, ohne sie jedoch in der Weise benutzen zu wollen, wie Rüchel vorschlug. So viel ist gewiß, daß Rüchel um jeden Preis Krieg wollte, und zwar je eher, je lieber. Auf wessen Seite das Recht gewesen, bleibt immer schwer

zu entscheiden, um so schwerer, als die gleichzeitigen Schriftsteller fast ausschließlich im Interesse Hohenlohes und Rüchels sprechen, während die Verschlossenheit des Herzogs, als Folge seines Mißtrauens, es unmöglich macht, Thatsachen zu seinen Gunsten beizubringen.

Eyssenhardt erfuhr in der Nacht zum 8ten, daß eine starke Französische Armee (70—80,000 Mann) durch Koburg marschirt sei und nach dem Sattelpaß vordringe. Diese wichtige Thatsache meldete er sogleich der Herzogin von Hildburghausen nach Erfurt; sie empfing das Schreiben bei der Tafel, und reichte es sogleich der Königin, dann dem Könige und dem Herzog. Letzterer war offenbar unangenehm überrascht, doch faßte er sich bald und sagte: obwohl er, wie er nun einsehe, umgangen sei, so wolle er doch den Franzosen ein Manöver machen, an das sie gedenken sollten. —

Durch das Vordringen der Franzosen war der Saalübergang für die Preußische Armee unmöglich geworden, und der Fürst mußte die Abtheilungen seiner Armee, welche schon jenseits der Saale standen, wieder zurückziehen, worauf er zu Jena sein Hauptquartier nahm, um welches seine Armee sich concentrirte. Leider hatten die angeführten Begebenheiten und Ursachen bereits höchst verderblich auf den Geist der Armee gewirkt. Als die Hohenloheschen Truppen sich um Jena sammelten, hatten sie bereits seit mehreren Tagen nicht ordentlich zu essen bekommen, weil die unglücklichen Nachrichten von Saalfeld her einen höchst übereilten Befehl, die Bäckerei abzubrechen, veranlaßt hatten, wobei der Teig zu mehr als 20,000 Broden ins

Wasser geworfen wurde.* Daher kam es, daß, als Nachmittags sich plötzlich in Jena das Gerücht verbreitete, der Feind sei da, Alles von Furcht und Schrecken ergriffen wurde und fliehend durch einander rannte, so daß der Fürst das ganze Heer ausrücken lassen mußte. Als nach einer Stunde der Irrthum sich aufklärte und tiefe Beschämung an die Stelle der Furcht trat, war der Schaden dieses schmählichen Ereignisses nicht mehr gut zu machen. Das Feld lag mit Gepäck und Waffen bedeckt, in den Gräben lagen 3 bis 4 Stück schweres Geschütz und mehrere Wagen, Preußen und Sachsen hatten sich gegenseitig ausgeplündert, und viele der Flüchtigen liefen, der feindlichen Stellung unkundig, dem Feinde gradezu in die Hände. Auch einen großen Zug Bagagewagen erreichte unterwegs der falsche Lärm und bewirkte, daß die Knechte mit den Wagen ausbogen und davonjagten, oder die Stränge durchschnitten und mit den Pferden entflohen, während sie die unbespannten Wagen zurückließen, so daß nur wenige Regimenter in dem Lager bei Jena ihre Bagage beisammen fanden. — Am folgenden Tage sollte die Armee ein Lager auf der Hochebene bei Jena beziehen, das Centrum gegenüber der Chausee nach Weimar, der linke Flügel an die Schnecke, der rechte an Cappellendorf, das Hauptquartier des Fürsten, sich lehnend. Das Geschäft des Lager-Absteckens, sonst so einfach und leicht, ward hier durch die Umstände und verkehrte Anstalten vielfach erschwert. Ein dichter Nebel deckte die Gegend, der Lagerraum war mit

*Augenzeuge, zweite Auflage. 1, 104.

Gepäck überfüllt; die Truppen, durch den Lärm des vorigen Tages zersprengt, fanden sich nur langsam ein; einzelne Regimenter verfehlten den Weg ganz; die Fourier-Schützen, anstatt an Ort und Stelle zu sein, mußten erst zusammengeholt werden. Als man unter solchen Umständen mit dem Lager endlich zu Stande gekommen, war es so unzweckmäßig eingerichtet, daß es Nachmittags noch einmal umgesteckt werden mußte. Gegen 12 Uhr Mittags langte der König aus seinem Hauptquartier zu Weimar mit dem Herzog und dem Obristen Scharnhorst bei dem Lagerplatze an, um sich mit dem Fürsten zu unterreden. Was er hörte und sah mußte ihn tief niederschlagen. Nicht nur, daß es an Munition, Brod und Fourage fehlte, daß zwischen den sächsischen und preußischen Truppen bitterer Groll herrschte, der bis zu Thätlichkeiten ausartete, daß unter den Obergeneralen keine Einhelligkeit stattfand, so zeigten sich überdies auch Spuren der gefährlichsten und verwerflichsten Subordination. Sächsische Truppen waren aus den ihnen zugewiesenen Standquartieren durch Preuß. Kavallerie gewaltsam verjagt worden; General Schimmelpfennig occupirte eigenmächtig das Dorf Hohlstädt, ursprünglich zum Sächsischen Hauptquartier bestimmt, und nicht minder mußte General Bünting fast gezwungen werden, Capellendorf dem Fürsten als Hauptquartier einzuräumen. Obrist Massenbach, der den Herzog Nachmittags in Weimar sprach, entwirft ein ergreifendes Bild von dem Leiden des Königs. »Der König,« sagte er, »trat in das Zimmer; eine Thräne stand in seinem Auge, seine Lippen zitterten.« Sein Kummer war nur zu begründet.

Was er gehört und gesehen hatte, war schlimmer als die Nachricht einer verlorenen Schlacht.

Den Franzosen gegenüber waren unterdeß Maaßregeln getroffen worden, die auf der Voraussetzung beruhten, der Feind werde die Thäler und Schluchten vor und hinter Jena meiden und an der linken Flußseite über Magdala hinauf vorrücken. Unterdeß aber waren die Franzosen zwischen der Elster und Saale herangezogen, am 12. Octbr. Abends über die Saale gedrungen und hatten die Preußen aus Burgau geworfen, während gleichzeitig Bernadotte das Preußische Corps bei Dorndorf über die Brücke bis auf die Dornburgschen Höhen zurücktrieb. Tauenzien, der Jena und das Saalthal besetzt hielt, sah sich nunmehr veranlaßt, sich bis Kloswitz und Cospoda zurückzuziehen; so rasch aber folgten ihm die Franzosen, daß er die Kospodäer Anhöhe, die er hatte besetzen lassen, ebenfalls räumen mußte (in der Nacht zum 13. Octbr.). Diese wichtige Anhöhe wieder zu gewinnen, zog er gleich wieder alle seine Mannschaft an sich, während er gleichzeitig den Fürsten von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte, der seinerseits mit seiner ganzen Armee sofort aufbrach, um nicht nur Tauenzien zu unterstützen, sondern, wie es schien, durch eine kräftige Diversion den Feind in das Saalthal zurückzuwerfen. — Kaum war aber die Armee aufgebrochen, als der Oberst Massenbach aus dem Königlichen Hauptquartier anlangte und ganz andere Befehle mitbrachte.

Wir haben eben die Anwesenheit Massenbachs in Weimar (am 12. Octbr.) erwähnt; sie hatte den Zweck,

von dem Herzog Brod, Fourage und Munition, d. h. Alles für die Hohenlohesche Armee zu erbitten. In der That hatte die Mannschaft von der Ausbeute der Rüben- und Kohlfelder gelebt und General Zeschwitz drohte, mit den Sachsen abzuziehen, wenn man ihnen nicht zu essen gäbe. Die deshalb von dem Herzog getroffenen Anordnungen konnten jedoch nicht erfüllt werden und Massenbach kehrte deshalb mit noch dringenderen Vorstellungen nach Weimar zurück. Hier kam er in dem Augenblicke an, als man eben erfahren hatte, daß Naumburg mit allen seinen Vorräthen in Feindes Hand gefallen sei. So traurige Früchte trug theils die Fahrlässigkeit der getroffenen Dispositionen, theils die heillose Uneinigkeit der Ober-Generale. An eine Erfüllung der Forderungen Massenbachs war also nicht mehr zu denken, vielmehr kam es jetzt nur darauf an, geeignete Vorkehrungen für das Nächste zu treffen, da zwischen der Ilm und Saale keine Schlacht mehr zu wagen war, sondern Alles darauf ankam, um nur nicht auch von der Elbe abgeschnitten zu werden. Daher beschloß der Herzog mit dem Hauptheer sofort nach Auerstädt aufzubrechen, die Pässe von Kösen zu besetzen, bei Freiberg über die Unstrut zu gehen und sich dort auf den Höhen aufzustellen. General Kalkreuth sollte mit der Reserve folgen und bei Laucha ebenfalls über die Unstrut gehen, während Rüchel die verlassene Stellung der Haupt-Armee einnehmen und der Herzog von Weimar sich nunmehr der Hauptarmee anschließen sollte. Der Fürst dagegen erhielt den Befehl, in seiner Stellung bei Jena zu bleiben und nur eine Abtheilung nach Dornburg zu schicken,

um die rechte Flanke der Armee zu decken. So zweckmäßig dieser Plan war, um das Ganze zu retten und die beklagenswerthen Versäumnisse nachzuholen, so kam er doch bereits eigentlich zu spät, namentlich einem so schnellen Feinde gegenüber, als die Franzosen waren.

Der Fürst erhielt, wie gesagt, den neuen Befehl in dem Augenblick, als er mit seiner ganzen Armee aufbrechen wollte. Bei jeder andern Gelegenheit so sehr darauf bedacht, seine eignen Pläne zu verfolgen, begnügte sich der Fürst jetzt, die Befehle des Herzogs mit einer schülerhaften Genauigkeit zu befolgen, ohne die günstige Gelegenheit zu benutzen, die sich ihm darbot, im Sinne des Herzogs ein Mehr zu thun. Er selbst rückte mit einer Abtheilung befohlenermaßen bis auf die Höhen von Zimmern unweit Dornburg vor, und obwohl er den Ort noch unbesetzt fand, begnügte er sich doch damit, eine Abtheilung Husaren abzuschicken, um das vom Feinde bestellte Mittagbrod abholen zu lassen. Jedermann war erstaunt, daß der Fürst sich selbst an die Spitze der Abtheilung gestellt habe, wenn er nicht einmal versuchen wollte, den Feind von der Naschhauser Brücke zu verjagen, oder sonst Ersprießliches vorzunehmen, sondern die ganze Zeit damit hinbrachte, ein Mittagbrod aus Dorndorf nehmen zu lassen. Die dazu beorderten Husaren brachten außer den Nahrungsmitteln aber auch noch einen Französischen Offizier, den sie als verdächtig, da er ganz allein sich dort umtrieb, aufgefangen hatten. Mit diesem Offizier kehrte der Fürst am Abend nach Kappellendorf zurück, wo unterdeß die Armee voll großer Erwartungen der Dinge war, die ihr General aus-

geführt haben würde.* So schlecht berathen war die Armee des unglücklichen Königs.

Doch nicht blos durch das, was er nicht that, verging sich der Fürst, — er hätte sich noch immer durch pünktlichen Gehorsam entschuldigen können, — auch durch das, was er eigenmächtig that, lud er untilgbaren Vorwurf auf sich. — Der eingefangene Französische Offizier nannte sich Montesquiou und gab sich für einen Kammerherrn der Kaiserin Josephine und Capitaine des ordonnances permanentes aus. Sein ganzes Wesen machte ihn verdächtig; erst als der Fürst ihm zu verstehen gab, daß er ihn als Spion betrachten müsse, erklärte er sich als Gesandten Napoleons an den König und zeigte, um sich zu legitimiren, drei Briefe vor, deren einer von Napoleon an den König selbst gerichtet war. Konnte der Fürst nunmehr die dringende Pflicht verkennen, entweder den Boten, oder doch dessen Briefe sofort und schleunigst an den König zu befördern? Gesetzt er glaubte, diese Briefe seien blos ein Mittel, um den, der eigentlich Spion war, im unglücklichen Falle zu schützen, so mußte doch die Möglichkeit, daß der Brief an den König Wichtiges enthalten könne, dem Fürsten die heilige Verpflichtung auferlegen, ihn ungesäumt in des Königs Hände zu befördern, zumal da der Offizier, einmal eingefangen, doch durchaus nicht mehr schädlich werden konnte, und es am wenigsten dadurch wurde, daß der König den Brief

*„Auf den Fürsten hat der 13. Octbr. und die folgende Nacht eine Schuld gehäuft, von der ihm unmöglich gewesen ist, sich zu reinigen.“ Manso 2, 155.

empfing. Motesquiou sagte, er vermuthe, der Brief enthalte nur das Anerbieten Napoleons, die Leiche des Prinzen Louis ausliefern zu wollen; gesetzt, dem war so, so mußte nichts desto weniger der Brief dem Könige zugestellt werden, weil der Fürst nicht die geringste Berechtigung hatte, ihn zurückzuhalten, und weil immer noch die Möglichkeit da war, daß Montesquiou log, oder des Inhalts unkundig war, wie er denn auch seine Angabe nur als Vermuthung ausgesprochen hatte. — Aber was that der Fürst? Er erbrach einen der Briefe, der an den General-Quartiermeister gerichtet war, und Vorschläge Berthiers wegen Behandlung der Gefangenen enthielt; den Brief an den König aber legte er auf die Seite und lud dagegen den Französischen Offizier zum Abendbrod ein. — Erst am andern Morgen um 9 Uhr erhielt der König Napoleons Brief. Der Inhalt desselben ist wesentlich folgender: »Napoleon habe des Königs Brief vom 25. Septbr. erst am 7. Octbr. erhalten; er könne nimmer glauben, daß der König an jenem Briefe Antheil habe; er selbst, Napoleon, habe indessen das ihm auf den 8. October bestimmte Rendezvous als guter Cavalier eingehalten; er sei da, und zwar an der Spitze einer Armee, die der Preußischen durchaus überlegen sei. Warum aber Blut vergießen? Noch sei Zeit umzukehren. Er, Napoleon, wolle das Bisherige als ungeschehen ansehen; das Glück sei auf seiner Seite, der König werde unterliegen, und vor Ablauf eines Monats unter schmerzlichen Bedingungen unterhandeln müssen, während er es jetzt auf eine seiner Stellung gemäße Weise könne. Er, Napoleon, habe von dem Könige

Dienste empfangen, — jetzt wolle er sich dankbar dafür bezeigen, indem er ihm die Gräuel des Krieges erspare. Lasse der König es zum Kampfe kommen, so werde er ein Übel auf sein Land laden, von dem er es sein ganzes Leben hindurch nicht wieder werde befreien können. Zum Kriege sei von ihm, Napoleon, nicht die geringste Veranlassung gegeben worden; auch die Ehre gebiete ihn nicht. Jedermann wisse, daß Frankreichs Bevölkerung drei mal größer, als die Preußens sei u. s. w.« — Dieser Brief*, dessen hochmüthiger Ton erst erkannt wird, wenn man ihn ganz liest, enthält, wie man sieht, keine Friedens-Bedingungen und es ist möglich, daß Napoleon ihn blos schrieb, um noch mehr Zeit zu gewinnen, oder um einem Spion als Geleit zu dienen, doch bleibt das Verfahren des Fürsten gleich tadelnswerth und mehrt die Summe der schweren und gerechten Vorwürfe, die er sich in diesem Kriege zugezogen hat.

Napoleon mochte indeß die friedlichen Gesinnungen, die sein Brief aussprach, wirklich hegen oder nur vorspiegeln, so hatte er doch alle seine Maaßregeln für den Krieg getroffen. Er selbst befand sich bereits am 13ten zu Jena, wo Lannes mit seinem Corps stand; Mürat und Davoust, von Naumburg her durch einzelne Abtheilungen Leipzig und Halle bedrohend, sollten, falls die Preußen vorgingen, ihnen die Päffe bei Kösen sperren, oder, wenn sie nicht vorrückten, von Apolda her in den Rücken fallen; Bernadotte sperrte ihnen den Weg bei

*Er steht ganz und in der Originalsp. im Polit. Journ. 1806 S. 1113 und im Augenz. 2, 119. f.

Dornburg, und mit ihm verband sich Soult, von Gera heranrückend; endlich kamen auch Augereau und Ney, jener von Kahla, dieser von Roda heran. So war die Französische Armee vollständig concentrirt, während die Preußische auf eine Distanz von 20 Meilen zersplittert stand: nämlich der Herzog von Weimar bei Ilmenau, Rüchel bei Weimar, der Fürst bei Jena, das Mittelheer bei Eckartsberge, Herzog Eugen bei Magdeburg und Halle. Noch schlimmer als die Stellung war die Stimmung der Truppen. Während die Franzosen unter Lannes den Gräfenberg occupirten (in der Nacht zum 14ten) und hinter demselben sich die Kaiserlichen Garden aufstellten, in deren Mitte Napoleon die Nacht zubrachte; während Napoleon selbst bei Fackelschein an die Regimenter entlang ging, sie mit kurzer kräftiger Rede anfeuerte und durch den jubelnden Antwortruf von ihrem Muth und ihrer Schlachtenlust sich überzeugte: lagerte die Preußische Armee in dumpfer Stille, bis zur Mattigkeit ermüdet, ohne Nahrung und Munition, von den erlittenen Niederlagen träumend, gegen die Generale voll Mißtrauen, ohne Zuversicht, ohne Hoffnung, geschlagen schon vor der Schlacht. Man kannte nicht einmal die Nähe des Feindes; während dieser fast unter den Augen Hohenlohes den tödtlichen Schlag vorbereitete, rastete die Preußische Armee, zu keiner Schlacht entschlossen und den bevorstehenden Angriff des Feindes nicht ahnend. Wie es möglich gewesen, daß der Fürst keine Berichte darüber bekommen haben solle, daß der Feind sich in der Nacht zum 14ten auf den Höhen von Kospoda sammle, bleibt unbegreiflich, wie so Vieles

in diesem Kriege. Gewiß wenigstens ist es, daß die Vorposten des Tauenzienschen Corps die Thätigkeit des Feindes bemerkt, das Holzfällen und das Rasseln der auffahrenden Geschütze gehört und es zurückgemeldet haben. — Der Herzog, seinerseits ebenfalls dessen, was beim Feinde vorging, ganz unkundig, und jetzt mehr als je wünschend, die Schlacht zu vermeiden und daher nur bedacht, seinen oben angegebenen Plan auszuführen, ließ in der Nacht zum 14ten dem Fürsten den Befehl zugehen: »alle Übergänge über die Saale zu besetzen und zu vertheidigen, sich aber von der Hauptarmee nicht abschneiden zu lassen,« ein Befehl, der den Fürsten zur Verzweiflung brachte; denn abgesehen davon, daß der Feind die wichtigsten Saalübergänge — Kahla, Burgau, Jena, Dornburg, — schon inne hatte, so war die Vertheidigung der Übergänge, durch einen scharfen Kampf auf dem Rande des Saalthals, nur zu bewerkstelligen, indem der Fürst seine beiden Flanken blosstellte, so daß er nothwendig abgeschnitten werden mußte.

So waren die Verhältnisse, als der 14. Octbr. anbrach, jener verhängnißvolle Tag, der den Preußen bereits 40 Jahre früher sich verderblich gezeigt. Denn am 14. Octbr. 1758 ist es gewesen, daß Friedrich der Große in seinem Lager bei Hochkirch von den Östreichern einen so furchtbaren Überfall erlitt, wobei er sämmtliches Gepäck, 30 Fahnen, 100 Kanonen und 9000 Mann verlor, unter ihnen den tapfern Marschall Keith und die Fürsten Moritz und Franz von Dessau.

Ein dichter Nebel deckte in den Frühstunden des 14. Octobers 1806 die Gegend; tiefe Stille herrschte in

der Armee und im Hauptquartier des Fürsten zu Kapellendorf, denn weder Er, noch sonst Einer ahnte das Bevorstehende. Plötzlich ertönt von Kloswitz her Kanonendonner; sofort eilen die Generale zum Fürsten, den sie beschäftigt finden einen Feldjäger der zugleich den Tags vorher eingefangenen Kapitain Montesquiou eskortiren sollte, mit Depeschen an den König abzufertigen. Auch jetzt noch ist der Fürst der Meinung, es könne nur ein leichtes Scharmützel stattfinden, während in der That die Avantgarde unter Tauenzien bereits eine vollständige Niederlage erlitt und der Feind unaufhaltsam avancirte. Der Fürst gab daher nur Befehl, sich zum Ausrücken bereit zu halten. Während hierauf (7 Uhr Morgens) die Truppen sich ordneten, wurden plötzlich auf dem linken Flügel die Zelte abgebrochen und die Soldaten marschirten links ab. Dem erstaunten Fürsten ward indeß das Räthsel schnell gelöst. General Grawert, von der wahren Sachlage unterrichtet,* hatte seine Division nach Vierzehnheiligen zur Unterstützung Tauenziens beordert; dieser Anordnung fügte sich der Fürst, weniger überzeugt, als durch Grawerts dringende Vorstellungen bewogen. Bald aber kamen die Flüchtlinge des Tauenzienschen Corps und brachten die unzweifelhafte Bestätigung. Die Hälfte der Schlacht war verloren, ehe man wußte, daß es eine Schlacht gäbe.

Jetzt traf der Fürst seine Maaßregeln. General Grawert stellte die Infanterie zwischen Klein-Römstädt und Kotschau auf; der Fürst selbst rückte mit der Reiterei

* Woher? wird nirgend gesagt.

vor; rechts und links neben Vierzehnheiligen fuhren Batterien auf. Gleichzeitig brachen die Sachsen auf, die Kavallerie nach Isserstädt, die Infanterie nach dem Floßberg. Auch die Höhen zu besetzen wurde Holzendorf, der bei Rödigen stand, beordert, denn man wußte nicht, daß die Franzosen dieselben längst in Besitz genommen. Endlich erhielt Rüchel die dringende Weisung, auf vorgeschriebenem Wege, über die Lehnstädter Höhen bei Weimar, eiligst zu Hülfe zu kommen.

Blutroth brach die Sonne durch den Nebel, als die Sächsisch-Preußische Armee, trotz der Schwierigkeit des Terrains, sich in Schlachtreihe geordnet hatte und gegen Vierzenhnheiligen vorrückte, das die Franzosen bereits besetzt hielten. Der Fürst, von der Kavallerie-Linie herüberkommend und die Infanterie-Linie herabreitend, redete die Soldaten an und erhielt einen freudigen Vivatruf zur Antwort. Die Truppen bezeugten laut ihre Begierde, gegen den Feind geführt zu werden. Gleich darauf entspinnt sich ein mörderischer Kampf, der lange unentschieden bleibt; mehrere Preußische Regimenter wanken, werden aber durch das kräftige Benehmen des Fürsten schnell wieder zum Stehen gebracht, bis endlich die Franzosen zu weichen beginnen, ohne jedoch Vierzehnheiligen zu räumen. In diesem günstigen Moment (11 Uhr Vormittags) erhielt der Fürst die Botschaft von Rüchel, daß er aufgebrochen sei, um ihm zu Hülfe zu kommen; hocherfreut beantwortete der Fürst diese Nachricht durch folgende Zeilen: »Es freut mich, daß Ew. Excellenz mir zu Hülfe kommen wollen. Dirigiren Sie Alles, was Sie entbehren können, gegen

Vierzehnheiligen, wo der Hauptangriffspunkt ist. Sie sind ein braver Mann und ein rechtschaffener Freund. In diesem Augenblicke schlage ich den Feind aller Orten. Meine Kavallerie hat Kanonen genommen.« Aber die Hoffnung des Fürsten war vergebens; Rüchel erschien nicht. Dies war um so schlimmer, als Holzendorf, zuerst von Soult bis Stobra zurückgedrängt und bald darauf von Bernadotte, der von Dornburg über Zimmern heranrückte, bis Butterstädt geworfen worden war. — Indeß immer noch auf Rüchels Ankunft rechnend, beschloß der Fürst, seine Stellung fürs Erste zu behaupten, indem er seine rechte Flanke durch die Sachsen an der Schnecke decken ließ, und den Angriff auf Vierzehnheiligen aufzugeben, zumal da Zeschwitz von der Schnecke her das Anrücken neuer Franzosenhaufen meldete. Der Fürst zog es daher vor, das Dorf in Brand zu stecken, und so den Feind daraus zu verjagen. Aber auch dies gelang nicht; mit größter Hartnäckigkeit hielten sich die Franzosen in den Gärten des brennenden Dorfs, bis ihnen Unterstützung zu Theil ward. Denn während der Fürst vergebens auf Rüchel wartete, hatten die Franzosen die Zeit zum Vorrücken emsig benutzt. Durch den verschwindenden Nebel sah man feindliche Schaaren von den Klosewitzer Höhen herab in das Isserstädter Holz strömen und Alles zurückwerfen, was sich ihnen entgegenstellte. Eine andre Schaar unter Lannes drang in Vierzehnheiligen ein; Soult, durch Holzendorfs Rückzug freigeworden, fiel dem Fürsten in die linke Flanke, Augereau in die rechte; auch Bernadotte rückte heran. Jetzt drang die ganze Fran-

zösische Linie mit unwiderstehlicher Gewalt gegen die Preußisch-Sächsische über Hermstädt, Vierzehnheiligen und Isserstädt vor, demontirte und vertrieb die vor derselben aufgepflanzten Batterien, und warf die Division Grawert gegen Groß-Romstädt zurück. Das feindliche Feuer war so mörderisch, daß mehrere Regimenter fast ganz vernichtet wurden. Bald darauf stürzte die Preußische Infanterie-Linie in aufgelöster Flucht zurück, nur wenige Bataillone hielten sich, und aus ihnen bildete sich ein fester Kern, der sich an die Fahnen anschloß; allein ihre Tapferkeit vermochte jetzt nichts weiter, als, unterstützt von einiger Kavallerie, das Schlachtfeld in Ordnung zu räumen.

In diesem Augenblicke war das Rüchelsche Corps über Frankendorf und Capellendorf angekommen und fing sofort an, sich auf dem Spiegelberge zu ordnen. Kaum war Rüchel indeß, während rechts, links und vor ihm Alles geschlagen wurde, eine sehr kurze Strecke avancirt, als er von allen Seiten angegriffen wurde und so seine muthmaßliche Absicht vereitelt sah, die Schlacht wieder herzustellen und Sieg und Siegesruhm allein davonzutragen. Der Feind warf sich mit besonderem Ungestüm auf den linken Flügel, der alsbald sich zur Flucht wandte, worauf der Rest der Linie diesem Beispiel sehr schnell folgte, so daß das ganze Corps nach einer augenblicklichen Erscheinung, wie ein Phantom wieder verschwand; in der That schien er blos gekommen zu sein, um sich schlagen zu lassen. Überdieß hatte Rüchel gleich im Beginn einen Schuß in die Brust bekommen, und obwohl die Verwundung nicht bedeutend war, da die Kugel zuerst auf eine Brieftasche

getroffen hatte, so war dies doch der Grund, weshalb er sich sofort nach Frankendorf zurückbringen ließ.

Noch hielten sich die Sachsen in ihrer Stellung zwischen Isserstädt und Schwabhausen, mit den unglücklichen Ereignissen bei Römstädt ganz unbekannt. Bald aber traf auch sie das allgemeine Schicksal; Augereau, zu rechter Zeit anlangend, brach mit Ungestüm hervor und drohte die Sachsen zu umzingeln, und obwohl diese sich sofort in Quarrees sammelten, so sahen sie doch ihre Hoffnung auf Rettung vereitelt. Bei Kötschau angelangt, wo sie sich mit einigen Preußischen Kavallerie-Schwadronen und einem Füselier-Bataillon vereinigten, wurden sie von der Französischen Kavallerie umstellt und theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Nur die Preußischen Schwadronen und einige Sächsische Kavallerie mit dem Ober-General Zeschwitz an der Spitze, schlugen sich durch und trafen bei Hohlstädt mit der Sächsischen Kavallerie unter dem zweiten Zeschwitz (Bruder des Vorigen) zusammen, der eben mit dem Rüchelschen Corps in die Flucht gejagt war. Hier nahmen sie noch einige andere fliehende Abtheilungen in sich auf, setzten sich nochmals und versuchten, obwohl ohne großen Erfolg, der fliehenden Armee den Rücken zu decken. Die feindliche Armee gestattete indessen keine Ruhe, sondern drängte so ungestüm, daß der eine Theil auf der Straße nach Erfurt forteilte und der andere nördlich durch die Pässe von Dennstädt der Ilm zufloh. So endete hier die Schlacht, die durch nichts vorbereitet, wider Willen begonnen, ohne Einheit geleitet, ohne Unterstützung geführt ward.

Zu eben der Zeit hatte das Heer des Königs selbst ein ähnliches Schicksal erfahren. Tags vorher in der Frühstunde war die Division Schmettau von Weimar aufgebrochen, in stündigen Zwischenräumen gefolgt von den Divisionen Wartensleben und Oranien, und Nachmittag um 3 Uhr setzte die letzte Abtheilung unter dem Grafen Kuhnheim sich in Bewegung, Alle in einer Kolonne, dem entworfenen Plane gemäß, den Weg nach Auerstädt verfolgend. Von der Stärke und den Bewegungen des Feindes wußte man hier eben so wenig, als bei der Hohenloheschen Armee, und man hoffte noch immer die wichtigen Saal-Pässe bei Kösen am folgenden Tage zu besetzen. In der Nacht zum 14ten bivuakirte die Armee in zwei Linien unter freiem Himmel. In dieser Nacht trafen bei der Armee mehrere Nachrichten ein, auf die um so weniger zu bauen war, als sie einander widersprachen. Der König begab sich zur Division Schmettau und befahl dem General Blücher, einen Kavallerie-Vortrab zu bilden, um damit am folgenden Tage die Bewegungen der Armee zu decken. Am Morgen des 14. Octobers, während des dichten Nebels, setzte sich die Avantgarde in Bewegung und stieß bald zwischen Tauchwitz und Poppel auf feindliche Kavallerie, die zurückgeworfen und bis hinter Hessenhausen verfolgt ward, wobei die Preußen von einer reitenden Batterie unterstützt wurden. Hinter Hessenhausen aber empfing sie plötzlich ein heftiger Kugelregen von einer Batterie zur Rechten, so daß die Preußische Avantgarde sich mit Verlust an Menschen und Geschütz eilend zurückziehen mußte. Dies Ereigniß machte den Herzog besorgt

und er schlug vor, mit dem Vorrücken inne zu halten, indem er sich überdies auf die Aussage einiger Kavalleristen berief, die die feindliche Armee gesehen haben wollten. Dieser Meinung widersprach Möllendorf, und der König selbst, in dem Glauben, nur auf eine geringe feindliche Macht zu stoßen, befahl den Marsch fortzusetzen. Umsonst ritt der Herzog bis Hessenhausen vor um zu recognosciren; der dichte Nebel machte dies durchaus unmöglich. Indeß schickte der Herzog dringende Befehle an die Infanterie, ihren Marsch zu beschleunigen. Bald darauf stieß die Preußische Avantgarde auf die feindliche und der König befahl sofort den Angriff. Dieser glückte jedoch eben so wenig vollkommen, als ein zweiter; als aber die Division Schmettau sich zwischen Tauchwitz und Hessenhausen entfaltet und Feuer gegeben hatte, wich der Feind, und man sah durch den Nebel etwa 2000 Mann sich mit Hast in Hessenhausen hineinstürzen. Sofort ließ der Herzog die Division Wartensleben sich zwischen Rehhausen und Tauchwitz aufstellen, Kalkreuth besetzte mit der Reserve die Höhen von Gernstädt und Auerstädt, die Division Oranien postirte sich zur Unterstützung des Centrums; die Infanterie rückte mit raschen Schritten heran. Jetzt klärte der Himmel sich auf und der Kampf begann ernster zu werden. Blücher auf dem rechten Flügel bis Zechwar und Spielberg vordringend, stieß auf feindliche Quarrees, die seine wiederholten Angriffe standhaft zurückwiesen. — Glücklicher kämpfte dagegen die Wartenslebensche Kavallerie auf dem linken Flügel, die den Feind zurückwarf und gegen Hessenhausen andrängte. Unterdeß war die

Division Schmettau und die Brigade des Prinzen Heinrich einem heftigen Batteriefeuer ausgesetzt. General Schmettau selbst führte eben ein Regiment vor, als er verwundet ward; dennoch blieb er an der Spitze der Seinigen, bis er bald darauf eine tödtliche Wunde empfing. Fast zu gleicher Zeit erhielt der Herzog von Braunschweig, als er eben einen Bajonnet-Angriff auf Hessenhausen leitete, einen Schuß, der, über dem rechten Auge eindringend und das linke aus seiner Höhle treibend, ihn bewußtlos vom Pferde warf. Nach dem Tode dieser beiden Generale trat sofort die größte Verwirrung ein. Die Bataillone rückten in die Linie und wichen aus derselben, wie sie wollten; jeder Chef that was ihm gut dünkte. Da der Herzog über seinen Schlachtplan sich gegen Niemand geäußert hatte, so war nach seinem Tode Keiner da, der Befehle geben konnte oder mochte. Nichts half die hohe Bravour einzelner Regimenter, nichts die Ankunft der Division Oranien und das wiederholte kräftige Vordringen gegen Hessenhausen, nichts ein kühner Kavallerie-Angriff des Prinzen Wilhelm auf die feindlichen Quarrées, in deren einem sich Davoust befand, — der linke Flügel, immer dünner werdend, fing an zu weichen, dann zu fliehen und der rechte folgte seinem Beispiel. Endlich traf Blücher den König im Gewühle. Der König * war unterdeß bald auf dem linken Flügel, bald im Centrum gewesen, stets da, wo die Schlacht am heftigsten wüthete; er hatte bald Kavallerie, bald Infanterie ins Feuer geführt, und mehrere

---

* Plan d'operation p. 45.

Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen worden. Jetzt fragte ihn Blücher, ob er den Kampf mit der Reserve erneuern und zu diesem Behuf die Kavallerie zu einem allgemeinen Angriff versammeln solle? Der König genehmigte diesen Vorschlag und Blücher sprengte sofort an die Spitze der Kavallerie. Indeß überlegte der König rasch, daß es in jeder Beziehung unrathsam sein würde, den zweifelhaften Kampf mit getheilten Streitkräften von neuem zu beginnen, und da er von der Niederlage bei Jena noch durchaus nichts wußte, ja nicht einmal ahnte, daß dort eine Schlacht stattgehabt habe, so beschloß er, den Kampf nicht jetzt, sondern Morgen, unterstützt von Hohenlohe und Rüchel, zu erneuern. Demgemäß empfing Blücher sofort Ordre, gedeckt von der Reserve, seinen Rückzug zu bewirken. Dieser wurde ziemlich glücklich vollzogen; der rechte Flügel, wenig verfolgt, obwohl später von dem Sonnenberg durch feindliche Batterien bestrichen, zog sich über Sonnendorf, — der linke, gegen den hier heftigeren Andrang des Feindes durch die Reserve gesichert, über Rehhausen auf Auerstädt zurück, welches jedoch, in Brand geschossen, ebenfalls geräumt werden mußte. Der König, der sich beim Rückzuge an der Spitze der Kavallerie befunden hatte, wollte sich, nachdem die Armee in Sicherheit und auch die Reserve herangezogen war, nach Weimar begeben, um Anordnungen für den Kampf des folgenden Tages zu treffen. Als er jedoch in die Gegend von Mattstädt kam, erblickte er den Feind auf den Höhen von Apolda, und sah sich hierdurch genöthigt, sich rechts über Zottelstädt nach Sonnendorf zu

wenden. Erst auf dem Wege dorthin erfuhr er das Unglück von Jena. Man erzählt, der König habe den General Phul, der ihm entgegengeritten kam, gefragt: »Nun General Phul, wird es gut gehn?« worauf dieser antwortet: »Es ist schon Alles schlecht gegangen, Ew. Majestät!« Solcher Unglücksbotschaft wollte der König keinen Glauben beimessen, bis er endlich das traurige Ereigniß in seinem ganzen Umfange erfuhr.

Die drei Affairen bei Saalfeld, Jena und Auerstädt kosteten der Preußischen Armee nahe an 80 Offiziere. Bei Saalfeld blieb bekanntlich Prinz Louis und außer ihm nur noch ein Offizier; bei Jena blieben 8 Staabsoffiziere und 25 Subalternoffiziere, und bei Auerstädt starben den Heldentod der Herzog von Braunschweig, der General-Major v. Schmettau, 8 Staabsoffiziere und 32 Subaltern-Offiziere. Dies Zahlen-Verhältniß allein zeigt, daß die Preußischen Offiziere auch in diesen unglücklichen Schlachten ihres Namens sich nicht unwürdig gemacht haben. Auch der gemeine Soldat kämpfte im Ganzen mit Muth und Treue, allein es ist nicht zu leugnen, daß die vielfachen Übelstände, die von uns erwähnt worden sind, den Muth der Armee im Allgemeinen niedergeschlagen und im Kampfe selbst zu mancherlei bedeutenden Nachtheilen Veranlassung gegeben haben. So ist namentlich bei Auerstädt bemerkt worden, daß die meisten der noch unversehrten Soldaten, welche die Verwundeten aus dem Getümmel brachten, nicht wieder auf das Schlachtfeld zurückgekehrt sind.

Der unglückliche König, welcher während der Schlacht den durch Montesquiou überbrachten Brief Napoleons

empfangen hatte, beantwortete denselben in dem Prediger-hause zu Sömmerda und beförderte das Schreiben, worin er auf einen Waffenstillstand antrug, unverweilt durch seinen Flügel-Adjudanten, den Grafen Dänhoff, an Napoleon. Bei dem Könige befanden sich in diesem Augenblick die Generale v. Köckeritz, Zastrow, Blücher und Tauenzien und der Obrist Massenbach; letzterem befahl der König, gegen Neumark zu reiten und dem ersten Französischen General, den er träfe, zu sagen, daß man im Begriff sei, mit dem Kaiser einen Waffenstillstand zu schließen. Ungewiß indeß über das, was Napoleon thun würde, begab sich der König am folgenden Tage nach Nordhausen, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen und sich demnächst an die Spitze der Ostpreußischen Armee zu begeben. Das Oberkommando der Truppen übernahm zu Sömmerda der General Kalkreuth.

Unterdeß war das geschlagene Preußische Heer, abgeschnitten, verfolgt und nicht einmal auf bestimmte Sammelplätze angewiesen, in der trostlosesten Verfassung. Beide Heere flohen getrennt, und wo sie auf einander stießen, geschah es nicht, um sich zu vereinigen, sondern sich gegenseitig zu verwirren. Zu diesen und ähnlichen Übelständen gesellte sich der Trübsinn Besiegter, die Bitterkeit Solcher, die sich verrathen glauben, und die Verzweiflung von Menschen, die unabwendbarem Mangel heimgegeben sind.

Der Fürst erfuhr die Trauerbotschaft von Auerstädt zu einer Zeit, als seine eigene Lage unbeschreiblich mißlich war; Sömmerda, wohin er sich begeben wollte, war, wie er hörte, bereits geplündert; auf dem Wege nach Tenn-

städt, den er nun einschlug, hemmte ihn das Gepäck des Königs und der Prinzen. So waren die Fliehenden genöthigt, in der Nacht und auf Feldwegen sich fortzustehlen, und als der Fürst am 15ten Morgens in Tennstädt eintraf, sah er von der großen Begleitung, mit der er Tags vorher Schloß Wippach verlassen hatte, kaum mehr als 50 Mann um sich. Mit diesen verließ er, von dem Feinde gedrängt, nach wenigen Stunden die Stadt; auf den Höhen von Ehrich sah er sächsische Bagage, vom Feinde verfolgt, nach Sondershausen flüchten. Als er selbst hier ankam, waren alle Thore, Straßen und Plätze von Gepäck versperrt. Bald strömten auch zahllose Flüchtlinge, einzeln und in ganzen Haufen, zum Theil noch bewaffnet, dort zusammen. Unter Getümmel und Verwirrung verlief die Nacht; Niemand wußte, was am folgenden Tage beginnen; Niemand wußte, was aus dem Heere des Königs geworden, und wo es sich sammeln werde. So heillos war die Verwirrung.

Am nächsten Morgen traf der König selbst in Sondershausen ein und ertheilte nunmehr den Befehl, den Rest der aufgelösten Heere bei Magdeburg zu versammeln und im Verein mit der Reserve, die von Halle heranziehen sollte, Berlin zu decken, oder wenn dies zu spät wäre, über die Oder zu gehen, um sich mit der Ostpreußischen Armee zu vereinigen; Kalkreuth sollte indeß mit seiner Armee über die Elbe gehen, und der Fürst erhielt das Ober-Kommando über alle übrigen Truppen, die bei Jena und Auerstädt gefochten hatten. Nachdem der König diese Dispositionen getroffen, reiste er sofort nach Magdeburg ab

um auch hier das Nöthige anzuordnen. — Während der König unter so entsetzlicher Last des Unglücks seufzte, waren in Berlin die frohen Erwartungen noch durch das falsche Gerücht belebt worden, daß die Preußen nach der unglücklichen Affaire bei Saalfeld einen Sieg erfochten hätten. Um so freudiger ward daher der 15te Oktober, des Kronprinzen Geburtstag, begangen, und selbst am folgenden Tage ahnte noch Niemand das Geschehene. Desto fürchterlicher war die allgemeine Erschütterung, als am 17ten der Rittmeister v. Dorville, vom Könige nach Berlin gesandt, mit der Trauerbotschaft anlangte. Schrecken und Verwirrung, Rathlosigkeit und Verzweiflung herrschten allgemein. Die Königlichen Behörden reisten ab, und viele der angesehensten Bürger folgten ihrem Beispiel; auch der Graf Schulenburg verließ die Residenz, und sein Schwiegersohn, der Fürst Hatzfeld, übernahm auf Ansuchen des Magistrats, die Verwaltung der Stadt. Die Königlichen Kinder wurden nach Küstrin gebracht, und von dem ganzen Königlichen Hause blieben nur die Familien der Prinzen Heinrich und Ferdinand in Berlin. Am Abend traf auch die unglückliche Königin ein. Bis zum 13. Octbr. Nachmittags, wo die Armee nach Auerstädt aufbrach, war sie nicht von der Seite ihres Gemahls gewichen. Neben ihm im Wagen sitzend, hatte sie einige Tage früher auf dem Wege nach Blankenhain die Trauerkunde von Saalfeld erhalten. Am 13ten Nachmittags war sie, wie gesagt, von Weimar aufgebrochen, um dem Heere nach Auerstädt zu folgen; unterwegs erhielt sie die Nachricht, daß sie ihre Reise nicht mit Sicherheit fortsetzen könne, da manche

Umstände anzudeuten schienen, daß der Feind schon bis zu den Kösener Höhen vorgedrungen sei. Hierdurch genöthigt kehrte die Königin wieder nach Weimar zurück; die Truppen, an denen sie vorüberfuhr, schlossen aus ihrer Rückkehr auf die Nähe des Feindes und jauchzten ihr ein freudiges Vivat entgegen, für die erhabene Monarchin ein entzückender Willkomm, denn sie baute, rückdenkend an die Großthaten des siebenjährigen Krieges, fest auf das Heer und bemerkte mit innigem Wohlgefallen Alles, was als Beweis des Muthes und der Treue der Truppen gelten konnte.

In Weimar angekommen, sendete sie zugleich zu Rüchel, um dessen Rath zu hören. Dieser General, offenbar voll Mißtrauen gegen die nächsten Ereignisse, drängte die Königin zur eiligen Rückkehr über Heiligenstadt, Göttingen und Braunschweig nach der Altmark. Diesen Rath um so sicherer befolgt zu sehen, schickte Rüchel am Morgen des 14. Oktobers einen Vertrauten an die Königin, nochmals zur ungesäumten Rückkehr rathend, ließ, um die Abreise zu beschleunigen, seine eignen Pferde an den Königlichen Wagen legen und diesen durch eine Bedeckung von 50 Mann begleiten. Noch war die hohe Reisende nicht weit gefahren, als sie bereits durch den Donner der Kanonen bei Jena unterrichtet ward, daß die Stunde der Entscheidung herangekommen sei. Bange Besorgnisse bemächtigen sich jetzt ihrer Seele; jede bestimmte Nachricht fehlte, und was das Gerücht ihr zutrug, war unsicher, widersprechend und oft niederschlagend. Geängstigt, gefoltert durch diese Ungewißheit, bricht die unglückliche Monarchin

wiederholt in Thränen aus und setzt den gutgemeinten Tröstungen ihrer Begleiterin, des Fräuleins v. Tauenzien, nur Seufzer entgegen. Je länger gewisse Nachricht zögert, desto brennender sehnt sich nach ihnen die Königin, desto gewisser erscheint ihr das Unglück. Endlich bestätigen sich ihre langen Besorgnisse. Als sie eben vor Brandenburg anlangt, sprengt ein Eilbote von dem Obersten Kleist heran; hastig entreißt ihm die Königin den Brief und liest in wenigen Worten ihr Unglück. Von unbeschreiblichem Schmerz erfüllt, erreichte die unglückliche Monarchin am späten Abend Berlin; ihre Kinder sind bereits geflüchtet; in den Straßen der Residenz herrscht jene beengende Bewegung, die der Schrecken erzeugt; um den Pallast, wo die Königin aussteigt, drängt ein dichter Volkshaufe sich zusammen und läßt sie und ihren Königlichen Gemahl hoch leben; aber in dem Ohr der Königin tönt dieser Ruf der Treue, wie der Angstschrei eines Sterbenden, — in einen heißen Thränenstrom ausbrechend eilt sie in das Palais, in die verwaiste Stätte ihres Glückes, ihrer Freuden. Noch aber kannte sie nicht den ganzen Umfang ihres Unglücks; erst in Stettin, wohin sie gleich am nächsten Morgen über Schwedt eilte, erfuhr sie die unglücklichen Folgen der Schlachten vom 14. Octbr., nebst allen jenen Gerüchten von Treulosigkeit und Verrath, die mit mehr oder minder Recht und Unrecht in Umlauf gekommen waren. Hier war es auch, wo die Königin den Geheimen-Rath Lombard, dem zur Last gelegt wurde, daß er verrätherischer Weise die Depeschen nach Rußland aufgehalten, verhaften ließ, entweder weil sie den allgemeinen Ver-

dacht theilte, oder den Beschuldigten der allgemeinen Volkswuth entziehen wollte; diesen Grund enthielt wenigstens die Kabinets-Ordre des Königs, der, von Küstrin aus, sofort die Freigebung des Verhafteten verfügte. Fräulein v. Tauenzien, die Begleiterin der Königin, über Alles, was sie sah und hörte, erstaunt, versucht neue Tröstungen; doch mit bitterem Schmerz ruft ihr die Königin entgegen: „es giebt kein Preußisches Heer mehr!“ und verläßt ungesäumt Stettin, um sich nach Küstrin zu ihrem königlichen Gemahl zu begeben, dem sie von dort aus, wie ein wohlthätiger Schutzengel, nicht wieder von der Seite gewichen ist, und mit dem sie treulich den Kummer theilte, der ihn drückte und der sie selbst aufzehrte.

Kehren wir indeß zu dem Könige zurück, „der* mitten im allgemeinen Umsturz der Dinge weniger unglücklich gewesen sein würde, wenn er sonst nichts, als einen Thron zu verlieren gehabt hätte. Aber der Gedanke an sein Volk, an seine Pflicht, quälte ihn mehr als Alles. Als er in Magdeburg angelangt war, konnte er über das, was nunmehr zu thun sei, keinen Zweifel hegen. Der Friede war das letzte Brett in diesem Schiffbruche; Alle, die ihn umgaben, auch die Halsstarrigsten, riethen ihm dazu. Demzufolge schickte der König am 18. Octbr. den Herrn von Lucchesini mit ausgedehnten Vollmachten in das Lager Napoleons, und einige Tage später ging auch General

* Lombard Materialien S. 224. — Dieser Schriftsteller ist der sicherste und zuverlässigste Gewährsmann, wo es sich um die Gedanken und Empfindungen des Königs handelt, weshalb wir uns am liebsten seiner eignen Worte bedienen.

Zastrow dorthin ab. Der König selbst, nachdem er der Armee den Befehl gegeben, sich in Eilmärschen an die Oder zurückzuziehen, eilte ihr voraus nach Küstrin. Man hat die doppelte Frage aufgeworfen, warum die Armee nicht unter den Wällen von Magdeburg stehen geblieben, und warum der König sie verlassen habe? Hätte man den Franzosen Zeit gelassen, die Marken mit ihren Truppen zu überschwemmen, und der Holländischen Armee, von einer andern Seite heranzukommen, so wäre die Preußische, an einen einzigen festen Punkt gelehnt, in wenig Wochen ohne Mundvorrath gewesen und in Masse aufgerieben worden. Mit Anstrengung und Schnelligkeit hingegen konnten die Truppen vielleicht noch die Oder erreichen, unter dem Schutze der dortigen Festungen wieder Athem schöpfen, die Russen erwarten, den Friedens-Verhandlungen einiges Gewicht geben. Der König, für seine Person, durfte nicht in Magdeburg bleiben; er mußte nach den Provinzen eilen, die noch zu retten waren. Ohne ihn, würden die dortigen Behörden, wie die übrigen in Furcht gesetzt, nichts von dem gethan haben, was der Augenblick befahl. Die Gegenwart des Monarchen allein konnte den Befehlshabern Nachdruck geben und dem Volke wieder Muth einflößen. Vor allen Dingen aber war seine Gegenwart nöthig, die Verbindung mit Rußland zu beschleunigen; denn nach Rußland kehrten sich die letzten Blicke, wenn der Friede nicht angenommen wurde. Der König ordnete zwar für jedes der neu entstehenden Bedürfnisse die schleunigsten und heilsamsten Maaßregeln; aber kaum hatte er Küstrin im Rücken, um in Preußen den Marsch des letzten

Corps, dessen Stellung ins Feld, und vor allen Dingen die Annäherung der Russen zu beschleunigen, als unerwartete und unglückliche Ereignisse dem Staate den Todesstreich versetzten.« Wir wollen diese Ereignisse, die sich als Folgen, nicht als Resultate der verlornen Schlachten herausstellten, in übersichtlicher Darstellung aneinanderreihen.

Die nächste Folge der unglücklichen Schlachten, war der Abfall der Sachsen. Napoleon, der sich das Ansehn zu geben wußte, als ob er Preußen als Feind höchst geringschätze, gab sich doch alle Mühe, theils vor dem Ausbruch des Krieges, theils während desselben, die Sachsen für sich zu gewinnen, und behandelte selbst die gefangene sächsische Armee mit der größten Schonung. Am 20sten Oktober trennten sich in Folge dessen die Sachsen gänzlich von der Preußischen Armee.

Der Herzog von Weimar war durch die häufigen und plötzlichen Abänderungen in dem Operations-Plane um so mehren Unannehmlichkeiten ausgesetzt gewesen, je weiter er von der Haupt-Armee getrennt war. Treu, muthig und umsichtig, hatte er jedoch sein Corps stets glücklich geführt; von den unglücklichen Schlachten hörte er erst, als sie schon geschlagen waren (in Auerstädt), und die Verhältnisse richtig würdigend, eilte er sofort hinter Gera nach Erfurt. Vor diese Festung angelangt, in welcher sich Möllendorf, der Prinz von Oranien und andere Generale befanden, ward er aufgefordert, den Rückzug der Flüchtlinge zu decken; sogleich traf er hierzu die nöthigen Anstalten, als er aber den Feind in Übermacht herandringen sah und

den Feldmarschall Möllendorf deshalb zur Eile antrieb, ließ dieser ihm melden, daß er nicht fliehen könne, sondern genöthigt sei zu kapituliren (15. Oktbr.). Erbittert über diese Täuschung zog der Herzog ab, verstärkte sich durch neue Heerhaufen und schickte sich an, den ihm endlich vom Fürsten zugekommenen Befehl zu befolgen und sich nach Magdeburg zu ziehen. Auch ihm hatte Napoleon Schonung angeboten, wenn er sofort die Waffen niederlegte; aber treu dem Gebote der Freundschaft und der Pflicht, hatte der Herzog den Antrag zurückgewiesen und neue Verhaltungs-Befehle vom Könige sich erbeten (den 15. oder 16. Oktbr.).*

Umsichtiger und besonnener als die andern Generale, und von seiner Treue und Hingebung für den König geleitet, führte der Herzog seine Truppen über Heiligenstadt und Stendal nach der Elbe, die er am 26sten im Angesichte des Feindes bei Sandau überschritt. Hier empfing er ein Schreiben vom König, der ihn, innig dankend, seiner Pflicht entband. »Aus wahrer Achtung und Freundschaft, schreibt der König, muß ich Sie ersuchen, das Kommando sogleich niederzulegen und in Ihre Lande zurückzukehren, da Napoleon es verlangt und Ihre eignen Unterthanen es dringend wünschen. Die mit einer Weigerung verknüpfte Gefahr ist eben so groß, als augenscheinlich..... Ew. Durchlaucht kennen mich, und ich darf daher wohl nicht viele Worte darüber machen, wie schmerzlich es mir fällt, mich von einem so treuen Bundesgenossen zu trennen.

---

* Eyssenhardt Memoiren.

Aber die unglückliche Lage der Umstände gebieten diese Opfer Mir, wie Ihnen ꝛc.« Dieser herzlichen Aufforderung genügend, übergab der Herzog das Kommando dem General Winning und kehrte mit dem Ruhm treuer und aufopfernder Pflichterfüllung in seine Staaten zurück. — Hätten Alle gedacht wie Er, das Unglück wäre sicher nicht so hoch gediehen.

Erfurt ergab sich am 16. Octbr.; 8,000 Mann streckten die Waffen und wurden nach Eisenach transportirt, auf dem Wege dorthin jedoch durch den Lieutenannt Hellwig, an der Spitze von 50 Husaren bei Eichenrodt befreit. Allein die Befreiten zerstreuten sich nach allen Seiten, ohne sich bei der Armee einzufinden.*

Der Herzog Eugen von Würtemberg war mit der West- und Südpreußischen Reserve auf Umwegen von Magdeburg her bei Halle eingetroffen (16. u. 17. Octbr.), und bezog daselbst ein Lager. Der jüngsten Vorgänge unkundig, und so unbesorgt, als stände er in Friedens-Garnison, versäumte Herzog Eugen unbegreiflicher Weise alle Vorsichts-Maaßregeln. Da brach plötzlich Bernadotte von Passendorf hervor, drang in Halle ein und obwohl die Preußen noch einigen Widerstand in den Straßen selbst leisteten, so endete der ungleiche Kampf doch bald mit ihrer Niederlage. 800 Todte und Verwundete deckten die Straßen; 5000 Mann mit 74 Offizieren, 14 Fahnen

* Hellwig stieß auf die Lieutenants Eyssenhardt und Gagern, die in gleicher Absicht mit einem Kavallerie-Detachement bei Eisenach im Hinterhalt lagen; allein begierig, den Ruhm des Unternehmens allein zu haben, verschmähte es Hellwig, sich den beiden andern anzuschließen;

und 34 Stück Geschütz fielen dem Feinde in die Hände. Die übrigen Truppen flohen in zwei Kolonnen und trafen am 19ten bei Magdeburg ein.

Dies unglückliche Ereigniß öffnete dem Feinde die Straße nach Berlin; am 24. Octbr. zog französische Kavallerie und am 25sten Davoust selbst durch die Residenz. An demselben Tage traf eine feindliche Abtheilung vor Spandau ein, das von seinem Kommandanten, Beneckendorf, ohne Zögern übergeben wurde.

Napoleon selbst, bereits in Potsdam, zog am 27sten Nachmittags in Berlin ein, und nahm seine Wohnung auf dem Königlichen Schlosse. Ihn umgab der widerwärtige und kleinliche Hochmuth eines herzlosen Siegers. Trotz der Besuche, die er den in Berlin anwesenden Mitgliedern der Königlichen Familie abstattete, trotz der affektirt ruhigen Unterredung, die er mit dem Geschichtsschreiber Joh. v. Müller, der leidenschaftlich gegen ihn geschrieben, und mit dem Französischen Prediger Erman hatte, trotz der Gnade, die er dem Fürsten Hatzfeld angedeihen ließ, hat Napoleon, wir wiederholen es, in Berlin nicht Größe gezeigt, sondern kleinliche Schadenfreude, niedrigen Hochmuth und herzlose Bosheit. Wir verweisen, um diese Behauptung in ihrem ganzen Umfange zu bekräftigen, nur auf die in den Berliner Zeitungen jener Tage enthaltenen Bülletins. Diese und einige andre Zeitungs-Artikel, von verächtlichen und gemeindenkenden Menschen verfaßt, sind die eigentliche Schmach, die an jene unglückliche Katastrophe sich knüpft, eine Schmach, die, Gott sei Dank, keinen Andern trifft, als nur jene Verworfenen, von denen

sie herrührt.* — Was sonst der Übermuth des Siegers Demüthigendes brachte, ist nicht hierher zu rechnen; es war eine natürliche Folge, wenn nicht der Niederlage, doch der persönlichen Denkweise des Siegers. Napoleon besuchte Friedrichs des Großen Grab und bezeichnete diese merkwürdige Stunde durch einen Raub. Er nahm den Orden, den Degen und die Schärpe Friedrichs, um sie dem Invalidenhotel zu Paris zu schenken; er nahm sodann auch die Victoria vom Brandenburger Thor; er räumte die Königlichen Magazine und Archive aus; er nahm aus den Königlichen Schlössern das Werthvollste und Schönste; kurz er übte das Recht des Stärkern im weitesten Umfange. Auch über das, was er noch nicht, oder nur theilweise besaß, schaltete er als Herr; er theilte das Land des Königs in fünf Kreise, 3 in Obersachsen, 2 in Niedersachsen. Leider konnten die Nachrichten, die von der Armee ihm zugingen, zu solchen Maaßregeln ihn ermuntern.

Der Fürst von Hohenlohe übernahm, wie erwähnt, am 16ten das Kommando der geschlagenen Armee, mit Ausnahme der Abtheilung, die unter Kalkreuth stand. Viele Hindernisse überwindend, die theils der drängende Feind, theils der desorganisirte Zustand der eignen Truppen bereitete, langte der Fürst am 20sten vor Magdeburg an, ward aber von dem Kommandanten dieser Festung, dem General Kleist, nicht, wie er gehofft, mit Nahrungs-

* Vor Allen trifft dies den Redakteur des Telegraphen, der sich als Jude: Alex. Davidson, nach seinem Übertritt zum Christenthume aber: Professor K. Jul. Lange nannte.

mitteln versehen, sondern zum eiligen Weiterzuge getrieben. So war der Fürst genöthigt, nach der Oder weiter zu ziehen. Dem drängenden Feinde oft nur mit Mühe entrinnend, öfters Gefechte bestehend, mit Mangel und bösem Geist bei den eignen Truppen kämpfend, langte der Fürst am Ahren bei Prenzlau an; hier stieß er auf Mürat, der ihn zur Übergabe aufforderte, versichernd, daß er ihn umzingelt habe. Schon stand der größte Theil des Heeres jenseit Prenzlau, und so schwer das Unglück auf den Truppen lastete, begannen doch die noch diesseits standen, freudig und kühn den Kampf, allein sie erlagen der Übermacht; die nicht fielen, wurden gefangen genommen, unter ihnen der Prinz August. Bald darauf kommt der Obrist Massenbach, von dem Fürsten kurz vorher an den Feind gesendet, zurück und bestätigt, daß man umgangen sei. — Massenbach, der oft von sich rühmt, daß seinem physischen und moralischen Blicke nichts entgehe, täuschte sich so schülerhaft, daß er vom rechten Uckerufer gekommen zu sein glaubte und daher natürlich glaubte, der Feind sei jenseits und diesseits des Flusses. Jetzt brachte der General Belliard von neuem die Aufforderung zur Ergebung; in diesem Augenblicke versicherte auch der Obrist Hüser, man habe [illegible] Schüsse für jedes Geschütz; ob diese Angabe wahr [illegible] nicht, ward nicht untersucht; der Fürst ließ die [illegible] einen Kreis schließen, in den auch der Französische General mit eingetreten [illegible] soll, und fragte, ob Einer ein Rettungsmittel wisse. Da Niemand antwortete, befahl der Fürst dem Heer (17,000 Mann) die Waffen zu strecken. Als dieser Befehl

den Truppen bekannt wurde, tobten sie vor Schmerz und Wuth, und gewiß mit Recht. Wenn nicht Verrath und Feigheit, so hatten doch Verwirrung und Rathlosigkeit, ja selbst Leichtsinn, die Armee in des Feindes Hand geliefert. (28. Octbr.).

Tags darauf mußte sich der Oberst Hagel mit 6,000 Mann bei Pasewalk ergeben; noch 2 Tage später traf dasselbe Schicksal die beiden Generale Bila bei Anklam. Schimpflicher und verhängnißvoller aber noch war, was mit den Festungen geschah. Ohne einen Schuß zu thun übergab General Romberg die Festung Stettin am 30. Octbr., und 2 Tage später ward Küstrin durch die niedrigste Ehrlosigkeit dem Feinde in die Hände gespielt. Trauernd, von tiefem Kummer gebeugt, hatte kurz vorher der König an der Seite seiner unglücklichen Gemahlin auf den Wällen Küstrins den Kommandanten, Oberst Ingersleben, zur Treue und Standhaftigkeit ermahnt, und dieser hatte Beides zugesagt. Kaum aber hatte das verrathene Königspaar die Stadt verlassen (26. Octbr.), als Ingersleben den Feind einlud, die Festung in Besitz zu nehmen.

Kalkreuth, der am 15ten in Sömmerda das Kommando über die Garde und einige andere Truppen-Abtheilungen übernommen hatte, lehnte die Einladung des Fürsten, sich mit ihm zu vereinigen, ab; allein fortziehend stieß er schon bei Weißensee auf den Feind, täuschte aber die Französischen Generale Klein und Lasalle durch das Vorgeben eines Waffenstillstandes. Indeß ward er gleich darauf von Soult bis Sachsa verfolgt. Seinen Marsch

nach der Elbe fortsetzend, ließ er seine Truppen von Rogaz bis Tangermünde in Fähren übersetzen und dann mit der Hohenloheschen Armee sich vereinigen, während er selbst sich nach Küstrin begab, vom Könige dorthin berufen.

Den Nachtrab dieses Corps hatte Blücher geführt, der sich nunmehr an den Fürsten anschloß, beständig aber, da er ihm nicht schnell genug folgen konnte oder wollte, einige Meilen hinter ihm zurückblieb. Als der Fürst sich ergab, stand Blücher in Boizenburg, vereinigte sich hierauf mit Winning und so verstärkt beschloß er, das Äußerste zu wagen, um den König nur vor dem zu gewaltsamen und raschen Andrange des Feindes zu schützen. Er wollte über die Elbe zurückgehen; allein von dem Feinde unter Soult, Bernadotte und Mürat, fortwährend verfolgt und öfters ungleiche Gefechte mit ihnen bestehend, mußte er seinen ursprünglichen Plan aufgeben und warf sich in Lübeck hinein, wo er, plötzlich überfallen, nach einem kurzen erbitterten Kampfe sich ergeben mußte. Der wackere Held unterzeichnete die Kapitulation jedoch nur mit dem Beisatz: »ich muß mich ergeben, weil es mir an Brod, Fourage und Munition fehlt.« Die Französischen Feldherren ehrten seine Tapferkeit und nannten ihn, sonderbar prophetisch, den größten Preußischen Feldherrn, den allein von Allen sie zu siegen fähig und des Sieges würdig hielten.*

*Näheres und Interessantes über Blüchers Unternehmen erzählt Eyssenhardt in seinen Memoiren, doch liegt die Mittheilung außer den Grenzen unserer Darstellung. Nur so viel wollen wir erwähnen, daß Blücher nicht, wie man gewöhnlich glaubt, krank war, sondern

Während in Lübeck Kraft und Treue ehrenvoll unterlagen, spielten auf andern Punkten Schwäche und Verdutztheit ihre traurige Rolle weiter. General Kleist übergab Magdeburg fast ohne Gegenwehr, jedenfalls ohne ernstliche, am 11. Novbr. — Zehn Tage später übergab General Schöler die treffliche Festung Hameln, des wüthenden Widerspruchs der Besatzung ungeachtet, die über Verrath schrie und in offene Meuterei ausbrach; Nienburg und Plassenburg kapitulirten beide am 25. Novbr.

So ward dem unglücklichen besten Könige von denen mitgespielt, auf die er sein Vertrauen gesetzt hatte. Das ganze Heer war vernichtet, alle Festungen diesseits der Oder mit ihren Vorräthen und ihrem Kriegsbedarf in den Händen der Feinde,* die Generale theils todt, (der Herzog von Braunschweig starb an seinen Wunden am 10. Novbr.

---

sich nur so stellte. Eyssenhardt seinerseits rettete mit außerordentlicher Gewandtheit und Kühnheit die Kriegs-Kasse zu wiederholten Malen und wußte sie selbst bei der Kapitulation den Blicken des Feindes zu entziehen, und sie mit Blüchers Gepäck fortzuschaffen.

*Man hat vergeblich versucht, das unbegreifliche Benehmen der Festungs-Kommandanten 2c. zu erklären, da absichtlicher, vorausberechneter Verrath unmöglich bei Allen statt haben konnte. — Wir wollen unsererseits die Hypothesen nicht häufen, sondern statt dessen eine Anekdote erzählen, aus der eine praktische Nutzanwendung gezogen werden kann, insofern sie die Ansichten eines tapfern und kriegeserfahrnen Offiziers darthut. — Herr Major Blesson war im Jahre 1815 Adjudant des Herrn Obersten v. Ploosen, der durch 26 Kampagnen gestählt und wegen seiner Bravour und Unerschrockenheit bekannt war. Beide waren am 6. Juli vor Maubeuge auf Rekognoscirung, als der Oberst plötzlich fragte: „Waren Sie denn schon in einem heftigen Klein-Gewehr-Feuer, Blesson?“ — „Nein,“ antwortete dieser, „noch nicht.“ Der Oberst schwieg. Bald darauf kamen sie auf

zu Ottensee unfern Altona) theils ruhmlos für immer abgetreten, (Hohenlohe ging auf seine Güter nach Ober-Schlesien; Eugen nach Karlsruh; Rüchel jedoch zum Könige nach Ostpreußen), der beste der Könige stand hülflos inmitten seines großen Unglücks.

Diese Lage übte einen entscheidenden Einfluß auf die begonnenen Unterhandlungen. Lucchesini und Zastrow, vom Könige, wie erzählt, zu Napoleon gesendet, hatten eine weniger ungünstige Aufnahme gefunden, als sie gefürchtet. Die Bedingungen, die Napoleon vorschrieb, waren hart,

---

eine Anhöhe, etwa 300 Schritt von einer feindlichen Redute (auf dem Mont la Croix). „Bleiben Sie hier, bis ich zurückkomme," sagte in diesem Augenblicke der Oberst Ploosen zu seinem Adjudanten, „und rekognosciren Sie mit ihrem Glase die Redute ganz genau." Hierauf entfernte er sich. Blesson that, nach kurzer Zeit dem heftigsten Feuer aus Klein-Gewehr und Wallbüchsen ausgesetzt und in wenigen Minuten von mehreren hundert Kugeln umsaust, wie ihm geheißen war. Nach einer Weile schwieg jedoch das Feuer, das der Feind wohl als vergeblich erkennen mochte. Da kam der Oberst zurück. „Nun wissen Sie, was ein heftiges Feuer ist," sagte er ruhig. „Sie sehen, es ist so gefährlich nicht; weiter ist es nichts," und ging, von dem hocherstaunten Adjudanten begleitet, weiter. Einige Tage später fragte Blesson, der das Benehmen des Obersten, der ihm stets einen hohen Grad persönlicher Zuneigung erwiesen hatte, unbegreiflich fand, wie Jener ihn nur so muthwillig und nutzlos einer Gefahr habe blosstellen können, aus der er fast nur durch ein Wunder unversehrt hervorgegangen sei? — „Das will ich Ihnen erklären," erwiederte der Oberst. „Ich liebe Sie sehr, aber der Dienst und die Ehre müssen dem Soldaten über Alles gehen! Glauben Sie meiner Erfahrung: es ist nichts so ansteckend als die Furcht! Wir beide sind durch unsere Stellung bestimmt, in diesem Kriege Einer an der Seite des Andern auszuharren. So lange Sie nicht in einem heißen Feuer waren, konnte ich Ihrer nicht versichert sein, und daher auch nicht meiner selbst. Jetzt, da Sie die Probe bestanden haben, bin ich sicher und ruhig!" Von einem tapfern Offizier eine beachtungswerthe Meinung!

doch nicht vernichtend. Der König sollte sämmtliche Bestungen am linken Elbufer mit Ausnahme Magdeburgs und der Altmark abtreten und eine Kontribution von 25 Millionen Thaler zahlen. In Graudenz, wohin der König sich von Küstrin begeben hatte, um daselbst mit Hülfe Kalkreuths den Rest seiner Armee durch neue Aushebungen zu ergänzen, empfing er durch seine beiden Abgeordneten die Vorschläge Napoleons. Von einer unabwendbaren Nothwendigkeit gezwungen und mit blutendem Herzen unterzeichnete der König diese Bedingungen. Wer konnte glauben, daß Napoleon jetzt seinerseits dem Vertrage die Ratifikation verweigern werde? Und doch geschah es. Die Vorfälle bei Prenzlau, bei Halle, die Übergabe von Küstrin und Stettin, kurz alle jene Anzeichen einer an Vernichtung gränzenden Schwäche ließen den stolzen Sieger bereuen, daß er seine Beute fahren gelassen. Doch ihn kümmerte wenig das gegebene Wort; er stellte neue Bedingungen und zog die Unterhandlungen in die Länge, bis er endlich, nachdem auch Blücher kapitulirt und Magdeburg sich ergeben hatte, erklärte, daß er um den Frieden gar nicht, sondern nur um einen Waffenstillstand unterhandeln wolle, und als Preis desselben verlangte er: ganz Südpreußen auf dem rechten Weichselufer; in Westpreußen: Thorn, Graudenz und Danzig; in Schlesien: das rechte Oderufer, und auf dem linken die Festungen Glogau und Breslau nebst dem Lande von Ohlau über Zobten rc. bis Böhmen; Hameln und Nienburg sollten geräumt werden; in Ost- und Neu-Ostpreußen sollten gar keine Truppen stehen.

Diese Bedingungen waren nicht blos auf die Vernichtung Preußens, sondern auch auf den Krieg gegen Rußland berechnet, den Napoleon, da er Preußen ohnmächtig gemacht, beschlossen hatte. Auch durch Anderes arbeitete er diesem Unternehmen vor. Von Berlin aus erließen Dombrowsky und Wybicky einen Aufruf an die Polen (3. Novbr.) der um so kräftiger wirkte, als bereits am 4. Novbr. eine französische Armee unter Davoust in Posen einrückte und so dem Aufstande Schutz und Sicherheit verlieh. Lannes, Augereau, Mürat, Soult, Bernadotte, Ney und endlich Napoleon selbst (am 28sten) trafen nach einander in Posen ein, nachdem Letzterer kurz vor seiner Abreise aus Berlin, wie in der gewissen Voraussetzung, daß der König den neuen Vertrag ratificiren werde, den die Abgeordneten am 16. Novbr. zu Charlottenburg unterzeichnet hatten, zwei Verordnungen erlassen hatte, wovon die eine alle Gemeinschaft mit Großbrittanien verbot und auf alle englische Waaren Beschlag legte, die zweite aber festsetzte, daß die eroberten Länder, und so namentlich auch Berlin und Warschau, bis zum allgemeinen Frieden nicht geräumt werden sollten.

Indessen hatte Napoleon diesmal seinerseits sich in seiner Voraussetzung betrogen. Der König versagte den schmachvollen Forderungen, die Düroc ihm am 22. Nov. in Osterodr vorlegte, seine Zustimmung. Keiner verabscheute den Krieg, wie Er; Keiner wünschte so sehnlich den Frieden; aber er sah ein, daß es jetzt nicht mehr Vortheile oder Nachtheile, sondern die reine Selbstvertheidigung galt, die von der Ehre und der Nothwendigkeit gleich gebieterisch erheischt wird. Fast Alle,

die den König umgaben und deren Rath er einholte, riethen dringend zum Frieden; aber Er beharrte hier, wo es das Höchste galt, fest auf seiner Überzeugung und belastete sich muthvoll mit einer Verantwortlichkeit, die um so schwerer war, je gewissenhafter der treffliche König sie wog und je kühner und großherziger der Entschluß, den Krieg fortzusetzen, nach dem Erlebten war.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Rußland.

Unterdeß wurden nicht nur, ehe man die Weigerung des Königs kannte, die Feindseligkeiten gegen ihn in Südpreußen fortgesetzt, wo, im hellodernden Aufstande,* die kleinen Preußischen Besatzungen rasch überwältigt wurden, sondern auch mit den Russen hatte der Kampf begonnen. Diese, welche bereits am 22. Oktober zu Grodno ein Übereinkommen über ihre Verpflegung in Preußen abgeschlossen hatten, waren rasch näher gerückt und hielten um die Mitte Novembers die Weichsel von Warschau an bis her-

---

*Gleich beim Beginn des Aufstandes hatte der König von Osterode aus einen Befehl erlassen, daß die Rädelsführer des Aufstandes, so wie die den höhern Ständen angehörigen Theilnehmer desselben kriegsrechtlich gerichtet und gestraft, Leute gemeinen Standes aber, die nur als verführt zu betrachten seien, nach den gewöhnlichen Landesgesetzen zur Verantwortung gezogen werden sollen. (Osterode den 18. Novbr.)

unter nach Plotzk besetzt. Das Ober-Kommando über die ungefähr 50,000 Mann starke russische Armee führte Benningsen, doch waren ihm auch 25,000 Mann Preußische Truppen unter L'Estocq, die Reste der vernichteten Preußischen Armee durch Rekrutirungen in Ostpreußen verstärkt, untergeben. Indessen vereitelte auch hier die Raschheit der Franzosen den ursprünglichen Plan; die Russisch-Preußische Armee zog sich von der Weichsel zurück und die Preußische Besatzung verließ Warschau (27. Novbr.), wo zwei Tage darauf Mürat und Davoust einrückten.

Jetzt wo der Krieg offenbar sein zweites Stadium beginnen sollte, jetzt wo die Kräfte und die Freundschaft eines mächtigen Bundesgenossen mehr als die bloße Möglichkeit eines glücklichen Erfolges zu versprechen schienen, sprach der König mahnende Worte zu seinem Heere, Worte, mehr vom Schmerz als vom Zorn durchtönt, mehr von milder Gerechtigkeit als von gerechter Strenge diktirt. Der wesentliche Inhalt dieses Dokuments ist folgender:

»Bei der leider fast gänzlichen Armee und dem gänzlichen Mangel an bewährten Nachrichten ist es dem König bis jetzt unmöglich geblieben, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden oder nach Verdienst zu belohnen oder strafen zu können; er muß daher seine desfallsigen Beschlüsse so lange aussetzen, bis er solche mit mehr Gewißheit und Bestimmtheit nehmen kann. Der König ist weit entfernt, der Armee alle Drangsale und Unglücksfälle zuzuschreiben, welche sowohl ihr als dem Lande begegnet sind, vielmehr gereicht es ihm zur Beruhigung, daß sich viele Theile des Heeres vom Ersten bis zum Geringsten durch ausdauernden Muth,

Beharrlichkeit und wahres Ehrgefühl ausgezeichnet haben. Doch haben sich eben so leider auch Thatsachen ergeben, die für sich selbst sprechen und keiner nähern Aufklärung bedürfen, und die von der Art sind, daß solche nicht länger mit Stillschweigen übergangen, vielmehr zum warnenden Beispiel für die Zukunft auf das Allerstrengste und öffentlich geahndet werden müssen. — Hierunter sind zu rechnen: 1) alle diejenigen, welche an der beispiellosen Art, wie die Festungen Stettin, Küstrin, Spandau und Magdeburg sich dem Feinde übergeben haben, mehr oder weniger Antheil haben. 2) Alle diejenigen Offiziere, welche nicht bei den kapitulirenden Corps zugegen gewesen, sich aber freiwillig als hierzu gehörig angesehen, oder wohl gar ihren Kameraden oder selbst ihren Untergebenen zugeredet haben, einen gleichen nichtswürdigen Entschluß zu fassen. 3) Alle diejenigen, welche ohne Urlaub erhalten zu haben, oder gefangen zu sein, sich von der Armee weg und etwa nach Hause u. s. w. begeben haben.« — Es folgen nunmehr die, als vorläufig bezeichneten Strafbestimmungen. Der einzige Kommandant von Küstrin ist zum Tode verurtheilt; Gouverneur und Kommandanten von Stettin kassirt; die Kommandanten der andern Festungen, sowie die unter 2) und 3) begriffenen Offiziere ohne Abschied entlassen. — Demnächst giebt der König seinen Entschluß zu erkennen, diese Urtheile zu schärfen, wenn nähere Untersuchung einen höheren Grad von Strafwürdigkeit ergeben sollte, sowie überhaupt solche Untersuchung gegen Alle, auf denen Anschuldigung und Verdacht lastet, seiner Zeit einleiten zu lassen. Sodann folgen die von dem König gefaßten

Beschlüsse, um für die Folge ähnlichen Thatsachen vorzubeugen. »Alle Gouverneurs und Kommandanten, lautet es ferner, die künftig aus blosser Besorgniß für ein Bombardement, oder unter dem Vorwande, daß ihnen die zur Vertheidigung nöthigen Mittel mangelten, oder aus sonst einem andern nichtigen Grunde, er sei welcher er wolle, die Festung nicht mit den angestrengtesten Kräften bis auf das Äußerste behaupten, werden ohne Gnade erschossen. Derjenige kommandirende Gouverneur und Kommandant der zu seinem eignen oder zum Besten seiner Untergebenen Bequemlichkeits-Artikel in der mit dem Feinde abgeschlossenen Capitulation hinzufügt, wie solches namentlich in Magdeburg der Fall gewesen, wird in Zukunft kassirt. — Jedes Regiment, welches den erhaltenen Befehl, anzugreifen, nicht vollzieht, oder wohl gar ohne Befehl das Treffen verläßt, wird, wenn es zuvor Sr. Majestät gemeldet worden, kassirt und untergesteckt. — Jeder Offizier, der sich künftig die ad 2) und 3) erwähnte Pflicht-Vergessenheit zu Schulden kommen läßt, oder das Schlachtfeld, ohne blessirt zu sein, einzeln verläßt, ist infam kassirt. Jeder Soldat, der auf der Flucht seine Waffen fortwirft, wird erschossen. Jeder Offizier, welcher Versprengte antrifft, hat die Verbindlichkeit, solche zu sammeln und auf eine sichere Weise zu ihrem Corps, oder dem bestimmten Versammlungsorte zu befördern. — Die Regiments- und Corps-Chirurgi müssen sich am Tage des Gefechts in der Nähe ihrer Corps halten, und mit allem Nöthigen versehen sein. Thun sie ersteres nicht, werden sie fortgejagt. — Bei der Bagage eines Corps muß allezeit we-

nigstens ein Staabsoffizier oder Capitain kommandirt sein, der auf die Ordnung während des Marsches sieht. Wer von denen zur Bagage kommandirten Offiziers solche verläßt, wird kassirt. Wer bei selbiger aus Muthwillen schießt, und dadurch unnöthigen Allarm erregt, wird erschossen. Der Knecht, welcher seine Pferde absträngt, um davonzujagen, wird erschossen. Da eine ernsthafte Reform in der Bagage der Armee unumgänglich nothwendig geworden ist, so wird solche zu seiner Zeit, sobald es thunlich ist, den verschiedenen Corps bekannt gemacht werden. — Bei unerwarteten außerordentlichen Vorfällen, z. B. bei Märschen, Retraiten und dergl., hat der Kommandirende von jedem Grade, an jedem Orte die Gewalt, in der erforderlichen Quantität und gegen Quittung für die unter ihm stehende Mannschaft und Pferde Requisition zu machen. Requirirt er mehr, wird er todtgeschossen. — Die Offiziere des Generalstabes mit ihren Adjudanten theilen sich in die Führung der Kolonnen, die sie unter keinerlei Bedingung verlassen dürfen. Die Zimmerleute der Bataillons sind an der Spitze der Kolonnen, um sogleich die Wegebesserung kommunicaliter zu befördern. Die Offiziers des Generalstabes sorgen für alles, was die Führung, Erleichterung und Beförderung des Marsches beschleunigen kann. Soll sich die Armee vor dem Feinde formiren, so suchen sie Richtwege und recognosciren die Beschaffenheit des Terrains an Ort und Stelle. — So lange der Krieg dauert, wird der Unteroffizier und Gemeine, wenn er sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart besonders auszeichnet, so gut Offizier als der Fürst. Nur der, welcher

Verbrechen begangen hat, ist vom Offiziers-Range ausgeschlossen. — Wer sich ausgezeichnet hat und vor dem Feinde blieb, dessen Wittwe erhält eine Pension, die mit dem Grade, den ihr Mann bekleidet, in Verhältniß steht. Daß alle subordinationswidrigen Vergehungen regelmäßig und auf das allerstrengste bestraft werden müssen, sollte eigentlich bereits einem jeden hinlänglich bekannt sein; da aber die Erfahrung in der letzten Zeit mehrmals das Gegentheil bewiesen, so wird es hiermit auf das Bestimmteste in Erinnerung gebracht, damit sich ein jeder vor Schaden hüte. — Gelderpressungen, Plünderungen, Mißhandlung des Bürgers oder des Landmannes und dergl. grobe Excesse werden mit dem Tode bestraft. — Landeskinder, welche bei dem Feinde Dienste genommen haben, und mit den Waffen in der Hand getroffen, gefangen werden, werden ohne Gnade erschossen.«

»Dieses Publikandum, welches zur Wissenschaft eines jeden Offiziers bestimmt ist, muß bei einem jeden Corps vorgelesen werden, und hat jeder Einzelne hiervon Abschrift zu nehmen und sich hiernach zu achten. — Aus diesem Publikando ist ein Auszug zu machen, der diejenigen Punkte enthält, die zur Wissenschaft der Unteroffiziere und Gemeinen, wie auch der sämmtlichen Armeeknechte bestimmt sind, und der ihnen in ihrer Landessprache deutlich vorgelesen werden muß. — Letzteres ist alle 8 oder 14 Tage zu wiederholen, und muß ein gleiches mit der frühern Verordnung wegen der Verdienst-Medaillen geschehen.«

Das eben mitgetheilte Dokument verdient, wie wir glauben, die höchste Aufmerksamkeit des Lesers, in sofern

er dadurch befähigt wird, einen tiefen und belehrenden Blick in den Seelenzustand des unglücklichen Monarchen zu thun, und eben dadurch zu neuer Bewunderung und Liebe erregt zu werden. Selbst die Spuren der Eilfertigkeit, welche das Dokument unverkennbar trägt, sind interessant. Wir sehen deutlich, wie der König mitten in seinen Leiden einer augenblicklichen Eingebung folgend, sich hinsetzt und die Verordnung abfaßt. Diesen Gesichtspunkt darf man bei der Beurtheilung dieses Dokuments nie verlieren. Die Ausdrücke in demselben sind nicht gewählt, oft sogar verfehlt; die Eile und die Gemüths-Aufregung ließen nicht lange nach Worten suchen. Um so bewunderungswürdiger aber erscheint der treffliche Monarch, der selbst in dem Augenblicke, wo er sich schmachvoll verrathen glaubt, wo er durch Ereignisse ohne Beispiel in ein unglaubliches Unglück hinabgerissen war, dennoch seinen Schmerz und seinen Zorn zügelt, mit ihnen kämpft, daß sie ihn zu keiner Ungerechtigkeit verleiten mögen, und der endlich, damit er nicht zu hart strafe, lieber zu milde strafen will. Man lese das Ganze nur mit Aufmerksamkeit, so wird man es nicht verkennen, wie der König sichtbar mit sich selber ringt und jedem Strafurtheil, das er niederschreibt, die tödtliche Spitze abbricht. Dieselben Verbrechen, denen er für die Folge die härtesten Strafen, ja den Tod androht, belegt er, in sofern sie bereits begangen sind, nur mit Entlassung aus dem Dienst. Sein maaßloses Unglück hinderte ihn nicht, die Verhältnisse richtig zu würdigen und einzusehen, daß Mancher, der unter andern Umständen besser gehandelt haben würde, diesmal

nur durch den Drang der Umstände überwältigt und zu strafwürdigem Benehmen fortgerissen worden ist. Es ist ganz seiner herrlichen Seele angemessen, daß er grade jetzt am mildesten urtheilte, je mehr er fürchten mußte, daß Leiden und Entrüstung das Richteramt partheiisch verwalten könnten. — Wir wissen daher nicht, ob es mehr lächerlich oder boshaft ist, die mitgetheilten Verordnungen einer beizenden Kritik zu unterwerfen, Verordnungen, die offenbar einer momentanen Wallung ihr Entstehen verdankten und die eben so wenig erschöpfend sein konnten, als sollten. Darum scheint uns auch der Vorwurf ungerecht und unverständig, welchen man hauptsächlich gegen jene Stelle erhebt, wo gesagt wird: jeder Gemeine, der sich auszeichnet, solle während des Krieges Offizier werden können. »Also nur während des Krieges!?« riefen gleich damals die Boshaften* mit höhnischer Schadenfreude. Der Ruhige und Unpartheiische aber, der jene Stelle prüfend liest, wird sich sofort überzeugen, daß es unsinnig wäre, hier auf ein Wort Gewicht legen zu wollen. »Der Gemeine, heißt es, wird während des Krieges, wenn er sich auszeichnet, Offizier so gut wie der Fürst.« Ist denn aber bis dahin blos der Fürst Offizier geworden? Schon an diesem Ausdruck ist die Aufregung, in der das Ganze geschrieben ward, zu erkennen. Wollte man auf Worte Gewicht legen, so könnte man mit eben so unsinnigem Recht behaupten, der König habe während des Krieges die Officiere nur aus den Fürsten und den Ge-

---

*Besonders der saubere Redakteur des Telegraphen.

meinen wählen, den Adelstand aber ausschließen wollen! Wir wagen es nicht mit Bestimmtheit anzugeben, was der König mit dem Ausdruck: »so lange der Krieg dauert« — gemeint habe; doch scheint es uns wahrscheinlich, daß damit weiter nichts gemeint gewesen sei, als daß im bevorstehenden Kriege der Geringste wie der Höchste den Offiziersgrad solle erreichen können. Die Stelle drückt daher ungefähr Folgendes aus: »Jeder, der sich in diesem Kriege, in welchem Gelegenheit dazu vorhanden sein wird, auszeichnet, der soll Offizier werden, gleichviel, ob er eines Fürsten oder eines Bauern Sohn ist.« — Hätten nur diejenigen, welche den erwähnten Vorwurf erhoben haben, die von uns (Seite 151 u. 152) mitgetheilten Kabinets-Ordres gelesen, so würden sie vielleicht davor geschützt worden sein, sich durch solche Lächerlichkeit zu kompromittiren.

Doch genug hiervon. Wir eilen, unseren Lesern noch ein anderes Aktenstück mitzutheilen, dessen Inhalt rührend und ergreifend ist, wenn man sich die damalige Lage des Königs dabei versinnlicht. — Mit manchen andern Offizieren war auch der Oberst-Lieutenant v. Chappuis damals ungegründeter Weise der Treulosigkeit und des Verraths beschuldigt worden. Er wandte sich deshalb direkt an den König, und dieser, vom Unglück so schwer gedrückt, von Bosheit und schaamloser Verläumdung auf jedem seiner Schritte verfolgt, verschmähte es dennoch nicht, der gekränkten Ehre eines Andern die erbetene Genugthuung zu bereiten. Er erließ folgende Kabinets-Ordre an den Oberst-Lieutenant Chappuis:

»Aus Eurem Schreiben vom 14. d. M. habe Ich mit

Leidwesen ersehen, daß man das Gerücht auszubreiten versucht hat, als hättet Ihr als Verräther an König und Vaterland gehandelt. Es muß allerdings kränkend für Euch sein, Euch einer solchen Schändlichkeit beschuldigen zu sehen, und bedaure Ich Euch deswegen herzlich; so wie indessen ein jeder Mensch seine Feinde, und der Redlichste öfters die meisten hat, so müßt auch Ihr Euch über ein Gerücht zu beruhigen suchen, das nur niedrige Verläumdung und hämische Mißgunst erdacht haben kann. Euer eignes Bewußtsein wird Euch die innere Genugthuung gewähren, einer solchen Handlung nicht fähig zu sein, und wenn Ich zu Eurer Beruhigung etwas beitragen kann, so ertheile Ich Euch mit Vergnügen die Versicherung, daß Ich Euch für einen redlichen Mann, braven Soldaten und treuen Unterthan halte, dessen Treue und Rechtschaffenheit Ich auf keine Weise in Zweifel ziehe, von dem Ich vielmehr völlig überzeugt bin, daß er auch bei den unglücklichen Ereignissen, welche das Vaterland betroffen haben, seine Pflichten mit Eifer erfüllt hat. Ich bin Euer wohlaffektionirter König.

Osterode den 18. Novbr. 1806.

Friedrich Wilhelm.«

Wohlthuend und ergreifend tönen diese treu=wahren Worte des trefflichen Monarchen mitten durch das Wehgeschrei des Unglücks und die hochmüthigen Prahlworte, welche in jener Zeit unser Ohr fast ausschließlich umrauschen; und diese Worte des Königs stehen, wie Alles was er sonst that und sprach, als fester Schild vor ihm, daß

daran die Pfeile der Verläumdung oder der leichtfertigen Aburtheilung abprallen. — Ein geachteter Schriftsteller* sagt, indem er von der obenerwähnten Proklamation des Königs an die Armee spricht: »Es befremdete dabei nichts so sehr, als des Königs Milde im Bestrafen und seine Ängstlichkeit im Belohnen. Nur während des Krieges sollte auch der Gemeine Offizier werden können; so wenig wußte man jetzt noch das Bedürfniß zu würdigen und die Zeit zu ergreifen.« — Unseres Bedünkens soll man über keinen Menschen ein ungerechtes Urtheil fällen, am wenigsten aber über einen König, der, wenn ihm Unrecht gethan wird, die Buße tragen muß vor der ganzen Welt und zu allen Zeiten. Wenn daher nicht schon die Liebe zu Friedrich Wilhelm III, so würde unser Rechtsgefühl uns treiben, einen Ausspruch zu entkräften, der ein falsches Licht auf einen guten König wirft, über seinen Charakter und seine Denkweise falsche Vorstellungen in dem Leser hervorruft, und endlich der Nachwelt ein ungetreues und entstelltes Bild überliefert. Nicht milde im Bestrafen und ängstlich im Belohnen ist der König gewesen, sondern umgekehrt: ängstlich im Bestrafen und milde im Belohnen. Ängstlich im Bestrafen, weil er, wie er es ja selbst klar und deutlich sagt, nicht strafen wollte, bevor er das Maaß der Schuld kannte, und wir möchten den sehen, der es wagte, darüber einen Vorwurf zu erheben. — Daß er aber wohl das Bedürfniß der Zeit zu würdigen verstand und ihren Geist wie ihre An-

*Manso Gesch. des Preuß. Staats 1819 S. 241

orderungen kannte, das hat er vor der Unglücks-Katastrophe bewiesen und nach ihr. Daß er aber auch während derselben, da sein Heer aufgelöst, seine höchsten Staatsdiener nach allen Gegenden versprengt waren, da sein Land sich in Feindes Händen befand, kurz mitten im unheilvollen Kampfe, weitgreifende und umwälzende Verwaltungs-Maaßregeln hätte ins Werk setzen sollen, kann wahrlich nur die Thorheit verlangen. Wir haben auf diese Umstände eine ausgedehntere Rücksicht genommen, weil wir sie für hochwichtig halten. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. So ist denn der Geschichtsschreiber der Untersuchungs-Richter und wehe ihm, wenn er nicht sein Amt treu und unpartheiisch erfüllt, namentlich wenn er das, was die Zeugen bekunden, böswillig und falsch deutet, oder gründlicher Erwägung leichtfertig entsagt. Solches Vergehen ist um so strafwürdiger, als von dem Falschen, was der Welt einmal kund geworden ist, fort und fort etwas haften bleibt, und als namentlich Vorwurf und Tadel, wenn sie noch so ungerecht sind, leider nur allzu leicht Glauben finden.

Kehren wir indeß auf den Schauplatz des Krieges zurück, wo nunmehr jene Reihe wüthender Kämpfe begann, deren blutiges Schlußglied die Schlacht bei Eylau war. Rußland war in diesen Krieg wider Willen und ohne Vorbereitung hineingerissen worden, denn nicht Preußen zu vertheidigen galt es mehr, sondern die eigenen Grenzen zu schützen, vor denen der Feind so unerwartet stand. Kaiser Alexander verdoppelte daher seine Anstrengungen, und ernannte den Grafen Kamensky, ehemals der Waffengefährte Suwaroffs, zum Oberbefehlshaber. — Benningsen

seinerseits hatte sich bereits am 3. Decbr. von der Weichsel bis nach Ostrolenka zurückgezogen und dem Preußischen General Lestocq befohlen, Thorn zu räumen und sich an die Russische Armee anzuschließen. Kaum war dies geschehen, als die Franzosen unter Ney Thorn besetzten und die vernichtete Weichselbrücke wieder herstellten, worauf Augereau und Soult folgten, während Davoust über den Bug ging. Nunmehr wurden von Zakroczyn bis Plotzk Brückenköpfe errichtet, Praga in ein festes Lager verwandelt und die Verbindung mit Warschau durch eine Schiffsbrücke wieder hergestellt. Vergebens versuchte Benningsen jetzt die voreilig aufgegebenen Vortheile wieder zu erringen; erst als Buxhövden und Kamensky anlangten, entwickelten sich die Begebenheiten kräftiger. Andererseits traf jetzt auch Napoleon auf dem Kriegsschauplatze ein (20. Decbr.), und somit war über die Nähe des Kampfes kein Zweifel. Doch erst am 23sten gegen Abend gaben einige auflodernde Häuser in dem Dorfe Pomichowo am rechten Ufer der Wkra den Franzosen das Zeichen zum Angriff. Die Stellung der Russen und Preußen war folgende: Buxhövden stand bei Ostrolenka, Benningsen bei Pultusk, Anrepp am linken Narewufer, Ostermann-Tolstoi am rechten, Barklay de Tolly am linken Wkraufer und Lestocq bei Lautenburg. Im Dunkel der Nacht begann der Kampf, indem Davoust die Russen am Zusammenfluß des Wkra und des Bugs angriff, worauf jene nach 13stündiger tapferer Gegenwehr zu weichen genöthigt waren. Gleichzeitig drängte auf dem andern Flügel Ney die Preußen unter Lestocq zurück. Die

Franzosen, die errungenen Vortheile benutzend, drangen am folgenden Tage (24sten) immer ungestümer vor, Augereau und Mürat folgten rasch, und so waren die vereinigten Russen und Preußen nach dreitägigem Kampfe bis Makow und Pultusk zurückgedrängt. Durch solchen Anfang erschreckt, legte Kamensky den Oberbefehl in Benningsens Hände nieder, der die zurückweichenden Heeres-Abtheilungen rasch zusammenzog und in der Nacht zum 27sten bei Pultusk in Schlachtreihe ordnete. Diese Besonnenheit trug treffliche Früchte. Als die Franzosen am nächsten Morgen (27sten) andrangen, wurden sowohl Augereau und Mürat bei Golomyn durch den Fürsten Gallizin, als auch Davoust und Lannes bei Pultusk durch Benningsen selbst zurückgeschlagen. Von 10 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends in kaltem Sturm und Hagelwetter, zuletzt bei Leuchtkugeln und brennenden Dörfern, dauerte der blutige Kampf und endete damit, daß die Russen das Feld behaupteten. Dennoch erhielt die Russische Armee um Mitternacht Befehl zum Rückzuge, ob wegen Mangel an Unterhalt, oder aus Gründen, die durch die Uneinigkeit Benningsens mit Buxhövden entsprangen, ist ungewiß. Nicht minder auffallend als das Verfahren der Russen, war das Benehmen Napoleons, der, seiner gewöhnlichen Weise ganz zuwider, die Russische Armee ruhig an beiden Ufern des Narew hinaufziehen ließ.

Während Napoleon darauf, nach Warschau zurückgekehrt, für die Einrichtung der neuen Verwaltung thätig war, die Magazine füllte und die neuausgehobenen Polnischen Truppen musterte, lagerte ein Theil seiner Armee bei Soldau

und Ortelsburg, ein andrer Theil rückte gegen die Festungen Graudenz, Danzig und Colberg, ein Corps unter Ney und Bernadotte aber warf sich auf die Preußen unter Lestocq, drängte sie zurück und bedrohte Königsberg.

In dieser Stadt hatte die Nachricht von dem Siege der Russen bei Pultusk unbeschreibliche Freude bereitet; unter den Fenstern des Schlosses strömten die treuen Bewohner in Schaaren zusammen und brachten dem König und der Königin jubelnd ein Lebehoch. Nur zu schnell aber verwandelte sich die Freude in tiefe Betrübniß, als gleich darauf die Kunde eintraf, wie wenig der Sieg genutzt habe, und wie nahe die Gefahr drohe. Sofort wurden der Schatz und die Staats-Kleinodien nach Memel geschafft; die Königin selbst, von Seelenschmerz gebeugt und überdies von körperlicher Krankheit ergriffen, schiffte sich am 3. Januar nach Memel ein, Kummer und weinendes Mitleid in ihrem Gefolge. Drei Tage später ging auch der König dorthin ab.

Kaiser Alexander, von dem unglücklichen Zwiespalt seiner Generale unterrichtet, belohnte Benningsens Umsicht und Tapferkeit mit dem Georgen-Orden und rief Buxhövden von der Armee ab. Benningsen, nunmehr in seinen Entwürfen nicht gehindert und ansehnlich verstärkt, concentrirte seine Armee, vereinigte sich mit Lestocq und beschloß, Ney und Bernadotte zu umgehen und abzuschneiden. Die Franzosen, dies merkend, wichen rasch zurück, dennoch aber ward Bernadotte von der Russischen Avantgarde unter Markow bei Liebstadt eingeholt und geschlagen. Aber auch dieses Ereigniß blieb

erfolglos; Markow, von allzuraschem Eifer überwältigt, versäumte es, der Haupt-Armee von dem Kampfe Nachricht zu geben, und Benningsen, der selbst noch am folgenden Tage das Bernadottesche Corps hätte aufreiben können, beförderte durch ungeeignete Maßregeln das Entkommen des Feindes über Mohrungen. Indessen scheuchten diese Ereignisse Napoleon aus seiner Winterruhe auf und er rief, während die Russen langsam vorrückten, sofort seine Armee aus den Winterquartieren wieder auf den Kampfplatz, wo zu Anfang Februars mehrere Tage unter blutigen aber unwichtigen Scharmützeln vergingen, bis die Russen am 7ten in der Frühe Preußisch Eylau besetzten. Eine Schlacht war, sollte nicht Königsberg preisgegeben werden, nunmehr unvermeidlich und Benningsen beschloß, sie anzunehmen. Er ließ deshalb eine Anhöhe diesseits der Stadt von der Arrieregarde besetzen, während er jenseits das Hauptheer in Schlachtordnung stellte und den Feind erwartete, der in 3 Kolonnen heranrückte. — Nachmittags um 2 Uhr begann der Kampf zuerst um die Anhöhe vor der Stadt, dann um den Besitz der Stadt selbst, und schon war die Nacht hereingebrochen, als noch immer in den Straßen Eylaus mörderisch gefochten wurde, bis zuletzt die russische Reserve genöthigt war, sich auf das Hauptheer zurückzuziehen. Am nächsten Morgen aber begann die eigentliche Schlacht. »Die Morgendämmerung* verkündigte kaum den Anbruch eines trüben Wintertages, als um halb 6 Uhr jenes schreckliche Morden begann,

*Plothos Tagebuch rc. S. 71.

welches diesen Tag in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts blutig auszeichnen wird. 90,000 Franzosen kämpften mit 70,000 Russen; über 800 Kanonen unterhielten ein ununterbrochenes Feuer, das unerbittlich das Leben von Tausenden vernichtete.« Erst um 9 Uhr Abends endete das wüthende Morden damit, daß die Russen das Schlachtfeld behaupteten. Auf dem rechten Flügel und dem Centrum hatten die Russen felsenfest gestanden, auf dem linken Flügel aber hatten, als er bereits zu weichen anfing, die Preußen unter Lestocq, zu gehöriger Zeit eintreffend, gut angeführt und mit Löwenmuth kämpfend, den Sieg errungen. Dennoch war auch diese Schlacht nicht gewonnen. Tausende von Sterbenden und Todtwunden, sowie Ströme von Blut deckten das Schneegefild; Blessirte und Versprengte, zum Theil in großen Haufen, trieben sich auf der Straße nach Königsberg herum, höchstens 30,000 Mann (25,000 Mann waren todt oder verwundet) befanden sich noch bei den Fahnen, aber auch diese waren erschöpft durch einen ununterbrochenen 7tägigen Kampf, durch Nachtmärsche, Frost und Entbehrungen. Diese Umstände, verbunden mit Neys vortheilhafter Stellung in der rechten Flanke der Russen, waren es, welche Benningsen bewogen, den bereits gegebenen Befehl zur ferneren Verfolgung des Feindes, wieder zurückzunehmen und noch in der Nacht den Rückzug nach Königsberg anzutreten. — Eben so wenig aber als für die Russen, hatte die Schlacht für die Franzosen glückliche Erfolge herbeigeführt, vielmehr war ihre Lage noch bei weitem mißlicher, was Napoleon selbst unwiderleglich dadurch bewies, daß er

die Russen in der höchst nachtheiligen Stellung bei Königsberg unangefochten ließ und überhaupt fürs Erste keine neue Schlacht wieder wagte; nicht minder bewiesen die unablässigen Scharmützel, die nach der Schlacht bei Eylau zwischen der Passarge und der Alle vorfielen, daß hier dem Siegesfortschritt der Französischen Armee eine mächtige Schranke gezogen worden sei.

Aber noch ehe Napoleon thatsächlich erfahren hatte, von welcher Wichtigkeit sein neuer Feind sei, war er darauf bedacht gewesen, sich, nach gewohnter Weise, des Beistandes derer zu versichern, die seinem Hauptfeinde als Hülfsgenossen dienen konnten. Mit einer gewissen Consequenz in seiner Launenhaftigkeit verfuhr er jetzt ebenso, wie nach der Schlacht bei Ulm gegen Preußen, nach der Austerlitzer Schlacht gegen Sachsen: er bot dem Könige den Frieden an. Wie er einst dem Grafen Haugwitz, der in fast feindseliger Absicht nach Wien gekommen war, Hannover aufdrang; wie er dem Kurfürsten von Sachsen, nachdem er dessen Heer gefangen genommen, die Königskrone aufsetzte, so bot er jetzt dem Könige von Preußen, dessen ganzes Land er besetzt hielt, der fast machtlos ihm gegenüberstand, nicht nur wiederholt den Frieden an, sondern versprach ihm überdies so glänzende Vortheile auf Kosten Rußlands, als ob er nicht sein Feind, sondern sein Bundesgenosse wäre. Es ist über diese Unterhandlungen nichts Vollständiges zur öffentlichen Kunde gekommen; nichts desto weniger ist aber die Thatsache selbst vollkommen begründet. Lombard* sagt: Mehr als ein Versuch

* Materialien S. 239.

den Frieden wieder herzustellen, scheiterte und betrog die leichtgläubige Hoffnung. Ein General, den Napoleon seines ganzen Vertrauens würdigte, wurde nach Memel zum Könige geschickt, um sich mit ihm zu verständigen.« Es war dieser der General Bertrand, der am 19. Februar in Memel eintraf und bald darauf eine Audienz beim Könige hatte, welcher seine Antwort durch den Obristen Kleist an Napoleon sendete. Aus Allem geht hervor, daß Napoleon einseitig mit Preußen Frieden schließen und diesen Staat als Bundesgenossen gegen Rußland gewinnen wollte. Schon in dieser Forderung lagen hinreichende moralische wie politische Gründe für den König, diese Anträge abzulehnen. Wie viel zu diesem Entschluß außerdem noch der vorläufige Allianz-Vertrag beigetragen haben mag, welcher am 28. Januar zu Memel zwischen dem Englischen Gesandten Hutchinson und dem General Zastrow verabredet worden war, ist nicht zu bestimmen. — Es ist natürlich, daß eine gewisse Parthei die Weigerung des Königs, mit Napoleon gemeinsame Sache zu machen, übel aufnahm; doch sind ihre Gründe so einseitig und parteiisch, daß sie keiner Entgegnung bedürfen. Andere legen Gewicht darauf, daß diese Weigerung des Königs Napoleon in einem hohen Grade erbittert und ihn erst jetzt zum persönlichen Feinde des Königs gemacht habe. Das ist wohl möglich. Napoleon hat, so oft er bis dahin über den König sprach, sich in Ausdrücken der höchsten Achtung und Anerkennung über ihn geäußert; wenn aber nun des Königs Tugend und Rechtsgefühl Napoleon erbitterten, weil sie anfingen ihn zu geniren, so stand es nicht wohl in des

Königs Macht, diese Änderung in den Gesinnungen Napoleons abzuwenden. — Inzwischen führten die Unterhandlungen doch zu einem Resultat, daß nämlich 20 gefangene Preußische Offiziere, gegen eben so viele Französische ausgewechselt wurden, u. A. Blücher gegen den General Victor, der von dem kühnen Schill aufgehoben worden war.

Wir müssen, in der Zeit um etwas zurückgehend, uns nunmehr nach einem andern Schauplatze der Begebenheiten hinwenden, wo die Hoffnungen des Königs ebenfalls, wie allenthalben in diesem Unglücksjahr, ohne Erfüllung blieben. Wir meinen Schlesien. Reich an Festungen, konnte diese Provinz eher als jede andere dem Feinde die Spitze bieten, zumal da sie seit dem Eintritt der unglücklichen Katastrophe Zeit genug zu kräftigen Vorbereitungen hatte. Es fehlte weder an Geld noch an Waffen oder Munition; ergiebige Hülfsquellen waren im Überfluß da; ein Heer stand bereit und war leicht zu verdoppeln; die Einwohner waren vom besten Willen beseelt. Nur eins fehlte: jene kräftige Hand, die das Vorhandene zu fassen, zu nutzen und zu verwenden verstand. Weder Graf Hoym, seit 36 Jahren Minister in Schlesien, noch General Thile, den der König um die Mitte Septembers von Warschau nach Breslau versetzt hatte, zeigten jene Thatkraft und Regsamkeit, welche unter den obwaltenden Umständen unentbehrlich waren. Durch das feindliche Heer vom König getrennt, und ohne alle Nachricht von ihm, wagten sie nicht auf eigene Verantwortlichkeit hin kräftige Entschlüsse zu fassen, oder, wenn Andere sie anriethen, solche auszuführen.

Graf Pückler auf Gimmel, ein feuriger aber excentrischer Charakter, hatte folgenden Vorschlag gemacht: alle ausgediente Soldaten in der Provinz sollten einberufen, eine Landwehr errichtet und pensionirte Offiziere eingestellt werden; alle Förster und Jäger sollten ebenfalls in das neugebildete Heer treten, welches durch alle eintreffende Flüchtlinge von der geschlagenen Armee, sowie durch Freiwillige verstärkt werden sollte. Der König, dem Graf Pückler diesen Vorschlag schriftlich übersendete, erkannte vollkommen die Wichtigkeit desselben, und während er dem Grafen seinen Dank bezeigte, schrieb er zugleich an den Minister Hoym, daß er den erwähnten Vorschlag, der die ernsthafteste und schleunigste Rücksicht verdiene, ohne allen Verzug in Ausübung bringen und kein Geld dabei sparen solle. »Die Festungen müssen, so schließt der Königliche Brief, es koste was es wolle, bis auf den letzten Mann vertheidigt werden, und ich werde jedem Kommandanten, der seine Schuldigkeit nicht beobachtet, den Kopf vor die Füße legen lassen.« (Schneidemühl den 2. Novbr. 1806). Wenn nicht schon in den Umständen, so lag sicher in diesem Briefe hinreichende Ermächtigung und Anregung zu raschem Handeln. Aber, wie angesteckt von dem unseligen Geiste jener Tage, erklärte der Minister, daß die Aufstellung der Armee nicht zu seinem Amte gehöre, während der General jede Mitwirkung ablehnte, weil er keinen Befehl erhalten habe. So ward der ganze Plan vereitelt, und der Urheber desselben, Graf Pückler, von Zorn und Verzweiflung überwältigt, endete sein Leben durch einen Pistolenschuß (11. Novbr.).

So rückte denn der Feind in das wehrlose Schlesien ein, Ein Heer Baiern und Würtemberger erschien unter Hieronymus Napoleon und Vandamme vor Glogau, welches, auf eine Belagerung vorbereitet, die kräftigsten Anstalten zur Gegenwehr getroffen, auch vom Könige einen neuen Kommandanten, den General Marwitz, und den Befehl erhalten hatte, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Kaum aber war die Festung einige Zeit kräftig beschossen, als sie kapitulirte (2. Decbr.). Mit ihrem Besitz gewann der Feind festen Fuß in Schlesien; dreißig Stück Geschütz und 300,000 Pfd. Pulver fielen in seine Hände; die Möglichkeit zur Gegenwehr war um Vieles geringer, und die Befürchtung, daß die andern Landes-Festungen dem gegebenen Beispiele folgen werden, um Vieles größer geworden.

Auch vor Breslau waren bereits um die Mitte Novembers Baiersche Truppen unter Montbrun und Lefebre erschienen und hatten einige Bomben in die Stadt geworfen; aber kräftig zurückgewiesen, waren sie nach einigen Tagen wieder abgezogen. Bald darauf (3. Decbr.) langte der Obrist Graf von Götzen aus dem Hauptquartier des Königs in Breslau an und brachte die Nachricht, daß der Fürst von Anhalt-Pleß zum Befehlshaber von ganz Schlesien ernannt und bereits auf dem Wege hierher sei. Gleichzeitig ermahnte er in einem öffentlichen Aufruf zu kräftiger Mitwirkung und ermuthigte die Gemüther durch die Nachricht von dem Heranziehen der Russen. Indessen kehrte bereits am 5. Decbr. der Feind zurück und begann die Vorbereitungen zur Belagerung.

Schon am 7. Decbr. fing das Bombardement an und ward besonders kräftig seit dem 10ten. Während Garnison und Bürger wachsam und muthig widerstanden, versuchte der Fürst von Anhalt-Pleß, bereits in Schlesien angelangt, mit einem rasch gesammelten Truppen-Corps der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu kommen; aber vom Feinde, dem sein Vorhaben verrathen ward, am 24. Decbr. mit überlegener Anzahl angegriffen, mußte er sich in das Gebirge zurückziehen. Nach diesem Unfall versuchte der Feind die Übergabe Breslaus durch Überredung zu erlangen und schon wurden Unterhandlungen deshalb gepflogen, als die kräftige Erklärung einiger wackeren Offiziere und der meisten Bürger die Capitulation vereitelte. Der Fürst von Anhalt-Pleß seinerseits machte einen neuen Versuch zum Entsatze der Stadt. Mit ungefähr 10,000 Mann von Neiße aufbrechend, griff er am 30sten plötzlich den überlegenen Feind an, indem er hoffte, daß die Belagerten durch einen Ausfall ihm zu Hülfe kommen würden. Da dies aber nicht geschah, so mußte er nach mehrstündigem Kampfe wiederum der Überzahl weichen. Gleich darauf richtete der Feind das Feuer mit verdoppelter Kraft gegen die Stadt, was er um so mehr konnte, als er unbegreiflicher Weise während der Weihnachts-Feiertage in seinen Schanzarbeiten nicht gestört worden war. Am 3. Januar ward Waffenstillstand geschlossen und die Unterhandlungen begannen von Neuem. Die Besatzung, davon in Kenntniß gesetzt, versagte von dem Augenblicke an den Gehorsam; die Wälle wurden verlassen und Soldatenhaufen durchstreiften die Straßen, indem sie über Verrath schrieen und

ihre Waffen zertrümmerten. Am 7. Januar in der Frühe verließen die Preußischen Truppen, ungefähr 6000 Mann, Breslau und streckten außerhalb der Festung die Waffen, worauf die Würtemberger und Baiern unter Hieronymus Napoleon einzogen. Wie sehr auch Breslau gelitten hatte, so ward doch dadurch keinesweges die Übergabe der Stadt gerechtfertigt, vielmehr wirkte auch hier jener unheilvolle Geist, der sich in diesem Kriege leider fast allenthalben zu Preußens Unglück thätig zeigte.

Gleich nach der Eroberung Breslaus zogen die Feinde, in zwei Kolonnen getheilt, gegen Brieg und Schweidnitz. Brieg kapitulirte nach dreitägiger Beschießung am 16ten Januar und 1400 Mann Besatzung ergaben sich kriegsgefangen. — Schweidnitz, durch 7000 Mann vertheidigt, deren Bewaffnung von den Bürgern und Land-Edelleuten ergänzt ward, weil die Waffen-Vorräthe auf Befehl des Königs nach Graudenz geschafft worden waren, hatte Überfluß an Munition und Lebensmitteln, und die Bürger waren von Entschlossenheit und gutem Willen beseelt. Wirklich vertheidigte sich diese Festung Anfangs kräftig und mehrere Aufforderungen zur Übergabe, die letzte noch am 3. Februar, wurden mit Würde zurückgewiesen; aber schon nach drei Tagen ward das Übereinkommen getroffen, am 16. Februar die Festung zu übergeben, wenn bis dahin kein Entsatz einträfe, und wirklich öffnete an dem genannten Tage Schweidnitz seine Thore dem Feinde. Vergebens hatte der Fürst von Anhalt-Pleß noch einmal versucht, mit seiner kleinen, aber muthigen Schaar gegen die Belagerer von Schweidnitz vorzudringen; von Lefebre

am 8. Februar bei Frankenstein mit Übermacht angegriffen ward er nach blutiger Gegenwehr gänzlich geschlagen, wor auf der Rest seiner Truppen sich auflöste, er selbst abe nach Wien ging, weil er die Überzeugung gewonnen hatt daß er mit seinem guten Willen vergebens gegen den bö sen ankämpfe.

Ehrenwerther hielten sich die Gebirgs-Festungen. — Kosel, seit dem 23. Januar von den Baiern belagei und seit dem 4. Februar bis zum 5. März 25mal hefti beschossen, ward von dem Kommandanten, Obersten v. Neu mann, und als dieser wackere Greis starb, von dem Obe sten v. Puttkammer kräftig vertheidigt, für beide Männ um so ehrenwerther, als sie mit dem bösen Willen d Besatzung und manchen andern Übelständen zu kämpfe hatten. Nachdem Napoleon einen großen Theil der B satzungs-Truppen nach Danzig und Graudenz berufen hatt beschränkte sich der Feind (seit dem 12. März) auf blo Einschließung. Endlich durch Mangel gezwungen, ve sprach der Oberst v. Puttkammer am 18. Juni, d Thore nach 4 Wochen zu öffnen, wenn kein Entsatz e folgte. Der inzwischen geschlossene Friede löste diese Übe einkunft auf.

Nicht minder tapfer wehrte sich Neiße, wo der Fei am 2. März die Laufgräben eröffnete. Trotz unzureiche der Mittel und eintretenden Mangels wehrte der Ko mandant v. Stensen sich tapfer drei Monate lang, b er am 1. Juni, nachdem 80,000 Schüsse auf die Sta gefallen waren, mit Vandamme die Übereinkunft schl am 16ten desselben Monats die Thore zu öffnen.

Unterdeß hatte sich nach der Abreise des Fürsten von Anhalt-Pleß ein neuer Heerhaufe in Schlesien gebildet. Lieutenannt v. Gayl hatte dem Grafen v. Götzen, der sich auch in Wien befand, einen neuen Plan mitgetheilt, und der Graf, des Königs Zustimmung erhaltend und zum Oberbefehlshaber von Schlesien ernannt, war nach der Grafschaft Glatz geeilt und hatte rasch 1500 Mann zusammengebracht und durch kühne Thätigkeit sie equipirt und bewaffnet. Der erste Angriff auf den Feind, am 17ten April, bei den Wartha-Pässen mißlang zwar, weil Viele von dem Frei-Corps, geborene Polen, im Gefechte übergingen; dennoch sank der Muth der Treugebliebenen nicht. Man beschloß nach dem schwachbesetzten Breslau vorzudringen und dort die feindlichen Vorräthe fortzunehmen. Lefebre, von dem Vorhaben unterrichtet, griff den kleinen Preußenhaufen unter dem Major Losthin und dem Grafen Roggendorf am 13. Mai in der Ebne von Canth an und ward mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen; aber ansehnlich verstärkt zurückkehrend, schlug er 2 Tage später Losthin bei Adelsbach; das kleine Corps ward fast ganz vernichtet, während Losthin selbst in Gefangenschaft gerieth. Die Übriggebliebenen retteten sich nach Glatz.

Auf einer Anhöhe vor Glatz hatte sich Graf Götzen mit seiner kleinen Schaar verschanzt und Vandammes Aufforderungen und Angriffe wiederholt zurückgewiesen. Doch der Kampf war zu ungleich, als daß ein siegreiches Bestehen desselben auch nur möglich gewesen wäre. In der Nacht zum 24. Juni eroberte Vandamme das verschanzte Lager und Götzen rettete sich mit seinen Truppen

in die Festung hinein. Hier von neuem aufgefordert, versprach er die Übergabe nach vier Wochen, vor deren Ablauf jedoch der Friede auch dieses Übereinkommen aufhob.

Zu der Zeit als Glogau, Breslau und Schweidnitz fielen, bemühte sich Napoleon auch Kolberg, Graudenz und Danzig zu überwältigen. Aber was hier geschah, mahnte würdig und erfolgreich an die alte Kraft und Treue der Preußen.

Ferdinand v. Schill, beim Beginn des Krieges Lieutenant und bei Auerstädt verwundet, hatte sich glücklich nach Kolberg geflüchtet, wo er seine Genesung abwartete. Kaum waren seine Wunden verharscht, als er eine kleine Schaar Freiwilliger um sich sammelte und, mit dieser in den beiden letzten Monaten des Jahres 1806 umherstreifend, dem Feinde manchen empfindlichen Streich spielte. Anfangs durch Loucadou's, des Kommandanten von Kolberg, Theilnahmlosigkeit gehemmt, entwickelte er, nachdem er am 12. Januar die erbetene Erlaubniß zur Errichtung eines Frei-Corps vom Könige erhalten hatte, seine Thätigkeit energischer und erfolgreicher. Bald hatte er eine muthige und entschlossene Schaar von etwa 1,000 Mann um sich, deren Bewaffnung und Verpflegung er durch jene kräftigen Maaßregeln bewirkte, die immerhin das Recht des Einzelnen verletzen mögen, die aber in dem Drange der Umstände ihre genügende Rechtfertigung finden. Die erste That von Bedeutung, die Schill ausführte, war die Aufhebung des Generals Victor auf dessen Reise nach Stettin. Als Schill sich dann bei Naugard befestigte, schützte er dadurch die ganze Gegend von Kolberg bis

Stargard vor dem Feinde, erleichterte die Proviantirung Kolbergs und übte durch sein Beispiel ermuthigenden Einfluß auf die Besatzung. In der Stadt selbst aber wirkte auf gleiche Weise der Stadtälteste Nettelbeck, ein siebzigjähriger Greis, der voll Kraft und Feuer, wie ein Jüngling, und von ächter Liebe für König und Vaterland begeistert war. Früher Seemann, besaß er noch ganz jene kaltblütige Unerschrockenheit seines Standes und jenen Thatendrang, der, wo es gilt, sich nicht mit weisen Rathschlägen begnügt, sondern mitten in die Gefahr eilt und handelt.

Furchtlos erwartete daher Kolberg den Feind, als dieser endlich unter Teulié vor die Festung rückte und zu Ende März Mortier selbst mit seinem Corps aus Schwedisch-Pommern heranzog. Zwar trübte sich die Aussicht, als Schill, der bei Teulié's Annäherung von Naugard nach Kolberg gekommen war, abreiste, um im Verein mit Blücher in Schwedisch-Pommern einen Angriff im Rücken des Feindes zu organisiren; als ferner die Schweden, von Mortiers Aufsicht befreit und denselben zu dreist im Rücken anfallend, geschlagen und durch Waffenstillstand zur Unthätigkeit gezwungen waren; als endlich Loucadou selbst, trotz unablässiger und kräftiger Anmahnung, wiederholte Zeichen verderblicher Schlaffheit gab: jede Besorgniß aber schwand, als zu Ende Aprils der Oberst v. Gneisenau, vom König gesandt, in Kolberg eintraf. Wie ihn der Ruf schilderte: entschieden im Handeln, unermüdlich thätig, umsichtig und scharfblickend und doch verständigen Rathschlägen zugänglich, streng, wo es Noth that, aber wohlwollend gegen Jedermann, — so hat

er sich in Kolberg erwiesen. Kolberg hielt sich. Die Besatzung, 6,000 Mann stark, focht treu und muthig fast vier Monate lang gegen 24,000 Feinde, deren 10,000 sie kampfunfähig machte, während sie selbst über 2,000 Tapfre einbüßte. 26,000 Kugeln und Bomben waren auf Stadt und Wall gefallen, über hundert Einwohner waren getödtet und verwundet, die Vorstädte ein Raub der Flammen, die Stadt selbst nahe daran, in einen Aschenhaufen verwandelt zu werden, (bei dem furchtbaren Bombardement am 1. Juli), das Rathhaus eingeäschert, die Georgenkirche in die Luft gesprengt. Aber die Begeisterung des Muthes verzagte nicht, und als die Gefahr am höchsten war, traf, wie ein Ehrenpreis von Gott gesandt, am 1. Juli Nachmittags, die Nachricht von dem zwischen den kriegführenden Mächten abgeschlossenen Waffenstillstande und mit ihm die Rettung ein.

Vor Graudenz war bereits am 16. Novbr., kurz nachdem der König von dort abgereist war, der Feind erschienen, von der Besatzung aber (7,000 Mann unter Courbiere) leicht zurückgewiesen worden. Seitdem ließen sich von Zeit zu Zeit kleine feindliche Abtheilungen sehen, die aber zu schwach waren, um gefährlich zu werden. Desto mehr hatte der Kommandant von einem Theil der Besatzung selbst zu fürchten, da unter derselben sich viele Polen befanden, die, widerwillig und trotzig, nur durch Härte im Zaum zu halten waren und dennoch zahlreich aus der Festung desertirten. — Am 11. Februar erschien ein ansehnliches Corps Franzosen, Polen und Hessen, die sich der Stadt bemächtigten und dadurch die Kommunikation

mit der Festung hemmten, ohne jedoch weitere Vortheile zu erringen. Erst zu Ende Mai's begann der Feind die Festung aus einer Batterie von der Weichselinsel zu beschießen und fuhr von Zeit zu Zeit damit fort, bis endlich zu Ende Junis alle Vorkehrungen zum Sturm getroffen waren. Doch ehe dieser unternommen wurde, traf die Nachricht von dem Waffenstillstande ein, der den Feindseligkeiten ein Ende machte.

Der Mangel an Nachdruck, mit welchem gegen Graudenz verfahren wurde, rührte von den erschöpfenden Anstrengungen her, zu denen der Feind sich von Danzig genöthigt sah. Napoleon konnte die Wichtigkeit dieses Platzes nicht übersehen. Nicht nur, daß Danzig, in fortschreitendem Wachsthum begriffen, reich und blühend, eine der wichtigsten Handelsstädte war, so hatte der linke Flügel der Französischen Armee auch keine Stütze, so lange diese Festung ihr im Rücken lag. — Dombrowski mit seinem unzulänglichen Corps Polen, seit Ende Januars gegen 8 Meilen unterhalb Danzigs stehend, war zu schwach, etwas zu unternehmen, oder die Ausbreitung der Preußen zu verhindern. Ende Februars aber vereinigten sich Franzosen, Badener und Sachsen mit den Polen, und Lefebre erhielt den Oberbefehl über die gesammten, dort versammelten Truppen.

Danzig, als Festung vortheilhaft gelegen, hatte drei Monate Zeit gehabt, sich auf eine Belagerung vorzubereiten; die Festung litt an Nichts Mangel; die Besatzung war zahlreich (16,000 Mann) und nebst den Einwohnern vom besten Geiste beseelt. Aber die verlaufene Zeit war

keineswegæ so gut genutzt worden, als sie sollte, und alle Maaßregeln wurden noch unkräftiger, als der Kommandant v. Mannstein durch einen Beinbruch (24. Febr.) fast ganz außer Thätigkeit gesetzt worden war. Schon Tags vorher hatten Polen und Badener unter Dombrowski und Menard die Preußen bei Dirschau angegriffen und geworfen, da die Besatzung Danzigs nicht, wie sie leicht konnte, durch einen Ausfall den Angegriffenen zu Hülfe kam. Eben so schlaff verfuhr man, als einige Wochen später ein verhältnißmäßig kleiner Haufe anstürmte. Man begnügte sich, die Thore zu schliessen, indem man den Feind nicht weiter hinderte, die Außenposten zurückzuwerfen und sich in den Vorstädten festzusetzen.

So war hier, wie in Kolberg die Gefahr nah und die Befürchtung groß, als, hier wie dort, mit einem neuen Kommandanten regsame Thätigkeit und Umsicht, Muth und Hoffnung von neuem einkehrten. Der Feldmarschall v. Kalkreuth übernahm am 11. März den Oberbefehl in Danzig. Ein Greis an Jahren und Erfahrung, aber jung an geistiger Kraft und geistigem Feuer, scharfsichtig in seinen Entschlüssen und rasch in deren Ausführung, besaß er die Achtung des Heeres eben so sehr, als die Liebe der Einwohner Danzigs, wo er früher lange als Kommandant der Festung gelebt hatte. Wirklich entwickelte Kalkreuth sofort eine wirksame und nützliche Thätigkeit; dennoch aber gelang es dem Feinde am 20. März sich der Nehrung zu bemächtigen und dadurch die Verbindung Danzigs mit Königsberg abzuschneiden und die Lage der Festung zu verschlimmern. Dieser wichtige und nach-

haltige Unfall war ohne Kalkreuths Schuld durch die Unbesonnenheit des Generals Rouquette veranlaßt worden, der seinen Kosakenpulk nach Fahrwasser detaschirt und sich so der Überrumpelung blosgegeben hatte. Jetzt kam Alles darauf an die Weichsel, und durch sie die Verbindung mit dem Meere zu behaupten. Zum Glück landeten zu Ende März, längst erwartet, mehrere Abtheilungen Russen unter Tscherbatschew, die sich mit den zurückgedrängten Preußen vereinigt hatten und sofort Neufahrwasser, Weichselmünde und die Holminsel besetzten; gleichzeitig stationirten vier bewaffnete Fahrzeuge auf dem Fluß, während die schwachen Punkte der Festung selbst vorsorglich in guten Stand gesetzt wurden. Dies galt namentlich von der neuerrichteten Schanze vor dem Olivaer Thore; allein dieses Werk wurde von dem Feinde, der die errungenen Vortheile zu nutzen wußte und besonders auf den früher gewonnenen Höhen sich eingrub, nach einem Kampfe, der zwei Nächte dauerte (12. u. 13. April), genommen. Nachdem die Belagerer einige Tage später auch auf der Nordspitze des Holms festen Fuß gefaßt hatten, begann, kaum eine Woche darauf, in der Nacht zum 23. April, plötzlich die Beschießung der Stadt so kräftig, daß innerhalb 13 Stunden an 1800 Kugeln und Bomben in die Stadt flogen und um so mehr Schrecken verbreiteten, je unerwarteter der Angriff kam. Indessen siegten Muth und Besonnenheit bald wieder über die erste Verwirrung, und wie sehr auch einzelne Werke, z. B. der Hagelsberg, während der nächsten 14 Tage von dem heftigen feindlichen Feuer litten, so richteten doch auch die Ver-

theidiger nicht unbedeutenden Schaden bei dem Feinde an, dessen wiederholte Aufforderungen zur Übergabe stets mit Würde zurückgewiesen wurden. Bald aber vermehrte ein unerwarteter Unfall die Gefahr von neuem. In der Nacht zum 17. Mai bemächtigten sich 300 Franzosen, auf Böten übersetzend, der Holminsel durch Überrumpelung und dann auch, nachdem sie Verstärkung erhalten, der Kalkschanze durch Sturm. Wie es möglich geworden, daß die Insel, mit 1500 Russen besetzt, auf solche Weise vom Feinde, dem auch alles Geschütz in die Hände fiel, hat genommen werden können, ist nicht ermittelt worden. Sorglosigkeit und Trunkenheit, vielleicht auch ein Verräther unter der russischen Besatzung, sind als wahrscheinliche Ursachen anzusehen. Jedenfalls war nun die Vertheidigung Danzigs noch schwieriger geworden; die Kommunikation mit der See war ganz abgeschnitten; die Stimmung der Besatzung ward schwieriger; Nahrungsmittel und Munition wurden knapp; der Feind dagegen hatte größeren Spielraum gewonnen und nutzte ihn auf verderbliche Weise. Neuer Trost zwar erwuchs den Belagerten, als am 12. und 13. Mai nahe an 7000 Russen und Preußen, die sich bei Pillau eingeschifft hatten, unter Kamensky (dem Jüngeren) bei Neufahrwasser und auf der Nehrung landeten; allein ihr Versuch, den Holm wiederzugewinnen, mißlang und sie mußten sich nach einem 6stündigem mörderischen Gefecht, nach Weichselmünde zurückziehen. Eben so schlug das Unternehmen, die Festung durch ein englisches Schiff mit Proviant zu versorgen, fehl, da das Schiff auf einer Sandbank nahe bei Danzig strandete. Von diesem Augenblicke

an war das Schicksal der Festung vorauszuberechnen und wirklich kapitulirte Kalkreuth, (22. Mai) durch die Umstände gezwungen,* nach höchst rühmlichem Widerstande und unter der Bedingung freien Abzugs für die Besatzung, die am 26sten mit klingendem Spiel nach Pillau abzog, nachdem die Russen und Preußen von Weichselmünde bereits in der Nacht vorher aufgebrochen waren.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Entwickelung.

Die Begebenheiten, nicht mehr auf einem Schauplatz concentrirt, haben uns in den vorhergehenden Blättern auf verschiedene Punkte geführt, um bald hier bald dort der Entwickelung wichtiger Ereignisse zuzusehen. Dadurch sind wir zugleich genöthigt worden, von der bisher befolgten synchronistischen Bahn abzuweichen, um die isolirten Thatsachen einzeln bis zu ihren verschiedenzeitigen Endpunkten zu verfolgen. Jetzt aber sind wir dahin gelangt, auf den Haupt-Schauplatz zurückkehren zu können, wo der letzte Akt des Trauerspiels nunmehr begann und zu Ende kam.

Das hohe Königspaar weilte seit dem Januar des

---

* Die Besatzung war durch Desertion, Tod und Verwundung auf 5000 Mann geschmolzen; Pulver und Nahrungsmittel fehlten bereits fast ganz; die besten Werke waren verloren oder zerstört; 30,000 Bomben und Kugeln waren auf Stadt und Wall gefallen.

Jahres 1807 zu Memel, umgeben von den theuren Kindern und mehreren seiner fürstlichen Verwandten. So befanden sich unter andern die Prinzessinnen von Solms-Braunfels und von Oranien-Fulda mit in dem entlegenen Zufluchtsort, wo auch, nächst den Adjudanten des Königs und andern hohen Offizieren, die Minister Stein, Hardenberg ꝛc. zugegen waren. Der König wie die Königin, obwohl tief gebeugt von Kummer, verleugneten dennoch keinen Augenblick jene hohe Würde, die den Unglücklichen adelt. Sie lebten einfach, still und zurückgezogen, ihrer edlen Neigung zum Wohlthun so oft und so vielfach folgend, als Gelegenheit und Umstände es verstatteten. Alle Berichte, die wir aus jener Zeit haben, stimmen darin überein, daß der König sich in seinem Unglück wahrhaft groß gezeigt habe; selbst hämische Bosheit und Verläumdung wagten nicht, dies zu leugnen. In der That zeigte der König grade jetzt jene Charakter-Festigkeit, welche ihm von den oberflächlichen Beurtheilern seines Charakters so gern abgesprochen werden möchte. Die Königin ihrerseits trug neben ihrem tiefen Seelen-Leiden auch noch die Beschwerden körperlicher Krankheit, denn die vielfältigen und heftigen Erschütterungen hatten den nachtheiligsten Einfluß auf ihren Gesundheits-Zustand ausgeübt. Dennoch war sie, den eignen Schmerz niederkämpfend, die Trösterin ihres erhabenen Gemahls, und wie sie durch ihre sanfte Tugenden und ihr fleckenloses Gemüth auch im Unglücke die Herzen Aller gewann, so leuchtete sie wie ein Schutzengel durch ihr aufmunterndes Beispiel allen Denen vor, welchen das Schicksal einen Antheil an den

Unfällen der Zeit bereitet hatte. »Sie führte,* sagt ein Augenzeuge, das eingezogenste Privatleben. Wohlthun und Menschenliebe füllten ihre Tage. Sie suchte, so viel sie es vermochte, soweit es die zarte Weiblichkeit erlaubte, das Elend zu versüßen, das der Krieg in seinem Gefolge mit sich führt; sie sorgte mit unablässigen Bemühungen, mit ansehnlichen Unterstützungen für die Verwundeten, unterstützte die Nothleidenden. Sie besuchte kein Schauspiel, bei ihr wurden keine Concerte und Bälle gegeben; aber Jeder, dem wie mir das Glück ward, sich ihr zu nahen, muß es bekennen, daß sie, oder noch nie ein Weib auf Erden, dem hohen Ideale der schönsten Weiblichkeit nachkam. Mächtig nicht, aber sanft bezaubernd war der Eindruck, den sie auf jeden Großen und Kleinen, Fremden und Einheimischen machte; ans Herz dringend die Ruhe, die Ergebung, mit der sie ihr Unglück trug, und nur die äußerste Verworfenheit, das sprach ihr sanfter, himmlischer Blick, ist im Stande, dieses Muster ihres Geschlechtes zu schmähen. Groß ist die Macht des Unglücks, größer, wenn es einen der Herrschenden trifft, am größten, wenn dieser Herrscher zu sein verdient, und wahrlich das ist der Fall mit Louisen; auch in einer Hütte geboren, wäre sie Königin; auch ohne Königin zu sein, huldigte ihr jedes fühlende Herz.«

Was dem erhabenen Königspaar um diese Zeit Trost bereitete, war, nächst den Beweisen von Liebe und Hingebung, die sie von manchen Seiten empfingen, zumeist ein unerschüttertes Gottvertrauen und die Hoffnung, daß die nächste

---

*Vertraute Briefe, Thl. 4, S. 7.

Zukunft eine heilsame Wendung ihres Schicksals herbeiführen werde. Die Festungen hielten sich, die Schlacht bei Eylau hatte bewiesen, daß der Feind den Sieg nicht unlöslich an sich gefesselt habe, die Unglücks-Botschaften hörten auf, in so betäubender Eile auf einander zu folgen und so durfte man hoffen, daß der neue Kampf, welcher für den nahen Frühling vorbereitet wurde, günstigere Resultate herbeiführen werde.

Noch lagerten die beiderseitigen Heere in den Stellungen, welche sie nach der Schlacht von Eylau eingenommen hatten, aber die Ruhe ward hier wie dort zu neuen Verstärkungen und zum Ersatz erlittener Verluste benutzt. Napoleon zog die neuausgehobenen Mannschaften nebst vielen Truppen aus Westen und Süden an sich, während russischerseits ebenfalls neue Heere, zuletzt auch die Kaiserlichen Garden in zwei Kolonnen unter dem Großfürsten Constantin und dem General Kollogribow auf dem Kriegsschauplatze eintrafen. Von besonderer Wichtigkeit aber war, daß auch Kaiser Alexander selbst sich zur Armee begab. Am 28. März reiste er aus Petersburg ab und traf am 1. April in der Frühe in Polangen ein. Sobald der König in Memel davon Nachricht erhielt, fuhr er gegen Mittag nach Polangen, um seinen Kaiserlichen Freund zu bewillkommnen. Kaum hörte der Kaiser Alexander, daß der Wagen des Königs gesehen werde, als er, ohne Hut wie er eben war, demselben mehrere hundert Schritte zu Fuße entgegeneilte. Der Wagen hielt, der König sprang heraus und beide Monarchen lagen, Brust an Brust, einander in den Armen. Es war ein

schütterndes Wiedersehen, wenn sie Beide ihrer ersten Zusammenkunft vor 5 Jahren gedachten. Ohne zu sprechen, mit thränenvollen Augen, hielten sie sich lange umfaßt, und als sie dann schon einige Schritte Hand in Hand gegangen waren, warf sich Alexander, von seinem Gefühl überwältigt, nochmals um den Hals des Königs. Nach mehrstündigem Zusammensein trennten sie sich wieder und der König kehrte nach Memel zurück. Erst am folgenden Tage hielt der Kaiser daselbst in dem Staatswagen des Königs seinen feierlichen Einzug. Vor der Thür des Schlosses empfing ihn der König und ging mit seinem erlauchten Gaste Hand in Hand die Treppe hinauf, wo die Königin ihrer wartete. In diesem Moment, in dem Vollgefühl ihrer Leiden, die noch durch die Krankheit, von der der Kronprinz eben befallen war, vermehrt wurden, war die Königliche Frau außer Stande, zu sprechen. Indem sie mit feuchten Augen dem Kaiserlichen Freunde die Hand reichte, sagte sie mit gepreßter, zitternder Stimme nur die Worte: „cher Cousin!“ und überließ es ihrem schmerzlichen Schweigen, die Gefühle auszudrücken, von welchen ihre Brust bewegt wurde. Doch nachdem die Erschütterungen des ersten Moments überwunden waren, öffneten sich die Herzen freudigeren Gefühlen. Die Gegenwart des Kaisers brachte Tröstungen, die durch seine Worte und durch gegenseitige Berathschlagungen noch vermehrt wurden. Auch mit den höhen Staatsdienern, namentlich mit Hardenberg, der wieder zum Minister ernannt worden war, hatte der Kaiser mehrfache und lange Unterredungen, in denen die Pläne für die nächste Zukunft berathen wurden.

Am 5. April verließ Alexander Memel, um sich zur Armee (nach Georgenburg) zu begeben. Auch der König und die Königin, begleitet von Hardenberg, Zastrow (damals Kriegs-Minister) u. A., verließen nunmehr Memel, um zunächst nach Keydellen (Georgenburg gegenüber), und von dort nach Königsberg zu gehen. Hier trafen beide Monarchen wieder zusammen, worauf am 9. April unter ihrem Vorsitz ein Kriegsrath gehalten wurde, dem auch die Generale Benningsen, Lestocq, der Kosacken-Hetman Platow u. A. beiwohnten. Der Kaiser begab sich sodann in das Russische Hauptquartier Bartenstein, wo auch der König längere Zeit hindurch verweilt zu haben scheint. — Die Nachrichten über den Aufenthalt des Königs in jener Zeit sind theils so unbestimmt, theils so widersprechend, daß es unmöglich ist, Gewisses darüber mitzutheilen. Auf den 16. April war, wie es scheint,* eine Zusammenkunft beider Monarchen in Trakehnen verabredet; doch traf der König, durch die grundlosen Wege aufgehalten, erst Abends ein, als der Kaiser schon wieder abgereist war. Später scheint der König sich dauernd im Russischen Hauptquartier aufgehalten und von Zeit zu Zeit kleine Inspektions-Reisen mit dem Kaiser gemacht zu haben. So am 21. April, wo beide Monarchen von Bartenstein nach Heilsberg und von dort nach Launau reisten, um daselbst die Russische Avantgarde zu inspiciren, und von wo sie bereits am folgenden Tage wieder zurückkehrten. Die Petersburger Hofzeitung vom 17. (29.) Mai

---

*Allg. Zeit. 1807, S. 678.

berichtet: Der König sei am 13. (1.) Mai in Königsberg eingetroffen, habe die neuangekommenen Russischen Truppen inspicirt und die Feld-Lazarethe besucht und sei dann nach Bartenstein zurückgekehrt. Hier war es auch (nach andern Nachrichten in Königsberg), wo der König die Freude hatte, den edlen Blücher (30. April) wieder zu sehen. Mit jenem richtigen Blick, den die Natur ihm verliehen hatte, erkannte der König schon damals Blüchers Größe als Feldherr. Als dieser General nach seiner Ankunft zum Könige ins Zimmer trat, umarmte ihn dieser herzlich und fügte den Worten den Dankes und Lobes den Schwarzen-Adler-Orden als ehrenden Lohn hinzu.

Auf dem Kriegstheater war unterdeß die Thätigkeit noch nicht wieder erwacht. Benningsen, vom Kaiser zum Oberbefehlshaber ernannt (26. April), ließ sein Heer, 50,000 Mann stark, am 12. Mai in der festen Stellung bei Heilsberg sich sammeln. Jetzt, da die Armee dem Marschall Ney mit Überzahl gegenüberstand, schien eine Schlacht um so gerathener, als ein günstiger Erfolg wahrscheinlich und überdies hochwichtig war, da Danzig sich noch hielt. Doch entweder Mangel an Unterhalt, oder sonst wichtige Gründe veranlaßten Benningsen, schon nach 2 Tagen wieder in seine vorigen Standquartiere zurückzukehren und so verstrich die letzte Hoffnungswoche Danzigs ohne Unternehmung von Seiten der Hauptarmee, und diese wichtige Festung fiel, wie wir erzählt haben, am 22. Mai. Die Nachricht von diesem Ereigniß weckte wie ein Zauberschlag die schlummernde Thätigkeit. Benningsen brach sofort wieder in sieben Kolonnen nach Heilsberg auf;

er wollte seine Hauptmacht gegen Ney wenden, während gleichzeitig die Brückenköpfe von Spanden, Elditten und Lomitten gestürmt werden und die Preußen gegen Braunsberg anrücken sollten. Dieser an sich treffliche Plan glückte nur zum Theil, da voreilige Bewegungen ihn dem Feinde verriethen. Nur der Brückenkopf bei Lomitten wurde nach mörderischem Kampfe gewonnen, (5. Mai) und Ney bewirkte, trotz der wüthenden Angriffe, einen geordneten Rückzug über die Passarge. Immer waren indeß russischerseits Vortheile errungen, die, rasch genutzt, zu wichtigeren hätten führen können; allein Benningsen reiste, der Grund ist nicht bekannt, am 6ten nach Guttstadt und zog, als er am 7ten Abends zum Heer zurückkehrte, die Hauptmacht eine halbe Meile zurück. Diese unbegreifliche Unthätigkeit benutzte Soult, um den rechten Flügel der Russen zu umgehen und sie so von den Preußen unter Lestocq und von Königsberg abzuschneiden. Als es geschehen war, (am 8ten Mittags), erfuhr es Benningsen und zog sich auf Quetz und Guttstadt zurück, was auf seinen Befehl auch Kamensky auf dem rechten Flügel und Lestocq thaten, Letzterer jedoch erst nach einem unerwarteten und nachtheiligen Gefecht bei Wolfsdorf. Auch der Rückzug über die Alle ward, trotz Napoleons heftigem Angriff auf die Nachhut, am 9. Juni glücklich bewirkt. Am folgenden Morgen griff Napoleon die Russen, scharfsichtig den schlechtesten Punkt ihrer Stellung wählend, bei Launau an. Während dorthin Verstärkung gesendet wurde, ordnete sich das Russische Heer, 84,000 Mann stark, an beiden Ufern der Alle zur Schlacht; den rechten Flügel hielt der Groß-

fürst Constantin, den linken: Fürst Gotschakow und Kamensky. Bald entbrannte der Kampf auf allen Punkten und es wurde auch hier mit jener mörderischen Hartnäckigkeit gefochten, die diesen Krieg auszeichnet. Erst um Mitternacht schwieg das Feuer und die Franzosen, die nirgend einen Vortheil errungen hatten, waren genöthigt, sich eine Viertel Meile rückwärts auf den Höhen von Bewernik aufzustellen. Am andern Morgen (11. Juni), ließ Benningsen den General Kamensky nach Bartenstein aufbrechen, von wo er, mit Lestocq vereinigt, nach Königsberg marschiren sollte. Er selbst traf eben für die Hauptmacht weitere Dispositionen, als er die Nachricht erhielt, daß er bei Großendorf umgangen und in Gefahr sei, von Königsberg abgeschnitten zu werden. Jetzt entwickelte Benningsen eine eben so rasche und energische, als heilsame Thätigkeit, wodurch es ihm gelang, Napoleons Plan zu vereiteln. Seine Truppen schnell auf dem rechten Ufer der Alle sammelnd, steckte er am Abend um 10 Uhr Lager und Brücken in Brand und marschirte, sofort aufbrechend und nur leicht verfolgt, die ganze Nacht und den nächsten Tag, erreichte so Abends Bartenstein, und nach kurzer Rast wieder aufbrechend, am andern Morgen (13ten) Schippenbeil. Nicht minder war es Kamensky gelungen, sich mitten durch den Feind durchzuwinden und am Frisching-Fluß sich mit Lestocq zu vereinigen.

Eben so rasch aber ging Napoleon zu Werke. Von Heilsberg ohne Säumen aufbrechend, nahm er am 12ten Abends sein Hauptquartier in Eylau, und seine Truppen übersahen von den Höhen der Stadt jene Gefilde,

auf denen sie vier Monate früher einen so furchtbaren Kampf gekämpft hatten. Davoust, Soult (über Kreuzburg) und Mürat rückten nördlich auf Königsberg, — Lannes (über Domnau), Mortier und Ney (über Lampasch) aber östlich auf Friedland vor, und so rasch geschah dies, daß Gallizin und Kollogribow (mit 38 Schwadronen und 16 Stück Geschütz), von Benningsen zur Recognoscirung der Domnauer und Königsberger Straße vorausgeschickt, nicht nur am 13ten schon bei Allenau auf eine feindliche Patrouille stießen, die sie jedoch gefangen nahmen, sondern sogar Friedland bereits vom Feinde besetzt fanden. Auch hier vertrieben sie ihn indeß und retteten die Brücke über die Alle; hierauf besetzte Kollogribow sogleich die umliegende Gegend und ließ die Alle-Übergänge theils bewachen, theils zerstören.

Der Tag von Marengo, der 14. Juni, war kaum angebrochen und die Russische Armee noch im Heranziehen begriffen, als zwischen 2 und 3 Uhr Morgens das feindliche Geschütz bereits zu donnern anfing. Sobald das Russische Heer (70,000 Mann) versammelt war, ordnete Benningsen dasselbe so, daß der rechte Flügel von der obern Ziegelei bis zum Mühlenfließ, der linke von hier bis zur Alle oberhalb Sortlack sich ausdehnten. Unterdeß war seit 2 Uhr des Morgens bereits ununterbrochen gekämpft worden. Auf dem linken Flügel unternahmen die Russischen Jäger wiederholte wüthende Angriffe gegen den Sortlaker Wald, der die Bewegungen des Feindes verdeckte, ohne jedoch etwas Entscheidendes zu erringen. Ebenso wenig waren die kühnen Kavallerie-Angriffe auf dem rechten

Flügel von Erfolg, und das geringe Terrain, welches die ganze Russische Linie durch die hartnäckigste Tapferkeit gegen Posthemen hin gewann, erleichterte in keiner Weise das weitere Vorrücken derselben. So fochten die Massen, viele Menschen opfernd, ohne irgend einen Nutzen den ganzen Tag bis gegen Abend um 5 Uhr, als nach einer kurzen Rast die feindlichen Kolonnen mit Übermacht aus ihrem Versteck, dem Sortlaker Wald hervorbrachen, den linken Flügel der Russen mit einem furchtbaren Kanonenfeuer zurückdrängten, und dann mit solcher Ruhe und Ordnung auf der Todten-Flur vorrückten, daß fast jede Kugel ein Menschenleben vernichtete.* Vergebens ordneten sich die Russen, zwischen zwei Flüssen (Alle und Mühlenfließ) eingezwängt, in Kolonnen; ihre wildesten Angriffe konnten den, durch sein Kanonenfeuer gedeckten Feind nicht aufhalten und sie mußten sich endlich durch Friedland zurückziehen, dessen Vorstädte der Nachtrab, um den Feind zu hemmen, abbrannte. — Zugleich mit dem linken Flügel der Russen war der rechte angegriffen worden; so wüthete das feindliche Kanonenfeuer von allen Seiten kreuzend in den Russischen Linien. Dennoch drang der gelichtete rechte Flügel, im fürchterlichsten Feuer angreifend, vor und brachte wirklich den Feind zum weichen. Aber in demselben Augenblick kam die Nachricht von der Niederlage des linken Flügels, worauf auch der rechte, von seiner Kavallerie gegen den wildnachdringenden Feind geschützt, den Rückzug antrat. Um desto schrecklicher war das Entsetzen, als sie

*Ploto S. 166.

die brennenden Vorstädte Friedlands vom Feinde besetzt fanden. Aber nicht Verzagen, sondern Wuth und Verzweiflung bemächtigte sich bei diesem Anblick der Russen; blind stürzten sie sich der Kugel-Saat entgegen, die der Feind über sie ausschüttete, und zwangen mit einem unbeschreiblich wüthenden Angriffe die Franzosen, aus der Vorstadt zu weichen. Doch schon brannte die Stadt selbst; die Brücken brachen zusammen und die noch immer anrückenden Truppen mußten sich in den Fluß stürzen, um, von dem feindlichen Feuer unablässig verfolgt, Tod oder Rettung zu finden. Nur ein Corps unter dem General Lambert, das den Fluß nicht mehr erreichen konnte, rettete sich im Dunkel der Nacht durch einen Seitenmarsch nach Allenburg, wo es ebenfalls über den Fluß setzte. Solchergestalt war diese verlorene Schlacht für die Russen ruhmvoller, als unzählige Siege es sind, denn nicht ein einziges Corps ward gefangen oder abgeschnitten und kaum 20 Kanonen blieben in den Händen der Feinde. Wohl aber war das tapfere Heer an diesem blutigen Tage um fast 20,000 Mann vermindert worden. — Niedergeschlagen zogen während der mondhellen Nacht die Russen am rechten Ufer der Alle hinauf und setzten dann am nächsten Morgen bei Wehlau über den Pregel, dessen Brücken sie abbrannten. So dem raschnachrückenden Feinde voranmarschierend, gelangten sie am 18. nach Tilsit, durch welches den ganzen Tag Gepäck und Geschütz seinen Zug nahm. Tags darauf überschritt die ganze russische Armee glücklich den Memel und zerstörte, den Feind aufzuhalten, die Brücken dieses Russisch-Preußischen Grenzflusses.

Inzwischen war auch Königsberg von dem Feinde genommen worden. Am 14. Juni hatten Lestocq und Kamensky die Stadt besetzt und die Vorstadt nebst einigen Gebäuden der Umgegend der bessern Vertheidigung wegen niedergebrannt. Doch schon am folgenden Tage erhielten sie Kunde von der Niederlage bei Friedland, und in Folge dessen jeden Entschluß zum Widerstande aufgebend, rückten sie in Eilmärschen über Labiau nach dem kleinen Fluße Schillup und vereinigten sich dort am 17ten mit Benningsen. In Königsberg aber rückte am 16ten Soult ein und befreite, strenge Mannszucht haltend, die bangen Einwohner von den Besorgnissen, die unter den obwaltenden Umständen so natürlich waren. Doch wenngleich von den Gräueln einer Plünderung, blieb Königsberg doch nicht von der Last einer schweren Brandschatzung verschont. Zwei Millionen Thaler mußte es als Contribution dem Feinde zahlen, dem außerdem ungeheure Getreide-Vorräthe und 200 russische Fahrzeuge in die Hände fielen. — An dem Tage, an welchem die Franzosen in Königsberg einrückten, marschirte auch eine feindliche Abtheilung nach Pillau, wo der wackere 70jährige Obrist Herrmann kommandirte, der bei Annäherung der Feinde die Garnison auf dem Markt einen Kreis schließen und in denselben einen Sarg hinsetzen ließ, neben welchen er sich selbst stellte. »Kammeraden,« sagte er dann, »lebendig übergebe ich die Festung nicht; wer mich überlebt, lege meinen Leichnam in diesen Sarg. Wer ein braver Soldat ist, schwöre hier mit mir: Sieg oder Tod!« Dieser heldenmüthigen Gesinnung verdankte Pillau seine Erhaltung.

So war nunmehr in rascher Entwickelung wiederum ein neuer Abschnitt des Krieges beendet worden. Die Franzosen standen unmittelbar an Rußlands Grenzen, (Napoleon hatte sein Hauptquartier in Tilsit), und der Krieg, wenn er fortgesetzt wurde, mußte eine neue Wendung, eine neue Gestalt annehmen, er mußte auf Rußlands Boden geführt, von dem russischen Volke bezahlt und erduldet werden. Die Nothwendigkeit für Kaiser Alexander, bei diesem Wendepunkte einen Entschluß zu fassen, war augenscheinlich, zugleich aber waren die Gründe, welche, dem sieghaften und an Kriegs-Erfahrenheit und Feldherrn-Talenten überlegenen Feinde gegenüber, gegen die Fortsetzung des Kampfes riethen, einleuchtend. Kaiser Alexander begriff seine Stellung vollkommen. Eins aber war, was den Kampf zu enden verbot: das Versprechen, welches Alexander einst geleistet hatte, daß er von dem Preußischen Staate auch nicht ein Dorf nehmen lassen wollte! Und dieses Versprechen hatte er seinem Freunde, einem Könige geleistet, der vor wenigen Wochen die glänzenden Anerbietungen zurückgewiesen hatte, weil sie ihm auf Kosten Rußlands gemacht worden waren. Wenn sich unter diesen Umständen Kaiser Alexander dennoch zum Frieden entschloß, so kann er es nur in voller Übereinstimmung mit seinem Königlichen Freunde gethan haben. Alexanders Seelengröße, die Aufrichtigkeit seiner Freundschaft für den König, das innige Verhältniß, welches nach der Katastrophe zwischen beiden Monarchen fortdauerte, Alles das spricht für unsere Behauptung. Daß aber der König den Kaiser nicht zur Fortsetzung des mehr als zweifelhaften Kampfes drängte,

beweist nicht nur, daß Friedrich Wilhelm wahrhaft groß in das unvermeidliche Unglück sich zu fügen verstanden, sondern daß er auch großherziger und scharfsichtiger als die unzähligen Verzagten jener Zeit die Zukunft zu würdigen gewußt habe, weil er in sich eine Kraft des Willens fühlte, von der er unter Gottes Beistand und mit Hülfe seines Volkes eine ruhmvolle Wiederherstellung erwartete.

Von Alexander beauftragt, ließ Benningsen am 19. Juni Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes durch den Fürsten Bagrathion mit Mürat eröffnen. Napoleon zeigte sich durchaus willfährig, und so ward zwischen Rußland und Frankreich am 21sten, zwischen Frankreich und Preußen aber (Berthier und Kalkreuth) am 25. Juni zu Tilsit ein Waffenstillstand abgeschlossen, den der König Tags darauf in dem Russisch-Preußischen Haupt-Quartier zu Picktupöhnen ratificirte. In dem Russischen Waffenstillstande heißt es: derselbe werde abgeschlossen, um wegen des Friedens zu unterhandeln, deshalb sollten auch, wenn eine Parthei, was Gott verhüte, den Waffenstillstand aufheben wolle, die Feindseligkeiten erst einen Monat nach der Aufkündigung wieder beginnen dürfen. Preußischerseits war nicht nur den Truppen, die sich auf dem Kriegsschauplatz befanden, sondern auch denen in Schwedisch-Pommern (unter Blücher) und in Schlesien, sowie auch den noch nicht genommenen Festungen uneingeschränkte Waffenruhe auferlegt, und dasselbe galt natürlich auf Französischer Seite. —

Entschlossen zum Frieden, trafen die Monarchen nunmehr schleunig solche Veranstaltungen, welche die Erreichung

des vorgesetzten Zweckes am besten zu sichern geeignet waren. Dahin gehörte namentlich eine mündliche Unterredung der kriegführenden Monarchen, um unter dem Beistande persönlicher Eindrücke durch das lebendige Wort die Friedensschöpfung rascher und glücklicher zu Stande zu bringen. Dies veranlaßte jene denkwürdige Zusammenkunft auf dem Niemen, welche, wenn Napoleon die hochherzigen Ansichten und Grundsätze Alexanders getheilt hätte, der Anfangspunkt einer weltgeschichtlichen Epoche hätte werden können, während sie jetzt nur noch den Werth einer zwar interessanten, aber isolirten historischen Thatsache hat. — Mitten auf dem Niemen wurden auf einem gewöhnlichen Holzfloß, das man mit einem Geländer umgeben und in der Eile ein wenig verziert hatte, zwei Pavillons errichtet, wovon jedoch nur einer völlig zu Stande gebracht, und, so viel es Hast und Umstände erlaubten, ausgeschmückt werden konnte. Die Eingänge zu diesem Pavillon, den beiden Stromufern gegenüber, trugen auf je einer Seite die Namens-Chiffre Alexanders und Napoleons. Mittags um 1 Uhr, bei ziemlich starkem Regen, schiffte sich Napoleon nach dem Flosse ein, begleitet von Mürat, Berthier, Bessieres, Duroc und Caulincourt. Einige Minuten später stieß auch der Kaiser Alexander vom Ufer ab; in seinem Gefolge waren der Großfürst Constantin, die Generale Benningsen, Uwaroff, Fürst Labanoff und Graf Lieven. Als der Kaiser den Pavillon betrat, sagte er zu Napoleon: »Sire, ich komme zwar später, aber es ist mir deshalb nicht weniger dringend gewesen, zu kommen!« Hierauf umarmten sich beide Monarchen und be-

gannen dann eine lebhafte Unterredung, während auf diesem Ufer die französische, auf jenem die russische Armee mit jener hohen Spannung, die durch die Überzeugung hervorgebracht war, daß das Leben von Hundert-Tausenden von dieser Stunde abhänge, dem seltenen Ereignisse zuschauten. Nach einem Beisammensein von mehr als einer Stunde trennten sich die beiden Monarchen wieder, und das Resultat ihrer Unterredung gab sich zur Freude Aller in dem Befehle Alexanders kund, daß sein Haupt-Quartier am folgenden Tage nach Tilsit verlegt werden solle, welche Stadt von Napoleon ebenfalls bewohnt und von ihm für neutral erklärt worden war.

Eine noch höhere Wichtigkeit für uns aber erlangt der 26. Juni, weil an diesem Tage, ebenfalls auf dem Niemen, eine Zusammenkunft zwischen dem Könige und Napoleon stattfand. Die ganze Scene war heute feierlicher, großartiger; beide Ufer waren von den Garden besetzt, unter die man aber, ein sicheres Friedenszeichen, hier und dort feindliche Uniformen aller Waffengattungen gemischt sah. Gegen 2 Uhr Mittags schiffte sich Napoleon von denselben Offizieren und dem General Bertrand begleitet, wieder ein, und in demselben Augenblicke stießen von dem jenseitigen Ufer der König an der Seite des Kaisers Alexander nebst ihrem Gefolge ab. Kaiser Alexander beeilte sich, diesmal der Erste im Pavillon zu sein, um seinerseits Napoleon willkommen zu heißen. Die Unterredung dauerte diesmal fast zwei Stunden und was die Monarchen verhandelten, schien die Erfolge der Unterredung vom gestrigen Tage noch mehr zu sichern. Am Abend dieses Tages

hielt Kaiser Alexander seinen Einzug in Tilsit, nachdem die russischen Garden bereits am Nachmittag den für sie bestimmten Stadttheil besetzt hatten. Unter dem Donner der Kanonen ritt Napoleon, von glänzender Suite umgeben, an der Spitze seiner Garden, dem Kaiser Alexander entgegen. Die Garde bildete hierauf in der Straße ein Spalier, durch welches die beiden Kaiser unter jubelndem Zuruf und Musik und Trommelnschall hinritten. Vor Napoleons Wohnung stiegen Beide ab und nahmen daselbst das Abendessen ein. Die beiden Kaiser nebst Constantin und Mürat speisten an einem Tische, am zweiten die Marschälle, unter ihnen auch der Feldmarschall Kalkreuth.

Zwei Tage später traf auch der König in Tilsit ein, stattete Napoleon daselbst einen Besuch ab und speiste bei ihm zu Mittage, bei welcher Gelegenheit der Französische Kaiser sich erhob und den ersten Toast auf das Wohl der Königin ausbrachte. Nach Tische fand ein Manöver statt, welchem die drei Monarchen beiwohnten. Napoleon ritt zwischen Alexander und dem Könige; er ertheilte dem Marschall Davoust, der ihnen entgegengeritten kam, die Dispositionen für die militärischen Übungen, welche ausgeführt werden sollten. Allein, wie sehr Beschäftigungen dieser Art dem Könige sonst zusagen mochten, hier konnten sie nur niederdrückend auf ihn wirken. Auf seinen Schultern allein trug er die ganze Last des Unglücks, und was seinen Kummer vermehrte, war, daß die Königin, ihm das Theuerste auf der Welt, diesen Kummer mit ihm theilte und unter demselben zu erliegen drohte. Doch noch ein andrer Umstand setzte bei diesem Manöver die Fassung des Königs

auf eine harte Probe: er sah hier dasselbe Armee-Corps vor sich, welches einige Monate früher bei Auerstädt gegen ihn gefochten hatte.

Am 5. Juli traf auch die Königin aus Memel in Tilsit ein. Diese erhabene Fürstin sollte nicht den Trost haben, ungestört in ihrer Abgeschiedenheit das Ende der Begebenheiten abwarten zu dürfen. Die Fassung, die sie durch einen heldenmüthigen Kampf errungen hatte, sollte noch einmal auf eine harte Probe gesetzt werden. Und warlich der Kampf war nicht leicht gewesen. Das Tagebuch, das die Königin führte, die Briefe, die sie an ihren erlauchten Vater während der Unglücksperiode schrieb, sind sprechende Zeugen des Gesagten. Wir können nicht umhin, noch einige Augenblicke hierbei zu verweilen. Es war im December des Jahres 1806, als die Königin (in Ortelsburg) die Götheschen Verse:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte."

in ihr Tagebuch schrieb. Wie unendlich schmerzhaft muß der Moment gewesen sein, der eine Königin bewog, solche Verse als den Ausdruck ihrer Lage und ihrer Empfindungen niederzuschreiben! Dennoch sollte wenige Wochen später ihr Unglück sich noch steigern, als sie (in Königsberg) am Nervenfieber darniederliegend, das ihr Leben 14 Tage lang in die augenscheinlichste Gefahr versetzte, plötzlich wegen Annäherung der Feinde zu neuer Flucht genöthigt war, und an einem trüben, feuchten Wintertage (zu Ende Decembers) über den Strand nach Memel gebracht werden

mußte. Nur eine so fromme Dulderin, wie sie, konnte todtkrank, in Betten eingehüllt und im Wagen liegend, die zweitägige Reise ohne Klage, ohne Murren machen. Aber ihre Ergebung, ihr frommes Gottvertrauen, fanden ihren Lohn schnell. Grade die Reise, von der man das Schlimmste befürchtete, beförderte die Genesung der Königin, und als ihr nach wenigen Tagen der König, ihre Kinder und lieben Verwandten nach Memel folgten, fanden sie die ihnen Allen so unbeschreiblich Theuere bereits außer Gefahr. Selbst Freuden wußte ihr edles Herz mitten im bittersten Leid zu finden. Aus den, vom Feinde besetzten Provinzen gingen einzelne Nachrichten ein, welche das hohe Königspaar überzeugten, daß die Nation noch mit ungeschwächter Liebe an ihnen hänge und nur mit tiefem Schmerz und nothgedrungen diese Liebe verberge. Noch zahlreichere Beweise von Treue und Hingebung empfingen sie von den redlichen Bewohnern Preußens und Litthauens, von denen sie wie Vater und Mutter von ihren Kindern verehrt und geliebt wurden.

Als nach der Schlacht bei Eylau die Königliche Familie nach Königsberg zurückgekehrt war, lernte* die Königin dort den würdigen Borowski und den jugendlichen Greis Scheffner kennen und unterhielt sich oft mit Beiden. »Der wahre ächt-christliche Sinn des Ober-Kanzlei-Raths Borowski, sowie die Einfachheit seines Wesens zogen die Königin sehr an; sie sprach gern mit ihm über religiöse und sittliche Gegenstände, sowie Scheffners Eifer für

*Die Königin Louise rc. Berlin 1814, S. 56.

alles Gute und Schöne und seine mannigfaltigen Kenntnisse ihr eine angenehme Unterhaltung gewährten, die sie sehr zu würdigen wußte. Er wurde oft berufen der Königin vorzulesen und von ihr aufgefordert, sie mit den besten Erzeugnissen unserer Literatur, die ihr entgangen sein könnten, bekannt zu machen. Eine hervorstechende Eigenschaft in Scheffners biederem Charakter, seine Freimüthigkeit, zog die Königin, der Wahrheit über Alles ging, sehr an und stärkte ihr Vertrauen zu dem würdigen Greise, den sie bis an ihr Ende sehr hochachtete. Von den andern Personen in Königsberg, welche die Königin oft umgaben, nennen wir nur die Gräfin Dohna von Finkenstein, welche von der Königin sehr verehrt wurde, wie sie auch den reinen Patriotismus, welcher das Herz dieser würdigen Frau erfüllte, sehr hoch hielt. Sie pflegte dieselbe in Ansehung ihrer vier Söhne, welche für das Vaterland gefochten und noch zu fechten wünschten, die spartanische Mutter zu nennen, indem sie behauptete, daß bei der zärtlichsten Mutterliebe und treusten Sorgfalt für ihre Söhne, das Vaterland in jeder Lage ihr noch über das Leben dieser Söhne gehen würde.

Was die Königin in der Zeit ihres Aufenthalts in Königsberg oft sehr bewegte, ihre ganze Theilname erregte, war die große Anzahl der verwundeten Krieger, welche dort angehäuft waren. Sie gedachte in der Folge oft und mit großer Rührung aller derer, die sich durch Pflege und Sorgfalt für diese treuen Opfer ihrer Tapferkeit ausgezeichnet hatten.«

Als später (im Mai) der edle Blücher nach Schwedisch-

Pommern ging, nahm die Königin diese Gelegenheit wahr, an den Herzog, ihren Vater zu schreiben, und wir lassen diesen Brief nebst einigen andern als ein kostbares Andenken an die Unvergeßliche hier um so lieber folgen, als sie überdies ein treuer Abdruck ihrer reinen Seele sind:

»Geliebter Vater! schreibt sie, die Abreise des Generals Blücher giebt mir Gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück und wie viel habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet.«

»Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt und von welchem die Reserve-Bataillons, die erst seit Monaten organisirt sind und theils erst vorgehen, theils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind, — alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch einmal Alles gut gehen und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Wein und Fleisch im Überfluß reichen, sie wollen von keiner Übergabe sprechen hören; sie wollen lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an dem König handeln, ebenso halten sich Kolberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen. — — Doch genug von den vergangenen Übeln, wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht

verlassen. — Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer; nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt.

Louise.«

Nach dem Falle Danzigs, da Königsberg wiederum und näher als früher bedroht ward, kehrte die Königin (Anfangs Juni) nach Memel zurück und war nun wieder mit ihren Kindern vereinigt, die, da ihre Abwesenheit nur von kurzer Dauer sein sollte, dort geblieben waren. Auch der König kam nach Memel, um seine Theuern zu sehen, und als er eben zur Armee zurückkehren wollte, erhielt er die Nachricht von der Schlacht bei Friedland. Jetzt, da die letzte Stütze gebrochen war, schrieb die unglückliche Monarchin an ihren Vater (Memel den 17. Juni):

»Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder aufs Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen

Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehn in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns, — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklaven-Ketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volk Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache.« —

»Durch die unglückliche Schlacht bei Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des

Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen sein Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. Noch eins zu Ihrem Trost, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeit. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gottlob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin

Louise.«

Einige Tage später (24. Juni) schrieb die Königin:

»Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen und es ist von Russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden.

Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein; Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine feste Basen. Also Alles von Dir dort

oben, Du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brod und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsrerseits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19ten mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind sie in Tauroggen, nur ein Paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige

Louise.«

Dies sind die Worte der unglücklichen Fürstin, Worte, deren erhabenem und rührendem Eindruck kein unverdorbenes Gemüth widerstehen kann, Worte, die als der Ausdruck ächter Seelengröße und ungetrübter Reinheit, inniger Wehmuth und wahrhaft frommer Resignation, allein schon jene begeisterte Liebe und Verehrung zu rechtfertigen im Stande sind, welche der Königlichen Frau von ihrem

Volke erwiesen wurden, und welche den Manen der Unvergeßlichen noch heute im frommen Andenken bewahrt werden.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Friede.

Die Friedens-Unterhandlungen begannen und dem Heldenmuth der Königin wurden neue Opfer abgefordert.* Den König empörte Napoleons geringschätziger Übermuth und der Mißbrauch, den er von seiner Gewalt machte. — Edel, würdevoll und stolz gegenüber dem kleinlichen Hochmuth, konnte der König sich nicht entschließen, dem Sieger den gewohnten und begehrten Tribut der Schmeichelei darzubringen. Um desto mehr ward Napoleon's Empfindlichkeit gesteigert, um desto offener zeigte er sie. Unter diesen Umständen glaubte die Umgebung des Königs, die Unterhandlungen könnten durch die Gegenwart der Königin erleichtert, und ein minder unglücklicher Friede erwirkt werden. »Die Königin ward verlangt und sie kam. Mit der Ergebenheit eines frommen Gemüths, welches in jeder Lage des Lebens nur seiner Bestimmung nachzukommen und seine Pflicht zu erfüllen strebt, trat sie die Reise nach dem Hauptquartier an. Eine gewöhnliche Frau hätte vielleicht gemeint, es sei unter ihrer Würde, beinahe bittend vor einem Mann zu erscheinen, welcher sie persönlich so

---

*Siehe das angeführte Werk, S. 64.

beleidigt hatte. Allein die Königin hatte durch die Erhabenheit und Reinheit ihres Charakters das Recht zu glauben, daß ihr Anblick allein ihren Feind beschämen würde und ihm das Gefühl geben müsse, wie sehr er sie verkannt habe. In ihrem schönen Gemüth lag es nicht zu wissen, daß es Menschen giebt, welche ihre Beleidigungen zu vergrößern sich bestreben, in dem Maaß wie es ihnen an Edelmuth fehlt, ihr Unrecht anzuerkennen, und an Eigenschaften, es wieder gut zu machen. Es war ihr nicht möglich vorherzusehen, daß ihre Reise nach Tilsit ganz ohne Wirkung und ohne günstigen Erfolg sein werde. Die Königin, indem sie als Gattin, als Mutter ihrer Kinder und ihres Volkes sprach, konnte, ohne sich zu entwürdigen, beinahe bittend vor den französischen Kaiser treten. — So schmerzhaft ihr auch diese Aufgabe sein mußte, so überwand die Liebe und der Eifer für das Gute, welches sie zu erlangen hoffte, jede Abneigung gegen diese Reise, von der ein Herz, wie das i h r i g e, einen guten Erfolg hoffen durfte. Wie sich die Königin zu dieser Reise bestimmt und was sie auf dem Wege von Memel nach Tilsit empfand, hat sie in ihr Tagebuch niedergeschrieben; Personen, welche dieses Tagebuch gelesen haben, sind davon so gerührt als erhoben worden. Vollkommen mit sich selbst einig, ging sie nach Tilsit.«

N a p o l e o n ließ die unglückliche Monarchin in einem prachtvollen achtspännigen Staatswagen unter einer äußerst zahlreichen und glänzenden Bedeckung von den Dragonern der Garde einholen; er empfing sie mit allen jenen Zeichen von Achtung und Aufmerksamkeit, welche

ihrem Stande gebührten; allein jene Rücksichten, welche ihr Unglück erforderte, beobachtete er nur schlecht. »Als die Königin in das für sie zubereitete Absteigequartier gekommen war, besuchte sie der französische Kaiser. Den ersten Augenblick eines solchen Besuchs würdig zu bestehen, war in der Lage der Königin keine leichte Aufgabe. Mit einer großen Feinheit des Verstandes und desjenigen Taktes, welchen nur ein großes Gemüth geben kann, empfing sie den Kaiser, indem sie es beklagte, daß er eine so schlechte Treppe zu ihr hinaufzusteigen genöthigt gewesen, und fragte ihn nachher, wie das nördliche Klima während des Winters seiner Gesundheit bekommen wäre. Später erst sagte ihm die Königin den Zweck ihrer Reise; sie sei gekommen ihn zu bewegen, Preußen einen leidlichen Frieden zu bewilligen. Der Erfolg hat gelehrt, wie diese Äußerung aufgenommen wurde. Einen ritterlichen Sinn hatte der französische Kaiser nicht; von allen Eigenschaften fehlte diese ihm am meisten, also mußte wohl bei ihm die Verwendung einer edlen Frau zu einem edlen Zweck fruchtlos bleiben. Es würde schwer und beinahe unmöglich sein, eine Auswahl unter den verschiedenen Fragen und Gegenständen der Unterhaltung zu treffen, welche Napoleon in einer Art hinwarf, als geschähe es absichtlich, um Verlegenheit zu erregen; sie zeigen alle von seinem Übermuth, von der Kleinartigkeit seiner Seele und vom gänzlichen Mangel aller sittlichen Würde, wogegen die Antworten der Königin ihren edlen und richtigen Sinn offenbaren.« So fragte Napoleon unter andern mit hochmüthigem Tone: »Aber wie konnten Sie es wagen, mit mir Krieg anzu-

fangen?« Die Königin antwortete: »Sire, dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, falls wir uns überhaupt getäuscht haben.« Die Folgezeit hat dem Truge der hochmüthigen Frage die Wahrheit der edlen Antwort gegenübergestellt. Der Aufenthalt der Königin zu Tilsit verlief übrigens unter mancherlei Festlichkeiten, wie solche von den Umständen geboten wurden, wohin namentlich (am 6. Juli) ein grosses Diner bei Napoleon gehört, welchem auch die Königin beiwohnte. Die kurze Zeit der Muße, die ihr blieb, brachte sie mit dem Könige in Piktupöhnen zu, und Beide kehrten, sobald die Unterhandlungen zum Schlusse gediehen waren, nach Memel zurück, woselbst sie am 11. Juli wieder eintrafen.

Das Unglück jener Zeit konnte nicht anders, als mit einem unglücklichen Frieden schließen, zugleich aber konnte, wer die Umstände recht würdigte und nicht von Zagheit verblendet war, voraus wissen, daß dieser Friedensschluß für Preußens Geschichte nur provisorisch sein werde.

Fürst Talleyrand französischerseits, Feldmarschall Kalkreuth und Graf von der Golz, Gesandter am Russischen Hofe, preußischerseits, schlossen am 9. Juli zu Tilsit den Frieden, dessen wesentlicher Inhalt folgender ist:

1) Dem Könige werden zurückgegeben: der Theil des Herzogthums Magdeburg, der auf dem rechten Ufer der Elbe liegt; die Mark Priegnitz, die Uckermark, die Mittel- und Neumark von Brandenburg, mit Ausnahme des Cottbusser Kreises in der Niederlausitz; das Herzogthum Pommern; Ober-, Unter- und Neuschlesien mit der Grafschaft Glatz; der Theil des Netz-Distriktes, welcher im Norden

der Straße von Driesen nach Schneidemühl, und im Norden einer Linie liegt, die von Schneidemühl über Waldau zur Weichsel geht, und an den Grenzen des Bromberger Kreises hinläuft; Pommerellen; die Insel Rogat, im Westen von Alt-Preußen, und im Norden des Kulmer Kreises; das Ermeland; das Königreich Preußen, wie es am 1. Januar 1772 beschaffen war, mit den Plätzen: Spandau, Stettin, Küstrin, Glogau, Breslau, Schweidnitz, Neisse, Brieg, Kosel und Glatz, und überhaupt alle Plätze, Citadellen, Schlösser und Forts der obengenannten Länder, in ihrem gegenwärtigen Zustande.

2) Der König erkennt Joseph Napoleon als König von Spanien, Ludwig Napoleon als König von Holland, und Hieronymus Napoleon als König von Westphalen an. — Ebenso den Rheinbund, den Besitzstand jedes souverainen Mitgliedes desselben, und die Titel, welche Einzelne erhalten haben; nicht minder die Mitglieder, welche noch beitreten werden und deren Titel. 3) Der König tritt alles Land, welches er beim Ausbruche dieses Krieges zwischen dem Rhein und der Elbe besessen, ab, stellt es mit allem Eigenthums-Recht und Souverainität zu Napoleons Verfügung und verspricht die Dispositionen, welche Napoleon darüber treffen wird, anzuerkennen; alle dieser Bestimmung zuwider laufende frühere Verträge sind aufgehoben; der Cottbusser Kreis wird an Sachsen abgetreten; ebenso alle Provinzen, die früher zu dem Königreich Polen gehörten, mit Ausnahme des Ermlands und des Landes in Westen von Altpreußen, in Osten von Pommern und der Neumark, im Norden des Kulmer Kreises nebst einer Linie,

die von der Weichsel über Waldau nach Schneidemühl geht und längs den Grenzen des Bromberger Kreises und der Straße von Schneidemühl nach Driesen hinläuft; diese Provinzen nebst Graudenz und den Dörfern Neudorf, Parschken und Swierkorzy verbleiben bei Preußen. Dagegen tritt der König Danzig ab; aus den in Polen abgetretenen Provinzen wird das Herzogthum Warschau unter der Souverainität des Königs von Sachsen gebildet; zur Verbindung dieses Herzogthums mit dem Königreich Sachsen, bewilligt der König von Preußen eine Militär-Straße durch seinen Staat; die Schifffahrt auf dem Netzfluß und dem Bromberger Kanal von Driesen bis zur Weichsel ist zollfrei; Danzig wird eine freie Stadt unter dem Schutze des Königs von Preußen und des Königs von Sachsen; Stadt, Hafen und Gebiet von Danzig bleiben, so lange Frankreich mit England Krieg führt, für die Engländer gesperrt; allen Theilnehmern an den politischen und militärischen Ereignissen des letzten Krieges, aus den ehemals polnischen Provinzen, sowie den Mitgliedern der Bürgergarde in Berlin während der feindlichen Occupation rc. wird Amnestie zugesichert; bis zum vollständigen Frieden Frankreichs mit England bleiben alle Preußischen Ströme und Häfen für die Engländer verschlossen, und eben so wenig darf aus den Preußischen Häfen eine Sendung nach den Brittischen Inseln gemacht werden; über die Details der Civil- und Militär-Verwaltung der dem Könige zurückgegebenen Länder rc. soll sofort eine Übereinkunft entworfen werden. — Die Ratifikationen dieses Friedensschlusses wurden am 12. Juli zu Königsberg ausgewechselt,

und an demselben Tage wurde von Berthier und Kalkreuth die letzterwähnte Übereinkunst, wesentlich folgenden Inhalts, abgeschlossen: Die Franzosen werden Preußen bis zum 1. Novbr. räumen, in Stettin aber werden fürs Erste noch 6,000 Mann Franzosen bleiben; eine eigne Kommission soll durch Grenzpfähle die Grenzen Danzigs und des Herzogthums Warschau gegen Preußen bestimmen; alle Bestimmungen zu Preußens Gunsten, (die Rückgabe der Festungen 2c.) werden nur dann zur festgesetzten Zeit in Erfüllung gebracht, wenn bis dahin alle seit dem 1. Novbr. 1806 auferlegte und beim Friedensabschluß anerkannte Kontributionen bezahlt sind.

Dies war der unselige Friede, der den unseligen Krieg endete! Um die Hälfte seiner Länder beraubt, von seinen Unterthanen gewaltsam getrennt, in seinen heiligsten Rechten gekränkt, durch den schonungslosen Übermuth des Siegers in seinen innersten und theuersten Gefühlen verletzt, welchen unendlichen Schmerz mußte der beste König empfinden, als er diesen Frieden unterzeichnete! Aber während unbeschreiblicher Kummer sein Herz durchzuckte, welche Entschlüsse für die Zukunft mögen in dem verhängnißvollen Augenblick der Unterschrift seine große Seele durchwogt haben! Wie mag er, in seinem frommen Gottvertrauen, erhaben über den eitlen Triumph des herzlosen Siegers, stark durch die hellste Lauterkeit seiner Seele und durch die Kraft seiner reinen Grundsätze, von einer Ahnung jenes glorreichen Triumphs durchbebt gewesen sein, den einst zu feiern er berufen war! Darum litt er, wie ein Heldenkönig, Er, größer im Unglück als sein Feind

im Glück, keines Trostes bedürftig, als dessen, den seine Tugend und seine Frömmigkeit ihm gewährten!

Einige Wochen nach dem Abschluß des Friedens erließ der König an die abgetretenen Provinzen und Gebiete* folgende Abschieds-Proklamation:

»Ihr kennt geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, Meine Gesinnungen und die Begebenheiten des letzten Jahres! Meine Waffen erlagen dem Unglück, die Anstrengungen des letzten Restes Meiner Armee waren vergebens. Zurückgedrängt an die äußersten Grenzen des Reichs, und nachdem Mein mächtiger Bundesgenosse selbst zum Waffenstillstand und den Frieden sich genöthigt gefühlt, blieb Mir nichts übrig, als dem Lande Ruhe nach der Noth zu wünschen. Der Friede mußte so, wie ihn die Umstände vorschrieben, abgeschlossen werden! Er legte Mir und Meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten Opfer auf; was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos! Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern! Ich entlasse Euch aller Unterthanen-Pflicht gegen Mich und Mein

* Altmark, jenseits der Elbe, Cotbus, Magdeburg jenseits der Elbe und Mannsfeld, Baireuth, Hildesheim und Goslar, Paderborn, Halberstadt und Werningerode, Münster, Minden, Ostfriesland, Eichsfeld, Erfurt, Quedlinburg, Grafschaft Mark, Essen, Elten und Werden, Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Lingen, Mühlhausen, Treffurt rc., Blankenheim, die Stadt Danzig und der abzutretende Theil von dem Culmischen Gebiet; nicht aber an die Polen, denn der König wollte, wie immer, daß seine Worte Wahrheit seien.

Haus. Unsere heißesten Wünsche für Euer Wohl begleiten Euch zu Eurem neuen Landesherrn; seid Ihm, was Ihr Mir waret. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen vertilgen!

Memel den 24. Juli 1807.

Friedrich Wilhelm.«

Diese treuen Vaterworte des Königs fanden allenthalben eine Erwiederung, wie sie sie verdienten und wie sie derjenigen würdig war, an welche der gute König seine Trauer- und Liebesworte gerichtet hatte. Das in plattdeutscher Sprache abgefaßte Antwortschreiben der Bewohner des Niedersächsischen Westphalens ist in seiner naiven Treuherzigkeit, Offenheit, Wahrheit und Innigkeit so rührend und zugleich in seiner Originalität so merkwürdig, daß wir nicht umhin können, es unsern Lesern mitzutheilen. Es lautet:

An den König Frederich Wilhelm den Goden.

Dat Hart wol uns breken, as wi Dinen Avsgeed van uns lesen, un wi können uns nog hüde nig oeverreden, dat wi uphoeren sgoelt, Dine trowen Unnerdanen to sin, wi — de Di jümme so leev haaden.

So war wi levt, t'is nig Dine Schuld, dat de Generale un Ministers na dem Erlag bi Jena to bedonnert un to verbistert weren, um de verstrüweten Sgaren to uns hertostüren, un se, mit unsen Landknegden verenet, to'm nejen Kamp optorupen. Liv un Leven hädden wi daran wagt. Den Du must nig twifeln, dat in unsen Adern dat Blod der olen Cherusker nog fürig flüt, un wi nog stolt darup sünd, Herrmann un Wittekind unse Landslüde to nömen. Op unsem Grunde ligt dat Winfeld, vor unse Voerfaren de Finde, de

dat düdisge Rik verwösten wullen, so slogen, dat se dat Upstan vergaten.

Wi hädden seker dat Vaterland reddet; den unse Landknegde hevt Mark in den Knoken, un ere Selen süud nog nig anfreten. Unse Wive sögt sülvst ere Goeren (Kinder), unse Dögter sünd kene Modeapen un de Tidgest hat oever uns sine Pestlugt nog nig utgoten. Intüsken koen wi der Sulvwold des Nodlods (Schiksals) nig entgan. Og!

Leve wol ole gode Koenig! God geve, dat de Oeverrest Dines Landes, Di trouwere Generale un klökere Ministers finden late, as de weeren, di Di bedrövden. Eren Rad mosdest Du towilen wol folgen: den Du bist nig alwetend, as de grote Geest de Welden.

Koen wi upstan tegen den isernen Arm det Nodlots? Wi moet al düs met manliken Mod tolaten, wat nig in unsem Vermoegen is to ändern. God stah uns bi.

Wi hopen, dat unse neje Her ward ok unse Landesvader sin, un unse Sprake, unse Seden, unsen Gloven un unsen Borgerstand even so erhollen un agten, as Du, gode leve Koenig et altid dan hast. God gebe Di Freden, Sundhed une Fröde! Wesen sün wi heet di Dinen.

Aber nicht blos durch solche und ähnliche Worte bewiesen die Unterthanen der abgetretenen Länder ihre Liebe zu ihrem vortrefflichen Könige. Überzeugender noch, als das, was sie sagten, war was sie thaten. Schaarenweise verließen sie den heimathlichen Heerd und wanderten, um ihres lieben Königs Unterthanen zu bleiben, in die bei Preußen verbliebenen Provinzen ein, hier mit kümmerlichem Unterhalt sich begnügend und meist um das bloße Brod, ohne allen weitern Lohn, auf Edel- und Bauerhöfen als Knechte arbeitend. So ehrten die Treuen durch ihre Treue sich, denn sie zeigten, daß sie den König in seinem hohen Werthe

erkannt hatten, — und den König, denn er war solcher Hingebung würdig. Er und seine erhabene Gemahlin theilten den tiefen Schmerz derer, von welchen sie so geliebt wurden. Wie einst die brittische Königin Maria von dem verlorenen Calais, so sagte Louise oft von Magdeburg: »Wenn man mir das Herz öffnen könnte, man würde mit blutigen Zügen den Namen Magdeburgs darin lesen.« — Aber auch im tiefsten Schmerze verließ sie der Trost nicht, den wahre Seelengröße und ächte Frömmigkeit gewähren. So schrieb sie an ihren erlauchten Vater gleich nach dem Friedensschlusse:

»Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzhaften Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher; nach Eylau hätte er einen vortheilhafteren Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen, — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube!«

So erkannte die erhabene Fürstin in dem Spiegel ihrer reinen Seele, in Ahnungen, welche aus der unerschütterlichen Überzeugung hervorgingen, daß das Böse nicht bestehen und das Gute nicht dauernd unterliegen könne, prophetisch das Glück einer glänzenden Zukunft, deren Ein-

tritt sie selbst leider nicht erleben sollte. Auch als der Frieden selbst die Leiden noch nicht endete, als Napoleon, dem geschlossenen Vertrage zuwider, das Land nicht, wie er versprochen, räumte, als er immer deutlicher zeigte, daß er nun Sieger geworden, um Despot zu sein, auch da verlor die erhabene Fürstin den Muth nicht, auch da noch fand sie Trost in den frommen und weisen Grundsätzen, die sie mit ihrem Königlichen Gemahl theilte. »Dulden, das war ihre Überzeugung,* dulden müsse man das Unvermeidliche, und es ertragen mit Geduld und Weisheit; aber darum dürfe man doch nimmer das Böse gut heißen, weil es einmal da ist. Alle persönliche Beleidigungen und Kränkungen, alles durch das Böse zugefügte persönliche Ungemach müsse man stark ertragen und — verzeihen; nie aber dürfe uns Gleichgültigkeit gegen das Princip des Bösen selbst abstumpfen. Was das Schicksal auferlegt, ertrage man mit Kraft, aber auch mit Weisheit. In Allem beobachte man den großen Gang der Weltgeschichte, vergönne der Zeit die Zeit zum Reifen, und bis dahin schweige und dulde man und greife nicht, durch vorzeitiges Handeln, thöricht und nutzlos in das Rad des Schicksals. Die gute Zeit werde kommen so gewiß, als das Reich des Bösen, so mächtig es auch begründet schien, doch nimmer dauern könne und die Wahrheit den Sieg endlich wieder erringen müsse!« — So dachte die Fürstin im Unglück, Gedanken wahrhaft würdig einer Königin, würdig einer Christin! — Jemehr aber sie auch hierin,

---

* Königin Louise S. 69.

wie in Allem, mit ihrem Königlichen Gemahle übereinstimmte, desto reicher und zuverlässiger war der Trost, den sie daraus schöpfte. So schrieb sie unter andern an den Herzog, ihren Vater: »Ich lese viel und denke viel und mitten unter Leiden giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin; es ist wahr, daß die Menschen keinen Antheil daran haben, in meinem Innern bereitet sich Alles. Von äußern Dingen ist es allein die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle Begegnung, welche mein Glück ausmachen. — Der König ist herzlicher und besser als je für mich; großes Glück und große Belohnung nach 14jähriger Ehe.«

Wie die Königin duldend das Unglück trug, auf die Kraft ihrer großen Seele gestützt, und die schmerzhaften Wunden mit dem Balsam der Tugend, der Frömmigkeit und Liebe lindernd, so auch der König. Ihm aber war noch eine andere mächtige Tröstung bereitet: die, welche aus weisem Handeln, aus unbeschränkter Pflichterfüllung entsprießt. Nicht zum Trotzen war jetzt die Zeit, nicht zum ungeduldigen Widerstreben und Gegenkämpfen; wohl aber zum stillen Wirken, zum vorsichtigen, besonnenen Vorbereiten, zum Stählen und Kräftigen, daß einst, wenn die Stunde gekommen wäre, Alles rüstig sei und fertig, die Ernte des Glückes zu mähen. Und der König, wie er nicht verkannte, was ihm oblag, so säumte er nicht einen Augenblick, das große Werk zu beginnen. Was er gethan und wie er es vollbracht, bleibt den folgenden Blättern aufbehalten. Hier endigen wir nicht ohne das Gefühl einer tiefen schmerzlichen Wehmuth, denn ob wir

auch das hohe Paar stark finden im Leiden und wohl wissen, welche glänzende Sonne, des Aufgangs harrend, hinter den Wolken sich birgt, so können wir doch nicht ohne Kummer von einer Zeit scheiden, die des Leid's eine so unsägliche Menge gebracht, — die in dem Leben des herrlichen Königspaars jene zarten und köstlichen Blüthen zerstört hat, welche nie wieder sprossen, wo einmal ein gewaltiges Unglück gewüthet, — die endlich, das Erschütterndste von Allem, nur allzuwahrscheinlich in das Herz der Königin den Keim des Todes geworfen hat, welcher ein so reiches, ein so herrliches Leben in seiner schönsten Blüthe vernichten sollte. — Dagegen erhebt uns das stolze Gefühl, daß wir den König und die Königin aus der Zeit der Prüfung groß und bewährt hervorgehen sehen und darin mit freudiger Genugthuung eine neue Rechtfertigung der heißen Gefühle finden, von welchen wir für sie durchdrungen waren, so lange sie lebten, und mit denen wir noch jetzt ihr Andenken heiligen.

Wir beschließen diesen Band mit dem Bewußtsein, der Nachsicht der Leser zu bedürfen und wir bitten um dieselbe, weil wir glauben, daß die Aufrichtigkeit unseres Strebens und die Schwierigkeiten, die Niemand verkennen kann, uns solcher Nachsicht empfehlen. Damit aber wollen wir nicht das Urtheil Sachkundiger zurückweisen; wir bitten vielmehr um dasselbe noch dringender, als um Nachsicht. Jede Belehrung wird uns dankbar willkommen, jeder gerechte Tadel ein Sporn sein, ihm für die Folge auszuweichen. Einen

Vorwurf aber weisen wir vorweg auf das Entschiedendste
urück: den, daß wir die Rolle eines Panegyrikers übernom-
ten hätten. Indem wir der Pietät ein ausgedehntes
Recht einräumten, fehlten wir gewiß weniger, als wenn
vir uns auf den rein historischen Standpunkt gestellt
ätten. Friedrich Wilhelm III und Louise gehören
och nicht der Geschichte an, eben weil sie noch unseren
Herzen angehören. Einen Standpunkt aber haben wir un-
errückt festgehalten, den der Wahrheit. Wo sich Irr-
hümer finden, täuschten uns die Quellen, deren Mangel
ndrerseits manche Auslassung bewirkte. Doch werden wir
Ergänzungen und Berichtigungen, z. B. die ächte Instruk-
ion an Köckeritz, deren Veröffentlichung wir der Aller-
öchsten Gnade Sr. Majestät unseres Königs verdanken,
em Schlusse des Werkes als Anhang beifügen.

Hier will ich zugleich allen denen meinen innigen Dank
arbringen, welche mich wohlwollend bei diesem Werke un-
rstützen. Außer dem Herrn Major Blesson, habe ich
 dieser Rücksicht namentlich noch den Herrn Registrator
idicin, sodann den Hofschauspieler Herrn Ludw. Schnei-
er, und endlich die Herren Kustoden der Königl. Biblio-
ek zu nennen. Alle diese Herren haben mich theils durch
Mittheilungen, theils durch Darreichung oder Nachweis
terarischer Hülfsmittel zum lebhaftesten Danke verpflich-
t, und indem ich ihnen denselben hiermit öffentlich ab-
atte, wünsche ich sehnlichst, daß mir auch von andern Seiten
eich wohlwollende Unterstützung zu Theil werden möge.

Ende des ersten Bandes.



NICOLAUS I.

Kaiser v. Rußland.

